NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

BULLETIN

DE LA SOCIÉTÉ NÉOPHILOLOGIQUE DE HELSINKI

DREIUNDFÜNFZIGSTER JAHRGANG

1952

HERAUSGEBER

ARTHUR LÅNGFORS

Professor em. der romanischen Philologie

PEKKA KATARA

Professor em. der deutschen Philologie

SHL
WITHDRAWN

NEUPHILOLOGISCHER VEREIN IN HELSINKI
FINNLAND

INHALTSVERZEICHNIS

Aufsätze

Seite

Aalto, Pentti, Zur Etymologie von *Ulan* 3
Biese, Y. M., Notes on the Use of the Ingressive Auxiliaries in the Works of Shakespeare 9
Bramwell, James, *Kubla Khan* — Coleridge's Fall? 449
Deschamps, J., Die mittelniederländischen Übersetzungen der *Dialoge* Gregors des Grossen 466
Erämetsä, Erik, Notes on Richardson's Language 18
Frings, Theodor, u. *Linke, Elisabeth*, Das Lehnwort in *Morant und Galie* 20
Giese, Wilhelm, Gian Fontana als Meister der Novelle 54
Holthausen, Ferdinand, Beiträge zum mittelniederdeutschen Wortschatz 81
Jaatinen, Martta, Dialogi Gregori nach der Hs., Theol. germ. 11 der Stadtbibliothek Lübeck 82
Kalima, Jalo, Zum Suffixaustausch im Russischen 115
Långfors, Arthur, A propos de Rutebeuf, II 118
—»— Le pays du trouvère Jehan d'Esquiri 471
Lewy, Ernst, Episches: eine Geschichte J. Gotthelf's 129
Linke, Elisabeth, s. *Frings*.
Magoun, Francis P., Jr., Víga Glúmr's Equivocal Oath 401
Maurer, Friedrich, Zu den Liedern Friedrichs von Hausen .. 149
Mitzka, Walther, Die Hessen und der Hassegau in Ostfalen .. 170
Niekerken, W., Wechsel der nd. Vokalart durch Änderung in der Lautdauer (Vokalumstufung) 185
Ochs, Ernst, Mhd. *ez sprichet* 212
Öhmann, Emil, Die mittelniederländischen Verba auf *-ont*. Ein Beitrag zur Geschichte der Lehnprägung 213
Pennanen, Esko, On the Date of Ben Jonson's *A Tale of a Tub* 224
Räsänen, Martti, Dtsch. *Bier* usw. 240
Raun, Alo, Zu den Präverben im Estnischen 242
Rooth, Erik, Ist die Form *us* im Ripuarisch-Moselfränkischen »ingwäonisch»? 258
Rosenfeld, Hans-Friedrich, Nd. *Buddel*, Hd. *Flasche* 'Tölpel, Dummkopf'; It. *fiasco* 'Misserfolg', Franz. *bouteille* 'Fehler, Schnitzer', I 277
Ruelle, P., Noël Dupire *in memoriam* 473
Schreinert, Kurt, Die niederdeutsche Dichtung Alt-Livlands: eine Skizze 287
Toivonen, Y. H., Einige Lehnwörter 322
Valli, Erkki, Das Verhältnis des Claus Cranc zu Nikolaus von Lyra 331
Wolff, Ludwig, Von der lyrischen Bedeutung der Strophenform bei Walther von der Vogelweide 338

Besprechungen

Abrahams, Henrik, Études phonétiques sur les tendances évolutives des occlusives germaniques (*Antti Sovijärvi*) 382

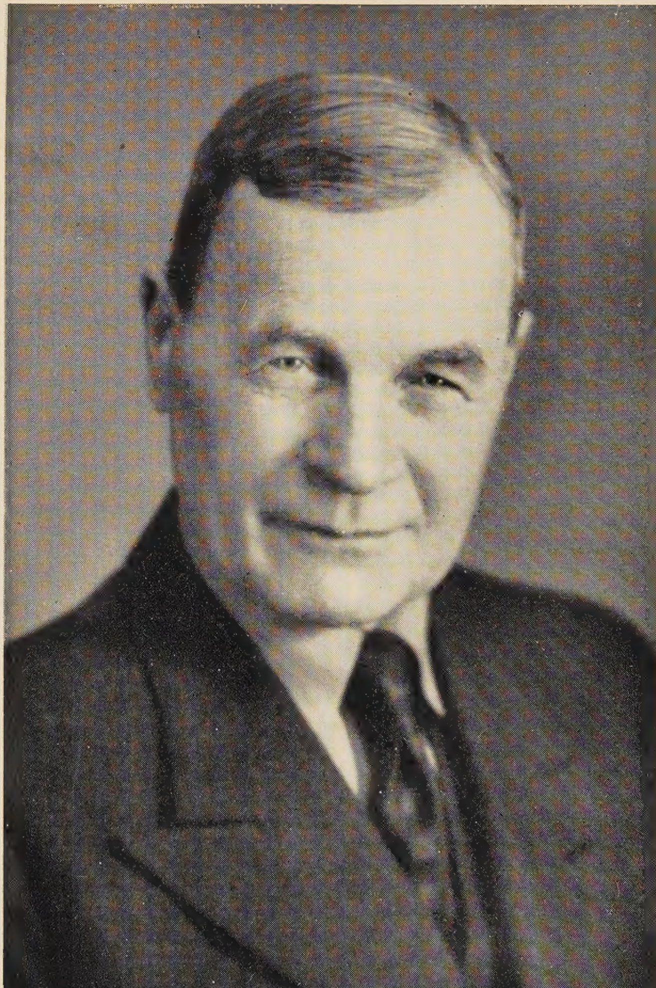
Seite

Bossuat, Robert, Manuel bibliographique de la littérature française du moyen âge (*Arthur Långfors*) 474
Boutière, Jean, et *Schutz, A.-H.*, Biographies des troubadours (*Arthur Långfors*) 411
Branca, Vittore, Prima diffusione del *Decamerone* (*Tauno Nurmela*) 372
Cerverí de Girona, s. *Riquer, Martín De.*
Chiappelli, Fredi, Studi sul linguaggio del Machiavelli (*Roberto Wis*) 395
Erämetsä, Erik, A Study of the Word *Sentimental* and of Other Linguistic Characteristics of Eighteenth Century Sentimentalism in England (*O. R. Reuter*) 379
Focillon, Henri, Le peintre des Miracles Nostre Dame. Quarante miniatures photographiées (*Arthur Långfors*) .. 408
Gennrich, Friedrich, Simon d'Authie, ein pikardischer Sänger des XIII. Jahrhunderts (*Arthur Långfors*) 409
Grove, Victor, The Language Bar (*Eero Alanne*) 361
Huber-Sauter, Margit, Zur Syntax des Imperativs im Italienischen (*Veikko Väänänen*) 480
Krogerus, Gunvor, Historie van der vorstoringe der stat Troye (*Pekka Katara*) 437
Kurvinen, Auvo, Sir Gawain and the Carl of Carlisle in Two Versions (*Tauno F. Mustanoja*) 365
Lannering, Jan, Studies in the Prose Style of Joseph Addison (*Erik Erämetsä*) 493
Lichtenhahn, Anna, La storia di *ove dove onde donde di dove da dove* (*Veikko Väänänen*) 483
Riquer, Martín De, Obras completas del Trobador Cerverí de Girona (*Kurt Lewent*) 412
Robbins, Rossell Hope, Secular Lyrics of the XIVth and XVth Centuries (*Tauno F. Mustanoja*) 488
Rohlfs, Gerhard, Sermo vulgaris latinus. Vulgärlateinisches Lesebuch (*Arthur Långfors* u. *Veikko Väänänen*) .. 478
—»— Historische Grammatik der italienischen Sprache und ihrer Mundarten, I—II (*Veikko Väänänen*) 392
Sampoli-Simonelli, Maria, Il *Decameron*. Problemi e discussioni di critica testuale (*Tauno Nurmela*) 377
Schutz, A.-H., s. *Boutière, Jean.*
Svennung, J., L'évolution de la préposition italienne *da* à partir de *de ab* dans le latin (*Reino Hakamies*) 363
Vasmer, Max, Russisches etymologisches Wörterbuch, 1—5 (V. *Kiparsky*) 440
Wagner, M. L., La lingua sarda (*Veikko Väänänen*) 389
Wartburg, Walther von, Die Ausgliederung der romanischen Sprachräume (*Veikko Väänänen*) 389
Whitelock, Dorothy, The Audience of 'Beowulf' (*Tauno F. Mustanoja*) 434
Williams, Harry F., An Index of Mediaeval Studies Published in Festschriften 1865—1946 (*Tauno F. Mustanoja*) .. 488
Eingesandte Literatur 396, 443
Mitteilungen 445

Helsinki 1952
Druckerei-A.G. der Finnischen Literaturgesellschaft

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/neuphilologische-mitteilungen_1952_53



Pekka Katara

PEKKA KATARA

ZUM 70. GEBURTSTAGE

28. IV. 1952

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

HERAUSGEGEBEN VOM NEUPHILOLOGISCHEN VEREIN IN HELSINKI

Redaktion

A. LÅNGFORS
Professor em. der romanischen Philologie

P. KATARA
ao. Professor der deutschen Philologie

Jährlich acht Nummern. Jahrespreis $ 1.50 oder (nur für Finnland) Fmk. 150. Die Mitglieder des Vereins erhalten die Zeitschrift unentgeltlich. — Beiträge, sowie Bücher und Zeitschriften bittet man an Prof. *A. Långfors* (Rahapajankatu 3 B), den Abonnementsbetrag und die Bestellungen früherer Jahrgänge an die *Akademische Buchhandlung* (Keskuskatu 2, Helsinki) und Mitgliedsbeiträge an den Schriftführer des Vereins, Mag. phil. *Åke Furuhjelm* (Johanneksentie 4), einzusenden.

Redaktionssekretär Dozent TAUNO F. MUSTANOJA (Uudenmaankatu 29 B)

LIII. JAHRGANG 1952

ZUR ETYMOLOGIE VON *ULAN*

»Lustig lebt man unter den Ulanen, tötet Läuse mit der Klapper».

Im Mittelalter bildete der Ritterstand, d. h. die gepanzerten Kämpfer zu Pferd, lange den Kern des Heeres und zugleich auch den der Gesellschaft der europäischen Staaten. Gegen anrennende Wüsten- und Steppenvölker, Araber, Türken und Mongolen, welche geborene Reiter waren, konnten die Ritterheere nur selten Stand halten. Als die Kavallerie der abendländischen Arméen später reorganisiert wurde, nahm man die östlichen Arméen zum Vorbild. Dabei ging man so weit, dass

man nicht nur ihre Bewaffnung und Organisation nachahmte, sondern auch Bezeichnungen der neueingeführten Kavalleriegattungen und ihrer Kleidung entlieh. Z. B. Preussen, der Militärstaat par excellence, bildete im J. 1721 seine ersten Husarenregimenter. Der Name »Husar» wird vom ungarischen Zahlwort *húsz* 'zwanzig' (nach anderen jedoch vom serb. *gusar* 'Räuber') abgeleitet und ist im Deutschen seit dem 16. Jh. belegt. Die charakteristischen Kleidungsstücke der Husaren, »Kolpak» oder »Kalpak» und »Dolman», später »Attila», stammen, wie schon ihre türkischen Namen zeigen, noch weiter vom Osten her.

Zwanzig Jahre später, vom J. 1741 an, wurden in Preussen Ulanenregimenter gebildet (siehe Grimm XI 2, 751). Als Muster dienten die mit Lanzen und Pistolen bewaffneten Reiterregimenter, welche die Polen aus ihren »tatarischen» Truppen errichtet hatten. Friedrich der Grosse schrieb den Namen im J. 1742 noch »hulahnen» und in dieser Form (*houlan*) kommt das Wort erstmalig auch im Französischen vor (bei d'Argenson im J. 1748 nach Dauzat 734). Die Ulanen trugen eine besondere Mütze — mit dem von dem polnischen *czapka* entlehnten Namen Tschapka, in Österreich später Tatarka — und einen kurzschössigen Rock, Ulanka, mit Achselklappen bzw. -stücken und zwei Knopfreihen (siehe die Tafeln »Uniform» in Meyers Lexikon 12 (Leipzig 1930) zwischen den Spalten 336 und 337). Der Name Ulan stammt zunächst auch aus dem Polnischen und wird überall[1] weiter von einem türkischen oder »tatarischen» Wort *ulan* (< *oγlan*) hergeleitet, dem dann verschiedene Bedeutungen zugeschrieben werden: Larousse IV 859 'compagnon', Dauzat 734 'enfant' (mit Vergleich von fantassin und infanterie), Meyers Lexikon 12, 280 'tapfer', Lokotsch 1588 (nach Vámbéry) 'Knabe', 'Sohn', Der Grosse Brockhaus 19 (Leipzig 1934) 252 'junger Mann', Seiler II 278

[1] Nur Littré IV 2386 leitet Uhlan von einem polnischen Wort *ula* 'Lanze' ab. Ein ähnliches *ula* habe ich nirgends belegt gefunden.

'junger Bursche', Enzyklopädie des Islam III 1048 'Knabe', 'junger Mann'. Die Letztgenannte erwähnt auch einige Zusammensetzungen wie *Iǩ Oγlan* 'Sultanspage', *Dil Oγlan* 'Sprachknabe', 'jeune des langues', 'Dolmetscher'.

Das türkische Wort *oγlan* 'Sohn', 'Jüngling' kommt zwar nach Radloff I 1681 in einigen Dialekten als *ulan* bzw. *ūlan* vor: im Teleutischen *ūlan* 'Jüngling', 'junger Mann' (von 12—50 Jahren) im Kasanischen und Krim-Karaimischen *ulan* 'junger Mensch', 'Kind', im Kirgisischen *ulan* 'gross', 'erwachsen' (kirg. *ulan* hängt vielleicht mit tü *uluγ* 'gross', 'erhaben' zusammen). Die polnischen »Tataren» von denen der Name also zunächst herzustammen scheint, dürften hauptsächlich türkischen Ursprungs gewesen sein. Sowohl ethnisch als sprachlich ist die Bezeichnung »Tatar» aber ganz nichtssagend: alle türkischen, mongolischen und mandschu-tungusischen Stämme wurden ja früher in Europa »Tataren» genannt. Die polnischen »Tataren» sind Mohammedaner und stammen von der Goldenen Horde her (Bohdanowicz JRAS 1912, 163).[1] Dieses Reich war aber eine Mischung türkischer und mongolischer Stämme und weder national noch sprachlich einheitlich.

Von östlichen Feinden nach Westen gedrängt liessen die »Tataren» sich im 14. Jh. auf polnischem Gebiet in der Umgebung von Wilno nieder und erreichten innerhalb eines Jahrhunderts eine feste politische und soziale Stellung. In polnischen Urkunden werden sie erstmalig im J. 1392 erwähnt. Später dienten sie als treue und tapfere Kavalleriesoldaten ihrem neuen Vaterland, so. z. B. schon i J. 1399, als die polnisch-litauische Armée zusammen mit der der Goldenen Horde unter Tochtamysch von der Armée Timur Lenks geschlagen wurde. Durch Mischehen verloren die »Tataren» später sowohl ihre Sprache als ihre rassischen Kenn-

[1] Nach Barthold Enz. d. Islam IV 760 sind die Vorfahren der »weissrussischen» Tataren als Gefangene aus der Krim nach Polen abgeführt worden; sie haben die weissr. Sprache angenommen, sind jedoch dem Islam treu geblieben.

zeichen, ja sogar ihre nationalen Namen, so dass nur die muslimische Religion erhalten blieb. Es wurden unter ihnen drei soziale Klassen unterschieden (Bohdanowicz 169, Brückner 593), so dass der obersten die Fürsten, Bege (EI I 717), Mirzas (EI III 593) und *Ulanen*[1] angehörten, die zweite Klasse die Soldaten und die dritte die Landlosen bildeten. Dieser Standesname *Ulan* kann natürlich sehr wohl mit dem obenerwähnten türkischen Wort *ulan* < *oγlan* bzw. *ulu* γ zusammenhängen. Es kommt aber auch als Name eines alten muslimischen Geschlechtes von »tatarischer» Herkunft vor, und ein Oberst Ulan von diesem Geschlecht war der Befehlshaber des »tatarischen» Kavallerieregimentes, das als Vorbild für die sächsischen Ulanen (im J. 1734) diente (Bohdanowicz 171). Es wäre wohl an sich nicht unmöglich, dass das Regiment nach dem Namen seines Kommandeurs und die späteren Regimenter nach diesem Muster genannt worden wären. Es scheint jedoch möglich zu sein, diesen Namen noch weiter nach Osten zu verfolgen.

Im Russischen ist das Wort (Sreznevskij III 1194) schon zur Zeit Dmitrij Donskojs (1350 –89) belegt. In Handschriften des 15 –16. Jhs. werden die Ulanen zusammen mit den Fürsten und Prinzen bzw. »Leuten des Landes» erwähnt. Das Russische scheint dieses Wort direkt aus der Sprache der Völker der Goldenen Horde entlehnt zu haben. Es wird nicht immer ganz klar, ob das Wort hier einen Stand oder eine Kavallerieart bezeichnet. Die letztgenannte Bedeutung hat es natürlich in dem ukrainischen Sprichwort, das als unser Motto steht.

Unser Wort kommt im Polnischen auch als *hólan*, *hulan* vor (Karlowicz VI 24) und wie im allgemeinen bezeugt das anlautende *h* auch hier den fremden Ursprung des Wortes. Nach Brückner ist tü. *oγlu* ~ *oγul* auch in Eigennamen wie *Awitochol* »syn Awita» 'Awits Sohn' belegt. Das hier als *ch* auf-

[1] In dieser Bedeutung ist unser Wort im Polnischen schon i.J. 1517 belegt (Brückner 593).

tretende tü. *γ* wäre also im *Ulan* < *oγlan* (unter Verlängerung des vorausgehenden Vokals) verschwunden, was kaum so selbstverständlich ist. Die Form *Hulan* könnte aber auf eine alte, vielleicht jedoch mittelbare Entlehnung aus dem Mongolischen[1] hindeuten. Es wäre nämlich auch möglich unser Wort mit dem mongolischen Adjektiv *ulān* (geschr. *ulagan*, altmongolisch *hula'an*) 'rot' zu verbinden[2], dem etymologisch im Mandschu *fulgijan*, *fulaχan*, im Koreanischen *pulgin* entsprechen. Es ist auch im Mitteltürkischen belegt: *ulaz köz* 'rote Augen' (Brockelmann, Mtü. Wortschatz 229). Wir wissen mit Sicherheit, dass ein Teil der Bevölkerung der Goldenen Horde noch um 1325 mongolisch sowohl sprach als schrieb. Als Name einer mongolischen Kavalleriegattung hängt *ulān* ursprünglich mit der Farbe der Uniformen zusammen. Ramstedt zitiert (Kalmückisches Wb. 448) sogar eine kalmückische Bezeichnung *ulān dewltē tserig* 'die Ulanen', was schriftmongolisch *ulagan debeltei čerig* 'die Soldaten mit roten Waffenröcken' wäre. Leider hat er nicht seine Quelle angegeben. Die von Tscheremisoff - Rumjantseff s. v. angeführte Benennung *ulagan čerig* 'die Rote Armée' ist natürlich ganz jungen Datums. Eine wichtige altmongolische Quelle, die i. J. 1240 niedergeschriebene »Geheime Geschichte der Mongolen» hilft uns aber noch viel weiter in östlicher Richtung. Im Kapitel 251 wird der Angriff Tschingis-Khans gegen den strategisch wichtigen Pass T'ung-kuan am Knie des Gelben Flusses behandelt und dabei ein Operationsbefehl des Kaisers der Kin(»Gold»)-Dynastie – auf Mongolisch *Altan qagan* — zitiert: *čerig bökležü hula'an-degelen-i manglai-*

[1] Vgl. die mongolischen Wörterbücher von Kowalewski I 321, Golstunski I 178, Tscheremisoff—Rumjantseff 86, Mostaert II 729.

[2] Gegen die türkische Etymologie scheint m.E. auch die Tatsache zu sprechen, dass das Wort nicht im Ungarischen vorkommt, der Ulan heisst ja dort *dzsidás* »hastatus, Lanzenträger» (seit 1607) < *dzsida* (= poln. *dzida*) »Lancea turcica», wahrscheinlich durch türkische Vermittlung aus dem mongolischen *žida* 'Lanze', *židači* 'Lanzenträger'.

lan žasažu Tunggon amasar-i temečen 'sperret den Zugang mit dem Heere, stellt die *Hula'an-degelen*-Leute in die erste Linie und kämpfet um den Pass T'ung-kuan'. Es wird nicht näher erklärt, was für eine Truppe diese »Rotröcke» waren wahrscheinlich hatten sie aber eine besondere Organisation und Bewaffnung, so dass die roten Röcke nur ein sekundäres Kennzeichen waren. Nach der Erläuterung von Haenisch (S. 174) heisst der Name im Chinesischen *hung-i* und im Mandschu, das dem Dzurtschen, der einheimischen Sprache der Kin-Dynastie, am nächsten steht, *fulgijan kurume*.

Falls der Name *Ulan* in den europäischen Sprachen tatsächlich mit mo. *ulagan* zusammenhänge, wäre es vielleicht möglich, dass die rote Farbe gewisser Teile der Ulanenuniformen (vgl. die Farbenbilder in Meyers Lexikon a. a. O.) sich auf diesen Ursprung des Wortes bezieht. Das anlautende *h-* kann natürlich sehr wohl auch sekundär und un-etymologisch sein, wie es z. B. im deutschen *Hurrah*, schwedisch u. a. *hurra* der Fall sein dürfte. Dieser sowohl im Deutschen als anderswo seit dem 18. Jh. belegte Kriegsruf ist mit grösster Wahrscheinlichkeit auf das türkische, bes. kirgisische *urān* 'Geschrei', 'Kriegsgeschrei', 'Losungswort', 'Parole' (Radloff I 1653, wo auch weitere Erklärungen und Belege, z. B. aus Babername, zu finden sind) zurückzuführen. Auch im Kalmückischen bedeutet *urān* 'Kriegsruf' und geht auf ein älteres mongolisches *urijan* ~ *urija* zurück, welches schon in der Geheimen Geschichte belegt ist. Von ihren türkischen und mongolischen Hilfstruppen haben die Russen ihren bekannten Kriegsruf ypa (*urá*) entlehnt.

Das Wort Ulan ist also in verschiedenen Formen und Bedeutungen verwendet worden. Seine bisherige Etymologie scheint im Lichte der geschichtlichen Tatsachen weiterer Kontrolle zu bedürfen.

Pentti Aalto

NOTES ON THE USE OF THE INGRESSIVE AUXILIARIES IN THE WORKS OF WILLIAM SHAKESPEARE

In all the older Germanic languages a verb corresponding to Gothic *waírþan* is widely used in the function of what could be termed an ingressive auxiliary[1], i. e. an auxiliary verb with the meaning »become».[2] Etymologically Gothic *waírþan* and its counterparts in the other Germanic languages correspond to Lat. *vertere*, Sanskr. *vartate*, both meaning *to turn*, and belonging to the IE. root *u̯ert/u̯ort*. In the Germanic languages there is, however, in the use of this verb no trace left of the original concrete meaning *to turn*, a meaning which already during the Pre-Germanic period must have been completely superseded by that of *becoming*.[3]

In OE. *weorðan* was in extensive use as an ingressive auxiliary, but in ME. its use is on the decline, and by the beginning of the 15th century the verb becomes almost entirely lost.[4] In the later stages of English the decline of *weorðan* (ME.

---

[1] This is the term used by Curme, *A Grammar of the English Language* III, 377. Others use the name inchoative auxiliary.

[2] OE. *weorðan*, O.Fris. *wertha*, OHG. *werthan*, ON. *verða*, Goth. *waírþan*.

[3] As I have pointed out in *Neuphilologische Mitteilungen* 1932, p. 218—19, there are parallels in several languages to the sense-development *turn* → *become*.

[4] Cf. van Draat, *Engl. Studien*, 31, 375 »and when therefore, shortly after Chaucer *werðan* became entirely lost, leaving no other trace of its former existence than *worth* in *woe worth the day* . . .». It seems to me that van Draat has dated the disappearance of *worthe* a little too early (the O. D. was not yet completed by the time he was writing his paper). The O. D. gives a good few examples from texts as late as the first decades of the 16th century. It must be noted that after c 1400 texts differ considerably in their use of *worthe*. Thus in *the Wars of Alexandre* numerous examples of *worthe* are to be found. The same observation applies to the

worthe) is accompanied by the gradual introduction of new ingressive auxiliaries, i. e. certain verbs which in addition to the other senses in which they are used assume the function of the ingressive auxiliary. The verbs in question are the following (with the date of their first use as an ingressive auxiliary given in brackets, according to the information offered by the O. D.): *become* (c 1175), *come* (1340), *fall* (1380), *get* (1596), *go* (1583), *grow* (1300), *run* (1449), *turn* (1250), *wax* (1220).

Whether the introduction of new verbs used as ingressives was due to the gradual decline of *worthe* or whether, on the contrary, the gradual introduction of new ingressives made *worthe* superfluous, is a complicated problem on which I am not going to enter here. The great number of verbs acquiring an ingressive use is a feature that distinguishes English from other cognate languages.

The development and use of the ingressive auxiliaries is an interesting chapter in the history of English. As I have collected an extensive material to be used in a forthcoming work in which I am going to deal with their history from Early Middle English up to the present day, it may be of interest to give here a short survey of their use in the works of William Shakespeare, together with some observations on the development of these expressions before and after Shakespeare.

By the time Shakespeare's literary career came to an end, all the verbs here dealt with had acquired an ingressive meaning, and were, as a matter of fact, simultaneously used in that function. The last years of the 16th century and the early part of the 17th century was the period when they were all in actual use, two of them, *get* and *go*, having been introduced into the language during the latter half of the 16th ct. and one of them, *wax*, becoming obsolete soon after 1600. This is one of the

---

Towneley Mystery Plays (c 1460), whereas the *Promptorium Parvulorum* (c 1440) contains no examples of the verb, *grow* and *wax* being, however, quite common with adjective complements.

SUMMARY OF THE INGRESSIVE AUXILIARIES (see p. 17)

	become		come		fall		get		go		grow		run		turn		wax	
	Sb.	Adj.	Sb.	Adj.	Sb.	Adj.	Sb.	Adj.	Sb.	Adj.	Sb.	Adj.	Sb.	Adj.	Sb.	Adj.	Sb.	Adj.
Chaucer	15	2	1	1		3						1				2	10	93
Spenser	17	13				2					1	69					3	100
Lyly	20	15		11		1					1	20		1			1	36
Shakespeare	65	16	1	4		9		2		3	11	150		13	32	10		15
Jonson	26	5	1	4		2		1		2	9	50		2	35	13		1
Milton	8	8	3	4		2					1	27			1	4		2
Bunyan	20	17				3		3				15			2			5
Pepys	23	19				6		7			6	33			1	1		
Shelley	40	28	1	2				4		3	10	150		2	2	5		2
Keats	17 (4)	40 (9)		1 (5)		(3)	3	42 (2)		4 (6)	1	14 (46)		2	8 (2)	2 (5)		1 (2)
Thackeray ..	47	51	1		1	5		18		3	1	50		1	1			
Meredith ..	30	42				1		24		6		29			2	1		3
Stevenson ..	2	13	3	7	1	10		9		3		35		4	1	2		
Priestley ...	20	21		1		2		68		19		9		2	1	8		
Wodehouse..	75	134		10		2		123	1	13		23		2		7		

reasons why an examination of the usage found in the works of Shakespeare and some of his contemporaries is of considerable importance to the history of English ingressive auxiliaries.

In the tables on p. 11 a statistical survey of part of my material has been given. In the use of the ingressive auxiliaries we have to distinguish between two types, i. e. between ingressives used with a substantival adjunct (*he became a bricklayer*, cf. Sh. *2 Hen. VI*, 4, 2, 153) and those cases in which the predicative complement is an adjective (. . . *are become enamoured*, cf. Sh. *2 Hen. VI*, 1, 3, 102). In my tables, which give the number of instances of each verb in the works of a series of authors from Chaucer to the present day, these two uses have been kept apart.

A survey of the statistics contained in my tables as well as an examination of the examples on my slips leads, then, to the following conclusions as to the usage in the works of Shakespeare.

Of all the ingressives used by Shakespeare *grow* is numerically the most important, followed by *become* and *turn*. With one exception to which I shall return, Shakespearean usage closely corresponds to that found in Jonson's works, Jonson's use of *turn* being, however, relatively more common than Shakespeare's. All types of use found in Shakespeare also occur in the works of Jonson and vice versa.

All the authors figuring in my list, with the exception of Jonson and Stevenson, show a marked tendency to use the verb *become* when the predicative adjunct is a substantive. This use has already been reached by Chaucer and it is still more preponderant in the works of modern authors than it is in Shakespeare. The verb *become* is found with a substantival complement as early as with an adjectival complement, the first example that I have noted being *Lamb. Hom.* 83: *þes mon bicom uorspeker.*[1]

[1] The O. D. quotes *Lamb. Hom.* 47: *þa bicom his licome swiðe pale* with adj. complement but does not give any examples with

With adjectival complements *grow* is the most common ingressive used by Shakespeare. In this respect the language of Shakespeare may be said to represent a new departure if compared e. g. with the language of Spenser and Lyly in whose works the use of *wax* is very common with adj. complements. There is, however, a marked difference between Spenser and Lyly on one hand and Chaucer on the other. In the works of Spenser and Lyly the verbs *become* and *grow* have already made inroads on the province of *wax*, which in the works of Chaucer is still the ingressive almost exclusively used with adj. complements.

Shakespeare is the first to use *grow* on a large scale with adj. complements but he is at the same time the last author in our list who has a not inconsiderable number of examples with *wax*. After Shakespeare there is a remarkably sudden drop in the use of *wax*. As this verb is very common before Shakespeare and is rapidly falling out of use after his time, it may be asked whether any kind of development in its use as an ingressive can be found if we take Shakespearean chronology into account. I think the question may be answered in the affirmative and rather decidedly so. Out of the 15 examples of *wax* as an ingressive found in the works of Shakespeare no less than 12 occur in works written before the year 1600[1], whereas in all the 20 plays from *Julius Caesar* onward only three examples

subst. complement before 1398 Trevisa, *Barth. De P. R.* V, lxii *Goddis sone bycame man and dwellyd among us.* A few other early examples of *become* with subst. complement may be quoted here: a1225 *St. Katherine* 1209 *þet is becom mon* — c1200 *Vices and Virtues* 97, 3: *and becam soð mann* (cf. ibid. 83, 31 and 117, 7) - *Cursor Mundi* 18 *How he for here becom a sote* (not in Gött. and Trin. man.), 9869: *Sin he swa wald becom man*, 9489: *and siþen þat he es thral becummen.* — a1330 *Otuel* 2057: *Thoruȝ that ylke tresour Gwynes bycome traytour.*

[1] I here follow the dates assigned to Shakespeare's plays by E. K. Chambers, *William Shakespeare* (Oxford 1930) Vol. I, p. 270—71.

occur.[1] From these facts it appears that during the time Shakespeare was writing his diction shows a remarkable tendency to get away from the use of *wax* as an ingressive. As a verb of full meaning (= to grow) *wax* is still rarer in Shakespeare's works than its ingressive use.[2] It may be assumed that Shakespeare's usage here corresponds to the general trend of his age.[3] The year 1600 may probably be regarded as the time after which *wax* as an ingressive auxiliary is rapidly falling out of use.[4]

In the works of Shakespeare *grow* with subst. complements is fairly common, as it is also in the works of Jonson. This use of *grow* is probably, at least in parts, due to its monosyllabism which rendered it suitable, from a metrical point of view, in cases where *become* might have been found less suitable.[5]

Because *turn* and *become* both occur with substantival complements, it may be worth while to examine the actual

---

[1] *Wax* as an ingressive occurs in the following instances: *Ven. & Adon.* 420, *Lucrece* 1663, *1 Hen. VI*, 2, 5, 9, *2 Hen. VI*, 3, 2, 76; 4, 10, 22, *Com. Err.* 1, 1, 92, *Tit. Andr.* 3, 1, 223, *Two Gent.* 3, 1, 228, *Rom. & Jul.* 1, 5, 128, *Hen. V*, 5, 1, 89; 5, 2, 170; 5, 2, 247; *Haml.* 1, 4, 87; 3, 1, 101, *Ti. Ath.* 3, 4, 11.

[2] It occurs only four times: *LLL.* 5, 2, 10, *Tit. Andr.* 3, 1, 95, *Haml.* 1, 3, 12, *Coriol.* 2, 2, 103.

[3] A construction which, on the other hand, is becoming more and more frequent in Shakespeare's later works is the compound participle with *having* (e. g. *Merch.* 2, 2, 144: *having done me wrong*), cf. Biese, *Notes on the Compound Participle in the Works of William Shakespeare* (Annales Academiae Scientiarum Fennicae B, 63, 2) p. 6.

[4] The comparatively high figure of five exx. of *wax* to be found in Bunyan's *Pilgrim's Progress* is probably due to the somewhat archaizing influence of the *Authorized Version* upon his language. In the works of Thomas Hardy several instances of *wax* may be found, and this use is certainly due to the influence of his native dialect.

[5] E. g. Sonnet 153, 7: *grew a seething bath*, cf. *Cymb.* 5, 3, 50, and *Temp.* 1, 2, 76.

usage more closely in order to find out possible differences in the use of the two verbs. As far as conclusions may be drawn from my material, the substantival complements that occur with *turn* are for the most part made up of agent nouns or names of living beings employed in a pejorative sense. Thus among words used as complements of *turn* in the works of Shakespeare the following substantives are to be found: *ass, bawd, bear-herd, craver, enemy, fiend, fool* (2 exx.), *husband* (used *Much Ado* 1, 1, 200 in a contemptuous sense), *Jew* (Merch. 3, 1, 85 (Salarino: *unless the devil himself turn Jew*)), *liar, monster* (2 exx.), *nun, orthographer, rascal, renegado, sonneteer, Turk* (3 exx.), *whore, witch.* Here Shakespeare's use of *turn* corresponds to Modern English usage. The verb *turn* seems to give much more emphasis to the subst. complement than does *become,* which is mostly used with substantival adjuncts of a neutral sense.[1]

Shakespeare has a remarkably large number of examples with *come* used with adjectival complements. In no less than twelve instances *come,* if used in this way, is preceded by the word *how,* e. g. *Cymb.* 5, 5, 138 *how came it yours?, Per.* 4, 3, 29 *how she came dead, Oth.* 2, 2, 296 *how came you thus recovered?, Hamlet* 5, 1, 171 *how came he mad?* [2]

Go as an ingressive auxiliary had not been long in use when Shakespeare began to write. The earliest example to be found in the O. D. is from 1583 T. Stocker tr. *Civ. Warres* Lowe C. I, 117: *The siege of Leyden continued,& their victuals went very low.* In the works of Shakespeare two examples of

[1] Jonson with his great liking for invectives and abusive terms naturally employs the verb *turn* with substantival complements on a comparatively larger scale than Shakespeare.

[2] Cf. Milton P. L. 11,781 *how comes it thus?,* P. L. 9,563: *how cam'st thou speakable of mute?* In early Mod. Engl. *come* in this use almost always stands without *do* in interrogative sentences. In Mod. English we mostly have *do,* e. g. Wodehouse, *Young Men in Spats, How did it come unstuck?*

go with adj. complement are to be found. In both cases the adj. is the word *mad*. With this word *run* occurs much earlier and there are no less than 13 instances in Shakespeare.[1] His use of *go*, then, is something of an innovation.[2] It seems probable that it was the semantic analogy between *run* and *go* that gave rise to the use of *go* with the adj. *mad*. In the same way the first uses of *grow* as an ingressive auxiliary had probably been influenced by the existing synonym *wax*.

In our lists Shakespeare is the first author to have examples of *get* used as an ingressive auxiliary, a use that was later on to become very widespread indeed. In both examples the adj, complement is *clear: Hamlet* 4, 6, 19 *on the instant they got clear of our ship*, *Merch.* 1, 1, 134 *How to get clear of all the debts I owe*. This use of *get* probably originally belongs to the language used at sea. This is evident from the passage quoted from *Hamlet* as well as from the following early example from Hakluyt[3] (Hawkins, *Third Voyage*) p. 77: *Then were there also two other ships that assaulted the Jesus at the same instant, so that she had hard getting loose*. This example is earlier than the quotation from Shakespeare, the narrative having been written by John Hawkins himself in 1569 and published in Hakluyt's *Voyages* in 1589. The originally naval character of the expression to *get clear*[4] is illustrated by the following quotation from the Diary of Samuel Pepys (July 21st 1666): *The fleete cannot get clear of the River*.

In Shakespeare we do not yet find *get* with a past participle

---

[1] No other complements are to be found with the ingressive use of *run* in the works of Shakespeare.

[2] Jonson, *Ev. Man Out of H.* II, sc. 1(end) we find *go* with the complement *tired*.

[3] Quoted from *Voyages of the Elizabethan Sailors*, ed. by Payne, Oxford 1893.

[4] In Swedish *gå klart*, in German *klar gehen, kommen* would be the corresponding expression which also has a decidedly naval character.

used to form what could be termed a passive of becoming[1] The first example of this use that has come to my notice is from the year 1600 and occurs in Jonson, *Cynthia's Revels* 2, 1, *who, when they have got acquainted with a strange word . . .*

Of all the authors in my list from Chaucer to Stevenson Shakespeare has the largest number of examples with *fall* used as an ingressive with adjectival complements.[2] His usage is entirely on the lines of Modern English; the complement adjectives to be found with this verb are the following: *mad, dead, sick, foul, asleep, distract,* the only difference being the comparatively wide range of words which are found with this verb in Shakespeare.

It would be an interesting task to analyse more closely Shakespeare's use of the ingressive auxiliaries and to compare in detail his usage with that of some of his contemporaries. His use of intransitive *-en* verbs[3] such as *weaken, stiffen, soften* etc. would also have to be surveyed and compared with the use of the ingressive auxiliaries. Conversion verbs formed from adjectives, i. e. words like *dark, fat* etc.[4] would then also have to be considered and compared with other means of forming ingressive expressions. These and other related problems will be the subject of another paper in which I hope to be able to deal in greater detail with the history of the ingressive auxiliaries.

Texts Used for the Table on P. 11. — Chaucer: Tatlock & Kennedy's concordance (incl. *R. of the Rose*). Spenser: works (compl.).

[1] Cf. Jespersen, *Mod. Engl. Grammar IV* (Heidelberg 1931) p. 108.

[2] The remarkably large number of instances of *fall* as an ingressive in Stevenson is probably due to Scotch influence.

[3] Cf. Raith, *Die Englischen Nasalverben.* Leipzig 1931.

[4] Cf. Biese, *Origin and Development of Conversions in English* (Annales Academiae Sc. Fenn. B. 45, 2) p. 421—426.

Lyly: plays and prose writings. Shakespeare: compl. works. Jonson: plays (part). Milton: poet. works. Bunyan: *Pilgr. Progress.* Pepys: diary (Jan. 1666—Apr. 1688). Shelley: poems. Keats: poems and letters (figures rel. to the letters are in brackets). Thackeray: *Vanity Fair.* Meredith: *Rhoda Fleming.* Stevenson: *Kidnapped*; *Catriona.* Priestley: *Faraway; Black-out in Gretley.* Wodehouse: *Young Men in Spats*; *Luck of the Bodkins*; *Mulliner Nights*; *Money in the Bank.*

Y. M. Biese

NOTES ON RICHARDSON'S LANGUAGE

Samuel Richardson, that fat little printer, was by no means looked upon as a master of the English language by his 19th century biographers, in spite of some very flattering epithets given to him by his own contemporaries. Richardson's language was very largely labelled low and stilted and full of grammatical errors.

At the present moment there seems to be no doubt about his real merits as one of the great British authors. His knack of using vivid conversational English has been generally acknowledged, not forgetting it is true certain stylistic defects in his novels.

As far as his use of words and word forms is concerned, a number of them are recorded in my thesis on the linguistic characteristics of 18th century sentimental authors.[1] A few additional notes contained in the next few lines apply to Richardson only.

A group of words having an implication similar to that of

[1] »A Study of the Word *Sentimental* and of Other Linguistic Characteristics of Eighteenth Century Sentimentalism in England» (*Annales Academiae Scientiarum Fennicae*, B 74,1), Helsinki, 1951.

ever- and over- compounds are words with *out-: out-argued* and *out-talented* were new coinages in Clarissa, and so was *out-teazed* in Sir Charles Grandison. *Out-soar*, in the same novel, is also one of typically Richardsonian formations.

The reader of Pamela, Clarissa, and Sir Charles Grandison is usually struck by the great variety of abusive terms employed in these novels. Calling people names evidently inspired Richardson, judged from numerous new and rare expressions of this kind, including several nonce-words. To such words first instanced in Richardson belong *to mamma-up* (Cl 123)[1] and *to nun up* (ChGr 475); further, as rare usages, to *madam up* (Pam 58) and *to wife*, in the sense of 'to call somebody a wife' as *I'll wife you* (Pam 197). The last instance of *to wife* in the NED dates from 1725. The following nonce-expressions were coined by Richardson: *I was Belforded all over* (Cl 573); *my conscience Mennelled upon me* (Cl 325); *a little Aunt Nellish* (ChGr 501).

Another group closely related to the previous one is made up of verbs normally used as nouns or adjectives. First used by Richardson: *to handkerchief* (we hemmed, handkerchiefed, ChGr 167); *to see-saw* (your nurse see-sawed you, ChGr 656); *to ugly* (his vices ugly him over, Pam 97); *to modesty* (have you — — — modesty'd away such opportunities, Cl 160).

Other coinages of Richardson's were *to unlook* (tr.) as in *as if I would unlook his own looks* (Cl 325); *doggesses* (Cl 550), and *kill-times* (Cl 764).

Nominal style has been found to be one of the characteristics of sentimental authors. In Richardson's novels the absence of strong transitive verbs is compensated by the abundance of *nomina agentis* ending *-er*, formed of both transitive and intransitive verbs. I would consider these derivations as being

---

[1] **The abbreviations used: *Pam* for *Pamela*, *Cl* for *Clarissa*, *ChGr* for *Sir Charles Grandison*. The numbers refer to pages in Ballantyne's Novelist's Library, Edinburgh 1824.**

one of the chief hall-marks of Richardson's language. There is usually a marked emotional colouring combined with a kind of upstart familiarity attached to these words, e.g., *the interrupter of their felicities* (Cl 680); *a nice distinguisher* (ChGr 710); *so melancholy a deliverer* (Cl 105); *such an anticipater* (ChGr 646); *one naughty assailer of her innocence* (Pam 161); *the fair accuser* (Cl 454), *exclaimer* (Cl 360), *promiser* (Cl 252), *rejecter* (ChGr 566). The list that follows is intended to give an idea of the types of these derivatives: *acquitter* (Cl 541); *attempter* (Pam 29); *causer* (Cl 541); *complimenter* (ChGr 9); *conscience-stricker* (ChGr 475); *consoler* (Pam 173); *disclaimer* (ChGr 371); *doubter* (Cl 53); *enterprizer* (Cl 219); *excuser* (Cl 265); *free-liver* (Cl 37); *menacer* (Cl 752); *misleader* (Cl 424); *overdoer* (ChGr 175); *rememberer* (ChGr 328); *self-flatterer* (Cl 97); *under-doer* (ChGr 475); *unforgiver* (Cl 518).

Among words often recurring with other sentimental writers also, and presumably regarded as coloured words by 18th century people, may be mentioned *charmer*, *contriver*, *sufferer*, *reader*, *writer*, and *well-wisher*.

Erik Erämetsä

DAS LEHNWORT IN MORANT UND GALIE

Einleitung

In der Erforschung der romanischen Lehn- und Fremdwörter im Deutschen führt die finnische Schule. Die Ergebnisse wurden zuletzt zusammengefasst von E. Öhmann, Die romanischen Bestandteile im mittelhochdeutschen Wortschatz, Beitr. z. Gesch. d. dtsch. Spr. u. Lit. 73 (1951), S. 273 ff. Da die Zeit fehlte, konnten die Ergebnisse unserer Untersuchung nicht in allen Einzelheiten an die finnische Forschung angeschlossen werden. Das ist nachzuholen, wenn die Lehnwörter des Karl-

meinet, d.h. des ersten Teiles der Kompilation, behandelt werden.

Im Gefolge der finnischen Schule bewegten sich Th. Frings und G. Schieb in der Abhandlung, Das Fremdwort bei Heinrich von Veldeke, Miscellanea Academica Berolinensia, 1950. Auch an den folgenden Seiten ist G. Schieb hier und da beteiligt. Das Hauptstück der Arbeit aber stammt diesesmal aus der Zusammenarbeit von Th. Frings und E. Linke. Wir entnehmen es den Vorarbeiten zu einer kritischen Ausgabe von Morant und Galie, die gut gedeiht.

Das Germanistische Institut der Universität Leipzig entsendet mit diesem Beitrag einen Glückwunsch an den hochverdienten Jubilar, der uns als Forscher und Mensch so nahe steht. In dem Ältesten der Schüler ehren wir zugleich den Lehrer und Meister, den unvergesslichen Hugo Suolahti.

Abkürzungen: S. meint Suolahti Mémoires 3. 8. 10, Rosenqvist Mémoires 9, V. die erwähnte Abhandlung über Veldeke, M (13. Jh.), CA (15. Jh.) die dreifache Überlieferung von Morant und Galie, MG Morant und Galie, KM den ersten Teil der Karlmeinet-Kompilation, FEW. das Französische Etymologische Wörterbuch von Walther von Wartburg.

S. hat nur die Fragmente M von MG ausgezogen, nicht aber die Überlieferung A in der Kompilation des Karlmeinet. Das Gedicht von MG gehört in die Zeit vor oder um 1200, wie schon Lachmann richtig gesehen hat. Die Hs. C hat S. noch nicht benutzen können. Auch der eigentliche KM, die Jugendgeschichte Karls des Grossen, gehört in die Zeit vor oder um 1200. Er ist ebenfalls in die Kompilation eingegangen, hätte aber als Dichtung der Zeit um 1200 ausgezogen werden müssen. Bei Rosenqvist ist der KM unter der Literatur des 14. Jh.s behandelt. Wir bringen heute nur die Lehnwörter von MG und nur gelegentliche Hinweise auf den KM.

Wenn wir von Lehnwörtern reden, so beschränken wir uns auf einen bestimmten Teil des Wortgutes. Wir behandeln alles, was aus Frankreich kommt; vom lateinischen Lehngut

aber nur das, was eine besondere Bedeutung haben kann. Wir verfahren also wie in der Abhandlung über Veldeke. Damit gewinnen wir zwei feste, benachbarte Gesichtspunkte; es kann verglichen werden und beide bieten zusammen einen sicheren Ansatz für weitere Forschung. Auch gewöhnliches und im deutschen Süden unter Umständen altbezeugtes lateinisches Lehngut kann etwas Besonderes an sich tragen und für die deutsche Wortgeschichte nützlich und aufhellend sein, da wir uns in der Nordwestecke des deutschen Sprachgebietes befinden. Dort ist Altes nur schwach bezeugt; Belege aus der Zeit um 1200 sind dann wertvoller und auch zuverlässiger Ersatz für das, was da war, aber nicht früher aufgezeichnet wurde.

Die Quelle der Entlehnung ist uns in einigen Fällen eine andere als der bisherigen Forschung. *prûven* geht allerorts unmittelbar zurück auf *probare*, ohne eine Vermittlung des Französischen; ebenso *plan*. Lateinisch-französische Mischbildungen sind *palas* und *ver-maledien*. *scha-* in *scha-zavel* ist unmittelbar aus der Fremde gekommen, nicht über das Französische, *-h* mundartlich gefallen. Zweifelhaft bleibt die Herkunft von *gemüset*. In den Niederlanden ist *scharlaken*, *scharlachen* entstanden. *barc* 'Barke' kann schwerlich dem Französischen entstammen.

Lehnwörter aus dem Lateinischen

Wir ordnen nach fünf Bereichen:

1. Kirche: *abbet*, *elter* 'Altar', *cappellan*, *martilie*, *martelen*, *misse*, *monich*, *munster*, *nûne*, *nunne*, *paffe*, *palme*, *paschen*, *pilgerin*, *pinxsten*, *plage*, *priester*, *verdilien*, *vermaledien*, *vesper*.

2. Gericht: *kamp*, *kemenade*, *kerker*, *ketene*, *pine*, *plan*.

3. Wohnung: *estrich*, *kamere*, *mure*, *palas*, *porze*.

4. Gegenstände: *barc*, *crone*, *mange*, *pedelere* 'Schleudermaschine', *mantel*, *pellen*, *plume*, *side*.

5. Musik: *becken, don, note* 'Melodie', *salterio, schole* 'Musikhochschule', *vedelen.*

6. Sonstiges: *gekose, meister, -inne, meisterschaf, meisterliche, nature.*

Zu allen sind lautliche und wortgeschichtliche Bemerkungen zu machen.

1. Kirche. — Statt *abt* setzen wir wie bei V. *abbet* 5292. 5298. — *elter* statt *altare* ist eine Form, die nur limburgisch-kölnisch nachweisbar ist, belegt *eltere* pl. 1651, im übrigen s.V., *elter, elterhus, elterstein.* Unser Beleg stützt das *e-* in den beiden Zusammensetzungen des Servatius. — *cappellan* 1206. 1219 ist zu schreiben nach M 1206, mit *-pp-* wie auch in CA. Die Belege gehören zu den ältesten im Deutschen, s.V., dazu auch unter *monich.* — *martilien* dat.: *verdilien* 'Marter': 'tilgen' 3959, Aussprache *-lj-*, bringt neben *verdilien* im religiösen Bereich (E. Schröder Zfd. A. 60, 247) *martilje*, das nach Mhd. Hwb. 1, 2055 ndrhein. ist; Wernher v. Ndrhn. schreibt *martile*, die Marienlieder *martilie*, Betonung immer auf dem ersten *i.* Der Tr. Mönch hat *martilien* dat.pl. und *martilien* Verb, das wie in MG auf *dilien* reimt 4045, dazu *verdilien* 12179. Die Bildung und Betonung *martilie* gehört auf die Seite des Mndl. und Mndd., s. Mndl.Wb, 4, 1196. Serv. 3338 (2, 84) ist *martilie* Form des jungen östl. Schreibers; im übrigen vgl. V. Das Verb *martelen* 1634 zeigt *l*-Form, die für den Nordwesten kennzeichnend ist, Drei Veldekestudien S. 57. Die *l*-Formen in MG gehören zu den ältesten. — *misse* in der Formel *eine misse singen* 442. 1208. 1218. 5299 stimmt in Form und Fügung ganz zu V.; jüngeres *messe* nur 1218 A. — *monich* ist gebunden an die Formeln *paffen, moniche inde nunnen* 2133. 4655, *die moniche mit den paffen* 3379, *mit monichen inde mit paffen* 5294, s.V.; Kürze ist bezeugt durch Schreibungen wie *monche, monniche*, Längebezeichnung wie *moynche* 3379 C entspricht mundartlicher Aussprache, die im Rhein. Wb. 5, 1259 neben Kürze bezeugt ist. Zu lesen ist *mōnich.* Wie bei V. ist auch *paffen* nur an Formeln gebunden, zu den obigen noch *paffen, rid-*

dere, burgere 5139, nur in A, wo aber *paffen* zu streichen und *riddere inde burgere* entsprechend 5447 zu lesen ist. Vers 1219 *sin paffe inde sin cappellan* bezeichnet die Persönlichkeit des Hofgeistlichen; A schreibt *priester*, das westliche Wort, bei Veldeke gewöhnlich, aber in der Servatiushs. wie bei uns in Formel durch *pape, paffe* zu ersetzen. Im späten Mittelalter beginnt der *priester* am Niederrhein den *paffen* zu verdrängen. *nunne* zeigt gewöhnliches Schwanken der Schreibung zwischen *u* und *o*, zu lesen offenes *u*. — *munster* 409. 1650 ist 'Kirche', im Serv. 'Kloster' oder 'Kirche', 409 *munster sente Dionise*, das 415 *gestichte* genannt ist. — *sûne* 'Sühne': *nûne* 'neunte Stunde' 5425 bezeugt umlautloses *sûne* und *nûne* gleich mndl. *noene* im Gegensatz zu mhd. *nône; noene* steht im Nordwesten zu westgerm. *ô*, muss also sehr früh übernommen sein, noch nndl. *noen*. Als Bedeutung wird man allgemein 'Mittag' ansetzen, westflämisch noch heute *noene* 'Mittag', Mndl. Wb. 4, 2483 ff. Vgl. auch *van dem morgen bis an die none: Heintze Grune* G. Hagen 3812. Reste des alten *nûne* heute im rhein. Westen und Osten, Wb. 6,233. Im übrigen vgl. V. — *palme* als Zeichen des Pilgers steht in der Formel *sine palme inde sinen staf* 3151. 3171. 3177. 4831. — *paschen, paschdach* 108. 114 mit langem *â*, daher Schreibung *ai*, sind der Kölner Kirchenprovinz eigen, darüber V. - *pinxsten*. Die Schreibung *zû desen pinxsten* 287. 395 C entspricht den mndl. Schreibungen mit *x*, während A nach mhd. Art *pingsten* hat. Der kölnische Niederrhein wird weder von südndl. *cinxene* noch von nordndl. *pinxteren* erreicht. Wierstrait hat *Pynxsten*, aber *Pynxter daegh*. — *vesper*, formelhaft, 4516 *e it dalinc vesper si*, dazu KM 183, 45 *dat man vesper sanc*, bringen älteste nordwestliche Belege, die Formel des KM ist im Mhd. wie auch im Mndl. bezeugt, s. Mndl. Wb. 9, 398. — Zu *pilgerin* s. V. und unten *paltenier*. Die *-m*-Form ist in die Überlieferung als jüngere Bildung eingedrungen wie im Serv. — *plage* 'Weltübel' 22 ist der frühste nordwestliche Beleg des um 1000 übernommenen Wortes, s. V., wo jedoch der Beleg des Servatius als unecht erwiesen ist. — *verdilien* s. oben *mar-*

tilien. — *vermaledien* 196. 2060, in einer Verwünschungsformel, die sich gegen die Übeltäter richtet, *dat si got vermaledien müze*, ist lat.-franz. Mischform mit *ver-*. Die ältesten Belege stehen in Veldekes Servatius, es folgen die von MG und Wolfram, s. auch S. und V.

2. Gericht. — *kamp* meint immer den gerichtlichen Zweikampf, gebunden an die Formel *zů kampe bestan* 2575. 3028. 3098. 3559. 3770, *desen kamp bestan* 3689, *zů kampe inde zů stride bestan* 2584, ferner *den kamp wedersagen* 2808, sonst *kamp* verbunden mit *strit* 3670. 4258, einfaches *kamp* 3775. 4075. 4818. 4871. In dieser Verwendung steht MG beim Mndl., s. Wb. 3, 1155. *kampslach* 2633. 2740 ist nach den Wbb. nur hier und bei Elmendorf belegt. — *kemenade* ist Ort der gerichtlichen Beratung, gebunden an die Formel *si giengen drade in eine kemenade* 2618, *gan zů rade in eine kemenade, da si urdeil solden geven* 2640. Als Ort der Beratung schlechthin steht das Wort in gleicher und ähnlicher Formel häufig im KM, s. Bartsch S. 299. Aus der Verwendung in MG erhellt sich die Bedeutung 'Gerichtsstube', die im Mhd. Hwb. 1, 1545 verzeichnet ist. — *kerker* 939 in der Formel *kerker inde prisun*, zur Bindung von Einheimisch und Französisch, s. zu *companie*. — *ketene: ouch wart in hals inde bein mit ketenen sere gebunden* 1921, M *ketenen, so si in arme inde bein mit ketenen bunden vaste* 2123, *legen dese ketenen swere van mime live neder* 2542; in allen Fällen C *kettene(n)*, A *ketten*. Mit M setzen wir älteres *ketene* in den Text, dessen *-t-* aus *-d-* in *kedene* vor *-n* entstanden ist, wie später *-tt-* aus *-t-* vor *-n*, Germania Romana S. 191. — *pine*, worüber V., dazu das Verb *pinen*. Das Subst. ist belegt 570. 1957. 2126. 2702. 3363. 3394. 5028, das Verb 98. 242. 2734, darunter *leiden zer pinen* 'rechtlich in Gewahrsam nehmen' 2126. 3313. 3394, diese Formel stimmt zum Mndl., Wb. 6, 349. C bringt 98. 2734 Formen des jüngeren *pinigen*, das auch mhd. und mndl. ist. – Alle Belege von *plan* beziehen sich in MG auf den Platz des gerichtlichen Zweikampfes, so 2766. 4302. 4330. 4555. 4566, immer in der Fügung *up eime* (*deme*) *plane*, nur

5103 'Festplatz' *up den plan*. Alle Belege stehen im Reim. Im KM 93, 62 liegt Karl *in deme plane* 'auf der Wiese', 107, 50 *uf deme plane* 'auf dem Turnierplatz'. Im Mndl. ist *plaen* nicht häufig, es bevorzugt *plein* aus afranz. *plain*. Unsere Belege gehören mit Eraclius und Wolfram zu den ältesten deutschen.

3. Wohnung. — *kemenade* s. oben. — *kamere* 1199 ist als 'Schlafgemach' von *kemenade* geschieden: *zů hant he dů nande den de siner kameren plach*, also den 'Kammerdiener', dazu KM 211, 50 *eine kamerersse* 'Kammerfrau', im Tr. Mönch *kameriersse* neben *kameniersse*, zu mndl. *cameriere* neben *cameniere* 'Kammerfrau'. — *estrich* 1190 zeigt ein Gegeneinander von AC *den estrich* und M *dat estrig, inde treckede si vore sich neder up den estrich*. Wir wählen das gewöhnliche und ursprüngliche Mask., das die Wbb. im allgemeinen allein angeben, auch Rhein. Wb. 2,203; auf neutralen Nebengebrauch weist nur D. Wb. 3, 1172. Das Wort, dem Mhd. geläufig, fehlt in unserer Bedeutung dem Kern des Mndl. Im Wb. 2,737 sind nur zwei ostmndl. Belege verzeichnet, darunter Serv. 572 *he vil neder ane den estric: geistlic*; dazu Eneide 8282. 9420. 12932, Alex. 3394 *uf sinen estrich er sih warf* und unsere Stelle. Die rhein. Belege sind frühste Zeugnisse für das Ausgreifen des süddeutschen Wortes rheinabwärts, s. S. und V. — *mure* f., *die burch . . . up einer rochen vele ho mit einer muren bevangen* 1011 gehört in den rhein.-limb. Kreis des Fem., gegen das mndl. Mask. *mur* (auch fem.), s. V. Der ndl., vom Franz. bestimmte Geschlechtswandel hat die Rheinlande nicht erreicht. — *palas* ist nach S. schon im 12. Jh. gewöhnlich. Aber es ist nicht rein franz., sondern steht unter Einfluss von *palatium*. MG 1221 C schreibt *palais*, wo *ai* langes â bezeichnet, mndl. *palaes* mit *ae* = *â*. Dieses *palâs* weist zum Deutschen, während ndl. *palais*, *paleis* gleich afranz. *palais* ist, das aber die Rheinlande nicht erreicht hat. Deutsch *palas* reimt in den frühen Denkmälern des 12. Jh.s auf *thaz, was*, also auf Kürze, was einen Unterschied ergibt zum Nordwesten. — *porze* 1019 ist abgehandelt Germ. Rom. S. 209, wo auch auf Öhmann verwiesen ist. Wir verzeichnen

ausserdem KM 15,12. 38,31. 63,6, *portzenere* 15,19. 63,6. 63,43, aber *porte* bei Hagen, Dornfeld S. 175, *porte* neben *portze* bei Wierstrait, *portze* Tr. Mönch. Die *ports*/*port*-Linie im Nordrand des Trierer Raumes, im Bereich der *dorp*/*dorf*-Linie, spiegelt eine ältere Lagerung von *herts*/*hert* 'Herz'. Im Köln des 13. Jh.s war *porte* noch geläufig. Vgl. S. und V.

4. Gegenstände. — *crone* und *mantel* sind dem König eigen und nur in fester Verbindung gebraucht, *des riches crone* 892. 4744, *dragen crone* 296. 1529 (die Königin), *up min houvet setzen crone* 301, *Karle stůnt beslagen mit eime mantel van baldekin* 1691. 2947. — *side* 'Seide' 3753. 3787. 5207 ist gebraucht in Verbindung mit Stoffnamen, die dem Französischen entstammen, so *scharlachen* 3752, *baldekin* 5205, auch steht es bei *kuret* 3786, vgl. unten. — *pellen* 'feines Seidenzeug' ist die Form eines kölnisch-limburgisch-niederrheinisch-niederländischen Bereiches, darüber V.; es ist belegt in Aufzählungen von Kostbarkeiten: *silver, golt, pellen, gewant* 398, *pellen, side, wullen důch* 1026, *pellen, gra inde bunt* 4847, *pellen noch samit: grůne inde brunit* 5143, oder abhängig von einer Präposition, dann unflektiert, s. zu *baldekin: van pellen inde van baldekin* 1080, *mit eime richen pellen: snelle* 3913, *cleidere bunt inde gra, van pellen inde zindale* 4967. Im übrigen s. Veldeke XI Beitr. 70 (1948), 185. — *plume* 'Vogelfeder' 1320, mndl. *plume*, vgl. Germ. Rom. S. 145. Darf man heutiges mundartliches *plom* mit der Schreibung *plomen* in A verbinden? Der Beleg steht zwischen Alex. 7140 und Tr. Mönch 177. 5684. 8403. — Für *barc* sichert 3238 *unse barck* C gegen *unsen barc* A: *starc* adj. Endungslosigkeit, dazu in A mask. Geschlecht. Die Form ist einzig und nur zu erklären aus Angleichung an mndl. *sarc* 'Sarg' m.n., *sarke* m., auch f.?, vgl. V. Auch das Nebeneinander von *arke* und *arc* ist zu beachten. Das Afranz. bevorzugt *barge*, kann also nicht Ausgangspunkt sein. — In den Bereich der Kriegskunst führen *mange* und *pedelere:* 1012 *pedelere noch mangen*, wo sich mit dem gewöhnlichen mhd. und mndl. *mange* des 12. Jh.s, s. Kinzel zu Alex. 1349, *pedelere* statt *peterere* verbindet, Mhd.

Hwb. 2, 242, Wb. 2, 1, 493, mndl. *pedriere*. Der Beleg mit *-l-* ist an entsprechende mhd. Belege anzuschliessen.

5. Musik. — *ein sanc de was ho inde van sůzen done*: *schone* 507 bringt einen der ältesten Belege für *don* 'Ton' in der Bedeutung 'Melodie'. — *he sanc noten maniger tiere* 5471 enthält *note* 'Melodie', das älter ist als alle Belege bei S. *tiere* ist das mndl. ndd. *tiere* 'Art, Sorte', Wb. 8, 328, dort 329 auch die Fügung *meniger tiere(n)* 'mancherlei'. Das Mhd. Wb. belegt spurenhaft *guoter tiere* entsprechend mndl. *goedertieren*, dies auch Wierstrait, Tr. Mönch. Aus der Servatiusüberlieferung ist es zu streichen. — Die 'Musikhochschule' ist *schole* (von Paris) 5161, worüber unten bei *citole*. — *vedelen* inf. 5155 bringt einen frühen nordwestlichen Beleg. — *cum salterio: vro* 5165 entspricht einem mlat. *(p)salterium, -on*, wo man franz.-ndl. *salterie* erwarten könnte. Vgl. auch Tr. Mönch 12765 *van urgelen ind van psalterien clanck;* im übrigen s. V. und *citole*. — Schwierigkeiten macht *becken*, 5173 *sulche wale die becken entfiengen mit den stecken* wäre nach der geläufigen Bedeutung von *becken* 'Zimbel', s. FEW. 1, 200, als Schlagen von Becken mit Stecken zu verstehen, also 'Lärm machen' während der Vorführungen der Artisten. Aber *entfân*?.

6. Sonstiges. — *gekose*, im Vers 3350 *van allen gekosen: erlosen* 'von allem Gerede', zu dem im mndl. unbekannten mhd. *gekose* n. als Dat. Sg. auf *-en* wie *antlitzen, besweren* 3078; 1652. 5119, also nach mndl. Art. A ersetzt es durch das wenigstens ostmndl. gelegentlich auftauchende, auch mhd. *kose;* vgl. auch KM 200, 46 *sunder kosen, sunder runen*. Der abwertende Beisinn von *gekose* tritt besonders hervor in Lilie 9,28 *owi des gekoses, owi der alder zungen, owi der durrer bladere, der ahtersprachen, des zuivelichen wordes, inde der lugenen*. — Wir verweisen ergänzend zu V. noch auf *meisterinne* 'Erzieherin' 387, *meister* 'Gauner' 4282, sonst *schalc* oder *dief* in vielen Fällen, 5169 'Tausendkünstler', *ir meisterschaf inde ere kunst* 'Kunst der Spielleute' 5479, *gewart in meisterschaf, wale meisterliche gewart* 411. 3812 'handwerklich meisterhaft verfertigt' oder 'gebaut'.

— *na erer naturen: geburen* 'nach Stand und Würde' 5452, die gleiche Formel *na siner naturen: creaturen* 'nach seiner Art' Serv. 3036 im Einschub, vgl. auch Mhd. Hwb. 2,11, sonst s. V. und S.

Lehnwörter aus dem Französischen

a m i r a l. — Überliefert ist *ammiral* 3245 C, *amyral* A, *riches ammiralis dochter* 829 C, *amyralis* A. Die Form stimmt zu mndl. *am(m)irael. amiral* bezeichnet den Befehlshaber der Ungläubigen, sein Herrschaftsbereich ist *Cordes*. Das erinnert an Terramer von Cordes im Willehalm 34,17. 38,19. 288,21. 401,29. Zu dem geläufigen mndl. *amirael* Wb. 1,398 tritt bei den Rheinländern noch KM 103,36, *amirale inde ander heren* im Gefolge des Heidenkönigs Galaffier.

Die neuere Bedeutung »*amirael van der Zee*« ist im Mndl. schon um 1300 da, Wb. 1,398. Für Frankreich belegt Wartburg FEW. die neuere Bedeutung zum ersten Mal im 14.Jh., die Form *amiral* nicht vor dem 16. Jh. (Bloch—Wartburg). Die Niederlande sind also in Form und Bedeutung vorangegangen. MG bietet mit Floris und dem Flore des Konrad Fleck älteste Belege der Form *amiral*, danach Ulrich von dem Türlin, Mhd. Hwb. 1,51. Der Titurel und Willehalm haben *admirat* wie das Rol. L., der W. auch *emeral*, Ulrich zumeist *emeral* nach S. (Parz. im Mhd. Hwb. stimmt nicht!).

a v e n t u r e. — *eventure* f. 64. 4375 C mit den Kölner Denkmälern, Hagen Dornfeld S. 151, Tr. Mönch 7724. 9035. 12168. 12194, Berg 1404, doch niederrhein. ndl. *aventuyre* Wierstrait 372. 741. 743. 2003; *mit aventuren* nur 2426 C. Ist *oventure* 64. 2426. 4375. 5150 Anlehnung an *oven* 'oben'? Vgl. auch die mhd. *o*-Formen Mhd. Hwb. 1,105. — Nach den Belegen bei S. gehören die *e*- und *o*-Formen zu Hss. des 14. 15. Jh.; *ebenture, eventure, ewenture* ist vor allem md., *ebentur(e)* schon in der Hs. des Ritterpreises um 1300. Wir möchten annehmen,

dass dem Original *aventure* zukommt, *eventure* also der späten Überlieferung angehört.

bachelier. — *bacheliere* pl. 'Knappen': *schiere* 2438, : *fiere* 3471. 5528 stimmt abweichend von mhd. *betschelier* im Vokal *a* zu mndl. *bacheleer*. Die Schreibung *batzelere* : *fiere* mit *tz* KM 131,51 weist mit entsprechender mndl. Schreibung ins Pikardische. In mhd. Überlieferung taucht Vokal *-a-* nach den Belegen bei S. erst im 14. 15. Jh. auf, Handschriften Göllheim *watschilir*, Willehalm *batzelir*, Partonopier, vereinzelt auch im Trojanerkrieg; umgekehrt steht in der Überlieferung des Kölner Hagen *betschelere* pl. Das mndl. *bacheleer* hat *e*-Laut der Endung wie afranz. *bacheler* aus *baccalaris*, Wartburg FEW. In Kölner Schreibungen wie *batzelere*, *bachelere*, *betschelere* ist *e* = *ie*, wie die Gegenreime *schiere*, *fiere*, auch geschrieben *schere*, *fere* beweisen, also vom mndl. *e*-Laut zu trennen. In MG erscheint unter Anlehnung an *-ier* aus *-arius* zuerst die Form *bachelier*, die im Französischen erst Ende des 14. Jhs. belegt ist. Das Wort ist so alt wie die Belege des Lanzelet und Wolframs.

baldekin. — *mit richen cleideren gezieret, na urme live gesneden fin, van pellen inde van baldekin* 1080, *beslagen mit eime mantel van baldekin* 2947, dazu *da die wende solden sin, manich guldin baldekin* 5206, zu 1080 vgl. KM 58,24 *einen roc van pellen baldekin*, 161,56 *van einen pellen baldekin;* diese sind zu bessern in: *einen roc . . . van pellen inde van baldekin; wale gesneden inde fin, van pellen inde van baldekin.*

Frühster Beleg bei Veldeke 12941 nach Ettmüller *man nam da vil lutzel ware uf ein verblichen baldekin*, so auch Behaghel, aber *liechte . . .*; wir lesen nach G *men nam du luttel ware eines lichtes baldekin*, vgl. Roman d'Eneas 7639 *Camile vestent de chemise et d'un blialt de baldekin.* Dies *de baldekin* ist Muster des *van baldekin* in MG und KM, weshalb hier *baldekin* trotz Dativ unflektiert erscheint. Veldeke lässt sogar den Gen. unflektiert, wenn 12941 in der Fassung von G ursprünglich ist, wie wir annehmen. — Das Mndl. Wb. 1,533 verzeichnet *van*

baldekine. Der Niederrhein hat die frühsten Belege des später im Mndl. und Mhd. verbreiteten franz. Wortes.

baniere. — *mine baniere* : *riviere* schreibt C 260, also Fem. wie 422 gegen *min* und *dat* in A; das Mndl. kennt nur fem. Geschlecht, das Mhd. auch das Neutr. Doppeltes *-nn-* nur 422 A. *baniere* f. war die Form des Originals. Im Mndl. steht neben *banniere* auch *bannere*. Vor unserem Beleg liegt der im Erec, gleichzeitig sind Lanzelet und Wolfram.

barat. — *in truwen, sprach he, ane barat* 'Hinterlist' 5008, *si giengen sunder einich barat . . . under die vursten sitzen* KM 21,3. *berait* schreibt A in beiden Fällen als einzige Hs., dies entsprechend der mndl. Nebenform *beraet* mit langem *â*. Auch die Verbindung *ane, sunder b.* führt auf die Seite des Mndl.; MG bietet einen frühsten Beleg, es folgt die Menge der mhd. Belege, die mit dem Eraclius und Parz. beginnt. Der Einzug aus den Niederlanden über das Rheinland ist anzunehmen. Die Herkunft des afranz. *barat* ist unklar. Zu der reichen und vielfältigen Verwendung im Mndl. vgl. Wb. 1,573 ff. Veldeke kennt das Wort noch nicht. Erst nach ihm taucht es auf im limb. Gloss. Bern. *baraet* 'cavillatio', *barat* 'circumventio'.

baron, barun. — Die Reimbelege 3919. 4982. 5085. 5121, immer verbunden mit *vurste*, gehören mit den Wolfram-Belegen bei S. zu den ältesten. Es heisst *baron* 4982, aber *die barunen* : *die garzunen* 5121, vgl. auch Rosenqvist. Im Mndl. ist der Plur. stark nach Wb. 1,586 f. Der KM hat keinen Reimbeleg, im Inneren trafen wir auf *van den baronen inde burgeren* 126,13. — Vgl. auch *garzon, prison*.

bisant. - *inde willen dir zu solde dusent bisanten van golde geven* 4494 'byzantinische Goldmünzen', im Rol. L. *der roten bisanten* 477 mit dem gleichen Plural *-en*, sonst Einzahl *bisant*, Plural *bisante, bisande* in den Belegen bei S., so auch im Mndl. nach Wb. 1,1269. Der älteste afranz. Beleg steht in der Chanson de Roland 132 *besanz*. Die Form *besant* mit *-e-* ist in enger Anlehnung an das Afranz. im Mndl. vertreten, sonst nach S. einmal in einer Willehalmhandschrift des 14. Jh.s nachweisbar.

Rol. L. 751 und Kaiserchr. 16654 haben in bedeutsamer Übereinstimmung *bisantinge, bisendinge* mit Münzsuffix *-ing*. Ein Glossenbeleg *pisent* bei S. gehört ins 12. Jh. Es will scheinen, dass die Entlehnung nicht in allen Fällen über das Afranz. gegangen ist; die *-ing*-Erweiterung und auch die Form *pisent* weisen auf frühe Heimat in Deutschland. Dagegen wird man die Belege in Eneide und MG wie die im Mndl. an das Afranz. anschliessen. MG steht zwischen den Belegen des 12. Jh.s und Eraclius, Wolfram.

brunit. — *we da niet gelangen en mochte pellen noch samit, de drůch grůne inde brunit* 5144, entsprechend KM 208,38 *die da niet erlangen en kunden pellen noch samit, die hiengen grůne inde brunit uzer den louwen van den husen;* MG 5214 *bezogen mit gewande gůt inde maniger hande, scharlachen inde bla, grůne, brunit ouch dar na*, dazu KM *beide pellen inde samit, scharlachen inde brunit* 54,46, *da en was scharlachen noch brunit, mer it was der beste samit* 58,25. Es handelt sich um Stoffsubstantiva, so auch *bla* 'Blaustoff', *grůne* 'Grünstoff', wie im Mndl., vgl. Wb. 2,2154, wo *brunet* und *groene* ebenfalls verbunden erscheinen. Diese Wörter haben neutrales Geschlecht, *brunet, pellen, samit, baldekin* werden auch als Mask. verzeichnet. — Unser Wort zeigt dreierlei Endungen. *brunet* entspricht dem Afranz. und gehört zu anderen Stoffnamen auf *-et*, auf die A. Schultz, Höf. Leben 1,1886, S. 352 f. weist. *brunat*, worüber Öhmann Beitr. 53 (1929), 42 ff. gehandelt hat, bekommt Endung *-at* in Italien; in *-ît* sieht Öhmann eine Verengung aus *-êt* bei der Übernahme ins Deutsche. So viel zu ersehen ist, begegnet *-ît* nur bei *brunit*, beschränkt auf unsere rheinischen Denkmäler und den Engelhart (nach S.). Wir möchten *-ît* aus Einwirkung von *samît* erklären. Die ndrhein. Belege ordnen sich zwischen Erec und Krone.

Auf den Beleg 5214 folgt 5215 *inde manich schone strifêt* : *genêt* 'genäht'; dies kann nur eine Umformung sein von *strijpt, stripet* 'gestreifter Stoff', Mndl. Wb. 7, 2306, nach den franz. Stoffnamen auf *-et;* vgl. a.a.O. aus einer Leidener Quelle *strijpt ende scarlaken ende wit ende graeu.*

buckel. — Fem. *buckel(e), die buckelen van deme schilde* 4304, A *buckelin* pl. ist anzuschliessen an die Reihe Rol. L., Rother, Eneide, H. Ernst, Erec bei S., die auf afranz. *boucle* weist. Im Mndl. ist das Wort von Anfang an Mask.

burderie. - *der burgere sone vermezzen, die junge bacheliere, begunden harde fiere eine burderie machen* 5529, dazu KM 208, 23 *der burgere sone, die bacheliere, begunden harde fiere eine burderie machen.* Die Bildung ist nur kölnisch, wie auch Rosenqvist bemerkt, aber schon in die Zeit um 1200 zu verlegen. *burd-* entspricht dem mndl. *boerde* gegen mhd. *behurt, buhurt:* dies seit der Kaiserchronik.

danz. — *Karle der machede einen danz* 5537 schliesst sich der Reihe der Belege des 12. Jh.s, beginnend mit dem Rol. L. an, einfaches Verb 5182, in formelhafter Wendung *danzen inde springen inde van minnen singen* 2171. 5551.

driegerie. — *Ai! wie cleine dat beide wisten Morant inde Galie umbe dese driegerie inde desen valschen rat* 1496, dazu 1679. *driegerie* kennt in dieser Lautform nur unser Denkmal, Bartsch S. 330. Auch das verwandte, schwundstufig gebildete mndl. mndd. *drogerie*, Wb. 2, 430, ist selten, mhd. *trügeri* gar nur mit einem jungen Beleg des 15. Jh.s vertreten, Hwb. 2, 1510. A setzt deshalb 1496 das mndl., aber auch mhd. gewöhnlichere *verrederie* ein. S. weist mit Recht auf afranz. *tricherie.* Öhmann setzt die Bildungen auf *-erie* schon in den Anfang des 13. Jh.s, Neuphilol. Mitt. 34 (1933), 125 ff., nach W. Henzen, Deutsche Wortbildung, 1947, S. 187 Fussn. Mndl. Bildungen auf *-erie* verzeichnet Salverda de Grave, De Franse woorden in het Nederlands, 1906, S. 336. 339.

dubbel. — *einen schilt de was gût, vast inde dubbel. dat were en was niet rubbel, dat lach an deme schilde* 3886–89 bringt den frühsten Beleg für *dubbel* 'doppelt' auf deutschem Boden. Ebenfalls aus franz. *double* stammt mndl. *dobbel*, Wb. 2, 218, dort auch von Kleidungsstücken 'gefüttert'. Wolframs einzigartige Bildung im Willehalm 11021 *wær der halsperc niht dublin : sin* 'sein', also auch von einem Stück der Rüstung, wird an frühe rhein. Vorbilder anknüpfen. Der Clever Beleg *dobbel* von 1477,

Kluge, Etym. Wb., ist also keine Neuentlehnung, sondern führt alte Ansätze weiter. Aus den häufigen Belegen des Tr. Mönchs, vgl. vor allem vom Helm der Mässigkeit 4186 *aen falien Is gemacht mit dubbelen malien*, 1188 *En were id neit also dubbel gemacht.*

Das Reimwort *rubbel* 'rauh, uneben, holprig' gehört in den gleichen mndl.-rhein. Bereich, wenn auch erst nndl. Parallelen anzuführen sind. Zur Sippe *rubbeln* s. H. Teuchert, Die Sprachreste der ndl. Siedlungen des 12. Jh.s S. 269. *rubbelich* gilt noch heute dialektisch in den Niederlanden, am Niederrhein und in Westfalen.

fel. — *Fukart de was snel siner reden inde fel* 'listig, tückisch' 1268, *nu horet van Ruharde, deme fellen Reinarde* 3032. *fel* weist mit dem Mndl. auf das Afranz. Unsere Stelle bietet den frühsten Beleg für die Rheinlande. Dem KM fehlt dieses Wort, Bartsch S. 337, ebenso Veldeke, Kraus S. 13. Bei den jüngeren Rheinländern erscheint es: Tr. Mönch 657, Wierstrait 179. 682, Reim *fell : snell*, im Inneren 2145, Hagen 4831. Die vielfache Bedeutungsschattierung verzeichnet das Mndl. Wb. 2, 790. Das Wort hält sich bis heute in den ndrhein. Mdaa., Rhein. Wb. 2, 379.

fier, unfier. — Nach S. erscheint *fier* seit Morungen und Graf Rudolf, es folgen Belege bei Wolfram und Wigalois. Da Morungens *fier* wohl durch *fin* zu ersetzen ist (Beitr. 70, 431), bleibt Graf Rudolf, auf den MG und KM folgen, danach Wolfram und Wigalois. Im Mndl. ist *fier* gewöhnlich, *onfier* selten und Wb. 5, 500 belegt in der Nachbarschaft der Rheinlande.

Festzulegen ist der Bereich von Formen mit und ohne *-e*. MG: *de wise, de berve, de fiere : van Riviere* 668, ebenso *Galie* nom. *Floretten* acc. *die fiere : van Riviere* 1694. 5369; nachgestellt *Karle der koninc fiere : van Riviere* 5391, *zwene bacheliere hovisch inde fiere* 3471, *dese (die) edele riddere inde fier : hier* 'hier', *Garnier* 2451. 3910, sachlich *mit schůn inde cleideren unfier : paltenier* 839; Adverb *harde fiere : die junge bacheliere* 5528.

Es entspricht im KM *die fiere : schiere, palteniere* dat. 133,26. 168,8, *Gerfin, Karl Meinet de fiere : baniere, luminiere, schiere* 66,34. 86,47. 105,20, *Galie, Orie die fiere : schiere* 36,1. 49,46. 142,11. 177,8. 190,7, *Karle den fieren : jostieren* inf. 90,41, dazu der MG fehlende unflektierte Typ *Karle deme fiere, Bremunt den fiere* dat. acc.: *schiere* 34,9. 126, 16; nachgestellt *Karle (Godin) der junge (edele, kůne) riddere (degen) fiere : schiere* 59,56. 93,3. 177,61. 211,35, *der schenke fiere : schiere* 134,3, *die Franzosen fiere* nom. pl.: *schiere* 38,15. 48,43, *dese junfrouwe fiere* nom. sg.: *palteniere* nom. pl. 148,65, *ein riddere fier : paltenier* nom. sg. 165,65; sachlich *manich gecrude, eine schare fiere : baniere* dat., *eglentiere* nom. pl. 88,19. 198,54, *an einen bungart, under die linde fiere : schiere, riviere* dat. 144,37. 184,2; *-e*-los *sadel fier : dier* 'Tier' 55,38, *ein paltenier : ungeschaffen inde unfier* 142,34, *ein ros fier : paltenier* acc. sg. 169,6. Adverb *fiere : schiere, bacheliere, baniere, palteniere* dat., *riviere* 75,33. 111,47. 113,58. 131,51. 134,62. 151,32. 183,59. —

Das Nebeneinander von *fiere* und *fier* gilt also für beide Denkmäler. *fier* bis heute in ndrhein. Mda., Rhein. Wb. 2,445.

f i n. — Das Wort erscheint in MG schon sechs mal in Verbindung mit Sachen 1079. 2948. 3794. 3816. 3854. 3865. Es sind die ältesten Belege des mndl. -md. Wortes.

f l o t e n. — *sulche floteden cleine mit holze inde mit beine* 5159. Zu lesen ist *flöten* mit langem *ō̄* nach mndl. *fleuten* mit *eu* = *ō̄*. Dies ist der älteste Beleg ausserhalb Frankreichs; das franz. Wort hat im Ndl. eine Lautung angenommen, die am Rhein erscheint. Den Lautformen des Mhd. seit dem Nib. L., Gudrun können wir hier nicht nachgehen.

F r a n z o s e n. — *Franzosen : Engelosen inde Avernosen* 265, dazu 1861. 3866 bringt den frühsten Beleg der deutschen Form mit *o*, mndl. *Fransoys* neben *Fransoos*. Das *o* entstammt den pikardisch-lothringischen Dialekten des französischen Ostens.

f u r n i e r e n. — *gefurnieret harde wale* 1083, *wale gefurnieret inde fin* 2948, Bedeutung 'füttern' der Kleider; mit *-rn-* nur noch bei B. v. Holle (Demantin und Crane), also in der zweiten

Hälfte des 13. Jh.s, nach S. Sonst mhd. *furrieren* seit Wolfram, entsprechend afranz. *forrer*, FEW. 3,673. *furnieren* ist entstanden aus Kreuzung von *forrer* und *fornir* 'ausrüsten, versehen, schmücken', wie schon S. gesehen hat, vgl. afranz. *fournement* 'garniture, doublure' FEW. S. 829. Im Mndl. findet sich nichts Entsprechendes. Die Endung *-ieren* ist rheinisch-deutsch gegenüber mndl. *-eren*, Salverda de Grave S. 318. Das Wort ist also nicht über das Mndl., sondern unmittelbar am Rhein entlehnt und von da zu Holle gekommen. Vgl. auch *jostieren*, *hatzenieren*, dazu *bachelier*, *baniere*, *ministriere*.

garzon, garzun. — Die Belege 940. 2168. 2184. 5122, darunter *barunen* : *garzunen* 5121, *garzun* : *prisun* 940. 2184, im Inneren *garzon* 2173, *garzune inde geburen* 5451, gehören mit Eilhart, Erec, Iwein zu den ältesten, vgl. *baron*, wo auch die Flexion entspricht, im Sing. stark, im Plur. schwach. Bei Eilhart ist der Plur. durch den Reim als stark gesichert. Alle Fälle des Erec und Iwein sind Sing. und stehen im Inneren.

gibet. — *ouch so sach man bliven . . . ir schone vleisch vele vet biz an die stede gibet* 5036 'Galgenstätte', zu *vet* im Reim vgl. 1356 *Blanzet* : *vet*. Nach Gamillscheg Etym. Wb. ist *gibet* 'Galgen' im Franz. erst im 13. Jh., nach Bloch-Wartburg schon im 12. Jh. belegt. Unsere Stelle bietet ein frühes Zeugnis.

glavie. — *niet en wolde he ouch ane sin einer glavien die was fin* 3816, *ir glavien si slůgen under eren arm inde drůgen vur die ougen die schilde* 4097; *glavien* schreibt A 4097, *gelavien* C in beiden Fällen, dies in Übereinstimmung mit mndl. Schreibung. Afranz. ist *glavie* Dialektform neben *glaive*. Auf diese beiden Formen lassen sich alle mhd. und die meisten mndl. Varianten zurückführen, die bei S. und im Mndl. Hwb. S. 224 zusammengestellt sind; im Mndl. kommt *glaye* hinzu, dies gleich afranz. *glaie* 'Gladiole'. Nur im Kölner Tr. Mönch begegnet *gleye* auf deutschem Boden. MC bezeugt älteste Fälle für *glavie* mit Wolfram und Wigalois.

hatzenieren. — *manige vrouwe gehatzenieret mit richen cleideren gezieret* 1077 C schaltet A *die vrauwe wael geleret* aus,

damit auch die Möglichkeit, den Reim für die Lautbestimmung *ê : ie* zu verwenden. Es handelt sich um afranz. *acesmer* 'schmücken, aufputzen', das auf ein *accismare* oder *adcismare* zurückgeführt wird, Meyer-Lübke REW. 75, von Wartburg FEW. 1,11. Das Mndl. überliefert die Formen *achemeren, aetsemeren, haetsemeren, acemeren, asemeren, atsemeren, atsameren, acemieren*, dazu ein gelegentliches *artseneren*, Wb. 1,8, also pikardische (*-ch-*) neben zentraler Lautgebung, dazu mndl. *h-*. Am Rhein erscheinen nur die Belege MG 1077, KM *geassineirt : gezeirt* = *-ieret* 150,27. 160,21. 162,2 nach Bartsch S. 265, dazu wiederherzustellen in 50,16. 58,40. Das früh über die Niederlande gekommene Wort ist zu *-nieren* umgestaltet; das ndl. *h-* behalten wir für MG bei. Vgl. auch *atzemant : hant* Aiol 349 und Anm.; zu *-ieren* vgl. auch *furnieren*.

jostieren. — *ouch sach man. . . riden knapen mit grozen love, stechen inde jostieren : vieren* 1041 steht mit *-ieren* auf der Seite des Mhd., vgl. *hatzenieren*. Dieser Beleg reiht sich den frühen Zeugnissen aus Eneide und Hartmann an, vgl. S.

keitif, katif. — Neben 1664 *wie bin ich dus keitive hie in desen lande* 'elend, verlassen', steht 4857 *in trouwen, sprach der keitif : lif* 'Elender' entsprechend dem mndl. Nebeneinander von *keitijf* und *keitive* Wb. 3,1278. Schreibung A *kative, kattyff* mit *-a-* entspricht jüngerem rhein. Brauch nach dem Ndl. Wir wahren mit C *-ei-*, die Hauptform des Mndl. nach dem Pikardischen, Schwan-Behrens § 90, Meyer-Lübke § 168. Der Tr. Mönch und Wierstrait kennen das Wort nur als Substantiv in der Anrede: Tr. Mönch *arme, unselich, bedroefde katijff* 5925. 10260. 10758. 11400, Wierstrait *vuyl katijff : liff* 400. KM und Hagen stimmen in der Fügung *solen wir. . . kative bliven in desen lande* KM 68,3, Bartsch S. 299, *wir sullen arme kative bliven* Hagen 3174 überein. Das Wort ist dem Mhd. fremd.

koffe. — *dat Durendart dat swert gůt — durch helm inde koffe wůt* 4246, das von A nicht verstanden und durch *kop* ersetzt wurde. S. verzeichnet als mhd. Formen *koife, coiphe*,

coipfe, goufe, koufe f., das Mndl. Wb. 3,1679 neben *coyfe* Bildungen auf *-ie*, Bedeutung 'Kopfschutz unter dem Helm'. Unser Beleg, der älteste vor dem Willehalm, geht unmittelbar auf afranz. *coyfe*, worüber FEW. 2,836; dort Formen mit kurzem *o* aus *oy* wie auch mndl. *coffie*. Verbindung von *helm* und *cofye* ist mndl. gewöhnlich. Dem rheinischen *koffe* aus *coyfe* entspricht flämisch *koove, koof, koffe* 'Frauenmütze'.

colze. — *dusent colzen, dusent helme* 2331, *zwa colzen geschůt, die riche waren inde gůt* (A *zwo lederhosen*) 3777, *zwa colzen si eme schůden* 3849, vgl. KM 55,5. 62,30. Unser Beleg steht zwischen Erec und Parzival nach den Zeugnissen bei S. Die Hs. A schreibt 2331 *koultzen*, wo *ou* ein *u* wiedergibt. Über die Entstehung s. Öhmann Neuph. Mitt. 32 (1931), 203.

companie. — *zů deser companien inde deser geselleschaf* 140, dazu 336. 1394. 2147. 5446, alles Reimfälle. Unser Text erweist das Wort als früh bodenständig am Niederrhein; etwa gleich alt sind die Belege aus Eilhart und Lanzelet bei S. In A *campanie* mit erstem *-a-* 140. 2147. 5446, mit *o* zu *a* in Lehnwörtern wie im Mndl., Franck § 19 Anm.

Doppelformel mit romanischem und germanischem Wort ist häufig im Mndl., vgl. J. W. Muller, Over tautologieën in het Nederlandsch (1932) S. 4 ff. in Mélanges Salverda de Grave. Vgl. auch *kerker inde prisun* 939.

kuret. — Das Wort ist bezeichnend für MG und KM, vgl. Mhd. Hwb. 1,1794. Beachtlich sind vor allem die Reimfälle MG 3861 *van sime kurette : zů Tollette*, KM 62,36. 90,45, *sin kuret* acc. sg.: *zů, vur Tollet*, dazu im Versinneren MG 3786 (C *kurat*), KM 55,14. 15; 62,40. Das *kuret* wird nach KM 55,14 zwischen Ringpanzer und Waffenrock getragen, Abfolge 55,2 ff., 62,30 ff.: zu unterst das *purpunt* aus Seidenstoff, darüber der *halsberch* (*halsbant*) 'der Ringpanzer', darüber der 'Lederkoller', *kuret*, und schliesslich der *wapenroc*. An einer dritten Stelle 85,36 ff. sitzt über dem *halsberch* das *kuret*, es folgt ein *overwanbasun* aus *pellen*, verziert mit einem goldenen Löwen; *overwanbasun: brun* 85,39 und *overwanbaset* in gleicher Be-

deutung: *kuret* 85,49 haben franz. Endungen, sie sagen dasselbe wie *wapenroc* 55,15. 62,38. In MG fehlen *purpunt* und *wapenroc*. Im Mndl. entspricht *curie*, afranz. *cuirie*. Nach KM 62,36 ist das *kuret* in Toledo verfertigt, es wird 90,45 wie der Schild *verhawen*, ist also ein Stück der Waffenrüstung, später *cuirasse*, ähnlich 85,37. Bemerkenswert ist, dass es MG 3786 aus Seide gearbeitet ist; ein Schwert wird darüber gegürtet wie KM 62,45 über den *wapenroc*. Vers 3861 wird auch von der Anfertigung in Toledo gesprochen, dort ist es nach französischer Art zugeschnitten, also wieder aus Stoff. So bezeichnet in MG *kuret* dasselbe wie der Waffenrock im KM, eine seltsame Verschiebung! *kuret* ist neutr., nur KM 90,45 mask. in der Formel *sinen schilt inde sinen kuret*. MG 3786 steht *kurat* in C mit der jüngeren Endung *-at*, dazu vgl. unter *brunit*. Zur Sippe vgl. FEW. *corium* 2,1185. *kuret* in MG und KM ist älter als das altpikardische *cuiret*.

Beim Vergleich mit A. Schultz, Höfisches Leben, 2 S. 38. 40. 49. 57 scheint MG *kuret* im Sinne von *kursit* zu gebrauchen.

malie. — *ein halsberc de was cleine van malien vast inde reine* 3784, C *mailgynn*, A *malyen*, KM 55,13 *malgen*, Tr. Mönch *mit dubbelen malien* : *falien*, 'Panzerring' : 'Fehler' 4186, dazu 4103, *male* sg. 4099. Die ältesten obd. Belege aus Iwein und Krone stehen bei S. als *meile*, Athis *maile*. Die ndrhein. Fälle stehen bei den mndl., auch in der Schreibung, Aussprache *mâlje* und *malje*. Es sind die ältesten Belege dieser Art. In den rhein. Mdaa. ist *mallje* weit verbreitet, Wb. 5,792.

ministriere. — *ouch quamen da me dan viere hundert ministriere die wir nennen speleman* 5145—47 weist in dieser besonderen Wendung mit *ministriere* gewiss auf ein Wort der welschen Quelle. Der gleiche Ausdruck im Versinneren 5477 und 5495, nur in A überliefert, in der Schreibung *mynistrere;* wir geben deswegen die *-i-*Schreibung zugunsten der mndl. üblicheren mit *-e-* nicht auf, vgl. Mndl. Wb. 4,1382 *menestrele*, *menestrere* über afranz. *menestrel* aus mlat. *ministerialis*, 4,1621 einmal *ministrere* (14. Jh.). Das Wort ist nicht nur dem Mhd.

unbekannt, auch in den Rheinlanden sind unsere Belege die einzigen, Bartsch S. 309. Es fehlt auch Veldeke, obwohl es in den Festpartien der En. vielfach hätte Verwendung finden können. Die Form auf *-iere*, in unserer Überlieferung *-ere* geschrieben, weist auf selbständige rhein. Umbildung des französischen Wortes; das mndl. *menestrere* hat *-ere* mit besonderem ndl. *-e-* wie in *bacheler*, s. unter *furnieren*.

gemûset. - *einen helm richen . . . enboven gemûst van golde* 'eingelegt' 3813, steht in einer Reihe, die mit dem Alex. beginnt, darin Eneide 8293. 9479 und danach unser Beleg, s. Kinzel zu Alex. V 714. Das Wort ist dem Mndl. unbekannt. Die Geschichte des Wortes, das nur im Part. erscheint, ist ungeklärt, trotz Hinweis bei S. auf Roman d'Eneas 6438 *a or museu*. Unser Fall steht eng bei der Eneide *wale gemuset bit golde*.

mutet : muset. — In diesem Reim 5161. 62 weist *mutet* mit dem Mndl. auf das Afranz. Mndl. Wb. 4,1982 ist *motet* n. belegt als 'Worte in Musik gesetzt', Musikstück', 'cantio musica sacra'. Hier stehen *liedekine*, *motette*, *rime* zusammen wie franz. *rimes*, *motez*, *fabliaus*, *chançonetes*. — Statt *muset* erscheint im Mndl. Wb. 4,2020 *musele* f. 'Dudelsack', noch heute westflämisch *muizel* m.; franz. *musette* erscheint nach Gamillscheg Etym. Wb. und Wartburg-Bloch wie *motet* erst im 13. Jh., sodass unsere Stelle wie 5036 für *gibet* sehr alte Belege bringt. Die beiden Verse *sulche bliesen mutet wale up deme muset* sind zu übersetzen 'sie machten Musik auf dem Dudelsack'.

paltenier. — Zu 839 *ein arme paltenier mit schûn inde cleideren unfier* nach C, *paltenere* : *unfere* A, vgl. KM 142,33 *ein paltenier* : *ungeschaffen inde unfier waren sine cleidere zwaren*. Im Mndl. ist *pautenier*, afranz. *pautonier*, *paltonier* geläufig, Wb. 6,201, die mhd. Umformung zu *paltenaere* unbekannt; *balteniere* : *schiere* ist im Biterolf belegt, Mhd. Wb. 2,1,462. Die Bedeutung ist im Mndl. 'Vagabund', im Mhd. auch 'Wallfahrer' wie in allen Belegstellen des KM, s. Bartsch S. 313.

Im KM gelten: *palteniere* nom. acc. pl.: *viere, schiere* 10,12. 139,37. 147,58. 149,7,: *dese juncfrouwe fiere* 149,1, dat. sg. : *schiere* 150,19. 153,39. 159,46,: *fiere* adv. 151,31,: *die fiere* 168,7, *paltenieren* dat. pl.: *zieren* inf. 149,13; wir setzen mit dem Mndl. und der Überlieferung *paltenier* nom. acc. sg.: *fier, unfier*, beide prädikativ 142,33. 169,5. Durch Besserung gewinnen wir *palteniere* nom. pl.: *schiere* 146,66, Hs. *pylgerynnere,*: *diere* 'Tiere' 137,19, Hs. *pilge mere* : *tere.*

pilgerin steht im KM nur zwei mal im Reim auf *sin* inf., pron. 8,56. 10,45, an der zweiten Stelle besser *pilgerine* dat.: *die cleidere sine.* Vers 165,64 bessern wir *ein paltenier* : *ein riddere fier* (Hs. *pylgeryme* : *fere*), da *palteniere* : *fiere* gegen die Nominativform *paltenier* verstiesse. Vers 140,65 bietet die Hs. *wie it were* : *der edel paltenere*, wir lesen *der edele here*, nicht etwa *schiere* oder *fiere* : *palteniere.* Damit ist auch MG 839 *paltenier* ohne *-e* gesichert. Zweifelhaft bleibt nur 165,64, Hs. *eyn pylgeryme* : *eyn rittere fere; riddere fiere* ist stilecht wie 177,61. 211,35 beweisen, *riddere fiere* ist möglich nach MG 2451 *dese edele riddere inde fier, riddere fin* könnte man erwägen entsprechend KM 180,13 *der alde meister David fin*, MG 3910 *die edele riddere inde fin* : *Garin* in A, wo aber C *fier* : *Garnier* gemäss 2451 vorzuziehen ist. MG und KM haben wie das Mndl. die afranz. Form mit *-ier* ohne Änderung übernommen. Dem Schreiber von A scheint die mhd. Umformung *paltenere* bekannt zu sein, vgl. zu 140,65.

paresis. — *mit zwenzich dusent punden güder paresise* 166. In A fehlt das ganze Reimpaar wegen des vom Schreiber nicht verstandenen *paresis* 'Pariser Münze', mit dem auch C trotz treu bewahrtem *paren sise* nichts anzufangen wusste. Mndl. geläufig in den Formen *parisijs, paresijs, parasijs*, Wb. 6,135, taucht das Wort auch im Tr. Mönch als *parasis* im Reim auf. Der Beleg in MG ist der älteste ausserhalb Frankreichs.

part. - *in zwei part deilden sich* 2680 bringt den ersten Beleg für *part* n. 'Teile, Partei', mndl. *part* n.f., auch *parte* f., ebenso im Mhd., vgl. S. Späteres *partie* hat der Kompilator

des Karlm., Bartsch S. 314, sowie der Tr. Mönch und Wierstrait.

pleit. — *pleit* 'Rechtsstreit' ist gesichert durch den Reim *dan af is so groze pleit* : *steit* 'steht' 3278, Geschlecht unbestimmt, m. oder n., und stimmt zum mndl. reich bezeugten *pleit*, afranz. *plait*. Es ist der älteste Beleg ausserhalb Frankreichs, der einzige frühe deutsche. Nur der Tr. Mönch hat noch *pleit* und *pleiden*. Aus den Niederlanden ist *pleit* und *pleiten* ins Mndd. eingezogen, Wb. 3,345. Gegenüber den mndl. Verben *pleiten* und *pleideren* zeigt *pleiden* im Tr. Mönch die Selbständigkeit der rheinischen Entlehnung.

prenden. — *dat he na eme prant selve mit siner hant* 1175, *einen staf he geprant* 2220, *manlich ouch sine brut prant* 5546, im Inneren *he ne prunde'n mit den henden* 4437, bringen das ausschliesslich mndl. *prenden* zu frz. *prendre* 'fassen, nehmen, packen', Wb. 6,649. In den Rheinlanden erscheint es nur in den kölnischen Denkmälern MG und KM, und zwar immer im starken Prät., Bartsch S. 315, *houvet, růder, steche-metz, schilt, spiez geprant* KM 18,41. 22,63. 65,23. 67,4. 87,3. 106,32. 136,56. 189,1. 197,17, dazu 23,35 *den juncheren ge-prant* (Hs. *nam*) im Reim auf *bewant*. Fügung *prenden na* lässt sich sonst nicht nachweisen. MG und KM bieten älteste Belege der Entlehnung.

in presant. — *inde als si uch komen in presant* 935 mit afranz. *an presant* 'gegenwärtig', *daer ic sal comen in presente* Mndl.Wb. 6,658, 'in Person, gegenwärtig'. C schreibt *present* nach ndl. Art, während der Reim auf *zů hant* mit A *presant* verlangt; das *-a-* weist aus den pikardisch-normannischen Bereichen heraus. Zu zentralfranz. *-an-* neben nordfranz. *-en-* in Lehnwörtern s. Salverda de Grave, De Franse woorden in het Nederlands, 1906, S. 182. Auch dieser Fall liegt zeitlich vor den mndl. Belegen.

pris, prisen. — Die Fälle des Subst. 331. 2792. 5101. 5282. 5442, dazu das Verb 5429 ordnen sich ein in die Gruppe der Entlehnungen seit Alex., im übrigen s. V. und S.

prisun. — Das Wort ist wie im Willehalm nur im Reim auf *garzun* 939. 2183 belegt, *in prisun* wie im Parzival und Willehalm. Die Belege gehören zu den frühsten im Deutschen. Im Mndl. ist das Geschlecht mask. und neutr., nie fem. wie im Mhd. Vgl. auch *kerker*.

pruven. — Nach Wernh. v. Ndrhn. und Veldeke bietet MG einen alten nordwestlichen Beleg, s. V., während das Wort nach S. im deutschen Süden schon im Anfang des 12. Jh.s bekannt ist. Gegen die Wbb., so Kluge und Franck-van Wijk, nehmen wir alle westgerm. Belege zusammen als Fortsetzung eines vulgären *probare*, *provare*. Es wurde zunächst als *-ôn-* Verb übernommen, dann an *üeben*, *betrüeben* angelehnt nach *uobte* : *üeben*. Reim *uven* : *pruven*, *pruven* : *bedruven* s. V., MG 2935 *bedrůvet* part.: *průvet* imp., geschrieben *bedruft* : *proift* C, *-oe-* A. Die Schreibung in C weist auf Bekanntschaft mit einer unumgelauteten Form. Die Übernahme erfolgte so früh, dass das Wort die ahd. Diphtongierung mitmachte, wenn es auch erst spät hervortritt. Eine zweite Entlehnung aus dem Französischen erwägen wir nicht.

quit. — *ich ne lazen si's niet quit* 'ich lasse ihnen keine Ruhe', vgl. Mndl. Wb. 6,921 *quite laten*, *liez he los inde quit* 5412, *dat he's mit eren werde quit* 778, *die junfrouwe lazen quit* KM 150,2, *quit inde ledich sin* 34,2, s. Bartsch S. 316; *lazen quit* gehört auf die Seite des Mndl., während *quit sin*, *werden*, *machen* mndl. wie mhd. gilt. MG und KM bieten älteste Belege auf deutschem Boden, Wolfram hat das Wort vom Niederrhein erhalten und an die übrigen Deutschen weitergegeben.

rabiz. — Normalform des Mhd. ist nach S. seit dem Grafen Rudolf *ravit*. Mit der *-z-* Form, reimbewiesen MG 3876 *na sinen rabize* : *vlize*, KM 93,42 *na Bremundes rabize* : *vlize* (Hs. *rabyse* : *vlysse*), 94,14. 108,1 *sin rabiz* : *vliz*, stehen MG und KM allein da. Die Reimfälle der Eneide 689. 7322. 8812. 11853. 12317. 13187, vgl. Kraus, Veldeke S. 185 (E. Schröder über die Fremdworte) und Jungbluth S. 99, sichern *ravit* (*-v-* nach G 13187, worauf auch G *ranit* an anderen Stellen weist), das merkwür-

diger Weise dem Mndl. fehlt. *rabijt* Mndl. Wb. 6,940 entstammt wohl dem Mhd.

Ein älteres *rabit* wurde eingelautet, md. mit *-v-*, ndrhein. mit *-z*, auf Grund der lautlichen Unsicherheit zwischen *-t* und *-z* im 12. Jh. *rabit* steht in den Hss. E H der Eneide.

r e n t e. — Das Wort ist nach Kluge im 13. Jh. aus dem Afranz. entlehnt. MG 2994 bietet den ältesten Beleg *ur rente sal sin gemeret*. Die nächsten Belege stehen nach S. bei Ebernant und G. Hagen, mndl. *rente*.

r i v i e r e. — Häufiges Vorkommen als Eigenname im Reim, vor allem in der Fügung *Morant van Riviere*, z.B. 157. 873. 902. 946 (C *rivire*, A *rivere*), dazu 273. 403. 1297, wo A *ryver* schreibt, im Inneren 211. 602 (C *zo riviren*). 765, sonstige Fälle *heim*, *henne zù R.* 231. 253. 259. 556. 561. 997, Reimwörter *schiere*, *baniere*, *Galafiere*. Akk. ist 1004 C *rivire* gegen A *ryver*. Es handelt sich, abgesehen von 602 C, wo das Fem. deutlich ist, um das Neutr. *riviere*, was sich bestätigt in den Neutra im KM, so 72,63. 88,16. 88,22. 90,48. 93,55. 94,36. 45. 183,58; Bedeutung ist 'Uferbezirk, Plan', auch 'Fluss'. Das Mndl. Wb. setzt an *riviere* f.m., *rivier* n., das Mhd. Hwb. *rivier* stmfn. 'Bach', *riviere*, *rivier* stf. n. 'Gegend'. Für die rhein. Marienlieder gilt *rivier* 'Fluss' n. Am Rhein sind also afranz. *riviere* und *rivier* nach Form und Bedeutung geschieden, wenn auch verschoben. MG und KM stellen älteste deutsche Belege.

r o c h e. — *up einer rochen wale ho* 1010, *roche* 'Fels' nur in C überliefert. Dies ist der älteste Beleg auf deutschem Boden, und zwar in pikardischer Lautform. Daneben steht im Mndl. die bis heute geltende Form *rots(e)*. Auf den Niederrhein folgt Wolfram.

s a m i t. — s. *brunit*. Der Beleg 5143 schliesst sich den Fällen des 12. Jh.s bei S. an.

s a r g a n t. — *sarganten inde knechte* 5449, geschrieben *garganten*, nur in A überliefert. Die Schreibung weist auf mndl. *sargant*, das wir in den Text setzen. Nach Eneide und Iwein gehört

unser Beleg in die Nachbarschaft von Lanzelet, Wolfram, Wigalois.

schachzavel. – Der Fall 5555 schliesst sich den Belegen des 12. Jh.s bei S. an. Beachtlich gegenüber dem Mhd. ist das Fehlen des *-ch*, *schazauil* C, *schaitzaeffel* A. Dem Afranz. entspricht das Mndl. *schaec-tafel* mit *-c*. Das deutsche *-ch* macht Schwierigkeiten. Da es in unserem Belege fehlt, wie in *ho* neben *hoch*, muss man mit einer unmittelbaren Entlehnung aus dem Orientalischen rechnen. Französische Vermittlung scheint uns überflüssig.

scharlachen. — Das Wort erscheint Mitte des 12. Jh.s am Rhein in der Rede vom Glauben und im Rother, danach bei Eilhart, Hartmann, Lanzelet, Wolfram, Wigalois, Eraclius. Das *scharlachen* der älteren Denkmäler weist auf mndl. *scharlaken* und auf Gent als Herstellungsort. Nur im deutschen Süden wurde *scharlat* aus afranz. *escarlate* übernommen. Die Niederlande formten das Wort nach *laken*, das vorzugsweise nordwestgermanisch ist. MG bezeugt das Wort immer in Verbindung mit anderen Stoffen: *van pellen inde van baldekin, scharlachen, grůne inde bla* 1080, *pellen, gra inde bunt, scharlachen zu maniger stunt* 3191, *si gaf uns gra inde bunt, scharlachen zů aller stunt* 3752, *scharlachen, pellen inde bunt* 1847, *scharlachen inde bla* 5213.

schirpe. — Neben dem *scherpe* 'Pilgertasche' in Veldekes Servatius stellen der Wilde Mann und MG (dazu Eilhart) älteste Belege der *-i*-Form, danach Hagen, s. V., Formel *schirpe inde staf* MG 3154. 3215, wie in den übrigen Denkmälern. Die wenigen rhein. Fälle schliessen an die reiche Bezeugung im Mndl. an. Das *-i-* ist rhein. statt mndl. *-e-*, *scherpe* neben *scharpe*, wie afranz. *escharpe, escherpe*.

solt. — *inde willen dir geven zů solde dusent bisanten van golde* 4493, A *zoulde*, 'Lohn', vgl. KM 27,27 *geven also richen solt*. Diese Belege folgen auf Sevelingen, Veldekes Lieder (Minnesold), Herzog Ernst und sind etwa gleichzeitig mit Lanzelet, Nib. L., Wolfram, Wigalois.

tasten. — *zů hant he nare taste* 3072, dazu KM 140,30, schliesst an an den Wilden Mann nach S.; MG bietet einen nächsten Fall neben Wolfram. Das franz. Wort ist über den Niederrhein eingezogen und im Mndl. reich entwickelt.

zindal. — *van pellen inde zindale* 4967 s. *pellen*. Das afranz. *cendal* erscheint mndl. als *sindael*, *sendael*, *cindael* 'feines Leinen oder Seide', im Mhd. in einer Reihe von Denkmälern des 12. Jh.s nach S. Unser Beleg steht zwischen Erec und Wolfram. Die Formen mit *-i-* und *-al* kommen aus dem Afranz. über die Niederlande, die *-at*-Formen sind mittellateinisch-provenzalisch.

citole. — *sulche die van citole zů Paris hielden schole* 5167 bessern wir statt *zencolen* : *scholen* der Hs. A. *Zitole* 'eine Art kleiner Zither', A. Schultz, Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger, 1889,1 S. 555, ist mndl. wie mhd. bezeugt, franz. *citole;* zusammen mit *psalterion* bei Schultz *De psalteres et de citoles* und im Mndl. Wb. 1,1508 *cytolen . . . salterien* wie an unserer Stelle, *cum salterio* 5165. Der gleiche Reim steht auch im Mndl. Wb. *daer waren vedelen ende sitolen, ende meesterren van goeder scolen*, vgl. auch 4,1384 *daer waren vedelen ende sitolen, ende menestrele van goeden scolen met tambusen ende met fluten ende met timbren ende met tambusen.* Wir übersetzen 'einige, die das Spielen auf der kleinen Zither in Paris gelernt hatten'. Im Mndl. bedeutet *schole houden* 'zur Schule gehen' und 'Schule halten', Wb. 7,619; wir folgen der ersten Bedeutung nach dem Beispiel *te Provijn hebbe ic die scole ghehouden*, danach Beseitigung des *-e*(*n*). Der Reim *ō* : *ō* ist echt nordwestlich statt mhd. *schuole. citole* ist der älteste Beleg ausserhalb Frankreichs; danach im Mndl., im 13. 14. Jh. bei S. und Rosenqvist.

Abhandlung

Älteste und sehr alte nordwestliche Entlehnungen aus dem Lateinischen sind: *barc* 'Barke', *don* 'Melodie', *kamp* 'gerichtlicher Zweikampf', dazu einzigartiges *kampslach, capel-*

lan, *kemenade* 'Ort der gerichtlichen Beratung', *ketene*, *vermaledien*, *mange*, *note* 'Melodie', *nůne* 'Mittag', *paschen*, *paschdach*, *pedelere*, *pellen*, *plage* 'Weltübel', *plan* 'Ort des gerichtlichen Zweikampfes', *plume*, *schole*, *vedelen* 'fiedeln', *vesper* 'Abend'. Die Form *barc* ist einzig. Einige Wörter zeigen Laute, die ebenfalls dem Nordwesten eigen sind.

Wir stellen die lautlichen Eigenheiten, die in den Nordwesten weisen, zusammen, fügen sie aber einer Lautlehre ein, die um der Kürze willen das ganze Lehngut beieinander lässt.

Nach den Reimen gilt langes *â* in *cappellan* : *san*, *gestan*, *plage* : *mage*, *plan(e)* : *ane*, *gedane*, *slane*, *bestane*, *verstan*; *amiral* : *behal* = mhd. *behagel*, *barat* : *missedat*, *zindale* : *male*. Langes *a* ist angedeutet in Schreibungen wie *ae*, *ai*, die mndl. *ae*-Schreibungen entsprechen. Danach gilt langes *a* auch in *palas* (zweites *a*), *paschen*, *malje*, *schazavel* (beide *a*). Das lange *a* in *palas* steht im Gegensatz zu kurzem *a* des Südens. Neben *mâlje* mag *malje* gestanden haben.

Franz. *-on* reimt als *-ûn* und *-ōn*, also zu langem *û* in *runen* 'raunen' und zu gedehntem *ō* in *son* 'Sohn'. Wir lesen und schreiben *barun*, *garzun*, *prisun* in den Fällen 940. 2184. 3919. 5085. 5121, im übrigen *o*, für dessen *o*-Wert ausser *son* auch *Droon* und *Loon* entscheidend sprechen. Hinter der normannisch-anglonormannischen Schreibung *-un* gegenüber sonstigem *-on* muss nach Ausweis der Lehnwörter ein deutlicher *u*-Wert liegen; die zwei Lautschichten des Niederrheingebietes sind sonst nicht zu erklären.

-ier, *-iere*, *-ieren* ist Endung am Rhein mit dem Mhd. gegen das Mndl., wo weithin *e*-Laut gilt. Man lasse sich nicht irreführen durch gelegentliche rheinische Schreibung *e* = *ie*, vgl. *bachelier*, *baniere*, *furnieren*, *hatzenieren*, *jostieren*, *ministriere*. Vgl. auch A. Rosenqvist, Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B XXX, S. 589 ff.

Die französische Endung *-et* hat dreierlei Gestalt: *brunit*, das nach *samit* gestaltet scheint, also mit langem *i*, *et* mit kur-

zem offenen *e* in *gibet* : *vet*, *kuret* : *Tollet*, *mutet* : *muset*, endlich *strifet* 2515 im Reim auf *genêt* 'genäht', also mit langem geschlossenem *e* (näheres unter *brunit*); C schreibt 3786 *kurat*, eine vierte Möglichkeit.

Ostfranzösisch ist das *o* in *Franzosen*, zentralfranzösisch ist *presant*.

Seit ältester Zeit und bis in die Mundarten steht *nûne* 'None' im Nordwesten bei altem langem *ô*. *schole* hat gedehntes offenes *o* in Übereinstimmung mit nordwestlicher Mundart und im Gegensatz zu *uo* aus langem *ô* des Südens. *pr ven* hat Umlaut, *floten* gedehntes, geschlossenes *ō* über das Mndl., *mönich* gedehntes geschlossenes *ö*, das in flektierten Formen gekürzt werden kann. Das *o* in *koffe* stimmt zu französischer und flämischer Lautung. Durch das Mndl. gegangen ist das erste *a* in *sargant*, wohl auch das *u* von *dubbel* und das *i* von *zindale* (Franck § 57). Dagegen hat *schirpe* rhein. *i* vor *r*-Verbindung. Rhein. *elter* ist Fortsetzung von ahd. *altari*.

Es ist scharf zu scheiden zwischen stimmhaftem *v-* in lateinischen und stimmlosem *f-* in französischen Lehnwörtern, also *vedeln*, *vesper*, aber *fel*, *fier*, *fin*, *floten*, *Franzosen*, *furnieren*. Die Mundart wahrt den Unterschied bis heute. *-v-* haben *prüven*, *schazavel*, aber A *-tzaeffel* mit jüngerem *f* vor *l* nach ndl. Art. — Ein altes nordwestliches *t* aus *d* vor *n*, von südlichem *t* zu scheiden, hat *ketene*.

Nordwestlich ist das *-n* von *pellen* (aber einmal *van pellele* 1080 M), sind die *-l-* in *martelen*, *martilje*, *pedelere*, ist das *-j-* in *malje*, *martilje(n)*, das auf *verdiljen* reimt.

Eingelautet sind *scharlachen*, *porze* und *rabiz*, diese beiden auf Grund der schwankenden Lautverschiebung im Kölnischen. *scha-zavel* hat *-h* wie sonst im Rhein. verloren. *roche* sieht man als pikardisch an. *hatzenieren* hat anlautendes *h-* nach flämischer Art. Die Schreibung *gargant* stimmt im zweiten *g-* zum Mndl.; ist *g-* gleich *sch-*? so gelegentlich Mhd. Hwb. 2,609.

Wir prüfen zunächst an den lateinischen Lehnwörtern die

Stellung von MG zwischen Mittelniederländisch und Mittelhochdeutsch.

MG steht zum Ndl. lautlich im Fall der langen *â* von *palas, paschen, schazavel,* des *û* von *nûne,* des *o* von *schole,* des *ō̄* von *mönich,* der *l, j, n* von *martilje, pellen,* des *t* von *ketene,* der Verteilung von *v* und *f;* nach Wort oder Bedeutung bei *kamp, nûne, paschen.*

MG hat eigentümlich Rheinisch-Kölnisches bei *elter,* vielleicht bei *pedelere,* das aber auch bei Herbort und sonst begegnet nach Mhd. Wb. 2,1, 493.

MG steht zum Mittelhochdeutschen mit fem. *mure, estrich, gekose, pedelere* gegen mndl. *pedriere,* kennt nicht *pinxteren, paleis, plein.*

Wir ordnen auch die französischen Lehnwörter geographisch und zeitlich.

1. Die Belege sind älter als die entsprechenden mittelniederländischen. Formale Abweichungen sind nicht berücksichtigt.

amiral, eventure, bachelier, baldekin, baniere, barat, baron, bisant, brunit, buckel(e), danz, danzen, dubbel, fel, fier, unfier, fin, garzon, glavie, hatzenieren, jostieren, keitif, katif, koffe, colze, companie, malie, motet, paltenier, paresis, part, pleit, prenden, in presant, pris, prisen, prisun, rabiz, rente, riviere, roche, samit, sargant, schazavel, scharlachen, schirpe, solt, tasten, zindal, citole.

2. Die Rheinlande stehen bei den Niederlanden gegen das Mittelhochdeutsche.

fel (MG, nicht KM), *unfier* (MG, KM), *hatzenieren* (MG, auch KM), *keitif* (MG, KM), *malje, ministriere, mutet, paltenier* (MG, KM), *paresis, pleit, prenden* (MG, KM), *in presant, schirpe.* Vgl. hierzu auch die Laute oben.

In Ergänzung zum Lautlichen der lateinischen Lehnwörter verzeichnen wir mndl. Eigenart in *dubbel, floten, koffe, sargant, zindale* dat., *malje, roche, hatzenieren.* In den Niederlanden gebildet wurde *scharlaken, scharlachen,* nach ndl. Muster *strifel.*

Eine stilistische Eigenheit von MG ist im Mndl. ausgeprägt,

die Verbindung von Einheimisch und Französisch oder von Lehnwörtern verschiedener Schichten in Doppelformel.

kerker inde prisun, companie inde geselleschaf, pape (priester A) *inde cappellan, sarganten inde knechte, los inde quit.* Formelhaft mndl. sind *ane (sunder) barat, lazen quit, leiden zer pinen.*

3. Rheinisches steht für sich. Wir vermerken die Wörter *gibet* (MG), *kuret* (MG, KM), *muset* (MG), die Bildungen *burderie* (MG, KM), *driegerie* (MG), *furnieren* (MG), *hatzenieren* (MG, KM).

Nach den Lauten sind zu vermerken *eventure, brunit, rabiz, schirpe.*

4. Beim Mittelhochdeutschen, gegen das Mittelniederländische, steht MG nur im Falle des zweifelhaften *gemůset* und des eingelauteten *rabiz;* dazu fem. *buckel(e).* — Vgl. dazu oben bei *-ier, -iere, -ieren.*

5. Die Wörter von MG sind schon in mhd. Denkmälern des 12. Jh.s belegt. Zeitlich stehen sie im ganzen bei einer Gruppe um und nach 1200, bei Lanzelet, Wolfram, Wigalois, Eraclius, Nib. L. Die Denkmäler des 12. Jh.s sind in Klammern vermerkt. * bedeutet mögliche Abweichung der Form. Die Wörter stehen nicht in allen Denkmälern der mhd. Gruppe. Gemeingut des 12. Jh.s ist nicht verzeichnet, so *aventure, danz, danzen, pris, prisen, samit.*

**amiral*, (Rol. L., Floris), **eventure* (Rudolf, Eilhart, Ernst, Hartmann), **bisant* (Rol. L., Kaiserchr., Eneide), *baniere* (Erec), **brunit* (Erec), *buckel(e)* (Rol.L., Rother, Eneide, Ernst, Erec), *fier* (Rudolf), *garzon* (Eilhart, Hartmann), *jostieren* (Eneide, Hartmann), *colze* (Erec), *companie* (Eilhart), **raviz* (Rudolf, Wernhers Mar., Eneide, Ernst), *scharlachen* (Glaube, Rother, Eilhart, Hartmann), *sargant* (Eneide, Iwein), *solt* (Sevelingen, Veldeke, Ernst), *tasten* (W. Mann), **zindal* (Glaube, Rudolf, Alex., Eneide, Erec).

6. Wir stellen die Wörter besonders, die Vorgänger auf ndrhein. Boden haben. Die Vorgänger sind in Klammern

vermerkt. Neben MG steht die unter 5 genannte Gruppe. *bedeutet andere Form.

amiral (Floris), *baldekin* (Eneide), *bisant* (Eneide), *buckel(e)* (Rother, Eneide), *jostieren* (Eneide), **rabiz* (Eneide), *sargant* (Eneide), *scharlachen* (Glaube, Rother), *schirpe* (Serv., W. Mann), *solt* (Veldeke Lieder), *tasten* (W. Mann), **zindal* (Glaube, Alex., Eneide).

7. Das Wort des 12. Jh.s taucht später im 13. Jh. auf. *bedeutet andere Form.

baldekin (Eneide, MG, Gudrun), **brunit* (Erec, MG, Krone), **malie* (Iwein, MG, Krone).

8. MG hat frühste Belege von *dubbel, fin, floten, koffe, part, rente, riviere, citole.*

MG hat frühste Belege mit der Gruppe Lanzelet, Wolfram, Wigalois, Eraclius. Die Wörter stehen nicht in allen Denkmälern der mhd. Gruppe.

**bachelier, barat, baron, (furnieren), glavie, companie, prisun, quit, roche.*

MG hat älteste Fälle von *-al* und *ba-* in *amiral, bachelier,* dazu *Franzosen* mit *-o-*.

Diese Zusammenstellungen gestatten wichtige Schlüsse. Wir geben eine Skizze.

Die französischen Lehnwörter kommen am Oberrhein und am Niederrhein etwa gleichzeitig über die Grenze. Bedeutsame Vermittler sind die Artus-Dichtung des Südwestens und die Chanson de geste des Nordwestens, allgemein Oberrhein und Niederrhein, Alemannien und Flandern, Brabant, Köln. Die niederrheinischen Chansons sind also in die Erforschung der Zeit um 1200 einzubeziehen, Morant und Galie und der eigentliche Karlmeinet, die Geschichte von Karl und Galie, die die Kompilation eröffnet. Karl und Galie hat keine niederländische Grundlage, wie irrtümlich und in Verkennung der Sprache angenommen wird, so noch Ehrismann II Schlussband, S. 469. Die Lehnwörter der Eneide und des KM sind neu zu behandeln. Das wird das Bild vervollständigen und runden.

Unter Nordwesten verstehen wir Niederlande und Niederrhein bis südlich Köln, also den nordwestlichen Bereich der Kölner Kirchenprovinz. Diese Kulturprovinz hält sich über die Jahrhunderte in allen Erscheinungen des geistigen und politischen Lebens, alten und jungen. Sie zeigt sich auch in der Literatur und deren Lehnwörtern. Die niederrheinischen Chansons de geste der Zeit um 1200 und die Reste niederländischer Chansons de geste sind als Einheit zu nehmen und daraufhin zu untersuchen. Der Karlmeinet-Kompilator des 14. Jh.s war sich dieser Einheit bewusst, wenn auch die rheinische, an Aachen gebundene Karlslegende ihn wie die Dichter der Zeit um 1200 geführt haben mag.[1]

Die niederländisch-niederrheinische Einheit um 1200 zeigt MG in sprechenden Einzelheiten. Es heisst *quam in sin gemůt* 'Begegnung im Kampf': *gebůt* 'gebüsst' 4297, die gleiche Formel : *gůt* 'gut' KM 116,37. 178,4. 193,8. 203,47; *gemůt* mit *-t* ist als Wort des flämischen Ritterwesens an den Niederrhein gekommen, vgl. Beitr. 66(1942)327 ff. Von da aus ging die Sippe über die lebendige Rede, im Verkehr der ritterlichen Gesellschaft nach Nieder- und Süddeutschland. Auch *maniger tiere* 'mancherlei', oben bei *note*, ist flämisch und am Niederrhein geläufig geworden. So wie die alte Kulturprovinz in diesem Falle bis ins 15. Jh. lebendig bleibt, diesesmal gespeist vom Westen, so zeigt sie sich auch als Bewahrer alten gemeinschaftlichen Gutes, das im Süden erlosch, so etwa bei *spůt* 'glückliches Gelingen' 546. Frühe flämische Dichtung muss am Niederrhein bekannt gewesen sein. MG hat eine flämische Verserzählung von Fuchs Reinaert gekannt, daher der *felle Reinart* und überhaupt das Wort *fel*, einmal sogar im Reim auf *snel*, vgl. A. fdA. 60 (1941), 98 f. Im 15. Jh. gilt es in Neuss wie in Köln. Hier zeigt sich, dass ein französisches Wort durch flämische Vermittlung in den niederländisch-niederrheinisch-kölnischen Kultur-

[1] Vgl. Ph. A. Becker, Die Heiligsprechung Karls des Grossen, Sächs. Akad. d. Wiss., Berichte, phil.-hist. Klasse, 96 (1944—48), 3. Heft.

verband gerät und fest wird. Es ist dann im Niederländischen gewöhnlich geworden und, vom Ndl. gestützt, sogar den heutigen niederrheinischen Mundarten geläufig.

Von den Wörtern der Liste 2 gelten heute auch *fier* und *pleiten* in der rhein. Nordspitze, *mallje* und *part* haben sich gar bis südlich der Mosel ausgedehnt (Rhein. Wb. zu den Wörtern). Rheinisch-niederländische Bindung in einer eigenartigen Abwandlung der Doppelformel, ebenfalls oben unter 2, muss mit literarischen Bindungen zusammenhängen, die der überlieferten mittelniederländischen Literatur vorausliegen. Auch die anderen Formeln unter 2. weisen in diese Richtung.

Vermittlung der franz. Wörter durch Dichtung wird in vielen, sogar in den meisten Fällen mit der mündlichen Verbreitung über die obere Schicht der Gesellschaft zusammengehen. In der Liste 6 stehen die Fälle aus MG, die Vorgänger auf ndrhein. Boden haben. Alle Wörter sind auch mündlich verbreitet worden. Das beweist die Lautgestalt von *amiral, jostieren, rabiz, sargant, scharlachen, schirpe, zindal.* Sprachliches, das auf flämisch-brabantischer Vermittlung beruht, ist in Liste 2 zusammengestellt. *prenden* wird wie im Mndl. als starkes Verb flektiert, aber an einer Stelle in selbständiger Fügung. Auch sonst weisen die Listen 3 und 4 auf eine gewisse Selbständigkeit des Niederrheins: *burderie* zwar setzt ndl. *boerde* voraus, *hatzenieren* hat flämisches *h-*, aber die Wörter haben am Rhein ihre Bildungssilben erhalten; *driegerie, furnieren* sind nach französischen Mustern am Rhein gebildet. (*stede*) *gibet, kuret, muset,* dazu das Reimwort *mutet,* kann man Buchwörter nennen, Wörter, die aus der Vorlage übernommen sind. Nur in den Niederlanden lebt *motet.* Die Vorlage meinen wir auch in den folgenden Fällen zu verspüren: *Pour amours ie vous prie* 2625 C, *van baldekin = de baldekin, in prisun = en prisun, in presant.* In der Festschilderung mögen ihr entnommen sein, ausser *mutet: muset,* die Bezeichnung *ministriere,* die mit *speleman* verdeutscht wird, dazu *citole.* So viel wir sehen, liegen *amiral, bachelier, muset, mutet* in der Form oder als Wort

vor den ältesten französischen Bezeugungen, auch *koffe, kuret* und *gibet* 'Galgen' sind zu beachten.

Die jungen Hss. des 15. Jh.s, C und A, zeigen gelegentlich nördliche oder südliche Formen, die ins Kölnische einziehen. Darin spiegelt sich die nie ruhende Auseinandersetzung zwischen Nordwesten und Südwesten oder Niederländisch und Deutsch. Auf die Seite des Mndl. gehören in A *berait, kative, schai-tzaeffel*, in C *gelavie, present*, auf die Seite des Mhd. A *paltenere*. Die Sprache des Tr. Mönches steht unter ndl. Einfluss, daher *gleye, parasis*, aber *pleit, pleiden* mit *-d-*, mndl. *pleiten*, zeigt Rückgriff auf das Französische.

Als jünger auf rheinischem Boden erweisen sich *messe, priester, kose* in A, *pinigen* in C, *ketten* in CA, *pilgerim* mit *-m* in CA, *pellele* in M.

Die finnische Forschung, vor allem Öhmann, hat nachdrücklich gewiesen auf den Weg Frankreich, Flandern-Brabant, Niederrhein (Köln), Süddeutschland. Auf diesem Wege scheinen ausser *colze* zu liegen *baldekin, scharlachen* und *zindal, quit* und *tasten*. Bei allem anderen sind wir vorsichtig, so bei *barat* und *part*. Wolfram wird *quit* und *tasten* vom Niederrhein haben, aus *dubbel* wird bei ihm *dublîn*. In diesen Fällen erweist sich MG als ein *missing link*. Rosenqvist hat in der Festschrift Långfors Annales B L, S. 252 ff. auf *pleit* gewiesen, *part, tasten, quit* behandelt. Morant und Galie ist auf dem Weg zu Wolfram einzuzeichnen. Auf den Weg von Köln nach Niederdeutschland hat unser Jubilar in der gleichen Festschrift S. 527 ff. gewiesen.

Leipzig

Theodor Frings und Elisabeth Linke

GIAN FONTANA ALS MEISTER DER NOVELLE

Gian Fontana ist ohne Zweifel der bedeutendste Prosaschriftsteller und ein hervorragender Dichter der Surselva

und des rätoromanischen Graubünden überhaupt. Er wurde am 16. November 1897 in Flims geboren, war dort seit 1917 Lehrer und ist allzufrüh am 30. November 1935 verstorben.[1] In seiner engeren Heimat wurde seine Bedeutung frühzeitig erkannt. Die Uniun Romontscha Renana hat Fontana durch eine prächtige Gesamtausgabe seiner literarischen Werke in 5 Bänden (Chur 1940—1943) geehrt. Ausser den Novellen hat Fontana Erzählungen für die Jugend geschrieben (in Bd. III), das Drama *La spusa de Schons* sowie zahlreiche Gedichte (Bd. V), ferner Aufsätze zum Unterrichtswesen, vor allem über die Behandlung der rätoromanischen Muttersprache und der rätoromanischen Literatur in den bündnerischen Schulen.[2]

Seine Lyrik singt von Liebesfreud und Liebesleid in einfachem volkstümlichen Ton und offenbart seine Liebe zur Natur, den Pflanzen, den Schwalben und dem Vogelsang, dem murmelnden Bächlein, aber auch sein tiefes Verständnis und warmes Mitgefühl für die Armen, vom Leben Enttäuschten.

Als Vertreter der surselvischen Literatur ist Fontana der Dichter eines kleinen Volkes und, wenn wir ihm gerecht werden wollen, so müssen wir die surselvische Literatur mit anderen Literaturen kleiner Völker Europas in der Gegenwart vergleichen, etwa mit den keltischen Literaturen, der estnischen, vielleicht auch den baltischen Literaturen oder der neuprovenzalischen. Da ergibt sich denn ein gemeinsamer Zug: das Vorwiegen des rein Subjektiven, der Lyrik, ist für alle diese kleineren Literaturen charakteristisch. Die künstlerische Prosa beschränkt sich in der Regel auf die Idylle und vermeidet vor allem die grösseren Formen. Es gehört schon

---

[1] S. Modest Nay veröffentlichte einen Nachruf in *Igl Ischi* XXV (1935), 89–94 und Tumasch Dolf einen solchen in den *Annalas de la Società Retoromantscha* LI (1937), 20—29.

[2] Siehe z.B. die in den *Annalas* XLVI und LVII veröffentlichten Aufsätze. Ein Verzeichnis der Schriften Fontanas findet sich in der *Bibliografia retoromontscha 1552—1930*, Chur 1938, S. 103 ff.

zu den Ausnahmen, wenn eine dieser kleinen Literaturen einen Novellisten vom Format des Letten Needra oder des Provenzalen J. d'Arbaud oder gar einen Realisten wie den Basken Domingo Aguirre aufzuweisen hat. Und, in der Tat, auch in der Surselva bestätigt uns die Prosa eines Sep Modest Nay oder eines Giachen Michel Nay das Gesagte. Zieht man ausserdem die auch im Verhältnis zu den übrigen kleinen Völkern geringe Zahl der oberländischen Rätoromanen in betracht, so offenbart sich so recht in dem umfangreichen Novellenschatz, den Fontana uns hinterlassen hat, die einmalige Grösse dieses Prosakünstlers, der freilich, wie bereits erwähnt, auch auf dem Gebiet der Lyrik Bedeutendes geleistet hat. Als Prosaschriftsteller sprengt Fontana fast den Rahmen der »kleinen Literatur». Ganz verwurzelt in der heimatlichen Landschaft und im eigenen Volkstum und ausgehend von den gleichen Elementen wie die Verfasser der landschaftlich gebundenen Idyllen gelangt er durch tiefes Eindringen und Erfassen seelischer Zustände darüber hinaus zu einer Menschendarstellung, die über den landschaftlichen Rahmen hinausgreifend rein Menschliches, allgemein Gültiges in hoher Vollendung künstlerisch gestaltet. Und so ist er nicht nur für seine engere schweizerische Heimat von Bedeutung, sondern verdient einen Platz in der Weltliteratur, im Kunstschaffen des Abendlandes.

Vielleicht aber hätte Fontana nicht eine solche weitragende Bedeutung erlangen können, wenn er nicht auch neben den unmittelbaren, in seiner Heimat gewonnenen Eindrücken hätte Einflüsse aus anderen Literaturen aufnehmen können. Fontana ist ja nicht nur Surselver, er ist damit zugleich ein Sohn der Schweiz und Schweizer Heimatkunst in Roman und Novelle, wie sie in anderen Idiomen auf landschaftlich und wirtschaftlich verwandtem Boden erwachsen ist, hat nachdrücklich auf ihn gewirkt und seine Eigenart prägen helfen. Von deutschen Schriftstellern sind hier vor allem zu nennen Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, auf den Fontana auch IV, 67

bezug nimmt, dann Konrad Ferdinand Meyer und J. Bosshart. Auch mit C. F. Ramuz hat Fontana vieles gemein, das glühende Naturgefühl als geographisches Urerlebnis, die Liebe zu den Vögeln, das Gefühl für das elementare Leben, die lieblichen Frauengestalten, das Mitgefühl für den leidenden Menschen und das Verhältnis zur Religion, das eher eine bäuerliche Religiosität ist als Christentum. So hat die weitere Heimat dazu beigetragen, den Dichter zu formen und Kräfte freizumachen, die letztenendes eben doch im Bodenständigen seiner Kunst ihren Urgrund haben. Wo aber von den grossen Schweizer Dichtern die Rede ist, da gehört Fontana als einer der Ihren mitten unter sie.

Mit markanten Zügen schildert Fontana[3] die Gebirgslandschaft (CG I, 46—47), vor allem auch das abgewandelte Landschaftsbild in den verschiedenen Jahreszeiten: die Gebirgslandschaft im Frühling (*Nora* I, 95) und in der Winternacht (CS I, 33 ff.). Neben der kurzen impressionistischen Frühlingsschilderung (Pl II, 197) stehen solche des Winters (II, 18—19; III, 47 ff. Schneesturm). Grossartig ist die Darstellung des Gewitters (CG I, 59 ff.) mit Sturm und Wolkenbrüchen und dem Kampf der Menschen gegen die Unbilden der Natur. Und dann wieder die Ruhe nach dem Gewitter. Gewitter mit Bergrutsch und Steinschlag (II, 66—67) gemahnen uns an Ramuz' *Grande peur dans la montagne.* Häufig erscheinen die Freuden des sommerlichen Tages mit Sonnenschein, Blumen, Vögeln und Schmetterlingen, aber auch die

---

[3] Abkürzungen:

Br = *La biala Brida.*
C = *La cuolpa.*
CG = *Crap la Gelgia.*
Cgr = *Crappa-grossa.*
CS = *Il catschadur selvadi.*
Fl = *Mistral Gion Flury.*
FM = *Fumegl Martin.*
GR = *Gioder dil Run.*
H = *Per l'honur.*
Pl = *Plasch, il met de Starpunts.*
PV = *Il president de Valdei.*
SC = *Sidonia Caplazi.*
So = *La sontgetta dil vitg.*

Nacht im Gebirge versteht Fontana trefflich zu schildern (II, 185).

Für den Impressionismus charakteristisch ist die Heraushebung einzelner Elemente der Landschaft, so des Ahornbaums und des Galgens auf der Höhe (CG I, 45), des letzten trockenen Blattes, das im Herbst zur Erde fällt (FM I, 78). Der Apfelbaum im Hochzeitskleid, d.h. in der Blüte, der rot angehaucht ist wie eine Jungfrau (I, 135), assoziiert zur Vorstellung des Frühlings die der Liebe. Der Winter wird erfasst in der in der Sonne glänzenden Schneelast auf den Häusern: »En pura clarezia risplenda il tschiel, e leuvi el vonn dorman las casas dil vitg, strucladas dall' immensa massa de neiv. O igl unviern muntagnard ei bials cu il sulegl fa glischar ils milliuns cristals sin la neiv» (*Nora* I, 102/3), oder in der klaren Sternennacht, in der sich der Blick von der Höhe auf das schlafende Dorf senkt, in dem nur die Strassenlaternen wachen (*Nora* I, 106).

Das Leben der Natur dient häufig zur Erweckung eines stimmungsmässigen Einflusses auf den Menschen (z.B. SC III, 99). Es spricht auch für eine enge Naturverbundenheit, wenn die Lebensjahre eines Menschen angegeben werden nach der Zahl, wie oft der Apfelbaum geblüht hat (IV, 78). Der Garten, den die Mutter gepflegt hat und der jetzt voll Brennesseln und Dornen ist — nur der Rosenstrauch blüht noch — ruft die Erinnerung wach an die vergangenen glücklichen Zeiten der Jugend (CG I, 56). Der Gesang der Vögel, das Summen und Zirpen der Insekten, die schillernden Farben der Schmetterlinge, das Leben eines Ameisenbaus, das alles steht in einer wunderbaren Harmonie mit der inneren Zufriedenheit des Knechts Martin mit seiner unendlichen Liebe zur Natur und den Kindern und zu seiner Naturverbundenheit (FM I, 69).

Unter den benutzten L i c h t e f f e k t e n ist am häufigsten der wärmende und leuchtende Sonnenschein, die warme Sonne im Tal (I, 3), die Sonne, die das Haus schwarz brennt (I, 1), die Frühlingssonne (I, 77), auch in ihrer Kontrastwirkung zu einem Brand (I, 207) oder einem Unglück (I, 218),

die Sommersonne, die die kommenden, glücklicheren Zeiten andeutet (I, 93), selten die aufgehende (I, 42) oder untergehende (I, 71) Sonne.

Die Schattenseite dient dem Dichter zur Charakterisierung der Gefahr. Ein grauer, erbarmungsloser Himmel (II, 84) spiegelt die Gefahr wider, in der die Kinder schweben. Von finsterer Vorbedeutung ist die Dunkelheit des Abends (CG I, 53). Selten ist die dunkle Nacht, in der nur wenige Sterne glänzen (I, 33). Die schwarze Nacht mit den am kalten Himmel funkelnden Sternen bildet den Rahmen für den in einen grossen Mantel gehüllten Mann, der Böses im Schilde führt (FM I, 84).

Fontana liebt das Licht und die Helligkeit auch in der Nacht, die klare Sternennacht (I, 7, 106; II, 17, 19), den blassen Mondschein und die Sterne (II, 68), den Mondschein bei Mitternacht (I, 64).

Scharfe Naturbeobachtung lässt ihn auf die L a u t e und Geräusche achten, auf das Knarren und Knirschen der Stiefel des Nachtwächters im Schnee der stillen Winternacht (I, 33), wodurch die Ruhe noch besonders betont wird, auf das Plätschern des Brunnens vor dem Fenster (I, 112), ein Widerspiel des erregten Innern des Cudrin. Überaus häufig ist der Vogelsang, der gewissermassen obligat zum Sonnenschein gehört, und zwar zeigt Fontana in der Prosa eine bemerkenswerte Vorliebe für die Amsel (II, 73, 158; III, 132), während in seiner Lyrik die Schwalbe herausgehoben wird. Der Vogelsang im Frühling dient als Kontrastwirkung zu der traurigen Stimmung des Menschen (I, 218). Das Pfeifen des Vogels, das in die Zelle des Gefangenen dringt, wird ihm zum tröstenden Wort Gottes (I, 91). Andererseits ist Cudrin (I, 108) so sehr in seinem Inneren von Nora erfüllt, zu der er sich begibt, dass er die im Frühling im Apfelbaum singenden Vögel gar nicht hört. Neben den Stimmen der Natur treten die der Instrumente in den Hintergrund. Von ihnen finden wir die Guitarre (I, 103, 109, 113; II, 38, 140) sowie Bass und Klarinette der bäuerlichen Tanzkapelle (IV, 29).

Die herrschenden D ü f t e sind die der Gebirgsnatur, der Duft der Frühlingsblumen (III, 102), der Duft der Blumen in Wiesen und Gärten im Mai (I, 148), die nach tausend Blumen duftenden Wiesen (I, 135), der Duft der reifen Äcker und des Obstbaumes (I, 99), der Heuduft (I, 3). Der berauschende Duft des Flieders in Noras Zimmer (I, 108) steht in Parallele zu der berauschenden Wirkung, die die geliebte Nora auf Cudrin ausübt. Wenn später (I, 143) der Fliederduft mit den gleichen Worten wieder aufgenommen wird,[1] so wird hiermit an die alte Situation angeknüpft und die Wiederaufnahme der Liebeshandlung symbolisch vorweggenommen und angedeutet. Heimatlich vertraut wie der Wiesenduft ist der Duft des in der Bereitung befindlichen Abendessens, das dem Wanderer aus den ersten Häusern des Dorfes entgegenschlägt (I, 148). Dass Fontana es versteht, auch durch Düfte eine rein realistische Wirkung zu erzeugen, zeigen der dem Laden entströmende Geruch nach Knoblauch und Zwiebeln (II, 114) und der undefinierbare Duft nach Kesselflickern (I, 163).

Immer wieder ist es das Leben der kleinen D ö r f e r und Flecken der Surselva, das Fontana schildert; das Leben in der Stadt wird, abgesehen von kurzen Episoden in *Nora* und SC, eigentlich nur in GR dargestellt. Fontana liebt das Bild des Dorfes, wie sich die Häuser, umgeben von der wilden Bergnatur, um die kleine Kirche drängen: »Sicheu ei tut dir e selvadi, selvadias e spuretgas las pezzas ch'ins ha l'impressiun, ch'ellas veglien sederscher en l'autre mument. E amiez denter quellas ei pacifics il vitg, tschinclaus dils pli verds praus ch'ins sa s'imaginar. Las paucas casas, ner barschadas dal sulegl, sefultschan entuorn la baselgetta» (III, 80 und ähnlich IV, 1), vor allem aber den Blick von der Höhe auf die Siedlung, auf

[1] Sehr wirkungsvoll bedient sich Fontana des stilistischen Mittels der Wiederaufnahme des gleichen Motivs GR II, 69 und 151, wo das gleiche Kinderspiel, aber in verschiedenen Generationen das stets Wiederkehrende, die Beständigkeit auf dem Lande trefflich zum Ausdruck bringt.

die Dächer der Häuser und Scheunen (IV, 129), den Blick von oben auf das nächtliche Dorf (I, 106) oder auf das Dorf und die grünen Wiesen im Sonnenschein (IV, 181, wo Flury aber in seiner inneren Aufgeregtheit die Schönheit gar nicht gewahr wird). Eindrucksvoll schildert er die Lage des Dorfes Runatsch: »La via fa in caraun ord igl uaul e seglia sur in losch artg de crap vi da l'auter maun dil Run, che vegn dal glatscher che tarlischa dalunsch denter pezzas veglias, magliadas e sbuadas. Sin la spunda cupida il vitg Runatsch el sulegl de suenter miezgi e vegn pertgiraus dalla baselgetta sigl ault. Loschas casas che dattan perdetga de quitau e premura dil patrun stattan sper baraccas che lain pender tut —, ina enzenna de decadenza.» (II, 69).

Die Häuser sind aus Holz errichtet bis auf eines (III, 91; IV, 1), daher ist denn auch von braunen Häusern die Rede (I, 148; III, 89) oder von Häusern, die die Sonne schwarz gebrannt hat (I, 1; III, 80). Den Dichter interessiert am Haus das Idyllische (II, 17, 100; IV, 7), weniger das volkskundliche Detail. Immerhin erfahren wir, dass ein Häuschen nicht viel grösser ist als 4 zu 4 m (IV, 70). Die knappe Beschreibung des Hauses (I, 1 und 4) dient vielmehr dem Ausdruck der Sehnsucht nach den vergangenen Zeiten der glücklichen Jugend als der sachlichen Orientierung. So sind denn auch Angaben über die Inneneinrichtung recht spärlich (I, 149, 163; II, 162 altertümlicher *zuler*). Neben den »breiten« Häusern werden (I, 148) die imposanten getröllten Stadel mit ihren langen, glatten Balken hervorgehoben, die den Stolz der Bauern bilden; und auch der Mühle mit dem altertümlichen Rad wird gedacht (I, 149).

Das alles ist das Milieu, in dem Fontanas Menschen leben und dem sie verhaftet sind.

Von besonderer Eigenart ist die Menschendarstellung. Fontana liebt es, uns den Menschen in impressionistischer Schau zu zeigen, wie er auf der Strasse dahinschreitet. So stellt er uns den Nachtwächter auf seiner Runde durch

das Dorf vor (I, 33), so zeigt er uns den seinem Dorfe zu wandernden Gieri de Nueina (I, 148/9), den talwärts ziehenden Risch dil Tgiern (I, 158). Impressionistisch schildert er die Heimkehr des Vaters im Widerspiel der Beobachtung der Tochter (I, 173) oder den Umzug der Kesselflicker (I, 176).

Äusserst sparsam ist Fontana in der Beschreibung des Aussehens seiner Menschen und ihrer Kleidung. Wieviele liebliche Mädchengestalten er auch lebendig werden lässt, sie sind einfach da und wirken frisch und lebendig, ohne dass wir viel über ihr Äusseres erfahren. Weder Gelgia (CG) noch Brida (FM), weder Pia noch Giuditta (GR) werden beschrieben. An Dora (Cgr II, 40) lernen wir die städtische Tracht kennen, in der sie wieder in die Heimat zurückkehrt. Regina (H) hat schwarze Augen, rote Wangen mit Grübchen und schwarzbraune Haare, die unsympatische Turtè (H I, 8) hat schwarze Augen und Haare. Frena (Fl IV, 135, 146) hat blonde Locken und rote Wangen, die Kesselflickermädchen (PV I, 177, 195) haben schwarze Augen und Haare. All diese Einzelheiten sind kaum als individuelle Züge aufzufassen. Wie wenig Fontana daran gelegen ist den Liebreiz der Frauen im malerischen oder plastischen Ausdruck zu erfassen zeigt die Kennzeichnung der Sidonia (SC III, 104) als »biala giuvna», »stupenta giuvna» ohne nähere Charakterisierung. Nur in wenigen Fällen geht von seinen Frauen eine malerische Wirkung aus, die in Beziehung zum Seelischen steht. Marta (Pl II, 180) erscheint im einfachen grünen Kleid, ein paar Waldblumen in der Hand, und die Schönheit ihrer Hand wird (II, 182) besonders hervorgehoben. Brida (Br II, 208) ist gross und wohlgebaut und hat ein wirklich hübsches Gesicht, das von dicken schwarzbraunen Zöpfen eingerahmt ist. Eindringlich beschreibt Fontana die Augen der Ursina (C IV, 93), auf deren eigenartige Wirkung immer wieder bezug genommen wird (IV, 108, 114, 116, 118). Von Nora erfahren wir, dass sie dunkle Augen hat (I, 105); wenn ihre Tracht als Schulmädchen (I, 97) beschrieben wird, so nicht, um Nora selbst herauszustellen, sondern

nur um deutlich zu machen, dass sie nicht aus dem Dorf ist, sondern von auswärts zugezogen.

Von Männern wird nur das Äussere des Schullehrers (IV,86) ausführlich beschrieben. Von den Decraps heisst es (IV, 1), sie hätte klare Augen und ihre Gesichter zeigten eine gewisse Unzufriedenheit, etwas Brutales. Sonst finden sich noch ein Junge mit blauen Augen (IV, 15), drei Zigeuner mit schwarzen Haaren und Augen (IV, 183) und schliesslich ein Mann mit grünem Hut und grosser Rabenfeder (IV, 70).

Gelegentlich findet sich ein Vergleich aus dem Gebiet der Kunst. Die Schönheit der Nora (I, 101) wird mit der einer auf einem Gemälde dargestellten Frau verglichen, und zwar handelt es sich um die Iphigenie von Feuerbach. Dieser Vergleich erscheint besonders deshalb glücklich, weil er gut zu der ästhetischen Schulung des Cudrin passt. An anderer Stelle (III, 129) wird der Geistliche mit dem Moses des Michelangelo verglichen, ein Vergleich, der aber nur äusserlich passt.

Im Gegensatz hierzu sind V e r g l e i c h e des Menschen mit Tieren, vor allem mit Vögeln, recht häufig. Wie Fontana den Vogel mit dem Menschen vergleicht, in dem Spatz den Philosophen sieht (III, 53) und den Specht mit dem Pfarrer vergleicht (III, 100), so vergleicht er auch den Menschen mit dem Vogel. Die Skiläufer fahren dahin wie wenn sie die Flügel eines Vogels hätten (II, 29), Martin geht von seinem im Gefängnis befindlichen Vater fort wie ein Vogel, der mit steifgefrorenen Flügeln fliegen will (I, 220). Dora und Marta schwätzen wie ein Vogel (II, 38, 183). Ursina singt wie eine Amsel (IV, 94) und Dora D. hatte eine Stimme wie eine Amsel (II, 222). Frena passt auf wie ein Adler (IV, 152); sie ist auch flink wie ein Wiesel (IV, 146).

Sidonia wächst heran wie eine Wildpflanze (SC III, 101 und 157). Der kraftlose Alte wird (II, 108) mit einer verlöschenden Laterne verglichen.

Neben den charakteristischen knorrigen Bauerntypen stehen tüchtige Bauernburschen wie Gieri, Sep Antoni und Gio-

der dil Run. Unvergesslich bleiben die prächtigen Knechtsgestalten: der Knecht Martin (I, 69), der seine Eltern nicht gekannt hat, mit seiner inneren Zufriedenheit, der Knecht Risch in *La biala Brida* und der Risch in *Per l'honur:* man weiss nicht, wo er herkommt, er ist da, das genügt, und er gehört natürlich in dieser patriarchalischen Welt zur Familie, er ist arbeitsam, bescheiden und freundlich. Die ganze Tüchtigkeit und die seelische Kraft der bäuerlichen Menschen der Alpenwelt findet hier beredten Ausdruck. Und als Ergänzung gehört hinzu das treffliche Bild des alten Hirten (III, 13 *Il Gioder-nurser*).

Die Welt des bäuerlichen Lebens spiegelt sich auch gut in den schönen kurzen *Raquintaziuns* für die Kinder wieder, Skizzen und Idyllen erfüllt von bäuerlichen Typen. Das bäuerliche Gemeinschaftsleben tritt uns entgegen in dem realistisch geschilderten derb-bäuerlichen Tanzvergnügen (IV, 29 ff.). Wir erhalten auch Einblicke in die Gemeindesitzung (H I, 10—12 und PV I, 154—158) sowie die Gerichtssitzung (IV, 160 ff. und 183 ff. historisch; *Derschader*). Der Bauer ist konservativ und hängt am Althergebrachten, selbst in der Namengebung (Cgr II, 3). Sogar eine Feindschaft wird aufrechterhalten, nur weil es schon die Vorfahren so hielten (Cgr II, 12), es ist eine Verpflichtung den Vätern gegenüber (II, 24).

Ein anderer charakteristischer Zug ist die Heimatliebe. Sidonia will nicht die Heimat verlassen (III, 104). In der Fremde hat das Mädchen Sehnsucht nach den heimatlichen Bergen (II, 38). Immerhin, ein paar Jahre in der Fremde gearbeitet ist mehr wert als acht bis neun Schuljahre, sagt der Risch (H I, 5).

Aus Heimatliebe und Konservativismus ergibt sich die Ablehnung alles Fremden. Ortsfremde werden nicht gern gesehen, zum mindesten mit Misstrauen betrachtet. Der Abschluss gegen fremde Elemente (die Kesselflicker) bildet das Hauptproblem des *President de Valdei*, wo die ganze Tragik aus der Voreingenommenheit Gieris gegen alles Fremde erwächst.

Fontanas hervorstechendster Zug ist seine ausserordentliche L i e b e zu den Menschen, wie sie sind, mit all ihren Tugenden und Schwächen, ein warmes V e r s t e h e n der Menschen. Er zeigt nicht nur Mitgefühl für den bäuerlichen Menschen, sondern hat auch Verständnis für das soziale Elend der Arbeiter in der Stadt (II, 115; vgl. auch das Gedicht *Il proletari*), und fühlt auch mit den Tieren, so mit dem Spatzen und dem Pferd in *Geli, il vitturin* (III, 53 ff.) Der Mensch kann aber nur glücklich werden, wenn er sich in sein Geschick fügt: Jeder, der es lernt Musse und Geduld zu haben, wird glücklich (C IV, 78, vgl. auch *In guid*).

Was nun Fontana zu einem so überragenden Künstler macht, ist, dass er es versteht, die T r a g i k im Leben des Gebirgsbewohners zu gestalten und uns nahe zu bringen, ob sie nun auf den Gewalten der Natur beruht oder in den menschlichen Leidenschaften ihre Ursache hat, ob sie das in der menschlichen Brust wohnende Sehnen unbefriedigt lässt oder ob sie Eifersucht und Hass sich austoben lässt. Sehen wir uns die einzelnen Novellen an!

Per l'honur zeigt das Unglück, das entstehen kann, wenn einer sich gar zu sehr für seine E h r e einsetzt. Die Turtè, die ehrgeizige und habgierige Inhaberin einer Kneipe, und der Flisch, den sie ganz in ihre Hand bekommen hat, spinnen Intriguen gegen den Vater des Risch, der Gemeindevorstand ist. Es erhebt sich ein Streit wegen des Durchgangs durch den Obstgarten des Flisch, um auf die Wiese des Vaters des Risch zu gelangen. Flisch leitet das Wasser von der Quelle auf der Wiese widerrechtlich ab. Es kommt zum Prozess. Keiner der beiden will sich auf den vorgeschlagenen Vergleich einlassen. Der Vater des Risch, der für seine Ehre kämpft oder doch wenigstens zu kämpfen glaubt, verliert durch seine Hartnäckigkeit alles und bringt seine Familie an den Bettelstab. Eine Wiese nach der anderen und ein Stück Vieh nach dem anderen wird verkauft, um die Prozesskosten zu begleichen. Freilich, der Vater gewinnt den Prozess. Nun soll der Sohn

nach dem Willen des Vaters eine reiche Heirat machen, um die Familie wieder zu sanieren. Ähnliches beabsichtigt Flisch mit seiner Tochter Regina. Nun sieht Risch aber seine Ehre darin, der Regina die Treue zu halten. Der Familie bleibt von dem reichen Besitz nur das Haus. Der Vater muss daher das Amt des Gemeindevorstands niederlegen. Er erhängt sich am Dachbalken. Die Mutter stirbt vor Schreck. Der Flisch ist fort. Risch nimmt Geld auf, die Schulden werden bezahlt, das Haus der Regina und ihrer Mutter mit dem Laden wird gerettet. Risch geht als Knecht in einen anderen Ort. Jedes Jahr an Pfingsten treffen sich Risch und Regina und amortisieren von ihrem Verdienst die geliehene Summe. In sechs bis sieben Jahren sind sie damit fertig und können dann heiraten. Aber Regina stirbt, ehe sie mit Risch vereinigt werden kann. Als Risch die letzten Schulden bezahlt, findet er Regina nicht mehr am Leben und kommt vor Herzenskummer von Sinnen. Schliesslich erlöst ihn der Tod. Die Frage nach der Schuld stellt Fontana nicht. Es ist eben die Tragik des Menschenschicksals, an der er so warmen Anteil nimmt. Flisch ist dem Suff verfallen, die Turtè unterhält weiter ihre Kneipe und spinnt ihre Intriguen.

Il catschadur selvadi behandelt das Schicksal des immer wieder Benachteiligten und Zurückgesetzten. Sep Antoni wird dadurch, dass sein Vater seinen Bruder Giachen vorzieht und begünstigt, verbittert. Zu allem heiratet Giachen eines Tages das Mädchen, mit dem Sep Antoni gegangen ist. Bei der Erbteilung wird er wiederum benachteiligt. Während der Bruder alles erreicht hat, was er wollte, und Landammann wird, ist Sep Antoni ein Wilddieb, elend und verfolgt. Da ergibt sich für Sep Antoni in der Wildnis die Gelegenheit Giachen zu erschiessen. Heiss bedrängt ihn das Gefühl der Rache. Und doch siegt das Gefühl der Menschlichkeit. Die Erinnerung an die Mutter und das Mitgefühl mit Giachens Familie bestimmen Sep Antoni lieber selbst in den Tod zu gehen als den Bruder zu töten.

Die Bitterkeit verschmähter Liebe und die Eifersucht sind die Motive in *Crap la Gelgia*. Gieri und die Gelgia haben sich als Kinder das Heiratsversprechen gegeben. Gelgia will später nichts mehr mit Gieri zu tun haben und sieht, im Gegensatz zu Gieri, das alte Versprechen als Kinderei an. Gieri schlägt im Faustkampf seinen Rivalen Albert nieder und flieht dann, alle Schuld auf Gelgia schiebend. Nachdem Gieri in der Fremde Geld erworben hat, kehrt er in die Heimat zurück, lebt ganz abgeschlossen in seinem einsamen Haus und beschäftigt sich mit Vogelstellen und Tierfang. Albert hatte inzwischen Gelgia geheiratet. In einem furchtbaren Unwetter stürzt Alberts Haus zusammen, diesen unter den Mauern begrabend. In Gieri streiten das Mitleid mit dem Menschen Albert und das Frohlocken über die Genugtuung, über den Tod des Rivalen. Über alle Freude über die ihm widerfahrene »Gerechtigkeit» siegt aber das Mitgefühl mit Gelgia und ihren vier Kindern. Als man den einsam Dahingeschiedenen findet, entdeckt man auch sein Testament, in dem er all sein Geld der Gelgia und deren Kindern vermacht.

Fumegl Martin zeigt wie der innerlich anständige Mensch trotz aller Widerwärtigkeiten schliesslich doch den Sieg davonträgt. Dem armen, aber innerlich reichen Knecht Martin steht der reiche, aber heftige und zügellose Tieni gegenüber. Der von Brida abgewiesene Tieni macht im Ort gemeine verleumderische Anschläge, um Brida ins Gerede und in Unehre zu bringen. Martin ertappt Tieni auf frischer Tat und kommt mit ihm ins Handgemenge. Tieni schlägt mit dem Kopf gegen die Mauer und verletzt sich schwer. Martin ist voll Mitleid. Tieni stirbt. Ungebrochen tritt Martin die sechs Monate Gefängnis an, die er wegen Überschreiten der Grenzen der Notwehr erhält. Die seelische Wirkung des Gefängnisses auf einen so naturverbundenen Menschen, wie Martin dies ist, ist vom Dichter tief empfunden und eindringlich hervorgehoben. Als er aus dem Gefängnis entlassen wird, holt Brida ihn ab.

Nora, eine Geschichte der Liebe, in der sich einige

schöne Gedanken über das Dasein und die Religion finden, ist nicht so ergreifend wie die erwähnten Novellen. Die Erzählung beginnt mit der Schilderung der Freundschaft zwischen Cudrin und Elly. Nora, vom Leben enttäuscht, leidet unter dem Mangel an Liebe seit dem Tod ihrer Mutter. Wie liebeskrank sie ist, zeigt sich auf einer nächtlichen Schlittenfahrt mit Cudrin. Cudrin hält es für unmöglich, dass es zwischen ihm, dem Handwerker, und der Hotelierstochter zu einer Heirat kommen könnte, hält sich aber andererseits für zu gut, um aus der Liebe nur ein Spiel zu machen. Nach längerem Widerstand finden dann aber doch die Herzen zusammen. Den Höhepunkt der Erwartung Cudrins bildet eine Szene in Noras Zimmer, in der Fliederduft, das Gemälde der Iphigenie von Feuerbach und eine Guitarre als Momente der Steigerung verwendet werden. Alle Erwartung wird aber jäh unterbrochen durch das plötzliche Dazwischenkommen des Eisenbahningenieurs Volca, dem es dann gelingt, Cudrin bei Nora zu verdrängen. Cudrin geht in die Fremde, um zu vergessen. Volca ist ein Betrüger, der durch Aktienbetrug die Bauern und besonders Noras Vater schädigt. Wenn dann schliesslich die Beziehungen zwischen Cudrin und Nora wieder hergestellt werden, knüpft der Dichter wieder an das Zimmer an, mit dem Flieder (wörtlich wieder aufgenommen), der Iphigenie und der Guitarre (jetzt ohne Bänder und ohne Klang). Elly söhnt Cudrin und Nora mit einander aus.

Il president de Valdei behandelt das Problem des Widerstandes und des Misstrauens gegen alles Fremde und ist ein Hohelied des Eigensinns. Gieri de Nueina ist Ortsvorsteher von Valdei. Sein Gegenspieler ist Risch dil Tgiern, ursprünglich ein Ortsfremder, der gern dem Alkohol zuspricht. Er ist alt und fast blind und taub, aber geistig geweckt und kritisiert den Konservativismus, die Abgeschlossenheit der Ortseinwohner und ihre Selbstzufriedenheit. Die Leute von Valdei bereiten dem Risch aus Anlass seiner Trunksucht Verdruss, und er rächt sich, indem er Haus und Stadel an Kesselflicker,

also ausgerechnet an Fremde und noch dazu solche, die man im Ort sicher nicht gern sieht, verkauft. Die Gegensätze zwischen Valdei und den Kesselflickern werden immer stärker. Die Verkörperung des Widerstandes gegen die Fremden ist Gieri. Nun will sein Sohn Martin auch eine Fremde heiraten, sie ist freilich nur aus dem Nachbarort, und schliesslich erfährt Gieri, dass seine Tochter Beziehungen zu dem Sohn des Risch unterhält. Das ist zuviel für ihn, er hat nun genug und will das Amt des Ortsvorstehers niederlegen. Gieri träumt, dass er das Kesselflickerhaus ansteckt. Er geht in die Stube und stellt fest, dass es wirklich brennt. Durch Verwendung der erlebten Rede ist der Schwebezustand zwischen Träumen und Erleben derartig erfasst, dass man beinahe nicht zu scheiden vermag, was Traum und was Wirklichkeit ist. Der Ort brennt bis auf die Kirche und wenige Häuser nieder. Die Nachbarorte leisten Hilfe. Geschickt zeigt Fontana, wie das aufregende Ereignis Anlass zur Sagenbildung gibt. So hat ein Nachbar eine Spukgestalt im weissen Hemd gesehen, die mit der Fackel die Häuser angezündet hat und dann vor dem Haus des Gieri, das schon in Flammen stand, verschwand. Dann wieder war es eine Frau mit langem brennenden Haar. Das sind sagenbildende Elemente auf einer ähnlichen psychologischen Grundlage, auf Schreck und Aufregung beruhend, wie sie Fontana in der gleichen Novelle schon vorher verwendet hat bei dem Bericht zweier Fraunspersonen über einen angeblichen nächtlichen Überfall. So erscheint es auch durchaus motiviert, dass Gieri nicht mehr scheiden kann, was Traum war und was Wirklichkeit. Ihn quält die Frage, ob er etwa selbst das Feuer verursacht habe. Die Gewissensbisse lassen ihm keine Ruhe, und er stellt sich der Polizei. Er fühlt sich schuldig, auch wenn er das Feuer nicht angelegt haben sollte, und will büssen für seine Halsstarrigkeit. Gieri wird freigesprochen. Der Sohn des Risch baut das Dorf wieder auf.

Die bäuerliche H a l s s t a r r i g k e i t ist auch das Problem in der Novelle *Crappa-grossa.* Von einem Dorf sind zwei

einsame Häuser übriggeblieben. Zwischen den beiden Familien, d.h. eigentlich nur zwischen den beiden Familienvätern, herrscht Feindschaft seit Generationen. Der Junge des einen und das Mädchen des anderen spielen zusammen und gehen später zusammen in die Schule des benachbarten Dorfes, wo sie bei Verwandten untergebracht werden. Über Sonntag gehen sie nachhause. Im Winter können sie dies nicht. Da machen eines Tages die Mütter aus, sich abwechselnd die Kinder zu besuchen. Es entbehrt nicht des Humors, wie die beiden Frauen ihre Männer vor die vollendete Tatsache stellen. Erst die eine, dann die andere fährt mit Fuhrleuten in das Dorf. Durch die Freundschaft der Kinder und die klugen Bemühungen der Mütter besteht Aussicht, dass die Männer ihre Feindschaft aufgeben. Da schickt der Vater seine Tochter nach auswärts in Stellung. Gross ist die Wut des Vaters des Mädchens, als er sieht, dass die beiden jungen Menschen sich lieben. Er schiesst des anderen Hühner tot. Der andere will mit der Sense auf ihn los, vernichtet dann aber die Hühner des ersteren durch Gift. Die Lage wird immer gefährlicher. Die Mutter des jungen Mannes zieht sich dadurch ein Nervenfieber zu und stirbt. Die beiden Alten fallen über einander her wie wilde Tiere. Der Hass hat seinen Gipfel erreicht. Da tritt eine Naturkatastrophe ein: ein Bergrutsch vernichtet das Leben der beiden Kinder. Die Alten, die die Gefahr von ihren Häusern abgewendet haben, söhnen sich aus und suchen verzweifelt nach ihren Kindern im blassen Mondenschein.

Eine der schönsten und eindrucksvollsten Novellen ist *Gioder dil Run*, die Geschichte der inneren E n t w i c k l u n g eines K ü n s t l e r s. Es ist wohl auch kein Zufall, dass gerade in dieser zarten und innerlich vertieften Novelle so viele edle Frauengestalten auftreten: Pia, Ricarda, Olga, Giuditta.

Pieder hat seine drei ältesten Kinder durch den Fluss verloren, ihm bleiben noch die Paarlinge Gioder und Ricarda. In Pieders Hause herrscht sein Bruder Tum, ein übler Gewaltmensch und Wilddieb, der die Schulbildung hasst und seine

Verwandten tyrannisiert. Der begabte Gioder muss daher Töpferlehrling werden, Ricarda kommt auswärts in Stellung. Gioders Widerstand gegen die Sklaverei macht sich Luft im Zerschmettern der Kacheln. Durch die Jugendgespielin Pia wird Gioder zu künstlerischem Schaffen angetrieben. Das sich Durchringen des Künstlers ist fein nachempfunden. Pias Glaube an sein Können gibt ihm die letze Kraft. Nur die Liebe zu seinen Eltern hält ihn zuhause zurück und lässt ihn nicht sein Glück in der Welt versuchen. Spöttische Bemerkungen des Onkels Tum veranlassen Gioder, die Platten mit seinen künstlerischen Versuchen zu zerschlagen. Jetzt hält ihn nichts mehr zuhause.

Es geht in die Fremde, in die Stadt. Er findet Arbeit in einem Steinbruch. Durch die Skulpturen im Hause und Garten des Steinbruchbesitzers angeregt wird in Gioder der Wunsch laut, Bildhauer zu werden. Er kommt zu einem Steinmetz. Olga, die ihn liebt, findet ihn beim Zeichnen; sie küsst ihn und erbittet sich einen Grabstein nach seinem Entwurf. So zufällig hier die Motive des Kusses und des Grabsteins miteinander verbunden scheinen, ihnen kommt eine tiefe Vorbedeutung zu im Hinblick auf das Kommende. Olga rettet nämlich Gioder das Leben, indem sie sich zwischen ihn und seinen Widersacher wirft, der sein Messer gezogen hat. Olga erliegt der erhaltenen Verwundung. Ihr Grabstein ist das erste Meisterstück Gioders, der durch Leid zum Künstler gereift ist.

Wir finden dann Gioder in der Grosstadt im Ausland bei einem grossen Bildhauer. Giuditta regt ihn zu einer Skulptur an, die preisgekrönt wird. Zart und rührend ist sein Abschied von Giuditta. Endlich kehrt Gioder zurück in die Heimat und zu seiner geliebten Pia. Gioder war aber lange fortgeblieben und hatte nie geschrieben, weil Pia gesagt hatte, er solle ihr nicht schreiben. Als es zu lange dauerte, hatte Pia ihn überall im Ausland über die Konsulate suchen lassen, aber ohne Erfolg. Nun, wo er endlich zurückkehrt, ist sie seit einem halben Jahr verheiratet. Unendlich zart und ergreifend ist der Abschied

Gioders von Pia: »Wir wollen als Freunde unseren Weg gehen, leb wohl und sei glücklich!» Es ist ein Abschied für immer. So bedeutet für Gioder das Reifen zum grossen Künstler das Verzichtenmüssen auf das eigene Glück.

Plasch, il met de Starpunts ist ein schüchterner, unbeholfener, tölpischer und gutherziger, beinahe etwas blöder, aber auch eifersüchtiger Bauernbursche. Es steht in Gottes Hand: die Lawine verschont ihn mit seinem Vieh. Seine Mutter ist eine energische Bäuerin. Köstlich, wie sie ihn verheiraten will. In bäuerlicher Schläue stellt Plasch sich der ihm aufgezwungenen Braut gegenüber stumm. Die aufgeputzte Catrina, die ihn heiraten möchte, wendet alle ihre Verführungskünste auf. Als Plasch ihr aber etwas rote Schminke von der Wange wischt, wird sie wütend und läuft davon. Plasch will die Marta. Er möchte ihr einen Kristall, den er gefunden hat, schenken, kommt aber nicht dazu. Marta will Diakonissin werden und nicht heiraten. Als sie später einmal beruflich in das Dorf kommt, trifft sie Plasch, der inzwischen geistig umnachtet ist. Er erkennt sie aber und schenkt ihr jetzt den Kristall. Marta muss nun erkennen: sie wollte anderen Menschen helfen und hatte daher den Plasch abgewiesen, sie hätte mehr Nutzen stiften können, wenn sie Plasch geheiratet hätte.

Die schöne Brida, nach der die Erzählung *La biala Brida* ihren Namen hat, herrscht auf dem Hof frank und fröhlich. In dem Wettmähen zwischen ihr und dem Knecht Risch, den sie immer bevorzugt behandelt hat, besiegt Risch sie, obwohl er einmal in Versuchung war, ihr zuliebe sich besiegen zu lassen. Brida veranstaltet jedes Jahr mit dem neuen Knecht ein solches Wettmähen; Risch aber ist der einzige, der sie besiegt hat. Risch verlässt bald den Hof, er hat sich von der Bezauberung durch Brida freigemacht. Brida, die ihn heiraten möchte, wartet vergeblich auf seine Rückkehr. Sie bleibt ledig.

Il derschader zeigt uns den reichen Bauern als Richter, der seine frühere Geliebte verurteilt, weil sie einen Jungen geschlagen hat, der ihren und damit seinen Sohn Bastard geschimpft

hat. Der Bauer, der des Geldes wegen die wertvolle Frau im Stich gelassen hat, ist feige und versucht, natürlich vergeblich, durch Geld seine Schuld abzutragen. Er ist schliesslich ein gebrochener Mann.

Von den kleineren Erzählungen für die Jugend möchten wir die folgenden hervorheben. *De casa* behandelt die Tragik der Erbteilung und die des alten Vaters, der noch zu Lebzeiten sein Erbe verteilt hat. *La cufla gronda* ist dem Kampf des Menschen gegen die Unbilden der Natur gewidmet, dem Schneesturm und den Zerstörungen, die er auf dem Vorwerk anrichtet. Dass es auch niedrige Gemeinheit unter den Gebirgsmenschen gibt, erweist der betrügerische Kuhkauf in *Il aug Giosch. La glina zanistrada* schildert die Wirkung des Niedergangs eines Luftballons auf die Bewohner eines kleinen Gebirgsortes, die glauben, den Weltuntergang vor sich zu haben. *La princessa dil Lag la Cresta* zeigt die Kinder im lecken Boot auf dem See in Gefahr.

Die Novelle *Sidonia Caplazi* behandelt den F l u c h des G e l d e s und den Gegensatz zwischen dem A l t h e r g e b r a c h t e n und den M o d e r n i s i e r u n g s b e s t r e b u n g e n, auch zwischen Stadt und Land. Riget, Sidonias Mann, ist der reichste Bauer im Ort. Er verkauft die grosse Wiese, auf der ein Hotel gebaut wird. Die Kaufsumme wird Besitzanteil am Hotel. Sidonia ist verzweifelt. Jetzt kommen italienische Arbeiter; Geldinteressen und Ehrgeiz beherrschen Riget und andere Bauern. Die alte Zufriedenheit ist dahin. Riget wird ein vornehmer Herr und gerät unter den Einfluss des Alkohols. Es geht immer weiter abwärts mit ihm. Über Verwaltungsarbeiten vernachlässigt Riget die eigene Landwirtschaft. Sidonia und Rest Barlac mit seiner Familie machen nicht mit bei den Modernisierungsbestrebungen des Ortes, sie halten am Althergebrachten, am rein Bäuerlichen fest. Sidonia besorgt mit aller ihr zur Verfügung stehenden Kraft die von Riget vernachlässigte Landwirtschaft. Riget ist mit sich selbst unzufrieden. Die Hoffnung auf Gewinn und Verbesserung des

Lebens hat die meisten Bauern erfasst, fast alle haben Aktien. Der erwartete Erfolg bleibt aber aus. Riget ist verzweifelt während Sidonia sich auch jetzt mutig erweist. Schweren Herzens verkauft Riget seinen Besitz, auch Mobiliar und Gerät. Traurig nimmt Sidonia ergreifenden Abschied von ihrer Heimat. Eindringlich wird der ganze Jammer des Verlassens des Heims, in dem Rigets Vorfahren gelebt haben, dargestellt, der Riget und Sidonia erfasst. Das Leben in der Stadt ist ihnen ungewohnt. Schon das Fehlen der heimatlichen Landschaft bedrückt sie. Man muss alles kaufen, das Geld rollt leichter. Riget ist gezwungen Aktien loszuschlagen. Er nimmt die Gewohnheiten des Stadtlebens an und verkehrt mit den anderen Aktieninhabern. Er will keine weiteren Aktien veräussern, da er ihr Steigen abwarten will; er kauft aber auch keinen neuen Hof, wie dies geplant war. Schon durch den Einfluss der Schule nehmen die Kinder städtische Manieren und Sprache an. Sidonia ist über diese Verhältnisse traurig. Sie sieht den völligen Ruin der Familie voraus. Da rafft sie sich zum Handeln auf. Sie entwendet ihrem Mann die Aktien und fährt in den Heimatort. Dieser ist inzwischen modernisiert. Sidonia bittet nun ihren alten Freund Rest die Aktien zu verkaufen und dafür für sie und die Ihren ein bäuerliches Anwesen in einem anderen Ort zu kaufen. Trotz aller Bedenken verkäuft Rest in der Tat die Aktien und ruft dann telegraphisch Riget herbei, dem er die gehörige Lektion erteilt. Dann wird ein Anwesen gekauft, und die Familie wird dank der Tatkraft Sidonias wieder glücklich.

In *La casa-crap* ist es wiederum die Halsstarrigkeit, hier gepaart mit Eifersucht, die die Wurzel alles Übels ist. Camiu will die arme Eulscha Cadruvi heiraten. Der Vater Cuort, der reichste Bauer des Orts, widersetzt sich. Eulschas Mutter nämlich, in die er verliebt war, hatte ihn abgewiesen und den Cadruvi vorgezogen. Cuort pocht darauf, dass er der Herr im Haus sei. Der Sohn ist aber genau so starrköpfig wie der Vater. Er heiratet die Eulscha und macht sich selb-

ständig, indem er sich als Knecht verdingt, was natürlich den Verzicht auf den reichen Hof bedeutet. Urschla, die kleine Tochter des jungen Paares, will ihren Gespielinnen nicht glauben, dass ihr Grossvater ein böser Mann sei, und läuft in ihrer Unschuld zu ihm und fragt ihn selbst. Sie verteidigt ihren Grossvater, weil ihre Mutter immer liebevoll von ihm gesprochen hat. Eines Tages bringt sie dem Grossvater die Neuigkeit, ihre Mutter hätte einen kleinen Bruder gekauft. Er sei aber noch s o klein und habe keine Zähne. Er heisse wie der Grossvater Cuort. Der Grossvater ist nun ausgesöhnt, bleibt aber dem jungen Paar gegenüber hart aus Prinzip, denn er muss doch sein Wort halten. Eine Grippeepidemie tritt auf und es ist kein Arzt im Dorfe. Urschla erkrankt. Da der Vater vom Hause abwesend ist, geht die Mutter in ihrer Not zum Grossvater, der mit dem Schlitten den Arzt holt. Die Kleine wird gerettet. Der Grossvater überschreibt ihr sein Haus und dem Sohn Camiu Felder und Vieh.

La sontgetta dil vitg behandelt die Erziehung eines durch unglückliche Verhältnisse und schlechten Umgang gefährdeten Menschen. Crest, der grosse Trunkenbold des Dorfes soll bei der frommen Nesa sein, bei der »Scheinheiligen» (*sontgetta*). Und es ist in der Tat kein Klatsch! Im Rausch ist Crest, von einem anderen dazu angestachelt, hingegangen. Aber der Rausch ist wie verflogen und er erzählt Nesa von seiner traurigen Jugend, die ihn zu dem gemacht hat, was er ist. Die Mutter hat den kaum Sechsjährigen verlassen, einen Vater hat er nicht gekannt. Nesa ist allein seit dem Tode ihrer Eltern und sucht Trost in der Bibel. Nesa heiratet Crest, weil sie ihm gegenüber eine Aufgabe christlicher Erziehung sieht. Unter ihrem Einfluss wird Crest Fuhrmann und auch manierlicher. Auch Nesa ist umgänglicher geworden und hält sich nicht mehr von ihren Nachbarinnen fern. Eines nachts fährt Gion, der Crest immer wieder zum Trinken angestachelt hat, den betrunkenen Crest von dem Hause vor und küsst Nesa, die ihm einen Schlag versetzt, dass er die Treppe hinunterfliegt.

Crest fängt an in der Bibel zu lesen und in die Kirche zu gehen. Gion verspottet Crest im Wirtshaus und mehr noch Nesa. Crest hat aber nun die Kraft, den Versucher abzuschütteln. Diese Novelle zeichnet sich durch besonders realistische Züge aus: durch die Schilderung der dörflichen Vergnügen wie Tanz und Hochzeit, des dörflichen Geredes und die Darstellung der widerlichen Trunkenheit des Gatten in der Hochzeitsnacht.

In guid erzählt das schwere Schicksal eines alten Lokomotivführers, der früh die Eltern verloren hat, dessen Frau im Kindbett starb und dessen Tochter stumm ist. Trotz alledem ist er im Gegensatz zu so vielen anderen zufrieden in seiner Arbeit, seiner Liebe zur Natur und zu seiner Tochter.

Eigensinn, der durch eine falsche Erziehung noch gefördert wird, ist das Grundmotiv von *La cuolpa*, einer Erzählung in der ersten Person, die die innere Entwicklung des jungen Flurin behandelt. Dieser ist der verzogene Junge eines reichen Bauern, der stets seinen Willen durchsetzen will und der Schrecken der Schule ist. Er kennt keine Achtung vor Eltern und Lehrern. Der Gegenstand seiner aufkeimenden Erotik ist Ursina. Nach der Schulzeit schikaniert er Knechte und Magd. Er ist ein richtiger Tunichtgut. Einmal bekommt er von der Magd infolge einer Belästigung Ohrfeigen, ein anderesmal beisst er die Magd in den Arm. Er wird Führer der »Schwarzen Masken», eines Bundes junger Leute, die allerlei Lumpereien treiben. Infolge seiner Freundschaft zu Ursina und seiner Besuche bei ihr kommt er ins Gerede und seine Eltern fordern Rechenschaft von ihm. Aus purem Widerstand sagt er, er wolle Ursina heiraten. Die Eltern wollen ihrer »guten Familie» wegen nichts von einer Heirat mit der armen Schneiderin wissen. Dagegen hat Flurin den gesunden Sinn, dass Armut keine Schande ist, wobei er allerdings von dem Reichtum seines Vaters lebt und es unterlässt selbst zu arbeiten. Sonst liegt das Problem ganz ähnlich wie in *La casa-crap*. Ursina erwartet ein Kind und wünscht, dass Flurin sich auf eigene Füsse stelle. Er will aber nicht. Von dem Neugeborenen ist er enttäuscht,

ihn stört die runzelige Haut; er legt einen Hundertfrancsschein auf den Tisch und lässt sich nicht mehr bei Ursina blicken!! Jetzt widmet er sich mehr der Landarbeit. Nach dem Tod der Eltern müsste er sein Versprechen halten und Ursina heiraten. Aber es ist immer wieder das alte Lied, »nichts kann ihn zwingen». Schliesslich will er zu Ursina gehen, da kommt sie zu ihm. Weil er sie nicht mehr aufsucht, entbindet sie ihn seines Versprechens. Da ist denn wieder der Teufel des Widerspruchs da: er hätte keine Verpflichtungen ihr gegenüber, im übrigen sei er verlobt und würde in kurzem heiraten, was gar nicht stimmt. Er bürdet ihr alle Schuld auf und verbietet ihr das Haus. In gerechtem Zorn ergreift Ursina die Axt, die gerade dort liegt, und schlägt auf ihn ein. Er kommt ins Krankenhaus. Ursina läuft nachhause und will das Kind töten. Sie wird in eine Irrenanstalt gebracht. Flurin erkennt: nur er hat schuld und die falsche Erziehung, die er vor der Schulzeit genossen hat. So ist er ein gebrochener Mann, der in seiner Schwäche nicht für die Zukunft einstehen kann. Eine Tragödie menschlichen Versagens!

Mistral Gion Flury ist die einzige historische Geschichte. Sie spielt im XVI. Jahrhundert. Der alte Landammann Flury ist nicht nur geizig und gierig; sondern ein gemeiner V e r b r e c h e r. Obwohl er verheiratet ist, unterhält er Beziehungen zu der Magd Mengia, die er so weit treibt, dass sie ins Wasser geht. Er überlistet Weinzapf, dass er dessen Wiese als Pfand erhält und seine Schwester Frena als Magd. Mit Frena versucht Flury das gleiche Spiel. Diese passt aber auf und wirft den Zudringlichen die Treppe hinunter. In Erwartung des Todes seiner Frau verspricht Flury der Frena die Ehe. Frena ohrfeigt ihn. Die Frau stirbt. Eine andere grosse Schlechtigkeit des Landammanns besteht darin, dass er mit Hilfe des David Gama in der Nacht Grenzsteine versetzt, um seinen Grund auf Kosten des Gemeindebesitzes zu vergrössern. Der Winter wird streng, das Vieh im Dorfe verendet. Flury hilft nicht mit seinen Heuvorräten. Um den Schein zu wahren, stellt er einen Stadel zur

Verfügung, zu dem infolge des Schnees niemand gelangen kann. David holt nachts aus einem Stadel Flurys Heu und bringt es den hungrigen Tieren im Ort. David wird erwischt, vor Gericht gestellt, verurteilt und hingerichtet. In einer neuen Gerichtsverhandlung wird das Verrücken der Grenzsteine zur Sprache gebracht. Es findet eine Ortsbesichtigung statt. Den einsamen Flury quälen Gewissensbisse wegen der Mengia und seiner Handlung an David, für den er sich nicht eingesetzt hat, da er sich gern des Mitwissers entledigte. Trotz eines gewissen Widerstandes wird beschlossen, Flury Zeit zu geben, die Grenzsteine wieder an den alten Ort zu setzen. Wenn man die Absicht in betracht zieht, die den Handlungen Flurys und Davids zugrundelag, so ist das entschieden zweierlei Recht. Flury vermacht nun eine grosse Wiese der Pfarrei, die erste gute Tat, die er vollbringt. Er stirbt. Von seinem Reichtum und all dem unrechtmässig in seinen Besitz Gebrachten hat er nichts, da er keinen Erben hinterlässt.

So behandelt Fontana die menschlichen Gefühle und Haltungen, von Eigensinn und Halsstarrigkeit bis zur Eifersucht, zum leidenschaftlichen Hass, ja bis zum Verbrechen. Eine eigenartige Rolle spielt bei ihm aber die L i e b e. Eine glückliche Vereinigung der Liebenden ist selten. Martin bekommt die Brida (FM), Nora und Cudrin finden schliesslich doch zu einander (*Nora*). In *Il president de Valdei* werden zwar beide jungen Paare vereinigt, aber hier ist die Liebeshandlung ganz nebensächlich.

Das V e r z i c h t e n m ü s s e n auf die Liebe wird immer wieder variiert. Risch (H) muss auf sein Lebensglück verzichten infolge der tragischen Familienverhältnisse, die ihrerseits ein Ergebnis der Prozessfolgen sind, sowie des vorzeitigen Todes der Regina. Der Verzicht des Sep Antoni (CS) wird durch dessen Bruder erzwungen. Gieri (CG) muss verzichten, da Gelgia nichts mehr von ihm wissen will. Er liebt sie aber immer noch und bleibt ihr, bei all seiner Verbitterung, im Herzen treu. Gioder dil Run muss auf Pia verzichten. Der unbeholfene

Plasch wird von Marta abgewiesen und wird geistesgestört. Elly (*Nora*) bekommt ihren Lehrer nicht, weil sie arm ist. Die Eifersucht der beiden Arbeiter (*Nora* I, 134) führt zum grauenvollen Tod beider.

Fontana versteht es, das Schüchterne der erwachenden Liebe in zarten Farben zu malen, so wenn Risch und Regina (H) in der sternhellen Nacht nach dem Rodeln sich zum erstenmal küssen, oder auch in dem Verhältnis zwischen Cudrin und Nora. Auch zwischen Natureindrücken und Liebesgefühl bestehen Beziehungen. Angesichts der Majestät der Gebirgslandschaft fühlt der Mensch seine Schwäche, Verstand und Fühlen helfen nicht, nur das Herz führt ihn weiter[1] und führt Mensch zu Mensch: die Grösse der Natur lässt das Liebesgefühl erwachen (*Nora*).

Ein beliebtes Thema ist der Gegensatz zwischen den alten Traditionen und dem modernen Leben. So wird in *Nora* die neue Zeit mit ihren Hotels und der Eisenbahn der alten Bauernkultur gegenübergestellt. In *Sidonia Caplazi* bilden sich anlässlich des Hotelbaus zwei Gruppen der Bauern, die konservativen und die fortschrittlichen, die hier in der Mehrzahl sind. Man verspricht sich viel für das Aufblühen des Ortes und das Wohl seiner Einwohner. Die Tuchfabrik im Ort hat Arbeiter von auswärts angezogen und einen neuen Geist mit sich gebracht (Pl II, 164).

Der Gegensatz zwischen dem Leben in der Stadt und dem auf dem Lande spielt eine besondere Rolle eigentlich nur in *Gioder dil Run*, doch dient er auch als Kontrastwirkung (SC, Cgr, *Nora*, Pl II, 181).

Die tiefe Religiösität, die uns in Fontanas Lyrik entgegentritt, findet auch in den Novellen ihren Niederschlag. Es sind vor allem die Frauen, die zur Bibel greifen und sich

[1] I, 106: »Vesend il carstgaun quella maiestad infinita, vegn el schi pigns e fleivels ed enquera agid. Il giudezi svanescha ed il sentiment, il cor meina el vinavon.«

daraus Stärkung holen (Cgr II, 45 und 51; So). Aufgabe der Frau ist auch die Erziehung der Kinder im Geist Gottes (II, 48).

Fontanas Gottesbegriff erwächst aus der Natur. Die Getreideernte (I, 180) wie auch die Heuernte (III, 132) werden als Gottesdienst aufgefasst. Riget wird der Wald zur Kirche (SC III, 141), dem naturverbundenen Martin im Gefängnis die Stimme des Vogels zum Wort Gottes (FM 1, 91). Und so verstehen wir, dass in Martins Liedern der Frieden ist und das Lob Gottes (I, 77).

Cudrin (*Nora* 1, 127) hält Gottesglauben für Lügen, die gut für Frauen und Kinder sind. Elly kämpft in ihren Briefen um Cudrins Seele, will ihn Gott zuwenden. Ein Eifersuchtsdrama unter seinen Arbeitern führt Cudrin zu der Erkenntnis: Wir alle stehen in Gottes Hand. Man kann sich daher auch nicht in der Wildnis vor der Zivilisation und ihren Gebrechen verstecken. Auch IV, 38 (So) kehrt der Satz »Wir alle stehen in Gottes Hand» wieder, und II, 37 (Cgr) heisst es im Hinblick auf einen Selbstmord, unter Hinweis auf die ihm vorausgehenden seelischen Kämpfe: »Wir sollen andere Menschen nicht verurteilen, alles liegt in Gottes Hand». Das ist Fontanas Grundauffassung vom menschlichen Dasein, dem er mit so viel Liebe und so tiefem Verständnis für seine Nöte, seine Freuden und Leiden, seine kraftvolle Stärke und seine Entgleisungen und Verirrungen nachgegangen ist, jene letzte Weisheit, die er in seinem Gedicht *Sche va cun Diu!* in die Form gekleidet hat:

El maun dil Bab stat nossa sort
durant la veta e la mort.

Hamburg

Wilhelm Giese

BEITRÄGE ZUR MITTELNIEDERDEUTSCHEN WORTSCHATZ

1. *Zu den Revaler Glossen*

Im 49. Jahrgang der Neuphil. Mitteil. S. 1 ff. hat der Herr Jubilar eine Reihe von mnd. Glossen herausgegeben, von denen er einige unerklärt lassen musste. Die folgenden Bemerkungen sollen diese aufzuhellen suchen.

Nr. 47 ist das *üe* offenbar zu *uel* zu ergänzen, vgl. Nr. 56.

Nr. 49 lautet: *dic tubo stamener.* Hier ist *titubo stameren* zu lesen.

Nr. 98: *possessionem propriam dic esse linconez.* Das letzte Wort wird für *incomen* 'einkommen' verschrieben sein.

Nr. 105: *inseraze i. seruiciam ad blicturas temperare,* l. *servitium* und vielleicht *applicaturas?* Das letztere verstehe ich allerdings nicht.

2. *Zum mittelniederdeutschen Handwörterbuch*

ābel 'geschickt, fähig passend' ist das afrz. *able* (ebenso ne.). — Zu *âbraham* 'Mantelsack, Felleisen, Kasse' vgl. holstein. *åbraham* 'Klingelbeutel' (nach einer daran befestigten kleinen Figur benannt) und wfäl. *jōsēp* 'Kinderkleid' (Woeste). — *achter* 'hinter': die Nebenform *echter* = schwed. *efter*, aisl. *eptir* ist noch westfälisch. — *affrodille* 'Affodill, Goldwurz' ist das afrz. *afrodille.* — *amborst* 'Asthma' ist aus *ang-* entfanden, vgl. ae. *ang-bréost* ds., nl. *engborstig* = mnd. *ambörstich* 'engbrüstig' und ahd. *ango* Adv. 'eng' zu got. aggwus. — *apostole* 'Appellationsbescheinigung' stammt vom griech. *ἀποστολή* 'Absendung'. — *arenare* 'Narbe' hat das anlautende *n-* durch Satzphonetik und falsche Abtrennung verloren, z.B. im D. Pl. *den naren, van naren* etc., vgl. nl. *aak* 'Nachen'. — *assûke* 'gefütterter Mantel' für *kassûke* ist das ital. *casacca*, woraus auch frz. *casaque* 'Reisemantel' stammt. — *ballas* 'blassroter Rubin' ist das ne. *balas*, frz. *balais* aus mlat.

balasc(i)us aus arab. *balḫaš*, nach der türk. Stadt *Balḫašan* benannt. — *balli(n)gêr*, *ballyer*, *balniêr* 'kleines Kriegsschiff, Transportschiff' ist nach dem NED. unter *ballinger* das afrz. *balengier*, *ballenjer*, *baleinier* 'Walfischfänger', von *baleine* 'Wal', vgl. ital. *baleniera* 'leichte Pinasse'. — *baliûn*, *balliûn* ist, wie die Nebenform *billûn* zeigt = frz. *billon* 'minderwertige Legierung', wobei das *-a-* wohl auf as. *balu* 'schlecht' beruht, das noch in mnd. *balemunden* 'zum schlechten Vormund erklären' und *balstûrich* 'unbändig' vorkommt. — *barât*, *berât* 'Tausch, Betrug; Pracht, Lärm' ist das frz. *barat* 'Betrug', früher auch 'wüstes Treiben', worin nach Gamillscheg zwei Stämme stecken: 1) aisl. *barâtta* 'Kampf, Zank, Lärm', 2) breton. *barad* 'Betrug'. — *bâren* 'Frucht tragen' ist eine Ableitung von *bâre* 'Bahre'. — *baril* 'Fässchen' ist das frz. *baril*. — Das *-m-* von *barme* 'Barbe' dürfte auf Dissimilation beruhen. — *barse*, *berse*, *bardse*, *burdese* 'Barke, Kriegs-, Lastschiff' ist das frz. *barge*. — *barse* 'Spange, Heftel' ist durch Umstellung aus *brace* 'Brosche' entstanden. — Ist *barsîg*, *bartzîg*, *borsâs*, *borzîg* das frz. *barège* 'dünner Seidenstoff'? — *bartêren* 'hausieren, tauschen' ist Ableitung von *barat*. — *barse*, *basse* 'Satteldecke, Packsattel' beruht auf *bardes*, Plur. von frz. *barde*, aus arab.-pers. *barda'a*, vgl. Wadstein, Le monde oriental IX, 56 ff. — mnd. *glōsen*, osnabrück. *glousen* 'glühen', entspricht dem norw. *glōsa* 'leuchten' neben aisl. *Glōslīð* Ortsn. und *glōsi-ligr* 'glänzend'.

Wiesbaden

F. Holthausen

DIALOGI GREGORI

nach der Handschrift Theol. germ. 11 der Stadtbibliothek Lübeck

Die vorliegende Ausgabe der Lübecker Dialogi Gregori gehört zur Gruppe der sog. Dialogen-Handschriften, die in den

Bibliotheken Belgiens und Deutschlands bewahrt werden. Nach der Angabe von Jan Deschamps, Lehrer des königlichen Atheneums in Hasselt, befinden sich in Belgien acht vollständige Fassungen von den Dialogen-Handschriften, die alle 4 Dialoge umfassen. Ihrer Sprache nach sind sie mittelniederländisch. Eine mittelniederdeutsche Übersetzung der vollständigen Fassung der Dialogi Gregori findet sich in der Hs. Oldenburg NR 75, (O). Unter diesen Dialogen-Hss. bildet die Lübecker Hs. Theol. germ. II (15. Jh.) ihre eigene Gruppe, da sie eine gekürzte Version des vierten Dialoges anderer Hss. darstellt. Eine solche Kürzung der Dialoge findet sich in den mittelniederländischen Dialogenhandschriften nicht.

Das Original der Lübecker Dialogi Gregori war mit der Lübecker Hs. der Hieronymus-Briefe zusammengebunden und ging mit ihr zusammen durch den Krieg verloren. Die Herausgabe dieser interessanten Seltenheit wurde aber durch den glücklichen Umstand ermöglicht, dass sie seinerzeit abgeschrieben worden ist und die Abschrift erhalten blieb.

Da die Lübecker Handschrift der Dialogi Gregori mit der Lübecker Hieronymus-Hs. zusammengebunden war und die äusseren Merkmale der beiden Texte mit einander übereinstimmten, brauchen wir in dieser Hinsicht nur auf die genannte Ausgabe hinzuweisen.[1] Ebenso ist die Herkunft der Lübecker Hs. der Dialogi Gregori mit derjenigen der Hieronymus-Hss. identisch und die erstere ist demnach im Bereich von Frenswegen entstanden.[2] Von dort wurde die Handschrift der Dialogi Gregori nach dem Frauenkonvent St. Michael in Lübeck gebracht, wo sie aus ihrer niederländischen Vorlage abgeschrieben und mit der Hieronymus-Hs. zusammengebunden worden ist.[3] Ausserdem gemeinsamen Schicksal mit der Lübecker Hieronymus-Hs., spricht für den ostniederländischen Ursprung die

[1] Hr. Br., S. 31 ff.
[2] Hr. Br., S. 28—29.
[3] Hr. Br., S. 36—37.

Sprachform, deren meiste Kriterien ndl. Züge aufweisen. Um dies zu konstatieren werden hier die wichtigsten Erscheinungen der Laut- und Formenlehre sowie des Wortschatzes angeführt.

Der Vokalismus der Handschrift weist folgende lautliche Kriterien auf:

1. In der Schreibweise ist die Dehnung des Vokals zu beachten, a) durch e, z. B. *aerm* (145ra), *daer* (146^{vb} . . .) *claerheit* (147^{vb}), *jaer* (145ra), *staen* (144^{rb} . . .), *vreemde* (145va), *vnweerde* (149^{vb}), *weelde* (149^{rb}), *doen* (143va . . .), *voer* (145^{rb} . . .), *thoest* (145ra), b) durch *ij*, z. B. *gelijk* (144^{rb}), *hemmelrijk* (144^{vb} . . .), *tijt* (144va. . .), *wij* (144^{rb} . . .), *wijf* (144va), *wijlen* (149va).

Diese gewöhnlichen mndl. Schreibungen erscheinen besonders reichlich in der ganzen Handschrift. Vgl. Franck, Gr. § 46 und Törnqvist § 7.

Mnd. *ê*[1] germ. *e*, as. *e*, ahd. *ea*, *ia*, *ie*)[1] a) durch *e* (*ee*) bezeichnet, z. B. *leten* (147ra), *heelt*[2] (147^{vb}), *heet*[3] (144ra . . .) b) durch *ie* bezeichnet, z. B. *liet* (144va, 145ra, 160ra), *hiet* (144^{rb} . . ., 148ra, 149ra), *priester* (144va 2 Mal, 148va), *vielen* (147ra), c) durch *i* mit Kürzung vor Konsonanz, z. B. *ghink*[4], (145^{vb} . . .), *ghingen* (144^{vb}).

Mnd. *ê*[2] (germ. *eo*, as. *eo*, *io*)[5] a) durch *e* (*ee*) bezeichnet, z. B. *diener* (150ra), *leep* (144ra), *reep* (145va), b) durch *ie* bezeichnet, z. B. *diener* (144^{vb}), *dienst* (143^{rb} . . .), *diende* (144^{vb}), lief (146^{vb}, 149va), *liever* (145ra), *liep* (144^{vb}, 149va), *riep* (144$^{va,\ vb}$), siek (144^{vb}), *siecheit* (145^{vb}), *siele* (142va . . .) durchgängig.

Mnd. *e*[3] (as. *-eha-*)[6] wird bezeichnet a) durch *e* (*ee*), z. B. *gheseet* (145^{vb}), b) durch *ie*, z. B. gheschieden (149ra), *gheschiet*

---

[1] Lasch, Gr. § 110, Franck Gr. § 147 und 148.
[2] Katara, Red. Verba, S. 61—68.
[3] Katara, Red. Verba, S. 247—250.
[4] Katara, Red. Verba, S. 164—165 und Lasch, gr. 114, Anm. 1.
[5] Lasch, Gr. § 110, vgl. Rooth, Saxonica, S. 50, Kap. 2, ff.
[6] Lasch, Gr. § 110.

(149ra), *sien* (143ra . . .) *siet* (143ra), *ghesien* (144ra), *vntsien* (144^{vb}), *vntsiet* (146ra).

Mnd. *e*^{4} (Umlauts-*e*, nach Lasch, Gr. § 110).[1] Der Umlaut von wgerm. *a* und *â* erscheint als *e* (*ee*), z. B. *hebben* (150^{vb}), *heft*, *heeft* (151ra), *heuet* (142^{vb} . . .), *legghen* (143va . . .), *segghes* (143va . . .), *seget* (150^{vb}), *keerde* (149^{rb}), *mengerhande* (143^{vb}), *steden* (148va).

Daneben erscheinen auch unumgelautete Formen, z. B. *stadelik* (143^{vb}), *stadeliker* (143^{vb}), *vngestadich* (152va), *salichliken* (152va), *vanghenisse* (152va).

Ferner zeigt *a* vor *r* + Kons. den Umlaut, z. B. *sterken* (146^{rb}), *merken* (143ra), *mertelare* (151va), auch eine unumgelautete Form in *martelaren* (143va). Franck, Gr. § 39. vgl. Törnqvist, S. 56, 10. Der Umlaut erscheint auch in Lehnwörtern, z. B. *engelen* (142va), *edelen* (146^{rb}).

Besonders oft tritt in der ganzen Hs. die Schreibung *oe* auf, die den Umlaut von *ô* bezeichnen könnte (Franck, § 36), z. B. *groef* (151va), *groene* (148^{rb}), *hoeden* (146va), *roeren* (143ra), *roeke* (146ra), *soete* (146ra), *troest* (144^{rb}), *voerdoemde* (147va), *gheuoedet* (142va), *geproeft* (148^{rb}).

Mnd. *e*^{5} (as *ê*, germ. *ai*)[2] wird bezeichnet a) durch *e* (*ee*), z. B. *en*, *enen* (147^{rb} . . .), *een* (151ra . . .), *wenende* (149va), *weenden* (149^{rb}), *weten* (148^{vb}), *gheweten* (148^{vb}), *weet* (145^{vb}), *bleef* (144^{vb}), *deel* (150ra), *gheest* (144ra . . .), *geeste* (142va . . .), *gheestelike* (145va . . .), *meer* (142^{vb} . . .). b) durch *i* (*ie*), z. B. *witten* (146va, 151^{rb}, 'weiss'), *biene* (147^{rb}), *blie f* (146ra), c) durch *ei*, *heilig* (143ra) und *heilighen* (144^{rb}) durchgängig, ebenso *vleische* (142va) und *vleischeliken* (148^{vb}).

Mnd. *e*^{6} in den Pronominalformen und Zahlwörtern[3] wird durch *e* und *ie* bezeichnet, z. B. *he*, *se* und *hie*, *sie* nebeneinan-

[1] Vgl. Rooth, Saxonica, S. 142, Kap. 4. Törnqvist, S. 62, § 16. Korlén, § 3, ff.

[2] Lasch, Gr. § 110. Törnqvist, § 4.

[3] Lasch, Gr. § 110.

der durchgehends, ebenso *de*, *die*, *dien* (Dem. und Relat.) und die Zahlwörter *twee* (151^{vb} . . .), *drie* (142va . . .).

Mnd. *ô*[1] (germ. as. *ô*, ahd. *ua*, *uo*)[1] wird bezeichnet durch a) *o* (*oe*), z. B. *domen* (151ra), *broder* (149^{rb}), *broders* (149^{vb}), *broeder* (147^{vb} . . .), broeders (147^{vb} . . .), *boeke* (145va), *bloemen* (151^{rb}), *goede* (144^{vb}, 147va), *hoede* (147va, 150va), *goedes* (149^{rb} . . .), *goet* (149ra . . .), *moeder* (146^{vb}, 147^{vb} . . .), *voete* (149^{rb}), b) durch u, z. B. *ghuder* (143^{vb}).

Mnd. *ô*[2] (germ. *au*, as. *ô*, ahd. *ou*, *ô*)[2] wird bezeichnet a) durch *oo* (*o*), *oe*, z. B. *doot* (143va . . .) *dot* (150ra), *ghedodet* (147^{rb}), *ghedopeden* (146^{vb}, oghen 143$^{rb, vb}$), *doet* (150$^{ra. va}$), bloet (146^{rb}), *cloester* (151ra . . . durchgehends), *groet* (147^{rb}, 150$^{ra. va}$), *hoerde* (144va . . .), *gehoert* (145^{vb}), b) durch *ou*, z. B. *schout* 146^{vb}).

Mnd. *û* (as *û*, germ. *û*) wird bezeichnet a) durch u, z. B. *buten* (150^{vb}), *gheduren* (147^{rb}), *husen* (148^{vb}), b) durch *ou*, z. B. *vrouwe* (146va . . .), *joncvrouwen* (146va . . .).

Mnd. *ü* (as. *iu*, germ. *eu*)[3] wird bereichnet a) durch *u*, z. B. duuel, *duuele* (149$^{va, vb}$ . . .), *huden* (148ra), *lude*, *lueden* (148$^{ra. rb}$ . . .), durch *ou*, z. B. *rouwe* (150^{rb}, 151ra 'Reue'), durch ie, z. B. *vier*, *viere* (147$^{rb, va}$ . . . 'Feuer'), ndl. Form.

Ferner sollen noch folgende lautliche merkmale angeführt werden:

1. Im Plur. Prät. der IV. und V Ablautsreihe zeigt die Hs. durchgehends die unumgelautete ndl. Form, z. B. *ghauen* (143^{vb}), *saghen* (143^{vb}), *tosaghen* (143^{vb}), *waren* (148va).

2. Die sog. 'rückumlautenden Verben[4] zeigen im Prät. und Part. meistens umgelautete Formen, wie *vortelde* (145^{rb}), *sende* (144^{rb}), *kende* (144^{vb}), *ghekent* (141^{vb}), *gesettet* (143va), *beseten* (150ra), unumgelautete nur in *brande* (151ra) *vorbrant* (151va) *satte* (150ra).

[1] Lasch, Gr. § 148.
[2] Lasch, Gr. § 158, b).
[3] Lasch, Gr. § 187.
[4] Lasch, Gr. § 437; Franck, Gr. § 34, S. 40 und § 156.

3. Der Lautwandel *a* > *o* vor *ld, lt* zeigt sich in *wolde* (146^{vb}), *solde* (147ra) und dazu die Vokalisierung des *l* (*old, olt* > *oud, out*) in allen anderen Fällen, z. B. *goude* (148^{rb}), *gout* (149ra), *houden* (152ra), *oude* (151va), *outaer* (151va), *soude* (148va), *woude* (146va).

4. Ein mittelniederländischer Lautwandel u > o[1] vor Nasalverbindung komt durchgehends vor, z. B. *konde* (144^{vb}. . .), *monde* (151^{rb}), *mont* (149^{rb}), *sonde* (148va . . .), *sonder* (148va . . .), *wonder* (142va).

5. *o* erscheint in *brochte* (152^{rb}), *wrochte* (149ra) und in einer mndl. Form *dochte* (148va, 150^{rb}, 151ra, 152^{rb}) < *dünken*. Vgl. Lasch, Gr. § 422, Anm. 4.

6. *u* für *o* erscheint in *geruchte* (149va). Vgl. Lasch, Gr. § 153, Anm. 1 und § 160.

7. Bei dem Übergang. *-er* < *ar* vor Kons.[2] bleibt *-er* in *kerke, werlt., werfe*, werpe durchgängig. *-ar* erscheint ein Mal in *wart* (152^{rb}, Adv.).

8. Die Vorsilbe vor- (voer) und die Endung *-schop* erscheinen in diesen schriftsprachlichen nd. Formen, die auch in den östl. ndl. Mundarten üblich sind.

9. Das Verb sollen zeigt durchgehends s-Formen[3] *sal* und *sullen*, die auch für die ndl. Herkunft der Hs. sprechen.

Betr. Formenlehre und Wortschatz seien folgende Merkmale erwähnt:

1. Der s-Plural[4] der Subst. der Personalbezeichnungen kommt öfters vor, z. B. *broders* (144^{rb} . . .), *martelaers* (151^{vb} . . .), *meesters* (144^{vb} . . .),

2. Die vokalisch anlautenden Personalpron. der 3 pers. und die entsprechenden Possessiva zeigen *h*-Formen[5] *hem hen*

[1] Vgl. Franck, § 71, Rosenfeld, S. 272, Josepha, S. 206, Kpl. 199.

[2] Lasch, Gr. § 7. Franck, Gr. § 46.

[3] Vgl. Franck, Gr. § 161.

[4] Öhmann, Der s-Plural.

[5] Vgl. Franck, Gr. § 210 und 211—212.

haer beinahe durchgehends, em (Dat.) erscheint nur 2 Mal. Dieselben *h*-Formen werden auch als Reflexiv. gebraucht.

3. Die Inklinierung des Personalpronomens in der 2. Pers. Sing. Pras. erscheint öfters, z. B. *moghestu* (143va), *mostu* (143^{rb}), *saltu* (151va), *salstu* (151va), *segestu* (149^{rb}), *waenstu* (143ra).

Daneben erscheint eine mnl., durch Schwächung entwickelte Endung (*-stu*) *-ste* in *sieste* (143va), sowie eine Verkürzung derselben, -(*e*) s, z. B. *bekennes* (143^{vb}), *segghes* (143va).

4. Das Determ. Pron. [1] zeigt ein Mal *de ghene* (149va), in allen anderen Fällen die vorwiegend ndl. Form *de ghone*.

5. Die Indefinita [2] 'etwas' *yet* (145^{vb} . . .) und 'kein' *ghene* (150ra . . .) zeigen nur diese ndl. Formen.

6. Das Indefin. [3] 'einige' erscheint Wiederum in der westfäl. Form *sommege* (152ra).

7. Die Fragepartikel [4] *ho* und das Demonstr. *selue* zeigen beide nur diese vorwiegend ndl. Formen.

8. Das Adverb 'wohl' kommt in den üblichen Formen *wol* und *wel* vor.

9. Die Kopula heisst durchgängig (*en*) *ende* und die Negation zeigt ebenso die vorwiegend ndl. Form *niet*.

10. Aus dem Wortschatz sollen ferner einige fremde Ausdrücke besonders berücksichtigt werden:

a b s o l u a e n, swv., mndl. absolveren, freisprechen. Hs. (152va): dat se helpet der absoluaen van den sonden.

b e l o e f d e n (prät.), swv., mndl. beloven, 'vertrauen', 'sich verbinden'. Hs. (143^{vb}): de hem seluen . . . der sielen leuen na dem vleische beloefden.

e a s t, Adv., mndl. ast, eest, (vgl. nast VV), 'am nächsten'. Hs. (146^{rb}): East darna quam se . . .

f e l l e h e r t e, f. (< fel 'böse'), 'Bosheit'. Hs. (148va): vmme sin felleherte.

[1] Vgl. Lasch, Gr. § 408, Anm. 3, Franck, Gr. § 219.
[2] Vgl. Franck. Gr. § 219, Korlén § 62.
[3] Vgl. Lasch, § 12, Anm. 3.
[4] Franck, Gr. § 220 und § 229.

f l e d e r s i n a c h t i c h, Adj. (< fledercin, VV.), vgl. gichtich (145^{rb}), mndl. jichtig, 'gichtbrüchig'. Hs. (145^{vb}): . . . was dese Romula vele jaer fledersinachtich.

c o n t e m p l a c i e, f. (lat. contemplatio), 'Beschauen'. Hs. (151ra): ende vlieghen an hemmelschen lande mit contemplacien.

m o e i e f. mndl.moeye, muye, mnd. moie, 'Tante'. Hs. (146^{rb}): Tarcilla, min moeie, de mit haren twe susteren . . .

m u e s c h o p, f. (< mues, mndl., vgl. muerre, VV.), 'Swachheit', 'Krankheit'. Hs. (144ra): voer Spesiosus vmme ene mueschop.

p i l e i n e, f. (lat. palus), mndl. pile, 'Pfahl'. Hs. (143^{rb}): Peinse, als men hus maket van groten houte ende pileinen.

s p e a i n (?), mndl. spene speen, (vgl. VV. Mndl. Wb.), 'Blüte'. Hs. (151^{rb}): vele speain ende bloemen . . .

v o n n i s, f. mndl. (vgl. mnd. vondenisse), 'Urteil'. Hs. (151ra): dat leste vonnis godes.

Die hier angeführten sprachlichen Kriterien der Lübecker Gregorius- Hs. stimmen in den meisten Fällen mit denjenigen der Lübecker Hieronymus-Hs.[1] und mehrerer anderer Quellen aus dem Deventer Kreis überein, woraus wir den Schluss ziehen können, dass auch die Gregorius-Hs. zum Gebiete des Ostniederländischen gehört. Vor allem zeugen die sprachlichen Merkmale, unter denen die *ie*- Schreibungen besonders auffällig sind, dafür, dass die Lübecker Gregorius-Hs. als ein typischer Vertreter der ostmittelniederländischen Gemeinsprache der Devotio Moderna angesehen werden kann.

Dialogi Gregori

Dat die siele leuet na den licham, dat proeuet de reden alze Bl. 142va
sie gheuoedet is mit den geloue. Drie gheeste heuet got gemaket:

[1] Vgl. Hr. Br., S. 135, C. ff.

ene, de mit den vleische niet bedekt en is ende mit den vleische niet en steruet alze de engele, den anderen, de mit den vleische niet en leuet en*de* mit den vleische niet en steruet als de menschelike siele, ten derden, de mit den vleische bedekt es ende mit den vleissche steruet als de beesten. En*de* also de mensche ghemaket es in den middel tusschen den enghelen en*de* den
142^{vb} beesten, dat hie es / vnder den enghelen ende boue*n* den beesten. Alzo heuet he yet ghemene mit den enghelen en*de* wat mit den beesten: vnsteruelicheit des gheestes heuet he mit den enghelen ende sterflicheit des vleissches heuet he mit den beesten en*de* dat sal duren to der tijt, dat dat vleisch mit den gheeste vorrisen sal. Ende sal dan leuen ewelik. En*de* daerto is de geest, de an dat vleisch cleuende, behouden in gode, nochtan en sal der quader vleische niet ghebreken in den tormente, wante it sal vmmer meer dar leuen in den doot en*de* in ghebreke. Ende de gone, de misdadich steruen in den gheeste en*de* in den vleissche, de sullen leuende steruen ewelik in de*n* gheeste en*de* in den vleische.

Peter: Jc was daer een broder starf en*de* hie sprac myt vns en*de* altehant starf hie, ende dien ik en luttel tovoren hoerde spreken, de sach ik altohant daerna doot. Mer dat de siele vt den licham ghink, dat en sach ik niet. Ende it is swaer to ghelouen de dink, de niemant sien en can.

Gregorius: Pieter, wat wonder is, dat du niet en saghes de siele ghaen vt den licham, de du niet en saghes, do sie was
143ra in den licham. / Ic spreke nu mit di, alene moghestu mine siele niet sien. Waenstu daervmme, dat ik ghene siele en hebbe? De siele is ene. Ic spreke nu mit di, alene moghestu mine siele niet sien. Waenstu daervm*me*, dat ik ghene siele en hebbe? De siele is ene naturne, de niement sien en mach, ende also als se in den licham woent, dat men se niet en siet, so scheidet se van den licha*m*, dat men se niet en siet. Peter: Dat die siele leuet in de*n* licham, dat mach ik merken daer bi, dat sie dat lichame doet roeren, want en waer se niet in den licham, so en dede se de lede niet roeren. Mer ho se leuet

na den vleissche, dat en kan ik niet ghemerken noch in roeringhen noch in werken.

Gregorius: Also als de kracht der sielen doet leuen dat licham, also voruollet de cracht godes alle ding, dat he ghemaket heuet, al en is niet in gheliker manneren, ende somme dinge doet he leuen ende somme dinge sin, ende en leuen niet. Ende also du niet en twiuels, dat got alle dingh ghemaket heuet ende voruollet ende hem daer bouen hout, dat men hem niet sien en mach, also bistu schuldich to ghelouen, dat hie heuet de ghene *ghemaket* [1], de hem dienen, die men niet sien en mach. Want de dienen sin schuldich te gheliken den gonen, dien sie dienen. Ende de gode dienen, dat sin de enghelen ende de heilige sielen. / So mostu dan ghelouen, dat de siele leuet, 143[rb] als sie ut den licham es, als en mach men eer niet sien, de ewelik leuen moet in den dienst haers scheppers.

Peter: Tes al goet, dat du seges, mer min herte en can niet ghelouen, wel dat min oghen niet en mogen sien.

Gregorius: Peter, gheloue en is niet van dingen, de men siet, mer dat men niet en siet. Ik wil di corteliken brengen to di seluen. Alle dinghe, de wi sien, de en se wij niet, dan allene bi der dink, de men niet en mach sien. Dine ogen dins lichams, de besien alle dingh, nochtan en mochten se de dink niet besien, en hadden sie de cracht niet van dingen van binnen, de men niet en mach sien. Want en ware de siele in den licham niet, de oghen stonden unploken ende en saghen de dinghe niet, want of se bi hem seluen saghen, woervmme en saghen se den niet als de siele vt es. Darbi merke dan, dat me ghene dinge en seet dan bi der dink, de niement sien en mach. Peinse, als men een hus maket van groten houte ende pileinen. Sech nu we der maket, dat de licham, die men seet, dat se stene heffet ende trecket metten handen: Of de siele, de den licham leuen doet, ware dan vt den lichame, dat men niet en siet, dat es de siele . . . / en bleue al stille legghen. 143[va]

---

[1] Hs. fehlt.

So wat dat men daer siet, das moghestu, dat man in de werlt, de men siet niet, en mach sien sonder de creature, de men niet en siet, dat es de siele. Ende also vnse here voruullet ende leuen doet al, dat reden heuet, dat is de creature, de men niet en siet, en*de* doen leuen ende beroeren alle de dinge, de den lichamme dienen.

Peter seit: Ik lije, dat ik ghene vorwonnen bin mit desen reden, dat wol na niet en es de dink, de men sien mach sonder de cracht der dinge, die men niet sein en mach. Dit becomet my wol, dat du segghes. Mer also als ik bekenne tlijf leuende bi der sielen vormids de beroeringe, de de licham van der sielen heuet, so begheer ik de siele to bekennen leuende na den licham bi enich openbare teken ende exempel.

Gregorius: De heiligen apostelen en*de* martelaren, worvmme souden se hebben gemaket vnweert dit leuen ende gesettet haer leuen in den doot, of sie niet en hadden gheweten, dat en seker leue*n* der sielen quame na desen leuen. Du segghes, dat du bekennest tleuen der sielen in den licha*m* bi beroeringe
143^{vb} des lichaems en*de* du sieste, dat de gone, de hem / seluen to der doot ghauen ende der sielen leuen na dem vleissche beloefden, dat se schine*n* en*de* sin claer mit stadeghen mirakelen. Tot haren doden licham comen mengherhande sieken en*de* worden ghesont. Se voriagheden de duuellen, de doden vorweet te liue. Nu beschouwe dan, in wat manniere de sielen leuen na dat hare lichame, de doot sin hir, dus leuen in mirakelen, so est openbaer, dat haer sielen mit gode leuen. Of du dan der sielen leuen bekennes in dem beroeren des lichams, woervm*me* en bekennes du dan niet der sielen leuen na den licham bi den leuende mirakele der ghebeente, de doot sin?

Peter: Ghene reden en mach hir tegen staen. Wi sin bedwonghen to gelouene, dat die dinghe, de me*n* siet, niet en sin sonder de cracht der dinghe, de man niet en siet.

Gregorius: Een luttel eer claghetstu, dat du niet en saghest utgaen eens broders siele. En*de* dat was mesdaen, dat du

sien woldest mit den oghen een dink, dat men niet sien en mach, nochtan vele ghuder heiligher lude, de de oghen van der siele ghesuuert hadden mit heilighen leuene, mit stadeliker bedinghen hebben dit ghesiene de sielen scheiden van den licham. Daerum*me* moet ik vortellen, ho de sielen sin ghescheiden van den licham ende wat men daer ghesien hadde, vmme 144ra
dat ik wil din herte bi exempelen leren, dat noch in twiuel vloeyet, want di de reden to vullen niet ene ghenoeghet. Ik hebbe tovore*n* gheseit, dat sante Benedictus sach sante Germeins siele, des bisschops van Caeps, varen to hemmelrijk. De selue Benedictus sach twe jonghers, de vleischlike broders waren. De ene heet Gregorius, de ander Speciosus. Se waren rijk tor werlt en*de* ghauen al haer goet vm*me* gode ende se wonden in den cloester, dat sante Benedictus gemaket hadde. Up ene tijt voer Spesiosus vm*me* ene mueschop va*n* de*n* cloester en*de* Gregorius sat tor tafelen en*de* waert vorhauen in den geest ende sach sins broders Speciosus siele scheiden vt den licham, de so veren van hem was. He seide dit den broederen ende hie leep daerwart en*de* vant den broder begraue*n* en*de* hie vant, dat hie vorschiede up de selue wile, dat he ghesien hadde sine siele vtvaren ute*m* licha*am*.

Gregorius: Ende quamen van Cicilien en*de* voeren to Rome in schepen en*de* saghen de siele ens heiligen mans besloten in ene stat, heit Samnius, varen / to hemmelrijk. Se quamen 144rb
to lande en*de* vonden, dat he up de selue tijt vorscheiden waren, dat sie sine siele saghen clemmen to hemmelrike.

Gregorius: Een heilik vader, hiet Spes, war viertich Jaer blint, mer vnse here en nam em tlicht van binnen nicht. Mer do he hem van buten ghegheiselt hadde, sende he em van binnen den troest des heilighen gheestes. Daerna ghaf em got wedder sin licht en*de* vorwijsde em sinen doot ende beual hem, dat he soude *in* den closter*en* prediken, de daer waren en*de* leren em tlicht van den herte*n*. Ende he dede also ende des viftiendes daghes na siner predecacien keerde he wedder to sinen cloester en*de* stont inmidden der broeders en*de* vntfeng

gods licham, en*de* he begonde te segge*n* sin salme en*de* binnen sinen ghebede gaf he gode up sin siele, en*de* alle de dar waren, saghen vt sinen monde ene duue*n* vlieghen ende daer se waren, wart bouen vntdecket ... Ende daer de broders tosaghen, vloech de duue in den hem*m*elrik. Ende darvm*m*e wane wij, dat sie in ener duue*n* ghelijk vorvaerde, vm*m*e dat he gode diende in groter eenuoldicheit van herten.

Gregorius: Een priester was, de mit groter vresen vns
144va heren berichte de kerke. Ende / he hadde van de tijt, dat he gewijet was, ene ghesellinne, de he minde als sin suster, ende he schuwede se als sine*n* vrunt en*de* en liet se hem niet ghenaken. Do dese eerlike priester out was, do qua*m* hie tor doot. Mer do he in sin vterste was, leide de vrouwe haer ore an hem en*de* hoerde of he noch den gheest in hadde, ende do he se gheuoelde de luttel lieues in hadde dor vorsammede sin gheest in eenre hetten ende he riep: Ghank van mi wijf, noch leuet dat vier. Doe din caf en wech. Se ghink en wech en*de* he vorhaelde sine cracht en*de* riep: Wellecome min heren. Woerumme waerdich di to comen tot juwen knecht? Ic come, ik come. Ic dank ju. En*de* do he hem dit dicke seide ende sie hem vragheden, to wiem dat he sprake, so wonderde hie en*de* sede: En sie die niet hir de heilighen apostelen, en sie die niet sante Peter en*de* sante Pawel. En*de* he keerde hem wedder en*de* sprak: Ic come, ic come. Ende vnder desen woerden gaf he den gheest. Ende dat he den apostelen waerliken sach, dat orconde he, do he hem volghede, ende it gheuallet
144vb dicwile, dat de / goede lude de heilighen sien in haren doot-bedde, vm*m*e dat se niet en sullen vntsien de bitterheit der doot, vm*m*e dat se mit minre pine en*de* vresen henne scheiden, als de sien de geselschop van hemmelrijk.

Een bisschop, hiet Probus, wart harde siek en*de* de meesters wijsde*n* hem tor doot. Ende do it late was vm*m*e eten tijt, hiet he se alle vam hem gaen en*de* bi hem bleef ene, de hem diende, en*de* do sach sin dienre tot hem comen twe lude mit witte*n* ghekleet, mer se waren so claer van ansichte, dat

hare clede niet en schenen. Do waert sin dienre voruaert van dem lichte en*de* riep lude. Mer Probus, de bisschop kende de gone wol, de daer quame*n*, en*de* he troeste sinen diener ende seide: Vntsie di niet, sante Juuelanus en*de* Elentenus, de heilige martelaren quamen tot mi. De knecht en konde niet ghedoghen dat visioen en*de* liep vt en*de* seide des bisschops vader en*de* den anderen, wat hie ghesien hadde. Do ghingen sie daer ende vonden den bisschop vorscheiden, want de martelaren voerden de siele mit hem in hemelrijk.

Van ener wedewe

Gregorius: Ralla, ene edele joncvrouwe / van Rome hadde 145ra
enen man een jaer lang, en*de* do waert se wedewe. En*de* do men se wedder wolde bestaden, se hadde lieuer gheestelik huwelik to doende an gode, daer men in rouwen beghunnet en*de* in blischoppen endet, dan se ghedan hade vleischelik huwelik, dar me*n* in blischoppen beghunnet ende in rouwen endet. Sie gaf har seluen in godes dienste in sante Peters kerke in eenueldicheiden ende in bedinghen ende dede grote almossen. Ende do got haere werke lonen wolde mit eweliken lone, do kreech se ene swere van den kanker in hare borst. Nachtes stonden voer haer twe candelaer, want sie en liet niet allene gheestelik dusterheit, mer ok uterlik. Eens nachtes sach se sante Peter staen tusschen den candelare*n* voer haer bedde, en*de* se en waert niet voruaert, mer van minne*n* na*m* se ene coenheit en*de* sede: Wat est, min here, sin mi min sonden vorgheuen? En*de* he neghede haer thoest ghoederteerliken mit ene*n* otmodeghen anghesichte en*de* sede: Se sin vorgheue*n*. En*de* se hadde ene nonne harde lief, ende se seide: Here, ik bidde, dat suster Benedicta mit mi come. Ende he seide: Sie en comet nu niet / mer de ander sal met di come*n*, en*de* 145rb
daer du voer biddes sal di volghen des dertichsten dages. En*de* se en sach de*n* apostel nu niet meer. Sie riep de abdesse en*de* vortelde, wat sie ghesien hadde. Des derden dages starf

sie en*de* de gone mit haer, de dar ghenomet was, ende des dertichsten dages volgede haer de ander.

Van der gotliken openbaringe

Dicwile gheschiet, dat de soeticheit des hemelschen leuens gehoert wert van den heilighen sielen, de van henne scheiden, vm*me* dat se min sullen vntsien dat scheiden van den lichame vm*me* de blischop, de se gheestelik bekennen. Ein heilich mensche was en*de* hiet Seruulus, aerm van goede en*de* rike in vordienten. Die was alle sin tit gichtich, dat se noch staen noch sitten noch van den bedde vp en conde staen, noch sin hande te monde en konde gedragen, noch vp sine side ghekeren. Sin moeder en*de* sin broeder dienden hem. En*de* dat me hem in almosen gaf, dat gaf he den aermen ouermids hare handen. Ende hie en conde ghene letteren, mer hie hadde boeke gecocht en*de* dede se voer hem lesen en*de* he conde vele schrifturen
145[va] bi der herten. He plach te herbergen / gheestelike lude, de em de boeke lesen. Altoes dankede he gode van sinen vornoeye, en*de* nacht en*de* dach oeffende he em in den loue godes. En*de* do de tijt quam, dat got dese verduldicheit lonen wolde, do naecte he sine doot en*de* reep de vreemde, de he gheherberghet hadde en*de* bat hem, dat sie vpstonden en*de* mit hem salme seiden, want he soude vorsteruen. Ende do he al steruende mit hem de salme seide, do seide he mit groter stem*m*en: Swighet en hoer di (d') den sank niet van den loue in hemmelrike. Ende do he de oren van den herten gaf to den loue, do scheide de heilige siele van den licham ende dar quam altohant also groten roeke, dat al de dar waren, voruult worden mit soetlicheiden, vp dat se daerbi weten mochten, dat de siele mit dem loue voer in hem*m*elrik. Unse mon*n*ike, de dar waren o*r*konden [1] mit tranen, dat de soete roeke van hem *niet* [2] en schiet also langhe als sin licham was to begrauen.

[1] *Hs.* oskonden; *vgl.* hi plaget met groten gheweenne te seggenne (Hs. Brussel 1805—08, fol. 4° r° b).

[2] *Hs.* mit.

Tot dien tiden, dat ik in den cloester ghink, ene quene, heet Redempta, woende bi Sante Marijen cloester in nonnen habite. Dese hadde twe dochteren, de ene heet Romula / der ander 145^{vb} name en weet ik niet. Dese drie woenden tosamen ende waren aerm van haue, mer rike im dogheden. Romula was meerre van leuene dan de andere, want se was van groter vorduldicheit ende van groter ghehoersamheit. Se was stadelik stille ende in bedingen. Mer het ghescheet, dat de gone, de volmaket schienen yet vnvolmaketheiden hebbet in den oghen godes als een beelt, dat ghehouen es of een seghel, der prise wi of se volmaket waren. Mer de meester diet bet nauwer merket al hoert he se prisen, he houwet ende bilet bet se hem volmaket dunken. Daerumme was dese Romula vele jaer fledersinachtich ende lach, dat se haer seluen niet en conde ghehelpen, nochtan en was sie niet vnvorduldich ende de siecheit was en materie van dogheden ende se was so meer te stadigher in bedinghen, want se sach, dat se anders niet don en mochte. Ende vp enen nacht reep se Redempta ende seide: Moder, com moder. Ende se quam mit der ander dochter, en do se beide voer haer standen, do quam een licht van hemmelrike ende voruollede al / de stat mit so groter claerheit, dat se alle in anxt quamen, 146ra want men hoerde dar incomen als ene grote mennichte van luden, mer se en mochten niement sien van so groten lichte. Ende daer quam mede een soete roeke, de se tomale vormaekt. Ende do se de claerheit niet en mochten gheliden, do troeste Romula haer moeder Redempten ende seide: En vntsiet ju niet. Ik en sterue noch niet. Ende tlicht begonde to minneren. Mer de roke de blief dar drie daghe. Des vierden daghes riep se echter haer moeder, ende do sie quam, do vntfeng se vns heren licham. Redempta stont neuens haer ende twe chore stonden voer de strate ende sanghen haer salmodie ende dat ludde rechte, oftet manne begonden en wiue antworden. Ende do dat hemelsche heer dus dede haer vtuaert, do schiede de siele van den licham ende wart van hem gheleidet in hemmelrijk ende vast mit dien dat se vpvoren, horden se min en

min de salmodie, en*de* hadden van den roeke vast mit, bent siet alle vorloren. Dicke ghescheidet ok, als de heilige siele solen scheiden van den licham, dat daer selue comet de here van den leuende Ihesum Cristum.

146^{rb} Gregorius: Tarcilla, min moeie, de mit haren twe susteren leuede in so scharpen ghebede ende also sterken, dat sie wies[1] in ene hoecheide van heilicheiden. Felix, min oueroude vader, de pawes was in de stat, verbaerde haer in enen visione ende tonde haer de woninge der claerheit en*de* sede: Com, ik vntfa di in dese woninghe des lichtes. East darna quam se ten ende, en*de* daer waren vele lude vm*me* haer, als men pleghet to comen tot edelen luden en*de* se sach vpwart en sach Ihesum Cristum come*n* en*de* se reep mit groter stemmen ton ghonen, de neuens haer stonden: ghaet van mi, gaet van mi, Ihesus comet. Ende do se vp Ihesum sach, do vorschiet de siele van den licha*m* en*de* daer quam ene wonderlike soete roeke, woerbi dat openbaer es, dat dar come*n* was de here der salicheit. Ende do men haer licham bloet ghemaket hadde vm*me* to dwaene, do vant me, dat in hare*n* knyen was ghewassen swelen, gelijk den camelen ende ok was swel ghewassen in haren ellenbogen van ghewoenten van langher bedinghen. En*de* wat hare gheest dede, do se leuede, dat betoende haer licham, do sie doot was.

Gregorius: Probus, daer ik eer af seide, vortelde, dat hie
146va hadde ene suster, de eine cleine joncvrouwe was ende vp enen nacht qua*m* haer Maria to voren, de moeder vns heren, in visioen mit vele joncvrouwe*n* van haren ghelike in witten clederen. En*de* joncvrouken bat vnser vrouwen ende haer gheselschop, dat se mit hem wesen mochte. Do vragede haer vnse vrouwe, of sie in haren dienste leuen woude, ende se antworde: Ia, ik vrouwe. vo gheboet haer vnse vrouwe, dat sie haer hoede*n* soude van lachen en*de* van spelen en*de* dat se des dertichsten daghes comen solde in hare*n* dienst mit

[1] Hs. O, S. 227: vpgewassen was . . .

den joncvrouwen, die sie daer sach. Dat kint leuede voertan in groeten dogheden ende vader ende moder wonderde, wo haer dochter so vorwandelt ware. Do vortelde se hem, wat se gesien hadde. Daerna vp den seluen dach, dat haer gheseit was, quam sie ton ende ende sach vnse vrouwe mit den seluen joncvrouwen, daer se tovoren mede gesien hadde, comen to hare. Ende sie sach vp vnse vrouwe waerliken ende riep: Vrouwe, ik come, vrouwe ik come. Mit dien gaf se den geest ende voert vt den maechdeliken licham wonen vnder de / hei- 146^{vb} .
lighe maghede.

Peter: Sint dat de mensche also mennegher sonde vnderdanich es, so wane ik, dat de stat van hemelrik sal meest worden voruullet mit kinderen.

Gregorius: Al varen de ghedopeden kinder to hemmelrike, de steruen in vnnoselheiden; nochtan de spreken moghen, worden dicke vtghestoten van hemmelrijk bi der schout vaders ende moeder, de se qualike leren. Het was een vornaemt man in de stat van Romen ende hadde en kint van vijf iaren, dat he vleischeliken lief hadde, ende he leerdet roekeloselik. Dit kint wanner hem yet lette placht to vloeken de mogentheit godes. Ende it quam tot der ende dot, de vader heelt in sinen schoet, do sacht den duuel comen ende sach mit venenden oghen ende reep: Vader, helpt mi, vader, helpt mi. Ende it keerde tangesichte in sin vaders schoet, recht oft hem bergen woude, ende do de vader vraghede, wat he saghe, do seghedet: Ik sie swarte lude comen, de mi enwech draghen willen. Ende do it dat gheseit hadde, tohant vloekedet de mogentheit godes ende gaf de siele, vmme dat got tonen wolde, vmme wat sonden, dat dat kint den duuelen / was ghegheuen, daert de vader 147ra
niet vmme schelden en wolde ende vmme dat de vader kennen solde sine sonden, de des kindes siele vorrockeloset hadde, ende dat he weten soude, dat dat kint niet kleine en was van sonden, al wast kleine van licham.

Nv late wij dese droeuige dingne ende keren wedder to vortellen, dat wij leten. Die heilige vader Stephanus ene

woude niet hebben in desser werlt, he minde allene aermode mit gode, he was verduldich in sinen liden ende he vlo warlik gheselschop en*de* begheerde altoes te sine in bedinghen. En*de* do he steruen soude, quamen tot hem vele lude, vmme dat se hem beuelen souden also heilighe sielen, de van der werlt scheiden soude. En*de* do se stonden to sinen bedde, do saghen se so menghe enghelen in come*n*. Mer sie en mochten niet spreken, ende alle de daer waren, hadden also groten anxt, dat dar niement staen en mochte, do de siele vt voer. En*de* van groten anxte vielen sie alle beide, de de enghelen saghen ende de se niet en saghen, vp dat men vorstaen mochte, ho
147[rb] grote kraft, dat dar was, daer de siele / henne soude, want niement dar gheduren en conde, dar se vte ghink.

Van der seele stemmen tho horende

Valentinus, de eerlike man, de in minen cloester abt was, he was abt in ene*n* anderen cloester tovoren. De Lombaerden henghen twe van sinen moniken an enen boem. Des auens daer se dot hingen, dar songhen haer sielen de salme mit claren stemen, ende de gone wonderden en*de* waren vouaert, de se ghedodet hadden, de gheuanghen hoerden sie ok ende orkondet darna. Darvm*me* wil got, dat de stemme der sielen quame*n* to den oren der menschen, en*de* vm*me* dat de leuende souden leren, of se gode wolden ernstelike diene*n*, ho sie den in desen vleische leuen sullen.

Een priester dede houetsonde vp den paschenacht. Darna des seuenden daghes starf he van der ga doot. En*de* vt sinen graue, dar he begrauen waert, sloch ene vlamme lange tijt, dat de lude saghen ende dat graf bernede ende blakede, so dat scheen de eerde al vtgheworpen. Dat got dede, vm*me* dat he tonen wolde, ho groet vier ende pine de sielen lijden in der helle, dar de licham en*de* die biene, de nicht en geuoele*n*
147[va] dus worden vorteert mit / dem viere in der eerden.

Peter: Ik soude gherne weten, of de goede menschen de

gode kennen in der blischop en*de* of de quade men*s*chen de quade kennen in dem tormente.

Gregorius: Des berechtet vns got in de ewangelien, dar Abraham Laserus kende, do hie seide, dat he vngemak vntfaen hadde in sinen leuen en*de* en kende ok de quade voerdoemde niet den quaden, so en hadde de rike sins broders niet ghekent noch haerre ghedacht in sinen tormenten, want hie bat voer hem. Al hier moghe gi ok merken, dat gi niet en fraghen, dat is, dat de ghude kennen de quade en*de* de quade kennen de ghoede. Want de rike man was bekent van Abraham en*de* de vorcore*n* Laserus was bekent van de*n* quaden riken, do he seide: Sent mi Laserus, dat he mi gheue en dropel waters van sinen fingher. En*de* in deser kenninghe ghesiet, dat de goede, de meer blide sin als de gone mit hem blide sin, de se hir minden. En*de* de quade sin to meer ghetormentet, als se mit den gone*n* sin, de se hir teghen gode minden, en*de* se sin ghetormentet niet allene van haers selues sonden, mer ok van der pijn . . . En*de* in de goede gheschiet een wonderlik ding, dat se niet allene daer de gone kennen, de se hir kenden, mer se kennen dar alle de goede, de se ny en saghen, recht of se se hier wol hadden ghekent ende ghesien, en*de* vm*me* dat se dat ewelik erue alle gode sien mit ghemener claerheit.

Wat est dan, dat se niet en weten, de den gonen sien, de alle dingh weet.

Een gheestelik man starf en*de* in der vre*n* siner dot sach he Jonas ende Ezechiel en*de* Daniel, de propheten. Ende do he seide, dat he se sach, do heelt he nedderwart die oghen als in ener weerdicheit. Darvm*me* so es te verstane, wat kennis es in dat ewighe leuen sunt,[1] dat de heilige man kende de propheten in desen leuen, de he ny en hadde ghesien. Het geschiet ok dicke, dat de siele als se vt dem schiedet, bekent enighe sielen, de haer ghelijk sin of in blischoppen of in pinen.

Een heilich man hiet Elenterius, de voerseide veertich

[1] Vgl. O, S. 238[b]: wesen sal.

daghe tovoren sinen doot. Ende do de tijt quam, do nam hie godes licham ende seide sin salme ende do he vorscheiden soude, riep he: Baro com. De broeders vorwonderde ende worden bedroeft. Des vierden dages mosten sie senden vmme en bederue tot enen cloester, dat darbi stont, en*de* in den cloester vonden sie de broeders drouich. En*de* do se vrageden
148va de sake haerre droefheit, do seiden sie een broeder, de / bi sinen heiligen leuene vns allen heelt stande, de es doot ende des es huden de vierde dach. Ende do seiden se, dat sin name was Baro. En*de* do vonden sie, dat hie vp de selue tijt vorscheiden was, dat em Elenterius, de in dem anderen cloester starf, gheropen hadde en*de* darbi vorstaet me, dat se beide van enen lone waren ende se souden wonen tosamen in ener woninge, de tesamen scheiden vt den licham.

Van enen doden, de wedder quam

Een monik hiet Pieter, de schiede va*n* den licham en*de* he quam darna wedder to liue en*de* seide, dat he gesien hadde: de tormente van der helle ende dat he dar saen moghende lude van der werlt, en*de* do men hem dar soude hebben vorsonken, do qua*m* haestelik en engel van schoner ghedaenten en seide, dat mens niet en soude werpen int vier en*de* he seide en monik gank en*de* hoet di vortmeer vromeliken, he begonde wedder to leuen, en*de* seide al, dat hem gheschiet was, en*de* he dwank hem seluen so in vasten en*de* in waken, dat sin leuent orconde, dat hie ghesien hadde de tormente van der helle al hadden sine woerde gheswegnen.

Van der suluen saken.

En edel man, hiet Steue*n*, quam to der dot en*de* he was gheleit vor de helle en*de* sach daer vele, de he niet en hadde
148rb ghelouet. En*de* do he was gethogen / voer den rechter, do vntfink hem de rechter niet en*de* sede: "Ik en heet Steuen

niet bringhen, mer Steuen den ysersmeden, en*de* he quam wedder ton licham en*de* de ander Steuen starf up de selue wile. En*de* darbi was geproeft, dat dar was als he ghesien hadde.

Van der suluen saken.

Een ridder vorschiede van de*n* licham en*de* he quam hastelik wedder en*de* seide, wat hem gheschien ware.[1] En*de* sede, dat en brugghe was, daer en lelik vul stinkende riuiere under lup. Mer ouer de brugghe waren bequamelike soete velde, groene en*de* bloyende. Ende daep waren versameninghe van wetten claren luden en*de* daer was so vtermaten soete roeke, dat se alle daeraf vorsadeden, de daer waren en*de* woenden. Daer waren vele woninghe, licht en*de* claer ende elk hadde de sine. Daer was een hus ghemaket van ghulden telghen, mer hie en mochtet niet weten, wies dat was. Dese selue ridder vortelde, dat he sach tymmeringhe draghen van goude ouden luden ende ionghen luden, joncvrouwen en*de* kinderen, daer ment hus af dede maken. Daer wij bi vorstaen moghen, dat sie hem ghinder waken[2] dochten de ghone / den he, do he 148va
leuede, sine almossen hadde ghegheuen.

Dar ware*n* ok sommege woninge vp den oeuer van den riuiere en*de* som*me*ge hadden den stank ende dusterheit, ende som*me*ghe niet. En*de* we dat quaet was, als he ouer de brugghe soude ghaen, so viel he in de stinkende riuiere. En*de* dien neghene sonde en letten, de ghink ouer sonder sneuen tot den schonen steden. Enen Peter sach he dar, de starf ouer vier iaren, de in de kerke was, een groet here legghen in de riuiere mit yser vast gebonden. En*de* als he vraghede, woervm*me* he ghinder was, so waert he*m* gheantwort: vm*me* sin felleherte, want als he iement discipline gaf vm*me* sine mesdaet, so was

[1] Hs. O, 241^{b}; geseheyn was.

[2] Lies: werken; vgl. dat si daer scenen werc liede wesen (Hs. Brussel 1805—08, fol. 5, r° a).

he so quaet ende so fel, dat hijt meer dede vm*me* wrake, dan vm*me* beteringhe. Ende dit kenne wij selue*n* mede, dat it des Peters rede ok was. Ende he saeh daer enen vreemden priester, de dar lichtelike ouer ghink, want he hir wel gheleuet hadde. Ende he sach vp der brugghe Steuen, daer ik huden eer af seide, en*de* he kenden, en*de* do he ouer ghaen woude, do ghleet sin voet en*de* half sin licham was vnder de brugghe en*de* half
148^{vb} bouen ende / leleke swarte lude toghen hem nedderwart, en*de* schone witte lude toghen hem metten aermen vpwart. En*de* in den dat he dese worstelinge hadde, sach, so quam he wedder to liue. en*de* wat dat Steuen gheschiede, en conde he niet meer geweten. Mer daerbi was des Steue*ns* leuen ghetekent, want he hadde ghedaen vleischelike sonden en*de* he gaf mildelik sin aelmossen en*de* vm*me* de vleischelike sonde waert he nederwart ghetoghen bi den dien en*de* de almossen toghen hem vpwart metten aermen. er welk van desen tween ton lesten vorwan in dat bedeckede vonnis godes, dat en conde he niet gheweten.

Peter: Ik bidde di, do mi weten, wat dese dinghe, de ik sach, betekenen.

Bi den ghelike van desen dinghen sulle wi merke*n* de vordienten der menschen, want bi der brugge, de to schonen steden leidet, vorstaet men, dat de wech enghe is, de to hemmelrik leidet, de stinkende reuiere betekent den stank van den sonden, daer de vleisschelike lude in ghliden, dat de stank in som*me*ghen husen was en*de* in som*me*ghen met betekent, dat vele lude sin, de vele goeder werken doen ende nochtan hebben sie genoechte / van vleisscheliken sonden in den ghepeinse en*de* tes recht, dat se daer met den stinkenden mest beseten sin, de hir genoechte hebben in vleischeliken stank, mer de, de herten altomale suuer hebben, in haren woninghen en mach gheen stank komen. Dat he sach de lichte woninghe van ghulden telghen, dat betekent, we de gone was, den de woninge bereet was, dat he mildelik sin, goet ende sin almossen den aermen ghaf mit to vorstane, dat gout was, dat he daer sach, mer allene vmme ene betekenisse.

Van den seluen

Een man, hiet Deus, dedit, de was goet ende gheestelik. Van hem was gheopenbaert enen anderen van gode, dat sin woninge waert gesticht Ende dese makede de wrochte allene vp den saterdach. Ende dien dit gheopenbaert wart, de vndervant des goens leuen ende vant, dat Deus, dedit, ein schoemaker was, ende al dat he van al der weke ouer conde ghewinnen, dat brochte he des saterdaghes in sante Peters kerke ende ghaft den aermen.

Van bedingen

De sielen, de in den licham sin, de sein dicwile *wat*[1] van der pine der helle ende dat gheschiet somwile haer stichtinge, somwile van der goner wille, diet horen. Theodosius was een harde vnrustelik kint / ende volghede sinen broder 149rb
in minen cloester, meer mit bedwanghe, dan myt willen. Hem was leet, dat yement seide van siner salicheit: He en mochte niet allene niet vele doen, mer he en mochte ok niet ghoedes horen, hie toende mit sweren, mit lieghen ende mit spotten, dat he niet en was comen te goedes leuen. Dese quam tor doot ende de broders vorgaderden to bidden vor hem. Do riep he mit groter stemmen ende storede haer ghebet ende seide: Gaet van mi, ghaet van mi. Ic bin den draken gegeuen to vorswelghen, ende he heuet min houet in sinen mont, ende vmme dat ghi hir sijt, so en mach he mi niet vorswelghen. Gheuet hem stat to done, dat he doen sal. De broders seiden: Broder, wat segestu. Make een teiken des cruces vor di. He seide: Ik wil mi seghenen, mer ik en mach, want de drake bedruct mi. Do se dat hoerden, do weenden se ende baden vtermaten seere voer hem. Ende de siele riep mit groter stemmen: Ghelouet sy got. De drake, dien ik was ghegheuen, es enwech gleuloghen vmme juwe ghebet. Nu biddet vor mine

[1] Hs. fehlt; *vgl. Hs. O. S.* 243b: dat de seile somtides wat seyn . . .

sonden, want ik wil mi beteren ende altomale begheuen werlik leuen. Ende he, de bina doot was, de ghenas ende keerde hem
149va tot gode mit al sinen herten ende do he sin sonden / seer hadde ghebetert, do vorschiede hie.

Gregorius: Een ander man was harde rijk ende vol van sonden, houardich ende in weelde van vleissche ende seer ghirich vmme ghoet to winnen. Dese quam tor lester wijlen ende sach voer hem staen seer swarte gheeste, de seer dranghen vmme hem tor hellen to trecken. He beuede ende waert bleek ende suchtede ende riep seer lude vmme verst, en he reep enen monik, de sin sone was en hiet Maximus, ende seide: Ik en dede, dy sone, ny quaet, nu vntfarmet mins. Maximus liep to al wenende ende alt ghesinde, se en saghen de duuel niet, mer bi der sielen ghelaet . . .[1], de em hir ende daer keerde in sin bedde, vormoeden se der duuele ende do he sach, dat he niet vntghaen en mochte, do riep he lude: verst to morghen, verst doch to morghen. Ende in dien gheruchte waer de siele ghetoghen vten lichame. It es openbaer, dat dese ding gheschieden vmme ander lude, de got vntbeit tot penitencien, want wat helpt den gonen, dat he vm*me* verst bat de ghenen, de en conde gheerghen.

Van gheuemscheiden

Een monik was, de van groten name was. He schien goet
149vb van seden en*de* ripe in sinen wer / ken. Mer he was anders dan he schien, want als he toende, dat he vaste mit den anderen, so plach he hemelik t' eten, dats de broders niet en wisten. Dese quam tot der doct en*de* de broeders quamen voer hem ende waenden yet goets van hem hoeren, als van enen heilighen man. Ende de duuele pijnden hem, dat he lijede en*de* wroechden sin sonden. So seide he: Als gi waenden, dat ik plach to vasten, so at ik heimelik en*de* ik bin ghegheuen den draken to voers-

[1] *etwas fehlt; vgl. Hs. O. S.* 245: vnde in anxte des genes . . .

welghen, de mit sinen sterte mine bene en*de* mine voete ghebonden heft. He heuet sin houet ghesteken in minen mont ende trect minen gheest vt. En*de* mit den woerden starf he. Dit gheschiede vmme de ghoene, diet hoerden, wante he vntghink niet dien drake, dien he sach ende hem openbaerde.

Van partien to dreghende

Paschasius, de dyaken van der kerken van Romen, was van heilighen leuene en*de* gaf grote almossen, hie oefende die aerme en*de* vnweerde hem seluen. En*de* do Laureins ende Symacus streden vm*me* een bisschopdom, do was Paschasius mit / Laureins partie tegen den bisschop. En*de* do he dot was, men 150ra leide dat kleet, dat vp siner bare was, vp enen beseten mensche en*de* he waert te hant gesont. Sante Germein, daer ik eer af seide, hadde raet van medecinen, dat he hem soude dwaen in den bade. En*de* hie vant dar Paschasius denende in de hette en*de* liet dar sin vagheuier. Ende do he hem sach, waert hie voruaert ende vraghede, wat he, de so groet was van leuene, dar dede. En*de* he antworde em: Vm*me* en ghene ding, dan dat ik in Laureins partie was. Mer bidt vor mi. En*de* dat hebt to teken, dat ghi voer mi gehoert sijt, of ghi mi niet en findet, als gi wedder comet. En*de* he bat neernsteliken vor hem en*de* keerde cortelik wedder en*de* en vant hem dar niet.

Peter: Dit beroert min herte to vraghen van den ghroten Paschasius, dat he na der doot quam te vagheuier en*de* sin cleet sulke macht hadde, dattet den duel voriaghede.

Gregorius: Aldus so satte vnse here, dat Paschasius een luttel tides soude bern*en*, dat he mesdaen hadde, ende nochtan dede he mirakel vor der menschen oghen, vm*me* dat he voer 150rb de doet ghoede / werke ghedaen hadde. Ende de gone, de sine werke ende sine almossen ghesien hadden, niet en souden bedroghen weerden in haren wane. En*de* he soude liden wrake van den sonden, de he niet en kende, en*de* darvm*me* en hadde se niet ghebetert mit rouwe.

Peter: Ik bin bedwongen bi desen reden tontsiene de sonden, niet allene, de ik kenne, mer ok die sonden, de ik niet en kenne.

Gregorius: In der helle is een eenuoldich vier, dat alle de sonderen bernet, mer niet euen seere. Want elk heuet de pine na dien, dat he heuet mesdaen. Wante ghelijk, dat vele lude staen vnder de sonne, en*de* sie ene hebben alle niet ghelike hette, so est in der helle, dat se alle hebben een vier, mer niet en bernen sie ene*n* seer.

Peter: Ik woude gherne wete*n*, ho dat recht mach sin, dat got de sonden in der helle doet pinen sonder ende, ende de sonden ghedaen sin in der tijt, de ende nemet.

Gregorius: Peter, din vraghen ware ghoet, ware dat got allene merket de daet van de*n* luden, en*de* niet de meninghe van den herten. mer vm*me* dat de quade sonde doen mit eweli-
150va / ken willen, want mochtet wesen, se hadden ghewilt ewelik leue*n* en*de* sonden doen sonder ende. En*de* dat tonen sie daermede, want de wile, de se leuen, en laten se niet af sonden te doen. En*de* dat es dan groet gherechticheit godes, dat se num*m*er meer en sin sonder pine de wile, dat se leueden, num*m*er meer en wolden sin sonder sonde.

Peter: De gherecht en heuet niet genoecht in dese wreetheit: Ewelik de sonden te pienen en*de* daervm*me* doet de gerechte here sinen knecht slaen, vm*me* dat he hem beteren sal van sinen sonden. Ende waervmme sullen de quade bernen in der hellen ewelik, of se niet en sullen comen tot beteringhen?

Vmme dat vnse here genadich is, so en heuet he ghene ghenoechte in de pine der catiuen. En*de* vm*me* dat he gherecht is, daervmme so pinet he eweliken de sonden. Mer de quaden, de der helle ghegheuen sin, de sin daer ghepinet vm*me* haere quaetheit. En*de* nochtan bernen se dar tot enegner nutschop, want als de ghoede sullen sien de blischop, de se van gode vntfaen sullen. En*de* de pine, de de quade liden sullen, de sie vntghaen sin. So sullen se kennen, dat se also vele meer sin
150vb / schuldich te danken der gratie godes, dat sie de quade sien

liden de ewelike tormente ende dat se bi siner hulpen de grote pine vntgaen sin.

Peter: Ho sin de goede heilich, de vor hare viende niet bidden en sullen, dese sullen sien bernen sint, dat got seget: biddet voer juwe viande.

Gregorius: *Egelijc*[1] ghude bidden vor hare viande, de wile, dat se comen mogen to nutten penitencien. En woervmme solden se bidden, als se niet en moghen ghewandelt weerden van haere quaetheit. Ende vmme de selue sake en mogen se niet bidden vor den duuel, de ewelik vordoemt es, noch vor de vnghelooueghe, de dot sin. want sie en willen niet bidden, des got niet horen en wil, se en sullen ghene vntfarmicheit hebben vmme de vordoemden, als se quit sin van aller ghebrecklicheit, want se sullen gheuoecht sin[2] ghelik dier gherechticheit godes ende vmm dat se vast cleuen sullen in den rechten richter, so en sal hem niet ghelieuen, dat git gaet buten dinre subtijlie gherechticheit.

Peter seker: Ik en hebbe niet, / dat men thegen dese redene 151[ra]
mach segghen. Es yement, de niet vntsien en mach dat leste vonnis godes, ik moede neent, want en weet een mensche, wat he ghedaen heeft, he en weet niet, ho subtilik dat got sin sonden domen sal.

Gregorius: Et es also als du segges, mer de vare, de dore comen sal, reinicht de wile de siele van kleinen sonden, als ik dicwile gheseit hebbe van enen heilighen man, de grote vreese hadde voer siner doot en*de* na siner doot vorbaerde sinen jongheren in een ouer wit cleet en*de* he gaf hem to vorstane, ho waerlik he vntfangen was. Vnse here obenbaert ok dikwile den widen goeden, de vaer hebben voer hoere doot, enige dingen, daer he haer herte mede ghesterket en*de* vortroestet.

---

[1] Hs. undeutlich, vgl. Hs. O, S. 249[b]: De hilligen bidden . . .
[2] Vgl. Hs. O, S. 250[a]: vnde neyger to geuoget syn . . .

Van gotliker openbaringe vor derdot

Broeder Antonius, de mit mi in den cloester was, hadde daghelix vele tranen vm*me* de begheerte der ewiger blischop. En*de* als he vele dochte vp de schrifturen, so en sochte he niet dar in de const of de woerde, mer den rouwe en*de* de weninghe ende vm*me* dat he wolde sin herte darmede wecken ende vntsteken ende laten de dinge, de hir nedden sin, ende vlieghen an hem*me*lschen lande mit contemplacien. Daervm*me* was hem to gheseit in een visioen bi nachte: Wes ghereet, want vnse here
151[rb] / heet di comen. Ende do he seide, dat he niet en hadde, woermede he comen mochte, do was hem gheantwort: Sprecstu va*n* dinen sonden, se sin di vorgeue*n*. En*de* do he nochtan sere voruaert was, do hoerde he tor ander nacht dat selue. Na den viftiensten dach, daer de broeders vor hem weneden ende in bedinghen waren, do voer he tot ghode.

Een ander broeder, hiet Merulus, was harde vele in tranen en*de* in bedinghen, de salme en vielen vt sinen monde niet, ten was als hie eten soude of slapen. Hem dochte in visioene bi nachte, dat ene crone van witten bloemen qua*m* neder vp sin houet. Ende hie wart te hant siek en*de* vorschiede in groter siecheiden en*de* mit groter blischoppen. Ende na xiiii jaren dede een ander maken sin graf in de selue stede en*de* darvt quam so soeten roke, als of vele speain en*de* bloemen daer hadden vorsamet ghewest. Darvm*me* wast openbaer, ho warachtich dat visioen was, dat he ghesien hadde.

Peter: Helpet den sielen yet, dat men de lichame begrauet in den kerken?

Gregorius: Als de grote sonden niet en beletten, dan helpht wel, want als de naeste de heilige steden oefnen, de graue sien, so ghedenken se der sielen en*de* bidden daer voer. Mer de in
151[va] swaren sonden steruen, se hebben te meerre / vordomenisse en*de* des saltu horen een exempel.

Van begrauen in de kerken

Een nonne, de suuerheit heelt, mer ere tonghe was vntbonden to clappinghe ende to duullen woerden, se starf ende was begrauen in de kerke. Des seluen nachtes sach de coster van der kerken in visioene, dat se gheleit was voert outaer en ghesneden ouermits vntwe, en*de* de ene helft waert vorbrant int vier, en dander bleef gheheel. Ende do he dit den broderen des morghens vortelde en*de* hem de stat tonede, dar se was vorbrant, do vonden se in den stene vor den oltare teken van dem brande, rechte of haer licham dar hadde vorbrant ghewest. Daervm*me* est openbaer, dat de heilige steden niet en helpen den gonen, den hier haer sonden niet ene sin vorlaten.

Van den suluen saken

Een man hiet Valerianus en*de* was in oude dage lichtuaerdich en*de* vnsuuer. Die bisschop van der stat, dar he wonede, de groef hem in de kerke, vmme dat mens hem lowede. Sunte Faustinus, de mertelare, des licham dar in der kerke rustede, openbaerde in der seluen nacht den coster van der kerken, daer dat licham begrauen was, ende seide hem: Segge den bisschop, dat he enwech werpe dat vule vleisch, dat he hir gheleit heft, en*de* en doet hijs niet, hie sal vp den dertichsten dach steruen. / De coster waert des ander werfe vormaent, mer he vntsach 151^{vb}
den bisschop en*de* en segedes em niet. Vp den dertichsten dach ghink de bisschop ghesont to bedde en starf van der ga doot.

Van den seluen

Valentinus, de beschermer was van der kerken van Meylanen, de ghink mit lichticheiden en*de* mit vnsuuerheiden vm*me* alle sinen tijt. He starf ende waert beghrauen in de kerke Sirus des martelaers. Tor middernacht horde men grote roepinge ende groet ghelut, als of men ene*n* vten kerkener hadde gheto-

gen mit pinen. De coster liep hastelik daerto ende sach twe eyselike gheeste, de hem bi den voeten bonden ende toghen hem vter kerken. Se worden voruaert, de mit den coster dar waren ende keerden wedder. Des morgens vntdede men dat graf ende men vant den licham niet. Men sochte hem buten ende men vant hem in een graf ende de bande vmme de voete, also als he vter kerke ghetoghen was. Hirbi so mach men merken, dat niet en helpen de heilige steden dien, de in sonden steruen.

Van den suluen

Een man was begrauen in de kerke van Sunte Inanure, des martelaers to Romen. Ende des anderen nachtes riep sin gheest vten ghraue, daer die coster tohoerde: Ic berne, ic
152ra berne. / Dit riep he langhe. De coster dedet te weten sinen wiue. Se dede dat graf vntdoen ende men vant de kleeder gheheel, de men dar noch houden mach in orconde, mer den licham en vant men niet, recht of he in den ghraue niet en hadde ghewest. Darbi is to merken, dat de sielen grote pine liden in der helle, sint dat de licham in der eerden vorbernet ende vt der kerken was geworpen.

Een man was vnder sine viande gheuangen ende ghebonden ende sin wijf plach offerhande to doen vor hem. He keerde na langher tijt wedder to sinen wiue ende seide haer, dat sine banden vntspronghen vmme sommege dage, ende se merkede, dat de selue daghe waren, dat se de offerhande dede voer hem.

Van vns heren licham to offere

Een bischop soude varen to Romen ende quam in de see in groten tempeesten, so dat he waenhopede van vntghane: Sin schipman voerde en cleine schepeken ende riep: vrac, ende men ocnste hem niet gesien vnder de varen. Dat schip, daer de bischop

in was, quam to enen eylande na vele vresen. Ende als he binnen drien daghen niet vinden en mochte sinen schipman, was hie droewich ende waende, dat he doot ware ende he dede hem 152rb den dienst van caritaten, dat he allenen doen mochte: Ende he hiet offeren vor sine siele de heilighe offerhande van vns heren licham. Als dat was ghedaen, he voer to Romen wart. Ende do he quam in de hauen van Romen, do vant he daer sinen schipman. He was blide ende vraghede hem, ho he so langhe leuen mochte in der vrese van der see. Do seide he hem, ho dickent he was vmme ghestort vt den schepekin, ende ho dik it vol waters was ende mer in swommede ende ho dik dat schepekin vmme keerde ende hie vp den bodem sat. Ende dit gheduerde nachtes ende daghes, des hem van honger ende van pinen sin cracht vntbrak, ende sede, ho hem vnse here behouden hadde, ende he sede: Als ik seer ghepijnt was in de vloede van der see ende mi dochte, dat ik en wakede noch en sliep, dar ik was midden in der see, quam een tot mi, de mi gaf t' eten ende altehant, als ik ghegheten hadde, so hadde ik wedder mine cracht, ende vnlank daerna leet daer een schip, dat my vter vresen nam ende brcohte mi to lande. Do vragede de bischop den dach, dat dit gheschiede ende vant, dattet de selue dach was, da de priester / de heilighe offerhande van godes 152va licham voer hem offerde.

Gregorius: Daervmme loue ik, dat dien leuenden ende dien mit banen wiste de heilighe offerhande voer godes licham halp, dat wi weten ende ghelouen sullen, dat se helpet der absoluaen van de sonden, de niet sterflik of houet-sonden en sin. Mer dat sulle wi weten, dat dien helpen de offerhande, de des hir vordienden, do se leueden, dat hem dat goet helpet, dat men na hem doet. Mer de sekerre wech es dat goet, dat elk mensche begheert, dat men sal doen na hem, dat he it selue doet de wile, dat he leuet, wantet es salichliker ende beter vrij te sin van banden, dan na de vanghenisse vrijheit to soeken. Wi sin schuldich dese werlt, want wi seen, dat se vnghestadich is, mit alleer herten to voronweerden ende daghelix to gheuen offer-

hande van tranen, Wi sullen merken, ho ghedane de offerhande des lichams vns heren is, de men doet in de passie vns heren. We mach twiuelen, de gheloue heuet als de pape, de offerhanden doet, de hemelen se vp luken, de chore van den
152^{vb} enghelen, die / sin daer en*de* de hemelsche gheselschop en*de* sin gheuoeghet mit den eerdeschen.

Van den seluen saken

Dan offert men voer vns nutlik dese offerhande van godes licham als wi vns selue maken gode mit offerhande. Wi sullen ok pinen, dat wi na de bedinghe houden dat ghebot godes in de selue cracht ende in de selue rijpheit, dat vns na de bedinge niet en lassche de ydel peinsinge, noch en vnder-crupe de *y*del blisschop, dat vns vnnutte ghepeins niet en neme de blischop van compendien. Aldus mach de siele ghekrigen de dinge, de niet to ghelouen en waren.

LITERATURVERZEICHNIS

Franck, Gr. = Franck, Joh., Mittelniederländische Grammatik, Leipzig 1883.

Jaatinen, M., Die Mnd. Übers. der sog. Hieronymus-Briefe, (Hr. Br.) Diss. Helsinki.

Josepha = Sr. Marie Josepha, Das geistl. Lied der Devotio Moderna. Diss. Nijmeygen, 1930.

Katara, Red. Verba = Katara, Pekka, Die urspr. redupl. Verba im Niederdeutschen. Helsinki, 1939.

Korlén = Korlén, G. Norddeutsche Stadtrechte II (Lunder germ. Forsch. 23) Lund 1951.

Lasch, Gr. = Lasch, A. Mittelniederdeutsche Grammatik, Halle 1914.

Öhmann, Der s-Plur. = Öhmann, Emil, Der s-Plural im Deutschen (Ann. Acad. Scient. Fenn., B, xv111, 1) Helsinki 1926.

Rooth, Erik, Saxonica (Acta Red. Soc. hum. litt. Lundensis 44) Lund, 1949.

Rosenfeld, H.-Fr., Mndl. Reimchroniken (Mém. Soc. Néophil. x111), Greifswald 1939.
Törnqvist, Nils, Ein Denkmal der Devotio Moderna. Strängnäs 1946.

Martta Jaatinen

ZUM SUFFIXAUSTAUSCH IM RUSSISCHEN

So zahlreich die ostseefinnischen Lehnwörter in der russischen Volkssprache auch sind — dies betrifft hauptsächlich Nordrussland und Sibirien —, finden wir dasselbe Lehngut nur ziemlich spärlich in der russischen Schriftsprache. Ohne auf die ganze Frage einzugehen erwähne ich hier nur, dass unter den in die russische Schriftsprache eingedrungenen Wörtern ostseefinnischen Ursprungs russ. *лямка* schon darum eine Sonderstellung einnimmt, dass es bekannter als alle anderen ist. Zugleich gehört *лямка* zu denjenigen Lehnwörtern, bei denen die Beziehung zum Original so kompliziert ist, dass sie sogar vom Fachmann nicht leicht entdeckt werden kann.

Nach Pawlowskys Wörterbuch hat russ. *лямка* folgende Bedeutungen: 'Avancierstrick, Trag-, Ziehriemen, Gurt (zum Schiffsziehen), Traggurt für Schiebkarren, Achselband; (Artill.) Achselriemen, Kanonenzugleine; Halsgeschirr (der Pferde), die Geschirriemen; Renntiergeschirr; Halsband, Halsriemen (zum Anbinden der Tiere)'. Die semasiologische Verbindung mit finn. *lämsä* 'Zugleine, Schlinge in einer Falle usw.' und seiner Sippe (s. Toivonen Finn.-ugr. Forschungen XIX 188) ist offenbar. Das lässt sich jedoch von der lautlichen Entsprechung nicht sagen, so dass diese von mir im Jahre 1918 gemachte Zusammenstellung (s. »Die ostseefinnischen Lehnwörter im Russischen» S. 158—59) als ziemlich kühn angesehen werden kann.

Lautlich ist die Zusammenstellung von russ. *лямка* mit finn. *lämsä* nur unter der Voraussetzung möglich, dass neben

dem Femininum *ляма*, *лямка* ein ursprünglicheres Maskulinum **лямец*, Gen. **лямца* aufgetreten ist. Man kann nämlich beweisen, dass russ. **лямец* als eine regelrechte Entsprechung von finn. *lämsä* angesehen werden kann, vgl. z.B. russ. *конец*, Gen. *конца* 'Steuerruder' < estn. *saps*, Gen. *sapsu*. Lautlich ist die Form der obliquen Kasus **лямц-* ja eine genaue Wiedergabe des ostseefinn. Wortes. Dass die Lautverbindung *-ms-* hier durch russ. *-mts-* ersetzt wird, ist ebenso verständlich wie die Wiedergabe von estn. *-ps-* durch russ. *-pts-* in russ. *конец*, Gen. *конца*. Der Nominativ auf *-ец* sowohl in *конец* als in **лямец* ist offenbar eine Neubildung nach bekannten Mustern wie *купца* (Gen.) zu *купец* (Nom.) 'Kaufmann'. Gab es also im Russischen ein **лямец*, Gen. **лямца*, so konnte *-ец* natürlich als ein maskulines Ableitungssuffix aufgefasst werden und dem Austausch mit einem femininen *-ка* unterliegen, wodurch das bekannte *лямка* verständlich würde.

Diese rein theoretische Vermutung hat sich als richtig erwiesen. Im Jahre 1927 erschien die 2. Lieferung des 5. Bandes des Wörterbuches der Russ. Akademie der Wiss. (Словарь русского языка, *легкій — летунок*), die S. 135 ein uns wichtiges Dialektwort aus dem Gouv. Vologda anführt. Dieses Wort *лемцы* ist ein Plural von *лемец*, mit *е* statt *а* in der ersten Silbe aus demselben Grunde wie in nordruss. *пеметь* 'Gedächtnis' statt *память* (also vor einem weichen Konsonant). Dass es mit russ. *лямка* zusammengehört, wird ziemlich sicher schon dadurch bewiesen, dass die Bedeutung in dem Wörterbuch mit »*лямки* (у сарафана, кузова)» erklärt wird. Das Dialektwort bedeutet also 'Tragbänder an einem Frauenkleid (Sarafan) oder an einem Korb (aus Baumrinde oder Kienspan)'. Wir haben hier eine genaue lautliche Wiedergabe zu finn. *lämsä*. Russ. *лямка* ist so entstanden, dass ein vermeintliches Suffix *-ец* in *лямец* mit dem Suffix *-ка* ausgetauscht worden ist.

In dieser Beweisführung fehlt noch etwas, u.zw. Parallelen, also Fälle mit ähnlichem Austausch eines wirklichen oder ver-

meintlichen Suffixes. Es scheint mir dass solche Fälle jedenfalls zu Seltenheiten gehören, für die Etymologie von russ. *лямка* jedoch gerade dadurch um so wichtiger sind. Ich bin neulich auf einen Fall aufmerksam worden, der insofern eine Parallele ist, als hier russ. *-ка* mit *-ец* ausgetauscht worden ist; die Richtung ist also nicht dieselbe wie in *лямка*, sondern umgekehrt. Nach den mir bekannten lexikalischen Quellen ist russ. *сума* 'Tasche, Quersack' immer ein *a*-Femininum (vgl. *сума*, *сумка*, *сумочка*). Nun kann man aber beweisen, dass das Russische auch ein **сумец* gekannt hat, u.zw. mit Hilfe der ins Ostseefinnische herübergenommenen russischen Lehnwörter. Während das wotische *suma*, *sumka* 'Tasche' ein russ. *сума*, *сумка* voraussetzt, kann das südkarelische *sumťša* 'Tasche, Quersack' (s. Genetz, Tutkimus Ven. Karjalan kielestä S. 141) in keinem Falle ein *сума* oder *сумка* wiedergeben, sondern ein **сумц-* (Nom. Sg. **сумец*). Dasselbe gilt von weps. *sumťś* (< **сумец* oder möglicherweise **сунец*; man beachte die russische Nebenform *суночка*, gew. *сумочка*) und wahrscheinlich auch von weps. *sumtjäńe* (s. Tunkelo Vepsän kielen äännehistoria S. 314). Die Möglichkeit ist nicht ganz ausgeschlossen, dass **сумец* sein *-ец* dem Worte *ранец* 'Ranzen' verdankt, da *сума* (*сумка*) und *ранец* in der Tat oft gleichzeitig ins Bewusstsein kommen.

Nach der hier gegebenen Erklärung kann im Russischen nur **лямец*, Gen. **лямца* das primäre sein, wogegen *лямка* erst sekundär entstanden ist. Gegen diese Vermutung spricht scheinbar ukrain. *ľama* = *лямка*, denn man hat natürlich den Eindruck, dass *лямка* als ob eine *ка*-Ableitung das Stammwort **ляма* voraussetze, vgl. *рыба* : *рыбка*, *рама* : *рамка*, *спина* : *спинка* usw. Im Grossrussischen ist jedoch ein **ляма* = *лямка* gar nicht belegt, und ferner hat *ляма* in dieser Bedeutung keine Etymologie, denn die von Berneker Slav. etym. Wb. s.v. *lem* gegebene Erklärung überzeugt nicht. Es bleibt nur übrig ukrain. *ľama* für eine abstrahierte Form zu halten, ähnlich wie etwa im Polnischen *tan* (neben *taniec*) in der

Bedeutung 'Tanz' im 16. Jh. gebildet ist, als ob *-iec* hier ein Ableitungssuffix wäre (vgl. auch poln. *tanek*). Die Entstehungsgeschichte setzt also folgende Reihenfolge voraus: *лямец* → *лямка* → *ляма*.

Wahrscheinlich lässt sich auch russ. *лямец* 'innere Filzbekleidung des Kummets' (*лямцы* Südrussl. id.) trotz der abweichenden Bedeutung hierher ziehen. Es ist möglich, dass die ursprünglichere Bedeutung nur 'Kummet' gewesen ist (vgl. finn. *hamutta* 'innere Bekleidung des Kummets' < russ. *хомут* 'Kummet') und in diesem Falle liegt *лямка* 'Halsgeschirr der Pferde' semasiologisch nicht weit.

Ganz abzusehen ist natürlich von russ. dial. *ляма* 'Rachen; Beutel, Quersack; kleine Grube, kleiner Graben' welches wegen der Bedeutung 'Grube' einfach mit russ. *яма* 'Grube, Vertiefung' gleichzustellen ist. Zu dem Anlaut in *ляма* vgl. russ. dial. *лязык* 'Zunge, Sprache' < *язык*. Die Bedeutungen 'Beutel' und 'Wasserloch' vereinigen in sich finn. *laukku* und finn. *pauna*, estn. *paun*, *-a*, wobei von der topographischen Bedeutung auszugehen ist. Die Bedeutung 'Rachen' schliesst sich den Bedeutungen 'Grube' und 'Beutel' an.

Jalo Kalima

A PROPOS DE RUTEBEUF

Deuxième article [1]

Critique de la Vie de sainte Marie l'Egyptienne (éd. Bujila)

La *Vie de sainte Marie l'Egyptienne*, republiée récemment par M^lle^ Bujila [2], est une œuvre de deuxième ordre. On sait

[1] Pour le premier article, *Les cerfs de la forêt de Bierre ou de Fontainebleau*, voir *Neuphilologische Mitteilungen*, IL (1948), p. 49—53. *Ibid.*, p. 51, corriger ainsi le v. 56 de *Marguet convertie:*
Gesir pour la danse (*corr.* douce) d'un al.

[2] Rutebeuf: *La Vie de sainte Marie l'Egyptienne*, edited by

depuis longtemps que pour la composer Rutebeuf a beaucoup profité d'un poème français de la fin du XII[e] siècle traitant du même sujet.[1] La concordance devient plus marquée depuis le v. 375, ce qui veut dire sans doute que ce travail de remaniement lui plaisait médiocrement. Il s'agissait probablement d'un travail fait sur commande qui, pour Rutebeuf, avait le seul intérêt de lui rapporter un peu d'argent. Mais le texte français qui lui servait de modèle n'était pas son unique source d'information. A coup sûr il a eu connaissance aussi d'une Vie latine, bien qu'aucune des Vies actuellement connues ne concorde entièrement avec le récit de Rutebeuf. De ce fait il n'est pas nécessaire de conclure, comme le fait M[lle] Bujila, qu'il en a connu plusieurs. M[lle] B. a un chapitre (p. 1—27) intitulé *The Position of Rutebeuf's Poem in the Legend of St. Mary the Egyptian*, chapitre surchargé de détails d'un intérêt secondaire, mais où elle arrive à un classement des versions qui paraît acceptable.

Le poème de Rutebeuf ne contient pas la moindre indication permettant de le dater. Œuvre de vieillesse, dit, sans preuves valables, Jubinal qui cite Paulin Paris. Mais il peut être de n'importe quelle année du troisième quart du siècle, approximativement.

La *Vie de sainte Marie l'Egyptienne* a été conservée dans deux manuscrits de la Bibliothèque Nationale, fr. 837 (*A*) et 1635 (*C*). M[lle] Bujila a pris pour base le manuscrit *A*. Elle ne s'est pas rendu compte que le fait que *C* est souvent d'accord avec le modèle (*T* de Baker), contre *A*, prouve que c'est *C* qui alors offre la bonne leçon. D'autre part, *A* a de nombreuses leçons qui, pour différentes raisons, sont inadmissibles, comme il apparaîtra des remarques ci-dessous. Il est bien entendu

---

Bernardine A. Bujila. The University of Michigan Contributions in Modern Philology, Number 12. June, 1949. 92 p.

[1] Publié et commenté par A. T. Baker, *Vie de sainte Marie l'Egyptienne* (*Revue des langues romanes*, LIX (1916—17), p. 345—401.) Ce texte est désigné par le sigle *T*.

que cela ne veut pas dire que *C* offre *toujours* la bonne leçon contre *A*. Je n'ai pas étudié la question de savoir si les vers qui ne se trouvent que dans un seul manuscrit, *A* ou *C*, sont à regarder comme authentiques ou non. M^lle^ Bujila a bien fait de les admettre tous, provisoirement, dans le texte; il aurait seulement été plus commode pour le lecteur qu'elle mît entre crochets les passages de *C* qui manquent dans *A* et qu'elle a insérés dans son texte.

Sans examiner l'étude linguistique de M^lle^ Bujila, où il y a à redire, je présenterai quelques remarques critiques sur le texte en suivant l'économie du poème.

15—6 *D'Egypte fu la crestïene Et avoit non Egypciene.* La bonne leçon est dans *C*: *Por ce ot non l'Egyptienne.* Cf. le modèle *T* 59—60 (éd. Baker, p. 285): *Egypsiene est por çou dite Car ele fu nee d'Egypte.*

> Mont fu bien fete par defors
> De quanqu'il apartint au cors,
> Mes li *cors* (*corr.* cuers) fu et vains et voles 37
> Et chanjoit a pou de paroles.

88 *Cele li est venu devant.* Il faudrait le féminin *venue*, ce qui rendrait le vers trop long. La mesure est correcte dans *C*: *Cele li vint au de devant.* Peut-on accepter cette leçon? Tobler-Lommatzsch II, 1850, a l'exemple suivant: *Il voit le conte, si li vient de devant.* D'autre part, *venir* (*aler*) *au devant* était très fréquent déjà au moyen âge. *Au devant* et *de devant* ont pu, par une sorte de croisement, donner *au dedevant*, qui est, comme on l'a vu, la leçon de *C*. Quoi qu'il en soit, la leçon de *A* est inadmissible. — 100 *Ma mie*, l. *M'amie*. — 157 et 159—60, réminiscence biblique:

> Mes Diex . . .
> Ne veut pas que pecchierres muire,
> Ainz convertisse a sa droiture.

Ez. XXXIII, 11: Vivo ego, dicit Dominus Deus, nolo mortem impii, sed ut convertatur impius a via sua, et vivat. *Droiture* 160 manque au glossaire. Le sens du texte français est proprement: [Dieu veut que] le pécheur se détourne de sa vie ancienne et s'engage dans le droit chemin qui conduit à Dieu.

La pécheresse se mêle aux fidèles qui se pressent à la porte d'une église, elle veut entrer avec eux mais une force supérieure l'en empêche:

Venue en est jusqu'a l'eglise. 195
Ele ne pot en nule guise
Metre le pié sor *le degré*,
Mes, tout aussi com *de son gré* 198
Et volentiers venist arriere,
Se trova a la gent *premiere*, 200
Dont se resmuet et vient avant,
Mes ne valut ne que devant.

Elle essaie donc à plusieurs reprises d'entrer, mais est toujours refoulée et se retrouve parmi les derniers de la queue. Il semble donc que, au lieu de *gent premiere* 200, il faille entendre *gent derreniere*. Mais comme ce mot ferait un vers trop long, il faut probablement lire *gent derriere*. Sur ce mot traité comme un adjectif (»wie ein Adj. zum Substant. gestellt») on peut voir T.-L., II, 1441. Une autre remarque. 197—8 sont dans A (base) corrects et clairs, mais présentent une rime moins riche que *C* qui lit: *Mes tout aussi com se* (= *si*) *de gré Et volentiers venist arriere* (*le degré* : *se de gré*). — 209 10 La leçon de *C*: *Quant* (q u a n t u m) *plus* . . . *Et plus* est excellente, de même 216 *mon cors* (*le cors* A), de même encore 231 *plors ne lermes* (au lieu de *plors et lermes* A). 244 Passage biblique:

Mes por ce que Diex vint en terre
Non mie por les justes querre 244
Mes por pecheors apeler . . .

Matth. IX, 13: Misericordiam volo, et non sacrificium. Non enim veni vocare justos, sed peccatores. Cf. Marc. II, 17; Luc. V, 32.

Dans une prière on lit ceci (*toi* est la sainte Vierge):

Por toi, por ta benignité 296
Se fist serjanz qui Sires iere,
Por toi est estoile et lumiere 298
A cels qui sont en toz perilz
Daigna li tiens gloriex Filz
A nous fere ceste bonté . . . 301

298 (*estoile et lumiere*) se rapporte naturellement à la Vierge. Il faut donc corriger *Por toi qu'es estoile et lumiere*. Mais *A nous* 301 étonne.

Prenez en cure mon afere,
Que sanz vous vi (*corr.* sui?) en fort berele,
Sanz vous ai perdu *la* querele. 326

Lire, avec *C*, *ma querele*, 'mon procès'. Dans l'acception 'procès, revendication juridique', *querele* est généralement précédé du pronom possessif, chez Rutebeuf et ailleurs:

Par droit volt *sa* querele, ne mie a force ataindre.
(Gautier de Coinci, *Vie de sainte Christine*, éd. Ott, v. 3030.)

Or ai fet comme lecharresse
De toute vilonie plaine,
Que maufez a son bon demaine,
Si ai perdu par ma herrele
Et mon ami et *ma* querele.

(Gautier de Coinci [*sic*], *la Sougreteine*, 206, Méon, *Nouv. Rec.*, II, 160), cité par God., IV, 422 b, *s. v. harele*. Il ne s'agit pas d'un Miracle de G. de Coinci, mais d'un conte de la *Vie des Pères*, du même qui est cité par God., I, 624 b, *s. v. berele*:

Si ai perdu par ma barele
Et mon ami et *ma* querele.
(*Vie des Pères*, Arsenal 3641, fol. 73 a.)

Au même endroit, God. cite notre passage (avec la mauvaise leçon *la q.*, d'après Jubinal) et ces vers de la *Complainte de Guillaume de Saint-Amour* de Rutebeuf:

Tel gent se font de *ma* querele
Qui me metent en la berele.

Tobler-Lommatzsch, I, 924 -5, a les deux ex. de Rutebeuf. Enfin, God., V, 256 c, a, *s. v. m e r e l e:*

Je te lairoie en la merele
Pugnir de *ta* faulsse querele,
(Froissart)

et, VI, 502, *s. v. q u e r e l e*: *et perdirent leurs querelles qu'ils cuidoient recouvrer* (*Gr. Chron. de France*).

452 *Char ot noire com pel de cigne.* La peau du cygne n'est pas noire, les pieds le sont. La bonne leçon est donc dans *C*: *com pié de cigne.* T.-L., *s. v. c i s n e*, cite la mauvaise leçon. — 463—4 ne sont pas dans *A*. Ils sont embarrassants: *Ne se gardoit pas des espines Ne ne quiroit nules sentines.* Je pense que *quiroit* est une forme dialectale pour *queroit.* Comme le sens exigé par le contexte est qu'elle ne cherchait pas à éviter les épines ni ne cherchait les *sentiers* pour marcher plus à l'aise, il faut croire que pour l'auteur (ou pour le copiste de *C*?) *sentine* était le diminutif de *sente.* — 557 et suiv.:

.liij. anz demora
En *l'eglisë et* labora 558
Tel labor com moines labeure:
C'est Dieu proier (*ou* servir *C*) a chascune eure.

Si on veut écarter l'hiatus du v. 558, il suffit de supposer une haplographie: le copiste aurait écrit *et labora*, Rutebeuf peut-être

et là labora. Un jeu comme ici la répétition quadruple de *la* (*là, labora, labor, labeure*) est dans le goût de Gautier de Coinci et de ses imitateurs.[1]

Un *saint esperit* parle à Zozimas:

Fai ausi com fist *Abraham*
Qui por Dieu soufri maint ahan, 588
Qui s'en fuï en .j. moustier
Por aprendre le Dieu mestier
De jouste le flun Jordain droit;
Et tu fai issi orendroit.» 592

C'est sans doute une réminiscence un peu vague du Gen., XIII depuis le v. 10: Lot . . . vidit omnem circa regionem *Jordanis* . . ., jusqu'au v. 18: Movens igitur tabernaculum suum Abram, venit et habitavit juxta convallem Mambre, quae est in Hebron, *aedificavitque ibi altare Domino.*

695 Le psaume cité est le vingt-sixième: Dominus illuminatio mea et salus mea; quem timebo? — 751 Deux points à la fin. — 761 et suiv.:

Mont s'en fuï isnelement
Et cil la siut apertement
Cui n'aparoit point de viellece,
De faintise ne de perece,

[1] Cf. Huon le Roi de Cambrai, *Li abecés par ekivoche* (éd. *Classiques* de M. Roques, 13):

Plus ke nule letre que j'oie
Senefie li *G* le goie
Qui par feme revint el mont
Si *con* li *conte conté m'ont.* 96

Huon de Mery, *Tornoiemenz Antecrit*, éd. Wimmer, v. 1007—8 (cités par Tobler-Lommatzsch, II, 1099):

Moisiz d'orgueil, *crostelevez*,
D'un trop *levant levein levez.*

Celui coroit tant a esfors, 765
Et si n'estoit il gueres fors . .

Lire 765 avec *C*: *Ainz coroit a mout grant esfors.*

893 La pénitente parle:

»Tu cuides que fantosme soie,
Mauvés esperiz qui te doie
Decevoir, et por ce t'en vas.
Non sui, voir, *frere* Zozimas . . .» 896

C lit: *Mais non sui, peire Zozimas.* C'est en effet *pere* [1] que Marie l'appelle dans tous les textes que j'ai vus. Dans le texte de Rutebeuf 840 on lit: *Prestres estes, si devez dire.* Cf. *T* 935 et suiv.:

Tu es prestre messe cantant . . .
Congié as de messe canter . . . *T* 939
Biax ciers *peres*, por quoi dotas? *T* 1012
Nenil, biax *peres* Zozimas . . . *T* 1059
Peres . . . *T* 1087
Ciers *peres*, or t'en repairras . . . *T* 1276

Dans la prose (Baker, p. 341): *Pere Zozimas, pour coi doutas tu pour une femme pecheresce* . . . C'est donc la leçon de *C* 896 *peire* qui est la bonne.

1033 *Puis entre enz, outre s'en passa* (A). C'est le seul présent dans une suite de six passés définis. *C* a ici aussi le passé: *Puis entra ens, outre passa.*

1063 *Par autre voie en lor regné* (à propos des rois mages qui se retirèrent en leur pays par un autre chemin) rend les termes de Matth. II, 12: per aliam viam reversi sunt in regionem suam. — 1076 Parabole biblique bien connue.

Au v. 1093, la leçon de *T* (éd. Baker, p. 360) prouve que la leçon de *A* (*venir*) doit être remplacée par celle de *C* (*fenir*):

[1] *Abba* dans la version latine imprimée par Baker (p. 341).

T

Quarante sis ans t'ai servi . . . *T* 1249
Fai de te fille ten plaisir *T* 1251
Car or vorroie je *morir* . . . *T* 1252
Des or vorroie je *morir* . . . *T* 1258

A

.xl. et .ix. anz t'ai servi . . . 1289
Fai de ta fille ton voloir . . . 1091
Du siecle voudroie *venir*. 1093

Dans *C*, qui offre correctement *fenir* (et non *venir* comme *A*), le dernier vers signifie textuellement: »je voudrais finir au sujet du siècle».

L'Egyptienne dit à Zozimas de rentrer à son monastère, il la retrouvera au même endroit *à l'autre an*, c.-à-d. dans un an. Dans le texte (*A*) de M^lle^ B. on lit:

»A l'autre an quant ça revendras,
Saches *morte* me troveras 1104
Ou leu ou premiers me veïs . . .»

ce qui n'est pas conforme au modèle *T* (Baker, p. 361):

Repaire t'en a ten mostier, *T* 1278
Mais a l'autre an ne m'oublïer
Ke ne vengiez a moi parler:
Du flum Jordan passe le rive,
Troveras moi *o morte o vive* *T* 1282
La ou premiers tu me trovas.

C'est encore une fois *C* qui a la bonne leçon: *Morte ou vive me troveras*.

Vers la fin du poème, Zozimas demande à Dieu une grâce:

»Sire, se tu de moi as cure,
Lai moi fere sa sepulture.» 1188

Il trouve en effet la dépouille mortelle de Marie:

Adonc a pris le cors de li,
Mont humblement l'*enseveli*, 1202
Graces rendi nostre Seignor
Quant il li a fet tele honor;
Ce le feïst mont esjoïr
S'il eüst por li *enfouir* 1206
Aucune ame a la fosse fere.

Pour M^lle^ Bujila (p. 16—7, je traduis), »le v. 1202 est étrangement déplacé ... *Anticipant sur les événements*, il produit, à première vue, l'effet d'une interpolation ... Dans la version de Rutebeuf, le moine [c.-à-d. le prêtre] paraît exprimer sa gratitude pour l'honneur qui lui est échu d'enterrer la morte — bien qu'elle attende toujours son enterrement, comme le montrent clairement les vingt-sept vers qui suivent.» M^lle^ B. s'est trompée sur le sens qu'a le verbe *ensevelir* dans le contexte. Il n'y a pas de vers déplacé. Un autre texte (*Miracle de la fame de Laon*, de Gautier de Coinci, éd. Väänänen, Helsinki, 1951) est propre à éclaircir celui de Rutebeuf.

Le jeune Aubouin, gendre de »la femme de Laon», est un matin trouvé mort dans son lit. La veille, il était en pleine santé. Sans tarder, on le met dans un cercueil:

Conreez est isnele pas,
Enseveliz et mis en biere. 173

Le vidame, homme intelligent mais brutal, conçoit des soupçons. Le lendemain, de grand matin,

Ainz c'au moustier viegne la biere, 202

il se présente à la maison mortuaire et fait subir aux assistants un interrogatoire dont le résultat ne le satisfait pas. Il donne un violent coup de pied au cercueil, qui tombe par terre (celui-ci était évidemment posé sur un support quelconque). Il écarte le suaire et voit au cou du mort des marques de strangulation ...

La situation est très claire: *ensevelir* au v. 173 de Gautier ne pourrait signifier que 'envelopper dans un linceul', sens qui est en effet enregistré par Godefroy, IX, 478 c, avec, entre autres, un exemple précieux d'*Enéas*.

Nous avons vu que Rutebeuf, comme d'autres, en écrivant *ensevelir* 1202, entend la toilette mortuaire. Le mot apparaît, dans ce sens, déjà au v. 1147:

Povrement fu *ensevelie:* 1147
Couverte n'ot c'une partie
De li du drap que Zozimas
Li dona, qui fu povres dras;
Poi ot le cors acouveté. 1151

Mais il dit aussi *enveloper*:

(Zozimas) De l'un de ses dras s'est mis hors,
S'en a *envelopé* le cors. 1194

En parlant de l'enterrement, il dit *enfouir* au v. 1206 cité ci-dessus et encore deux autres fois:

Quant la dame fu *enfouie* . . . 1233
Comment l'aida a *enfouir* . . . 1281

Mais il dit aussi *enterrer*: *que nous l'enterriens* 1217.

Benoit, auteur de la *Chronique des ducs de Normandie*, emploie, dans le sens d'envelopper, *sevelir* à côté d'*ensevelir* (God., VII, 410 a, qui cite l'éd. Francisque Michel). On peut ajouter (d'après l'éd. Fahlin, 1951):

Que mandeiz son cors *sevelir* 1589
E *enterrer* e *enfoïr.*

Qu'il unt les lor *enseveliz* 2737
E *enterrez* e *enfoïz.*

N'*enseveliz* ne *enterrez.* 2742

Voici enfin l'enterrement de Marie l'Egyptienne. Un lion envoyé par Dieu vient aider Zozimas, qui lui parle en ces termes (mais il est bien entendu que Rutebeuf n'a pu écrire ces vers déplorables de *A*):

Or te pri que nous l'enterriens,
Si *t'en pri* mont sor toute riens,
Or te pri de la fosse fere.

A l'aide de *C* on peut rétablir un texte convenable:

Or couvient que nous l'enterriens,
Si t'en pri je sor tote riens
Que penses de sa fosse faire.

1293—4 *Quar cil se repent trop a tart Qui por pendre a au col le hart.* M^lle^ Bujila renvoie à Morawski, *Proverbes*, n° 154: *A tart se repent qui ai la mort antre les dent.* Il fallait renvoyer aussi au n° 1158: *Mal atent qui pent.* Ce proverbe se trouve aussi dans A. Vernet, *Proverbes français dans un manuscrit de l'abbaye de Mores* (*Romania*, LXXI, 1950), p. 106: *Mal atant qui pant. Propositum differt misere, suspendia qui fert.* La réference (Bujila, p. 89) à Cotgrave est bonne: *Too late he repents that repents at the gallowes.*

Arthur Långfors

EPISCHES

Eine Geschichte J. Gotthelf's

. . there is always something that can
be done by a man who is not afraid.
Josiah Wedgwood
(nach Desmond MacCarthy)

Die folgende kleine Arbeit hat ein bescheideneres Ziel, als vielleicht das erste Wort der Überschrift als beabsichtigt erscheinen lässt. Es soll nur ein m.A.n. nicht genug geschätztes

episches Werk etwas bekannter gemacht werden durch eine Inhaltsangabe, freilich auch der Begriff von Welt, der dem Buche zu Grunde liegt, sein Hintergrund und Gehalt, leise beleuchtet werden; wodurch Charakter und Bedeutung des Buches wiederum etwas deutlicher werden dürften. Ich glaube hiermit meine Grenzen nicht zu überschreiten. Selbst ein Sprachwissenschaftler ist eine Art Mensch mit menschlichen Bedürfnissen, und dass grade seine Wissenschaft und die vom dichterischen Kunstwerk zusammengehören, dürfte seit Humboldt bekannt sein. Der Ausdrucksästhetik allerdings, die Sprache und Dichtkunst gleichsetzte, der ich vor 45 Jahren, von meinem Lehrer Finck belehrt, und von Benedetto Croce's wunderschönem Buche entzückt, bedingungslos anhing, folge ich nicht mehr ganz. Was ich über die Definition von Sprache zu sagen weiss, habe ich im ersten Bande der Lexis gesagt, besonders S. 178, und kann nicht mehr sagen (höchstens das, dass auf dem Plural: System*en* ein starkes Gewicht liegt: das Wesentliche an jeder Sprache ist, dass sie verschiedene geistige Systeme darstellt). Dass mein Versuch weniger falsch ist, als die bisher unternommenen, glaube ich natürlich; aber über die Möglichkeit die volle Wahrheit zu erreichen, bin ich naturgemäss heute noch zweifelhafter. Die Ausdrucksästhetik betrachtete die Sprache wesentlich als Lyrik; aber die Dichtung kann auch episch, dramatisch, didaktisch sein: Epiker, Tragiker, Komiker, Prophet, gehören auch dazu. — Ein, mein Urteil über das Buch »Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet und wie es ihm mit dem Doktern ergeht» liegt ja darin, dass ich ausführlich darüber zu berichten versuche; aber ich weiss natürlich, dass über den Geschmack nicht zu streiten ist[1] und dass da Beweise nicht geliefert werden können.

---

[1] und dass mein Geschmack von dem anderer Leute manchmal beträchtlich abweicht. Den jakutischen Text z.B. in Boehtlingk's Sprache der Jakuten halte ich für eine grosse *litterarische* Leistung, besonders den Anfang und die Begegnung mit dem Tungusen, der um seinen Hund klagt. Ich kann leider die Zitate nicht geben,

Die Ausgabe, die mir zur Verfügung steht, ist: Jeremias Gotthelfs (Albert Bitzius) gesammelte Schriften. Berlin 1861. Der 23. Band enthält eine Erklärung der schwierigern dialektischen Ausdrücke. . von Alb. von Rütte, der 24. das Leben Gotthelfs von Dr. C. Manuel, Albert Bitzius; beides nützliche Arbeiten.

Aus dieser Biographie erfahren wir, dass das Buch eine Gelegenheitsschrift war, von der damaligen Bernischen Regierung veranlasst, die wünschte, dass Bitzius einem Krebsschaden des Landes, der Pfuscherei in der Medizin, zu Leibe gehen möge (S. 99). Aber bei der Arbeit ist etwas anderes daraus geworden. — Um mehr als Hin- und Herreden über das Buch und seine Bedeutung zu geben, muss ich zuerst die Menschen, die in ihm auftreten, kurz kennzeichnen, und dann angeben, in was für Geschicke diese Menschen geraten. Vielleicht hilft das, das gewaltige, schwierige, Urwald-artige Buch zu erfassen.

Die Jowägers sind Anne Bäbi, ihr Mann Hansli, ihr Sohn Jakobli, ihre Schwiegertochter Meyeli. Die Magd Mädi, der Knecht Sami spielen im Haushalt und im Geschehen eine bedeutende Rolle. Der 1. Band erzählt, wie Jakobli seine Frau gewinnt. Man denke aber nicht, dass dieser traditionelle Stoff — die Heirat eines armen Mädchens mit einem reichen Burschen — auch nur im 1. Bande das wesentliche ist. — Im Pfarrhaus sitzt der alte Pfarrer mit seiner Frau und der Tochter Sophie

---

weil die Universität Barcelona diesem Buche, sowie einigen tausend anderen von mir, noch immer Herberge gewährt, obwohl ich seit fünf Jahren um die Beendigung dieses Exils meiner Bibliothek, d.h. um die Rückgabe meines Eigentumes ersuche. Vergleichbar diesem jakutischen Text sind die beiden Bände des Arbeiters Karl Fischer, die das unvergleichlich beste der schwachen deutschen Litteratur um 1900 darstellen. Hier war aber Otto zur Linde derselben Meinung (oder hatte noch eine höhere). Leider kann ich auch aus diesen Büchern keine Zitate geben, denn sie befinden sich in gleicher Lage wie Boehtlingk. Diese Bücher können — und deswegen kamen sie mir in den Sinn — wegen der Stärke ihres Lebensgehaltes mit Anne Bäbi verglichen werden.

und dem jungen Herrn Vikar; der Neffe des Pfarrers ist der Doktor Rudi. — Diese Menschen sind ausführlich, in voller Lebensgrösse dargestellt, alle übrigen sind Nebenfiguren, dargestellt mit der fast konventionell gewordenen Ironie der Schweizer Dichter.

Anne Bäbi ist der Mittelpunkt des Geschehens, eine gewaltige Gestalt. Bestünde nicht eine stillschweigende Übereinkunft unter den internationalen Philistern und Ästhetikaxen, dass eine Heroine mit unglücklicher Erotik zu tun haben muss, so würde Anne Bäbi unter die grossen Heroinen der Weltlitteratur rechnen. Ihre philosophische Gewalt ist sehr viel grösser als die der Helena und Dido, der Brunhild und Kriemhild. Wie überhaupt — um das sofort deutlich zu sagen — Gotthelf's Buch aus der sozialen und sexuellen Sphäre in die weltanschauliche (d.h. weltgeschichtliche) und religiöse reicht. Anne Bäbi liebt ihre Leute und das Ihre mit tyrannischer Liebe, sie hat eine wilde Tiefe des Gefühls und entsprechend vollkommene Verachtung für die Tatsachen. Als z.B. ihr Sohn 15 Jahre alt wird, glaubt sie es zunächst nicht und meint, er ist erst 14; dann weint sie furchtbar, dass er, eingesegnet, ihr nicht mehr ganz gehört. Demgemäss hat sich die Realität zu ändern nach dem, was sie im Kopf hat. Gefällt ihr die recht freche Lisi, mit der sie ihren Sohn verheiraten will, so sind die ihrer Meinung entgegenstehenden Berichte verfälscht. Wenn die Wahrsagerin etwas sagt, ist es wahr; hätten es Pfarrer und Doktor gesagt, würde sie es nie geglaubt haben. Sie ist die prinzipielle Opposition: die Familie weiss, dass sie am Ende den Verstand hat, wenn man ihn ihr nicht machen will. Sie vor irgend etwas zu warnen, ist unmöglich. Nach einem Unglück, woran sie selbst schuld sein könnte, liegt der Gedanke des Selbstmordes ihr nahe. Ihr tiefes Gefühl führt sie in die Tiefen verzweifelten Schmerzes. Der Gedanke vernünftiger Discussion verschwindet ihr gegenüber. Es wäre aber sehr falsch, sie nur beschränkt nennen zu wollen. Die Analyse des Pfarrers (II Kap. 12) wird ihr nicht ganz gerecht. Gotthelf selbst deutet nicht ganz selten auf ihre

Symbolhaftigkeit: viele politisch wichtige Figuren lassen den Verstand nicht sprechen.

Ihr Mann ist Hansli. Er ist der echt konservative Mench, für den jedes Neue schlecht ist, weil es neu ist. So ist er natürlich Gegner der Streichhölzer, und das Gespräch mit dem Pfarrer über das Impfen (I Kap. 4) mit dem Bekenntnis: »Ja, Herr Pfarrer, jetzt habt ihr mich beschlagen, und ich muss euch glauben», ist wirklich wunderbar. Er hat das tiefe Gefühl — fast noch tiefer als seine Frau — für das Schicksalhafte: »Wer taufen lässt, muss auch dieses (den Tod des Kindes) angeben. Er muss es (das Kind) ins heilige Wasser tragen lassen, und ins heilige Grab, es für die Welt und auch die Ewigkeit einschreiben lassen» (II Kap. 10).

Jakobli und Meyeli, das junge Paar, entwickeln sich erst in dem Buche; beide haben guten Verstand und lernen ihn gebrauchen.

Jakobli, ein spätgeborenes Kind, von der Mutter von den jüngeren Leuten ferngehalten, tief fühlend wie sie, schüchtern und langsam, zunächst fast willenlos; seine Frau, ein Mensch, der gerne weint und lacht, auch in schlimmer Umgebung nicht zu unterdrücken, dankbar für das Gute. Der Dichter ist von dieser Gestalt sichtlich entzückt, von ihren blonden Zöpfen, hellen Augen und kleinen Füssen spricht er gern.

Mädi ist das genaue Gegenbild ihrer Herrin, aber auch mit grossem Mitgefühl gezeichnet.

Sami ist selbstständiger. Klug wie Hansli, offenen Auges, jeder Lage gewachsen, muss er den unerfahrenen Jakobli für seine Lebens- und Liebeswege instruieren.

Über Jowäger's Hause liegt es wie eine dunkle Wolke, die sich erst durch Meyeli lichtet. Das andere Haus, das genau geschildert wird, ist das Pfarrhaus. Der Herr Pfarrer ist ein einsichtiger Gottesmann, dessen oft predigtartigen Ausführungen auch der nicht Kirchengläubige meist beistimmen wird. Seine Gespräche mit der jüngeren Generation, dem Vikar, dem Doktor, der Tochter sind lehrreich. Der Vikar, empfindlich

und frömmelnd, hat aber doch so viel menschliche Züge, dass er uns in seiner Unheil zeugenden Dummheit doch leid tut.

Der Doktor und die Tochter sind z.T. die einigermaassen banalen Gestalten des Buches, ihr schnippisches Zänkeln ist das einzig Langweilige, das ich hier gefunden habe. Vielleicht ist es vom Dichter als ein Satyrspiel zu den vielen Tragödien des Buches gemeint. Der Tod des Doktors überrascht fast.

Die Leute im Pfarrhause kennen das Wirken der Vernunft und der Unvernunft, aber der Pfarrer zeigt schön, dass der Verstand der Verständigen seine Grenzen hat.

Die hier kurz notierten Menschen nimmt nun das Schicksal vor und bringt sie in diese Lagen, wo sie sich zeigen und entwickeln können:

1. Band: Anne Bäbi und Hansli, die spät geheiratet haben, leben, mit ihrem einzigen Buben, Jakobli, in gutem Frieden, »Jahre lang fast, als wären sie nicht in der Welt, d.h. fast ohne alle Veränderung». Die Mutter verzieht das Kind möglichst, sucht ihn von der Arbeit und von den anderen Buben fernzuhalten (Kap. 1). Er nimmt die Konfirmation ernst. Die Mutter will ihn nicht auf den Tanzboden lassen; weswegen ihn die anderen auslachen (Kap. 2). Da er nicht geimpft worden ist, bekommt er die Blattern. Trotz der genauen Angaben des Doktors wird er falsch verpflegt (Kap. 3) und verliert ein Auge. Die Mutter ist unglücklich und sagt zum Pfarrer, der Jakobli, noch sehr schwach, draussen sitzen sieht . . . »es ist mir schon manchmal Angst geworden, ich mache noch etwas falsches». Der Pfarrer tröstet verständig. Der Vikar klagt in einem Briefe an einem Freund über die Weltlichkeit der Pfarrersleute (Kap. 4). Hansli fängt an seinen Sohn wieder an die Arbeit draussen zu gewöhnen, wofür er von seiner Frau getadelt wird, die zum Doktor geht um eine Medizin für ihren Sohn. Er giebt ihr aber zu ihrer Erbitterung nichts und erklärt ihr, dass die Doktoren nur »Diener der Natur» seien und man diese gewähren lassen müsse. Die Interpretation dieses Ausdrucks führt zu einer komischen Episode in der Schenke, wo die Wirtin ihr die

Adresse eines hervorragenden »Doktors», der ein Allheilmittel besitzt, gegeben hat (Kap. 5). Mädi geht das Wunderelixir zu holen, das der »Doktor» aber nur für andere Leute braucht; wenn sein Kind krank ist, geht er zu einem wirklichen Doktor. Dieselbe Wirtin, bei der auch Mädi einkehrt, äussert den Gedanken, dass für den Kranken heiraten gut sein könnte, und so bricht in ihr der Gedanke durch, dass sie Jakobli heiraten sollte (Kap. 6), und wird immer stärker. Störend wirkt ein ältlicher Mann, den ihr ein Heiratsvermittler, den sie auf dem Wege getroffen hat, schickt. Hansli schickt den randalierenden Alten mit Hilfe eines Thalers weg. Das Elixir tut Jakobli nicht gut (Kap. 7). In Anne Bäbi fasst der Gedanke, den ihr Mädi verraten hat, dass Jakobli heiraten könnte, Wurzel, zumal Hansli sagt, man könne noch zehn Jahre warten. Nach geheimen Gesprächen Anne Bäbi's mit der Frau, die mit Kaffee, Seife und Zucker handelt, fährt sie mit Mann und Sohn nach Solothurn zum Markt (Kap. 8) und trifft dort, ohne sich dessen bewusst zu werden, die Schwester der Zyberlihoger Bäurin und deren Tochter Lisi, die sich Jakobli doch erst einmal ansehen will. Sie hat keine Freude auf dem Markt infolge des ständigen Verfehlens. Auf der Heimfahrt nehmen sie ein Mädchen, Meyeli, mit einem brüllenden Buben mit. Jakobli ist entzückt, Hansli freundlich, Anne Bäbi grässlich (Kap. 9), die, um die Zyberlihoger Bäurin und Lisi zu treffen, nach Kriegstetten ins Bad fährt. Sie fahren durch das Dorf, wo Meyeli wohnt. Jakobli denkt an sie und gerät in eine Jauchengrube, sodass er sich Hosen und Strümpfe schmutzig macht. Die Mutter muss alles im Bade waschen, und während die Sachen trocknen und er im Bade schwitzt, bespricht sie alles mit Mutter und Tochter. Lisi erscheint ihr hübsch und kouragiert, ihrem Sohne »ung'schämt und fast sturm»[1]. Auf der Rückfahrt treffen sie das freundliche Mädchen, aber Jakobli sagt nichts (Kap. 10). Anne Bäbi kann es gar nicht erwarten, ihrem Manne zu berichten. Aber seine Fragen: »Was sagt der Bub dazu?» »Gefällt sie ihm?» »Was hat er gesagt?» scheinen

ihr durchaus nicht am Platze. Beim Jauchen fragt der Vater den Sohn nach dem Mädchen, das sie gestern in Kriegstetten gesehen haben. Jakobli sagt: »es ist es tolls»[1], unterlässt aber zu fragen, warum ihn der Vater nach ihr fragt. Da niemand sie begleiten will, muss Anne Bäbi allein nach Burgdorf, um die Sache fertig zu machen. Zu Hause holt Mädi Jakobli aus und erklärt ihm, dass diese Lisi es wäre, die er heiraten soll; wovon er nichts weiss und nichts wissen will. Anne Bäbi berichtet ihre Taten beim Schreiber in Burgdorf, und wie Lisi alles ganz genau gewusst hätte, was aufgesetzt werden soll; hat aber einen schlechten Traum (Kap. 11). Jakobli muss auf Brautschau gehen! Sami, der ihn ein Stück begleitet, macht ihm Mut: er solle sich zur Wehr setzen und auf dem Zyberlihof die Augen offen halten (Kap. 12). Wie man sich denken kann, ist die Beschreibung der Brautschau sehr peinlich. Jakobli wird nur als der Dumme betrachtet, der zu zahlen hat (Kap. 13). Auf dem Rückweg begleitet ihn Lisi und nimmt ihm das Geld, das er noch übrig hat, weg. Zufällig trifft er Meyeli; es wird ihnen schwer sich zu trennen. Im Wirtshaus bekommt er allerlei zu hören und geht unter schweren Sorgen heim, da er weiss, was ihm bei seiner Mutter bevorsteht (Kap. 14). Trotz seiner Zaghaftigkeit muss er bekennen, dass es ihm auf dem Zyberlihof nicht gefallen hat. Sie legt alles in freundlicher Weise für ihre Lisi aus, und auch ihr Mann kann sie nicht von ihrer Meinung abbringen. Mädi giebt Jakobli den Rat im Bett zu bleiben, wenn die Mutter mit ihm wieder nach Burgdorf will; aber er will nicht heucheln. Er fühlt sich sehr unwohl und redet im Schlaf, sodass seine Mutter selbst zum »Doktor» geht (Kap. 15) und Purgaz und Laxirig heimbringt, die ihn sehr schwächen. Die Mutter ist in Verzweifelung; Hansli rät, Sami zu den Zyberlileuten zu schicken; da Jakobli krank sei, müsse man warten. Anne Bäbi entdeckt, von einer Frau, die sie bei einem »Doktor» getroffen hat, belehrt, dass ihr Sohn verhext ist

[1] S. den Exkurs 1.

(Kap. 16). Sami kommt heim und giebt Bericht über die Zyberli Leute, den Anne Bäbi nicht hören mag. Mädi wird ausgeschickt zur Wahrsagerin, die sagt, dass Jakobli eine andere im Kopf hat; bis er die nicht hat, wird er nicht gesund. Anne Bäbi sagt hierauf, dass die Wahrsagerin unmöglich so etwas dummes gesagt haben kann; sie als Mutter müsste doch wissen, ob ihr Sohn eine im Kopf hat. Er gesteht endlich ein, dass es doch so ist, Anne Bäbi bleibt Mund und Nase offen stehen, und sie ist unglücklich, dass es nun mit Lisi nichts wird (Kap. 17). Lisi kommt nachsehen, wie es ihrem Zukünftigen geht, sie fühlt sich völlig sicher. Mädi steckt ihr zuerst ein Licht auf, schliesslich müssen auch die anderen Farbe bekennen. Mädi nimmt ganz naiv an, dass sie es ist, die Jakobli im Kopf hat, wird von Lisi scharf und tätlich angegriffen. Die Männer trennen die Kämpfenden. Lisi droht mit Prozessieren, Sami giebt ihr ruhigen Bescheid (Kap. 18). Mädi ist stolz auf ihren Sieg und merkt enttäuscht, dass sie doch nicht die ist, die Jakobli im Kopf hat. Hansli fragt ihn und geht schliesslich zum Pfarrer um Rat: Jakobli solle alsobald das Aufgebot bestellen (Kap. 19). Er muss selbst nach Raxigen, wo Meyeli wohnt, gehen sie zu fragen. Sami giebt ihm einige Anweisung. Er trifft Meyeli, und sie werden einig (Kap. 20). Er will dann zu dem Paten, bei dem Meyeli lebt. Der alte Kerl will das Mädchen, das ihm alles besorgt, nicht weglassen und jagt den Freier fort. Aber die resolute Wirtstochter Röseli bringt beide zum Pfarrer, wo das Aufgebot bestellt wird (Kap. 21). Jakobli kommt müde heim: das Aufgebot ist bestellt. Am nächsten Morgen, Sonntag, erzählt er: sein Vater ist ärgerlich über den Paten und hat Sorge um Meyeli. Die Zyberli Leute kommen und hören von dem Aufgebot; der Bauer und sein Vetter kommen zu Jowäger's und möchten aus ihnen etwas herauspressen. Die Männer lassen sich nicht sehen. So muss Anne Bäbi ihnen Bescheid sagen. Sie versuchen es beim Pfarrer und beim Fürsprech, natürlich ohne Erfolg. Anne Bäbi ist besonders schlechter Laune und lässt ihren Sohn nicht aus

dem Hause (Kap. 22), sodass ihr Mann sehr früh am Morgen weggeht, um Meyeli aufzusuchen. Er braucht in der Tat auch eine Kuh. Meyeli hat, da sie von ihrem Zukünftigen nichts gehört und gesehen, sehr gelitten und ist beglückt den Schwiegervater zu sehen. Er sagt dem Paten, dass er die Schwiegertochter gleich mitnehmen möchte, wenn sie ihm zur Last fiele. Über die frommen und anzüglichen Reden des Paten ist er ärgerlich; es gefällt ihm aber gut mit den beiden Mädchen, Röseli und Meyeli, im Wirtshaus. Er lässt Geld da für Hochzeitskleider und kauft eine sehr schöne Kuh (Kap. 23). Röseli putzt Meyeli zur Trauung, und die beiden jungen Leute gehen in froher und feierlicher Stimmung zur Kirche. Der Abschied beim Paten ist kühl und peinlich. Meyeli bedauert beim Einpacken ihrer schlechten Kleider, dass sie nicht auch für gute Wochentagskleider von Hansli's Gelde gesorgt hat. Röseli schilt Jakobli, dass er nicht mit dem Wagen gekommen ist, und lässt am Abend die beiden heimfahren. Das letzte Stück des Weges gehen sie zu Fuss, beide schwer bedrückt.

2. Band. Meyeli sitzt weinend auf einem Stein. Eine Sternschnuppe tröstet sie und giebt ihr Mut; was Jakobli nicht konnte, der nun seinerseits Angst hat. Der Vater empfängt sie, das Abendessen ist schwierig. Die Spannung wird durch Mädi's Taktlosigkeit entladen, und Anne Bäbi kommt in ein freundliches Rühmen ihres Haushaltes (Kap. 1). Da Meyeli keine ordentlichen Werktagskleider hat, muss sie sie nähen, nachdem ihre Schwiegermutter mit ihr Stoff aus dem Speicher (dem Vorratshaus) geholt hat. Die junge Frau bleibt »lustig und fröhlich und demütig», und es ist allen wohl dabei (Kap. 2). Am nächsten Sonntag ist die Kirche voll, alle wollen Jowäger's junge Frau sehen. Der Vikar hatte die volle Kirche auf den Durchbruch des Geistes in der Gemeinde zurückgeführt (Kap. 3). Meyeli wird zur Taufpatin gebeten und tritt in der Welt auf. Sie besteht (Kap. 4). Sie wird schwanger, wird bei der Arbeit geschont, ist melancholisch. Die Hebamme lässt ihr zur Ader (Kap. 5). Sie bekommt einen Buben. Röseli wird

Patin. Ein Traum hat Anne Bäbi gehindert. Ernährung und Erziehung des Kindes ist möglichst unvernünftig, wie einst bei Jakobli. Wenigstens wird es entwöhnt, so dass sich seine Mutter besser befindet (Kap. 6). Jakobli denkt an Verbesserungen im Haushalt; sein Verantwortungsgefühl wächst, da er das zweite Mal Vater werden soll. Wie diese Verbesserungen durchgesetzt werden (Kap. 7). Zu grosser Freude der Grossmutter ist es diesmal ein kleines Mädchen: ein zweiter Bub hätte den ersten, ihren Liebling, etwas eingeschränkt. Die Erziehung ist natürlich auch weiter von Seiten der Grossmutter möglichst unvernünftig (Kap. 8). Der Bub wird krank. Obwohl seine Mutter einen Doktor haben möchte, wollen es die Grossmutter und Mädi nicht, weil eine Medizin, die grade Mädi braucht, dem Kinde schmeckt und so gut sein muss. Das Kind stirbt (Kap. 9). Alle trauern, die Grossmutter Anne Bäbi ist wie rasend. Der Vater muss die notwendigen Gänge tun (Kap. 10). Hansli sitzt, bekümmert über den Tod des Enkelkindes und über den Zustand seiner Frau, vor der Tür. Der Vikar kommt, um Anne Bäbi's Seele zu retten. Hansli warnt den Vikar, aber vergebens. Aus seinen törichten Reden entnimmt Anne Bäbi nur, dass sie an dem Tode des Kindes schuld ist. Am nächsten Tage kommt der Vikar wieder. Anne Bäbi ist gestört. Mädi will dem Vikar die Wahrheit sagen, aber Meyeli hält sie zurück. Nach dem Besuche des Vikars, den sie für den Landjäger hält, der sie holen soll, versucht Anne Bäbi sich aufzuhängen, und dann, da es nicht gelang, mit dem Küchenmesser sich zu entleiben. Sami holt den alten Pfarrer. Hansli giebt ihm ausführlichen, ergreifenden Bericht. Der Vikar hat ein schlechtes Gewissen, das ein Freund von ihm nicht beruhigen kann (Kap. 11). Der Doktor giebt Anweisung, dass man Anne Bäbi in Ruhe lassen möge. Meyeli soll ihr kleines Mädchen entwöhnen und damit auch Mädi beschäftigen. Hansli spricht human und verständig. Das Gespräch des Pfarrers und des Doktors über den Fall zeigt den jungen Doktor doch weit beschränkter als den alten Pfarrer (Kap. 12). Weiteres Gespräch

zwischen den beiden über die Unmöglichkeit, Krankheiten durch die Kenntnis der kausal verknüpfbaren Dinge zu heilen. Das Essen brennt beinahe an. Der Vikar wird zu Tische gerufen. Die Frau Pfarrer verhindert jede Explosion (Kap. 13). Um Anne Bäbi wieder ins Gleichgewicht zu bringen, wird ihr die Besorgung des kleinen Mädchens übergeben nach der übereinstimmenden Ansicht von Doktor und Pfarrer. Gespräch über Pessimismus und Optimismus, der Pfarrer ist der grössere Seelenkenner (Kap. 14). Die Frau Pfarrer und der Vikar sprechen, meist über den rechten Glauben. Er ist beruhigt, dass ihm die Tochter nicht angehängt werden soll, aber ärgerlich, dass sie mit dem Doktor gut steht und den vielleicht heiraten soll (Kap. 15). Anne Bäbi geht es besser, z.T. durch ihr kleines Enkelkind, z.T. durch das Schimpfen Mädi's über die Neuerungen im Haushalt. Das tut Anne Bäbi wohl und verbindet sie mit dem alten Leben. Jakobli wird tätiger, liebt zu handeln. Seine Frau wirkt immer ausgleichend bei viel Arbeit und gönnt sich keine Ruhe (Kap. 16). Der Doktor hat Interesse an den beiden Jowäger Frauen. Er sieht, dass die junge Frau sich überarbeitet. Ein Gespräch zwischen Doktor, Vikar, Pfarrer, Frau und Tochter über Schönheit und Teilnahme ist ein Meisterstück (Kap. 17). Nach schwerem Tag- und Nachtdienst bekommt der Doktor auf der Strasse einen heftigen Kolik-Anfall und wird von Jakobli gefunden (Kap. 18), der infole davon spät heimkommt. Er giebt seiner Frau Bericht und erzählt ihr, dass der Doktor trotz seines schlechten Zustandes über sie gesprochen hat (Kap. 19). Die alten Pfarrersleute fahren im Schlitten zu dem kranken Doktor. Die Tochter und der Vikar führen, beim Mittagessen allein, ein langes geistliches Gespräch (Kap. 20). Dem Doktor geht es besser. Die Pfarrerstochter bringt die Nachricht zu Jowägers, leidet aber unter Eifersucht, weil der Doktor, als es ihm so schlecht ging, an Meyeli's Befinden gedacht hat. Der Doktor fühlt sich materiell in schwieriger Lage (Kap. 21). Die Gemeinde will bei der Visitation den Vikar — er sei manchmal »sträflich dumm» —

verklagen, unterlässt es nur auf Bitten des Pfarrers. Doch giebt der Visitator dem Vikar eine Ermahnung, der denkt, dass ihm das der Pfarrer eingerührt hat. Der Visitator belehrt ihn gründlichst. Die alten Leute sind beim Essen vergnügt, nicht Vikar und Doktor (Kap. 22), die missmutig bleiben. Meyeli hat einen Buben und bittet die Tochter des Pfarrers Pate zu stehen. Der Doktor wird wiederum krank und stirbt. Der Pfarrer hält ihm vor grossem Trauergefolge die Leichenpredigt. Bei der Rückkehr vom Begräbnis ruft Sophie Meyeli zu sich herein ins Pfarrhaus (Kap. 23). Damit bricht das Buch ab.

Unmerklich ist die Tragödie Anne Bäbi's in die Tragödie des Doktor Rudi übergegangen, und das Leben der anderen Menschen fliesst eben weiter.

Schon die kurze Übersicht über die Menschen und die Geschehnisse, die hier dargestellt werden, wird gezeigt haben, wie der Dichter sein Buch aufgebaut hat. Er vermeidet keine Schwierigkeit und macht keine Sprünge; jede Situation wird genau ins Auge gefasst und dargestellt; jedes Ereignis mit dem folgenden verknüpft und aus den Menschen abgeleitet, soweit es möglich ist; denn mit der Vernunft ist ja nicht durchzukommen. Selten ist die Darstellung psychologische Analyse, zu der sich sogar gute Dichter hinreissen lassen; öfters werden in sorgfältiger Weise die psychologischen Möglichkeiten erwogen. In Handlung und Gespräch geht das Geschick vor sich. Dass in einer so ungeheuren Anstrengung, wie sie dies Buch darstellt, nicht alles von derselben Stärke sein kann, ist zu erwarten. Es giebt schwächere Kapitel in dem Buche; als Höhen möchte ich das 23. Kap. des 1. Bandes und das 7. und 11. des 2. hervorheben. Die Art der Darstellung kann nur eine Probe völlig zeigen; es folgt der Anfang des 23. Kap.s des 1. Bandes:

> Sie waren eben in Unordnung mit den Kühen, und eines Morgens war Hansli fort; und als Anne Bäbi

schnauzte, warum er nicht zum Essen käme, sagte Sami, Hansli sei in aller Frühe um eine Kuh aus, er hätte gesagt, vielleicht sei er zu Mittag wieder heim, es komme darauf an, ob er etwas finde.

Hansli wanderte allerdings stattlich über Berg und Tal fast wie ein Metzger. Den Stock, der ihm fast unters Kinn reichte, stellte er weit vorwärts; seine Speckseitekutte liess er wadeln hinter sich, dass es fry einen Luft gab, und das Zötteli an seiner weissen Kappe liess er auf und nieder gehn, so streng es konnte. Er hatte sich einen Entschluss abgerungen, und das brachte ihn in eine seltsame Hast, die ihm sonst nicht eigen war; es ging ihm fast wie einem Knaben, der Bohnen rüsten soll, und weithin sieht er Buben im Haselhaag. Es harzet bei ihm, bis der Entschluss gefasst ist; langsam setzt er seine Beine in Bewegung; aber dann schiesst er auch davon wie ein Pfeil vom Bogen, damit das Müetti ihn nicht mehr erreichen möge, weder mit den Händen noch mit der Stimme. So schritt er lange durchs Land, fast wie ein Gesandter des vergangenen Geschlechtes, der Augenschein nehmen und Bericht bringen solle, wie die Jungen wirthschaften mit der Väter Erbe. Er hatte vieles zu sehen, und viel nahm ihn wunder, und wo er mehr oder weniger Haagringe[1] sah im Haag, als er hinein zu tun zum Brauche hatte, so konnte das ihm lange zu sinnen geben, welchen Weg es besser sei . . .

Und ein Stückchen aus dem 20. Kap. des 1. Bandes:

Es war ein kühler Herbstmorgen, als Jakobli auf den Weg sich machte. Tief in die Bäume hinein hing der Nebel, tropfte fast wie Regen von den Blättern, und nass wurden die Haare der Wanderer. Der Schlagtaube

[1] Was Haagringe sind, weiss ich nicht.

schweren Flug hörte man klatschen durch den Nebel, wenn ein vorwitziger Weidbube sie störte auf dem Acker, wo sie vergessene Körner zusammenlas. Der Rauch einiger Weidfeuerchen zeichnete im Nebel sich aus, und saumselige Erdäpfelgraber sah man zeilenweise zu Felde ziehen gegen die Schätze, welche die Erde noch verborgen hielt in fruchtbarem Schoose, und hin und wieder knallte ein Schuss in der Ferne aus dem Kriege her, den noch bis dato der Mensch mit dem Tiere führt. Auf und nieder ging der Nebel; bald sah man über den Boden viele hundert Schritt weit, bald zehn Schritte vor Einem ein Stüdi nicht, das sich die Strümpfe band, die es heute zum ersten Mal wieder an, aber während dem Laufe des Sommers das Binden wieder verlernt hatte, so dass es schwer ging damit.

Hierüber zu kommentieren ist kaum nötig. Die Gespräche sind allesammt hervorragend; gäbe es etwas, wie eine religiöse Chrestomathie - ich weiss es nicht -, so gehörte darein Kap. 17 des 2. Bandes. Die Zwischenreden des Pfarrers Albert Bitzius in die Erzählungen des Jeremias Gotthelf, die man gern tadelte, wird man heute weniger störend empfinden, da Shaw all sein Schreiben auf moralische Gründe zurückgeführt hat, und — hier vielleicht glücklicher als Gotthelf — seine Moralitäten in den Vorreden zu seinen Dramen abgeladen hat. Spannung vermeidet Gotthelf durchaus, sie wäre in seiner genau verwobenen Erzählung unmöglich.

Aber mit diesen noch leise technischen Erwägungen treffen wir noch nicht das innerste Wesen des Werkes. Hinter der Auswahl der Menschen und ihrem Geschick, der Sachgemässheit und Fülle der Darstellung dieses Stück Lebens steht noch etwas anderes, was das Buch zu dem macht, was es ist; seine Philosophie, die Weltanschauung des Jeremias Gotthelf.[1]

[1] Es ist nicht einfach die grossen Dichter zu erkennen, sie geben das Geheimnis ihrer Lebenswahrheit, ihrer Lebenslüge nicht

Der Begriff, der in dem Buche wohl am häufigsten auftritt, ist der Begriff: Gott, nicht nur etwa im Munde der Geistlichen: »Es ist ein Anderer, und der befiehlt, und was geschehen soll, das geschieht«; doch auch: »ich kann nichts dafür, es wird so gewesen sein sollen«. Der Pfarrer sagt: ». . . es ist eine Ordnung Gottes, dass wir allen Irrtum mehr oder weniger büssen müssen» . . . und »die Ratschläge Gottes sind unerforschlich» . . . So scheint alles von Gott gewollt. Um so erstaunter ist der Leser im 21. Kap. des 2. Bandes zu finden: . . . »die menschliche Natur . . ist nicht stark an und durch sich selbst, ihrer Schwachheit muss zu Hülfe gekommen sein . . . Das hat Gott in seiner Gnade getan . . hat uns den Trost gegeben, dass unserm Sehnen nach reiner Seligkeit ein freudiges Ziel gesetzt sei . . . *Diese Lehre ist freilich nur eine Krücke*, aber solange wir schwache Menschen . . . sind, bedürfen wir dieser Krücke» . . . Es scheint also die ständige Nennung Gottes eine überlieferte Idee im Geiste des Dichters zu sein, deren jeder eine Menge als Ballast im Lebensschifflein mit sich führt.

Der zweite Begriff, der sehr häufig auftritt, ist der Wille zu herrschen.[1] »Wenn du es erzwingen (durchsetzen) willst, so erzwing's», ist die oft gebrauchte Formel für dieses Gefühl. Eng verbunden damit ist die Ruhmsucht, aber seltner genannt.

Weit häufiger tritt eine andere Kraft der Seele auf. Kein Wort kommt so oft vor als das Wort: dumm.[2] Die Formulierungen, die diese Eigenschaft des Menschen in diesem Buche findet, sind manchmal überwältigend: . . . »wo sind wir anders gewesen, als dass wir dich gesucht haben, und warum bist du immer gewesen, wo wir nicht waren?» oder »Verzeiht, Herr

schnell dahin. Man muss immer eine neue Sprache lernen, und das kostet Zeit. »Bruchstücke einer grossen Konfession» zitiert jeder; dass aber Goethe gradezu gesagt hat »Die Ohrenbeichte . . hätte dem Menschen nie sollen genommen werden», habe ich erst spät gefunden. Und was hatte er zu beichten?

[1] S. den Exkurs 3.

[2] S. den Exkurs 2.

Doktor, ich habe nicht gewusst, dass ihr da seid, ich hätte sonst so etwas nicht gesagt». Selbstverständlich sind das Worte Anne Bäbi's. Aber oft deutet der Dichter an, dass Anne Bäbi wirklich eine symbolische Gestalt ist: . . . »manchem dieser Anne Bäbi sagt man . . Hochgeachteter, ja Gnädiger . . , ja Ihre Hoheit oder gar Majestät, wo keinem Menschen in Sinn käme, dass in dieser hochgebornen Haut nur ein Anne Bäbi wäre und sonst nichts». Das scheint mir das Einzigartige an diesem Buche, dass es allein der Dummheit, einer der zentralen Qualitäten des Menschen, sein Recht werden lässt, und zwar auch im politisch-historischen Sinne. Warnungen sind unmöglich! Haben wir es nicht selbst erlebt?! war es nicht durch eine furchtbare Niederlage für Deutschland *bewiesen*, dass ein Zweifrontenkrieg unmöglich ist? Der Sirenengesang der Dummheit ertönte: »Unsere Armee ist unbesiegt». So musste das Experiment wiederholt werden. Wieder beginnt die Sirene leise zu singen: »Viele haben sich gedrückt». Aus jenem ersten Sange entstand die furchtbare »Dolchstosslegende» (ein kluger Historiker sagte zu mir, als sie entstand: »Bald werden wir sie selber glauben»). Was wird aus dem zweiten Sange entstehen? — In diesem Buche ist die Tragödie der Dummheit geschrieben: die liebende Mutter, die ihren Sohn beinahe umbringt, und in die grässlich-peinlichsten Lagen bringt. — Man denke aber ja nicht, dass diese Kraft allein in Anne Bäbi lebt, fast alle Menschen des Buches — wie der Welt — haben ein gut Teil von ihr.

Das Bild, das uns hier von der Menschennatur gegeben wird, ist nicht durchaus erhebend. Ich zweifele, ob es je einen optimistischen grossen Dichter gegeben hat (ich denke hier an das, was F. Kürnberger in seinem tiefen Aufsatz über Turgenjev sagt). Gotthelf sagt: »Des Menschen Jämmerlichkeit steht uns ja alle Tage vor Augen», und wandelt diese Anschauung vielfach ab.

Aber zweimal tritt bei Gotthelf-Bitzius, diesem furchtbaren Manne, der von sich sagte: »Begreife nun, dass ein wildes Leben

in mir wogte, von dem niemand Ahnung hatte» (Leben 46), dessen einziger Sohn »früh das väterliche Haus verlassen und das Waisenhaus . . beziehen» musste, »weil der Vater von der Ansicht ausging, dass ein Knabe nur unter Knaben zur rechten Gesundheit gelange» (Leben 53), — auch bei ihm tritt zweimal die Liebe auf, »die nie das ihre sucht» (ei hän omaansa etsi), »die eben nicht das ihre will». In dem öfter erwähnten 17. Kap. des 2. Bandes spricht der alte Pfarrer über seine Frau (ich zitiere hier etwas länger, um auch eine Probe der Gotthelfschen Predigten zu geben): . . . »sie ward mir noch mehr, sie ward mein Vorbild. Werde nicht böse, Mama, und wink mir ab, es schadet nichts, wenn die jungen Leute es hören. Sie war mein Vorbild darin, dass gerade, wo das abstossendste Äussere ihr entgegentrat, ihr Mitleid am meisten rege ward, sie diesen Menschen am meisten bedauerte, am eifrigsten zu helfen begehrte. Gerade die Leute, sagte sie, seien am meisten zu bedauern, welche hässlich seien, und an der Seele zugleich; die habe niemand lieb, und ob sie dort selig würden, liege im Zweifel; das sei doch so schrecklich, das Herrlichste, die Liebe Gottes und der Menschen, entbehren zu sollen in der Zeit und in der Ewigkeit. Dieser Leute solle man sich annehmen mit Liebe und Mitleid, gerade wie ja Gott auch der Menschen und namentlich der Juden sich angenommen, die so verstockten Willens seien; die Liebe sei ja die Wärme, in welcher das Eis der Herzen schmelze. Wenn man solche Leute so recht christlich liebe, so wisse man nicht, ob man nicht ihre Seele retten könnte, dass sie Zutrauen fassten zu Gott und Menschen, und Glauben an Möglichkeit und Notwendigkeit der Umkehr. So hat sie es gehalten immerdar, ist freilich oft betrogen worden und ausgelacht, wenn sie so einem unflätigen Menschen aus der Dinte half, der nachher noch sieben Mal ärger ward und auf die *Dummheit* meiner Frau pochte; aber auch mehr als einmal, dass wir erfuhren, hat ihre Liebe ein gross Werk vollbracht . . . Da habe ich von ihr gelernt, dass es eine Liebe giebt, welche höher als die natürliche Liebe ist, die aus Wohlgefälligkeit

entspringt, welche der Liebe *Gottes* verwandt ist, welche eben das Verlorne, das Hässliche am meisten liebt, weil es das Hülfsbedürftigste ist . . .»

Wenn also Jeremias Gotthelf[1] uns in seinem Werke das gewaltige und erschütternde Epos der Dummheit gesungen hat und er, soviel ich weiss, allein —, so hat er uns auch gezeigt, welches Mittel, und welches Mittel allein, gegen diese Urkraft des Menschen und gegen die anderen ihm gesellten negativen Kräfte wirken kann. Und es ist versöhnend, zu finden, wie er das einfache Behagen an der schlichten Existenz, am »Dabeisein», uns auch manchmal zeigt, z.B. in dem ergreifenden Abschnitt im 4. Kapitel des 2. Bandes, wo unsere ja nicht immer ganz gemütliche Anne Bäbi ihrer Schwiegertochter ein — man möchte sagen — nachträgliches Hochzeitsgeschenk macht.

Exkurse

1. Die Übersetzung der Adjektiva ist besonders schwierig. Die Begriffe decken sich nicht. 'Unverschämt und beinah unsinnig', 'sie ist eine tüchtige', geben den Sinn schlecht wieder. *Toll* hat, wie A. von Rütte in der Erklärung . . . hervorhebt, nie den schriftdeutschen Sinn, wie auch *bös* ihn nicht hat. *Brav*, *hübsch*, *taub* weichen stark ab, *lätz*, *höhn*, *styf* sind entweder in der hochdeutschen Schriftsprache unbekannt, oder (steif) z.T. sehr anders betont. Ausser diesen mehr das ethische betreffenden Worten weichen die Worte der Zeitbezeichnung stark vom Hochdeutschen ab: *geng*, *mängist*, *dick*, entsprechen immer, oft, häufig.

2. Von einem erbitterten Etymologen wie mir, wird man eine Vergleichung dieses Grundbegriffes erwarten; ich habe vor fast 50 Jahren got. dumbs dem slav. dąbŭ gleich gesetzt und bin dazu durch die Verwandtschaft von gr. δρῦς veranlasst. Griech. τυφλός gehört, wie mir scheint, anderswohin. Wenn ahd. *heitar* offenbar evident mit aind. *citra-* kombiniert wird, möchte man ähnliche Ablautverhältnisse bei dem bedeutungsverwandten Worte suchen und ahd. *tougal*, *tougan*, ags. *déagol* (s. Schade 947b; ich verdanke den alten, noch immer sehr nützlichen Schade der Güte W. Wiss-

[1] S. den Exkurs 4. .

mann's; mein eigenes Exemplar erfreut sich noch der Barcelonaer Luft; s. Anm. auf S. 131) mit τυφλός ($\varphi = g^{u}h$) kombinieren.

Viel wichtiger als eine Etymologie wäre eine Begriffsbestimmung. Aber so viel über die Grenzen der Vernunft, so wenig ist über die Leistungen der Dummheit philosophiert worden. Meinen Versuch einer Analyse der Dummheit werde ich nie abschliessen, und ich verzichte, so lockend es auch wäre, auf weitere Beispiele. Mir scheint das bezeichnende an der Dummheit zu sein: die Unfähigkeit die Realität anzuerkennen.

3. Für die altgewohnte Herrschsucht sagt man seit Nietzsche lieber 'Wille zur Macht'. Ich weiss natürlich nicht, wo Nietzsche diesen Begriff aufgelesen hat. Er klingt vorsokratisch, aber Diels' Fragmente der Vorsokratiker teilen die Gesellschaft von Boehtlingk usw. in Barcelona, wo auch der Thucydides von Krüger weilt, den ich gern zitieren möchte, wie man sofort sehen wird. Lubido ... potentiae tritt bei Sallust, Jug. 3, lubido dominandi Cat. 2 auf, potentiae cupido bei Tacitus, Hist. 2, 38; auf des Heiligen Augustinus libido ista dominandi hat mich Professor Michael Tierney freundlich hingewiesen. Zufällig fand ich in dem Thucydides von Bekker zu 3. 82 das Scholion ἡ ἐπιθυμία τοῦ βούλεσθαι ἄρχειν τῆς γῆς (I 498); ich erhoffe von den Kennern der griechischen und lateinischen Litteratur Belehrung.

4. Eine vollständige Analyse der Sprache Gotthelf's kann ich nicht leisten, wird auch kaum von mir hier verlangt werden. Ich zweifle übrigens, ob sie jenseits des Gebrauches des Wortschatzes sehr eigenartig ist. Sowohl die hochdeutschen Teile, als auch die schweizerdeutschen sind, wie bekannt, von einer erstaunlichen Kraft und Fülle. Ich zweifele, ob stärkere Sprache zu finden ist. — Das Schweizerdeutsche hat sich, wie ein Schweizer wie Heinrich Wagner natürlich sofort gesehen hat, stark vom zentralen Gebiet wegentwickelt, ins atlantische hinein. Die Beseitigung des Relativpronomens (und des Reflexivpronomens?), des Partizipiums Präsentis, des Genetivs bei Verben, des Plurals beim Imperativ; die Ansätze zur Anlautflexion und der Auslautwechsel (en aarme-n alte Maa); Zusammensetzung der Präpositionen mit den Artikeln; Wechsel emphatischer und gewöhnlicher Formen beim Personalpronomen; Zerlegung der Demonstrativa; Gebrauch der Verbalform ohne 'ich'; Erhaltung des Subjunktivs; Entwickelung eines besonderen Akkusativs des neutralen Pronomens bei Beziehung auf eine Person; starke Diminutiva — machen einen westeuropäischen, z.T. extrem nordwest-europäischen, gradezu keltischen Eindruck, wie ja aus geographischen, historischen, ethnologischen

Gründen zu erwarten ist. Ich verweise auf das Buch von K. Stucki, Das Schweizer Deutsch, das mir vor einigen Jahren A. Debrunner freundlichst geliehen hatte. — In einem Punkte aber zeigt Gotthelf's Sprache sich durchaus europäisch-indogermanisch. Wir finden hier: um Schmerz ihm zu ersparen und Ärgernis, wie's d'r Bruch ist und anständig, den Brauch zu seinem Gott gemacht und den Anstand zu seiner Religion; es styfs ist's un es manierlig's Wybervölchli — in völliger Übereinstimmung mit Plato's *δίκην αὐτὴν καλοῦσιν, ἀλλὰ γραφήν; νέος γάρ τίς μοι φαίνεται καὶ ἀγνώς; τὸ θεῖον ὡς ἔχει τοῦ ὁσίου τε πέρι καὶ τοῦ ἀνοσίου; ἐάνπερ ὁ κτείνας ξυνέστιός σου και ὁμοτράπεζος ᾖ*, und im schärfsten Gegensatz gegen: mich nicht ungerührt, mich nicht unbewegt lassen; gegen die Wünsche seiner Frau wollte er nicht, nach ihrem Verlangen konnte er nicht; sie hatte es recht, sie hatte es wünschenswert gefunden. Ein Fall wie: wir müssen unsere eigenen Freunde sein, unsere eigenen Hofmeister — ist selten beim alten Goethe.

Ernst Lewy

ZU DEN LIEDERN FRIEDRICHS VON HAUSEN

Die zeitliche Ordnung der Lieder Hausens ist eine drängende Aufgabe; sie ist, wie es Brinkmann [1] kürzlich formuliert hat, »das wichtigste Anliegen . . . erst wenn sie geklärt und gesichert ist, lässt sich die künstlerische Entwicklung Hausens übersehen». Ein anderes Problem ist das der zyklischen Anordnung, wie es J. Schwietering für Morungen erörtert hat [2], oder die Ordnung nach Themenkreisen, die Th. Frings für Heinrich von Veldeke anstrebt.[3] Vor solchen Versuchen sollte als philologische Vorarbeit die Feststellung der Entstehungsfolge liegen, soweit es überhaupt möglich ist, ihr näher zu

[1] Hennig Brinkmann, Friedrich von Hausen. Lutzeyer, Bad Oeynhausen, 1948 S. 1.

[2] ZfdA. 82 (1947) 77 ff.

[3] Beitr. 69 (1947) 1 ff.

kommen. Frings ist sich klar darüber, dass seine Abfolge, in der er »die Entwicklung eines Lyrikers» aufzeigt; dass seine Nummern 1 bis 25 keine zeitliche Reihenfolge für die Entstehung der Lieder bieten, »obgleich 1 einen Anfang, 23/4 Ende und Gipfel der Kunst Veldekes bezeichnet». Wenn ich recht verstehe, so meint das in ästhetischer Wertung die »Entwicklung» Veldekes, ohne dass damit die Chronologie der Entstehung der einzelnen Lieder festgelegt wäre. Warum sollten auch etwa die schönsten Lieder (ich füge zu Nummer 23 und 24 von Frings seine Nummer 20 hinzu [1]) gerade die spätesten sein? Schwietering ist sich der Gefahr offenbar auch bewusst, in die er sich mit seiner zyklischen Interpretation Morungens begibt; die von ihm als weitgehend gesichert betrachtete Anordnung, die er nicht des Näheren untersucht, hatte C. von Kraus [2] ja nur als eine *Möglichkeit* angesehen.

Wie steht es nun mit der Chronologie der Lieder Hausens? Bekanntlich lassen sie sich thematisch in drei Gruppen gliedern: da sind die frühen Lieder, die in der konventionellen Weise die Dame verherrlichen, um sie werben und klagen; und da sind die späten Lieder, die sich wegwenden von der Frauenminne hin zur Gottesminne oder doch wenigstens eindeutig der Gottesminne den ersten Platz zuweisen. Dazwischen stehen jene erschütternden Lieder, in denen Hausen um diese Lösung noch ringt; in denen das Problem in seiner ganzen Schwere deutlich geworden, aber die Wendung zu Gott noch nicht gelungen ist. Es ist weiter bekannt, dass dieser Gruppierung die Abfolge der Lieder in den Hss. B und C eine gewisse Stütze gibt: Nach Müllenhoffs Liederbuch-Theorie, die abgewandelt in der Anordnung von Minnesangs Frühling weiterlebt, bietet jene frühe Gruppe die geschlossene Folge der Strophen 29 bis 42 bezw.

[1] Vgl. Herrigs Archiv 187 (1950) S. 1 ff.

[2] Vgl. seine gerade in zweiter Auflage erschienene Ausgabe der Lieder Morungens, München, Hanser; ferner seine grundlegende Arbeit in den Göttinger Abh. 1916 sowie die betr. Teile der »Untersuchungen» zu MF. von 1939.

31 bis 44 C; nur MF. 43, 28 (*An der genaden*) musste aus anderem Zusammenhang (C 5 bis 7) zu dieser Frühgruppe genommen werden. Die Lieder MF. 52, 37 (*Wafena*) und 51, 33 (*Ich denke underwilen*) würden sich noch zu jener gemeinsamen Überlieferung von B und C als zeitlich nächste stellen; die späteren Lieder dagegen bilden in der Überlieferung von C die geschlossene Gruppe von 1 bis 30 (ohne 5 bis 7 und 15/16) dar, in B die Strophen 1 bis 11 und 24 bis 28 mit argen Lücken, Verstellungen und Vermischungen. Entspricht nun tatsächlich eine solche thematische Gruppierung, die offenbar schon den Schreibern der alten Handschriften nahelag, der Chronologie?

Die Frage erweitert sich zu einer grundsätzlichen: Wie weit wachsen die Lieder Hausens, ja des Minnesangs aus »Erlebnissen» heraus? Wie weit dürfen oder müssen wir den Nachklang und Ausdruck von Erlebnissen in ihnen suchen? Wie weit dürfen wir Biographisches hinter ihnen vermuten? Oder sind diese frühen Lieder nicht vielmehr als reine Formkunst zu verstehen? d.h.: Ist es nicht so, dass die Themen festliegen, als vorbestimmte tradierte Möglichkeiten vorhanden sind, und dass die Aufgabe und Leistung des Künstlers darin besteht, diese vorgegebenen Themen in Melodie und Wort neu zu formen? Dies würde aber bedeuten, dass der Dichter zu jeder Zeit etwa das Thema »Hoffnungsloses Werben» oder »Gnädige Herrin» oder »Gottesminne und Frauenminne» zum Vorwurf nehmen und seine Form finden kann; ja dass sogar die Lösung des Themas »Gottesminne und Frauenminne» in ihren verschiedenen Möglichkeiten, also gradualistische Lösung oder verzweifelte Unfähigkeit zur Lösung, schmerzvolle Zerrissenheit oder entsagender Verzicht u.a. vorgeformt und daher jeder Zeit neu formbar, als formkünstlerische Leistung denkbar ist. So müsste es jedenfalls sein, wenn man den Minnesang als eine aus der Tradition lebende Formkunst ansieht. Das braucht noch nicht einmal zu heissen, dass echte Erlebnisse, die den Dichter ausmachen, fehlen müssten. Gewiss wird man manchem der Formkünstler des Minnesangs Namen und Charakter des

Dichters in diesem tieferen (und modernen) Sinn absprechen; aber dass auch diese mittelalterliche Formkunst indirekt vom dichterischen Erlebnis getragen sein kann; dass auch sie in diesem Sinn »echte Dichtung» ist, begreift man, wenn man verstanden hat, wie diese in der formalen Tradition lebenden Strophen mittelbar, unter Verwendung der überlieferten Stücke die Empfindungen und Erlebnisse ihres Dichters aussprechen. Die Themen, die Problemstellungen, weithin auch die Bilder und Vorstellungen sind traditionell, sind vorgegebene Topoi; sie beherrscht der Dichter, über sie verfügt er, indem er sie immer wieder neu verbindet, ähnliche dazu erfindet; sie sind zugleich das Mittel, mit dem er sich *indirekt* ausspricht. Je bedeutender der Dichter, umso freier und eigenartiger ist sein Gebrauch jenes traditionellen Repertoires. Neu aber und immer wieder als eigene und originelle Leistung von der Zeit gefordert sind Strophe und Melodie. Ist das so, dann wird die Betrachtung der formalen Kunst unbedingt im Vordergrund stehen müssen; biographische Auswertung der Strophen (in jeder Lyrik ein höchst problematisches Verfahren) ist erst recht in dieser frühen Kunst nicht am Platz.

I

Wenn wir uns nun hier einigen Formproblemen zuwenden, so soll zuerst versucht werden, zur relativen Zeitfolge der Lieder Hausens einen Beitrag zu liefern. Wir wollen die bescheidenere Frage stellen, ob wenigstens für einige Lieder Hausens mit Sicherheit enge zeitliche Nachbarschaft erwiesen werden kann, und zwar aus formalen Kriterien erwiesen werden kann. Wenn es gelingt, hier zu Ergebnissen zu kommen (etwa Brinkmanns Reihenfolge in Teilen zu bestätigen), dann soll auch auf das Gedankliche der Lieder gesehen werden; und dann soll sich zeigen, ob und wieweit Lieder, die nachgewiesenermassen zeitlich eng beisammen stehen, thematisch sich aufeinander beziehen, gedanklich einem und demselben Kreis angehören,

Damit würde dann ein Beitrag geleistet zu der Frage, die oben gestellt worden ist und die grundsätzlichen Erkenntniswert hat: ob nämlich die Lieder aus Erlebnissen heraus wachsen, ob sie thematisch zusammenhängen oder nicht. Gerade die Entscheidung z.B. über Ton XIII würde hier wesentlich: wenn dies wie Brinkmann ansetzt, wirklich ein frühes Lied Hausens ist, dann bedeutet das: das Thema »Gedanke an den Tod, Hinwendung zu Gott» ist keineswegs an die Spätzeit, an die Periode der Kreuzzugslieder gebunden. Umgekehrt würde die Bestätigung der Spätdatierung der Töne I und II zu der Erkenntnis führen, dass Liebeslieder aus der angeblichen Frühgruppe auch in ganz anderem äusseren Zusammenhang möglich sind.

Brinkmann stützt seine Bemühungen um die Feststellung der Chronologie auf folgende Argumente. Das erste Hilfsmittel sind für ihn die Reime und die Kadenzen und zwar in mehrfacher Hinsicht; einmal beobachtet er den Grad der »Unreinheit» oder sagen wir lieber der Reimfreiheit; bestimmte Bindungen meidet der spätere Hausen. Weiter beobachtet Br. eine Wendung von der klingenden und weiblich vollen Kadenz zur vollen (was zugleich bei Hausen eine Verlagerung sinntragender Wörter vom Ende des Verses ins Innere bedeutet; der spätere Hausen bevorzugt schlichtere Reimwörter). Schliesslich hebt Br. hervor, dass zwischen zeitlich benachbarten Liedern weitgehend Reimgemeinschaft besteht. Eine zweite wichtige Hilfe sind Beobachtungen über die Benutzung bestimmter Hausenlieder durch andere Dichter; einer älteren Gruppe durch Ulrich von Gutenburc, einer jüngeren durch Bernger von Horheim; in diesem Zusammenhang achtet Br. auch auf das Verhältnis Hausen-Veldeke. Weiter denkt er auch an die Bedeutung der romanischen Vorbilder, die er aber nicht beiziehen konnte. Schliesslich verwertet er Inhaltliches und Motivisches. Man kann Brinkmanns Versuch erweitern, indem man auch auf die Melodieformen achtet und damit im Zusammenhang auf die Abhängigkeit von romanischen Liedern; dabei ergibt sich die weitere Möglichkeit, Kriterien für stär-

kere Wendung zur heimischen Tradition (Langzeilenstrophen; Wechsel; volksliedartige Melodie) der Neigung zur westlichen Form gegenüber zu stellen. Das Wesentliche scheint mir bei diesem Versuch, dass die formalen Kriterien durchaus im Vordergrund stehen; ich würde sie sogar zunächst allein sprechen lassen. Es scheint mir problematisch, dass Br. seine Abfolge Nr. 1—18 z.T. auch inhaltlich stützen will d.h. also, dass er z.B. seine Nummern 6 und 9 auch thematisch als früher und später erweisen möchte. Mir scheint nun aber, wenn man vom Gedanklichen ausgehen will, das Lied Nr. 6 (*Si darf mich des zihen niet*) mit seiner gelungenen gradualistischen Lösung des Konflikts »Frauendienst-Gottesdienst» keinesfalls eine Vorstufe zu sein des »Alarms» (Nr 9 »*Wafen, wie hat mich diu Minne gelazen*); im Gegenteil wäre dies, thematisch gesehen, eine eindeutig frühere Reaktion auf die erkannte Problematik »vergeblicher Frauendienst — sich lohnender Gottesdienst». Jene Lösung von Nr. 6 wäre ohne Zweifel die reifere und spätere Beurteilung der Situation, gegen die er sich in Nr. 9 noch empört, — wenn man es *überhaupt wagen wollte*, so aus dem Inhalt der Lieder zu argumentieren. Und ich glaube, *man darf es nicht*; die gradualistische Lösung ist *eine* von den verschiedenen Möglichkeiten, die bereits vorgeformt für Hausen bereit lagen. Er kann sie gut zum Thema eines früheren Liedes gemacht haben, während er das andere Thema (Verwünschung der Minne) erst in einem späteren Lied gestaltet haben kann.

Überzeugend scheinen mir die aus den formalen Kriterien gewonnenen Ergebnisse; ich will sie nur für die beiden grundsätzlich wichtigen neuen Einreihungen nachprüfen und ergänzen: Ton I und II als späte Lieder; Ton XIII als frühes Lied.

Zunächst Ton I und II (= Brs. Nummern 15 und 16; MF. 48, 23 u. 48, 32: *In minem troum ich sach* und *Do ich von der guoten schiet*). Für die Spätdatierung dieser Gedichte (Ittenbach hat sie als formal besonders altertümlich interpretiert[1] oder

[1] Der frühe deutsche Minnesang (1939) S. 190 ff; ein bes. schönes Beispiel für die erörterte Frage.

sagen wir zunächst bescheidener: für ihre zeitliche Nachbarschaft zu Ton XVI (*Min herze den gelouben hat*) führt Brinkmann einmal die ausschliessliche Verwendung der vollen Kadenz an; ferner und vor allem die weitgehende Reimgemeinschaft von Ton II und Ton XVI. Die Reime von Strophe 2 des Tons II kehren in der ersten Strophe des Tones XVI genau wieder, die der ersten Strophe von Ton II in der 2. Strophe des Tones XVI (mit der leichten Abwandlung von *-ach* zu *-ac*). Man darf die weitgehende Ähnlichkeit in der Strophenform hinzufügen, allerdings nicht, wie Br. meint, auch den Zeilenbau für identisch halten: den ausgesprochenen Vierhebern des Tones XVI stehen klare Dreiheber des Tones II gegenüber. Der Vergleich ergibt das folgende Bild:

Ton II:		Ton XVI:	
Str. 1: 3 v *-iet* } viermal		Strophe 1: 4 v *-at* } viermal	
3 v *-ach* }		4 v *-in* }	
3 v *-ach*		4 v *-ie*	(zweimal)
Str. 2: 3 v *-in* } viermal		Strophe 2: 4 v *-iet* } viermal	
3 v *-at* }		4 v *-ac* }	
3 v *-at*		4 v *-ê*	(zweimal)

Die Reimbindung und Formähnlichkeit zwischen den beiden Liedern geht also in der Tat sehr weit. Wir kennen schon von Veldeke her dieses Kunstmittel zur Betonung des Zusammenhangs zwischen den drei grossen und schönsten Liedern (56, 1, 57, 10 und 59, 22). Hausen verwendet mehrfach in den Strophen des gleichen Tons solche Reimbindung; auch bei anderen Minnesängern ist sie beobachtet. Ist damit die zeitliche Nachbarschaft von Ton II und Ton XVI wahrscheinlich gemacht, so erhebt sich die weitere Frage: ist die Verwendung nur voller Kadenzen ausreichendes Kriterium für die Spätdatierung? Ich möchte glauben, dass es Br. gelungen ist, diese Tatsache für Hausen zu erweisen; die Lieder, die *nur* einsilbige Reime ver-

wenden, scheinen spät zu sein; das schliesst natürlich nicht aus, dass auch in einem späten Lied eine klingende Kadenz verwandt wird. Aber die Fülle der Kadenzen mit zweisilbigen sinnschweren Wörtern scheint den frühen Liedern eigen, so wie die schlichteren Reimwörter später bevorzugt werden. Hier darf noch etwas Anderes hinzugefügt werden. Ton XVI ist ein Kreuzlied. Wir wissen, dass Hausen einen Kreuzzug mitgemacht hat, und dass er dabei gestorben ist. Wir würden wohl Opfer des Prinzips, wenn wir diese Tatsache nicht erwähnen wollten, um die Spätdatierung der Töne XIV—XVI (vielleicht auch von XII) zu sichern.

Rückt auf diese Weise Ton II in die Spätgruppe ein, so ist bemerkenswert, dass damit der Wechsel, also eine ausgesprochen heimische Form unter den späten Liedern erscheint. Da der Ton II den Ton I mit den gleichen Dreihebern (die mit den Vierhebern des Tones XVI z.T. gekoppelt sind) nach sich zieht, rückt ein weiteres heimisches Kriterium in die späte Gruppe: die Langzeilenstrophe. Durchaus mit Recht fasst Br. den Ton I als Langzeilenstrophe; ich sehe nicht ein, warum nicht auch der Wechsel des Tons II in der gleichen Weise in dieser alten Form gefasst werden soll.[1] Auch die Einstrophigkeit des Tons I (sie hat ihre Parallele in dem einstrophigen Ton XV) und die Zweistrophigkeit der Töne II und XVI stehen heimischen Formen nahe. Schliesslich mag noch erwähnt werden, dass die von Gennrich erschlossene Melodie des Tons II in ihrer mehr volksliedhaften Art (im Gegensatz zu ganz anderen Hausenmelodieen) sich gut in diesen Zusammenhang fügt. Wir hätten also eine ganze Reihe von Kriterien, die auf einen Rückgriff nach heimischer Art hinweisen, in den späten Liedern beisammen. Dass vom Thematischen her nicht das Geringste

---

[1] Vgl. die Darlegungen über Langzeilen und Langzeilenstrophen in der ältesten deutschen Dichtung. Beitr. z. Sprachwiss. u. Volkskunde, Festschrift f. Ernst Ochs 1951, S. 31 f.

dagegen spricht, dass der Dichter auf dem Kreuzzug an die ferne Geliebte denkt; sich ihrer Gestalt erinnert; sich nach ihr sehnt, braucht nicht gesagt zu werden.

Weit stärker würde in die »biographische» Ausdeutung und Reihung der Lieder die Frühdatierung des Tons XIII eingreifen. Wenn ihn Brinkmann als Lied 6 fasst, so tut er es einmal im Blick auf die sehr zahlreichen Reimfreiheiten: *-iet* und *iep*; *-aht* und *-âht*, (zweimaliges) *-an* und *-ân*; *-îp* und *-ît*; *-agen* und *-aben* (zweimal); *-ân* und *-am*; das ist auch für die fünf Strophen mit den Paarreimen ein bisschen viel, besonders wenn man etwa den vielstrophischen und auch reimreichen Ton XII (*Ish muoz von schulden* MF. 42, 1) vergleicht. Nur der dreistrophische, aber auch reimreiche Ton IX (*An der genaden* MF. 43, 28) hat ähnlich zahlreiche Freiheiten in der Bindung. Gerade mit diesem Ton aber hat Ton XIII auffallend viele Reimgemeinsamkeiten. Brinkmann setzt beide mit Recht in die Frühgruppe (ohne dass ich mich auf seine Inhaltsverknüpfungen einlassen möchte); das Formale, die Art zu reimen entscheidet. Dabei sei auch nicht übersehen, dass Ton XIII erstmalig lauter volle Kadenzen verwendet, wie überhaupt der Ton (Brinkmanns Nr. 6) in mancher Eigenart als »Vorläufer» erscheinen soll (s. Br. a.a.O. S. 26 und 27). Selbst wenn man aber deshalb Ton XIII (und dann wohl auch IX) nicht ganz soweit in den Anfang rücken mag, wie Brinkmann es tut, sie gehören ohne Zweifel in die Zeit, in der Hausen noch nicht vollkommen Herr der Reimmöglichkeiten geworden war. Dies bedeutet aber, dass das Thema »Gedanke an den Tod, Hinwendung zu Gott, Verweisung des Frauendienstes unter den Gottesdienst»; zugleich aber gradualistische Lösung des Konflikts schon vom früheren Hausen gestaltet worden ist. Das ist nicht merkwürdig, weil er das Thema von den Troubadours, deren Strophen und Melodieen er kannte und benutzte, längst gestaltet fand. Die literarische Tradition hat es ihm in die Hand gegeben.

II

Eine andere Frage, die von grundsätzlicher Bedeutung für die Deutung der Strophen des Minnesangs ist und die sich zugleich bei Hausens Liedern mit besonderem Nachdruck stellt, ist die: sind jeweils alle Strophen des gleichen Tons als *ein* Lied zu verstehen? Oder wird gelegentlich auch der gleiche Ton in mehreren Liedern benutzt? Die Dinge liegen hier verworren. Handschriftliche Überlieferung und bisherige Forschung lassen verschiedene Deutung zu. Es fehlen sichere Belege dafür, dass der gleiche Ton mehrfach angewandt worden wäre, es sei denn, dass ein ganz bestimmter Grund für die Wiederaufnahme ausnahmsweise vorhanden wäre. Normalerweise hat das eigene Lied seinen eigenen Ton; das entspricht durchaus auch wieder der hohen Bedeutung der Form von Strophe und Melodie in der Kunst der Minnesänger. Für Hausens Lieder stellt sich die Frage dreimal, für die Töne VII, XI und XII. In allen drei Fällen hat man gemeint, die Töne nicht als einheitliche Lieder verstehen zu können. Noch Brinkmann zerlegt zwei dieser Töne in zwei Lieder; im dritten Fall setzt er ein spätere Nachtragsstrophe an. Aber nach dem Gesagten muss doch von der Tatsache ausgegangen werden, dass grundsätzlich und normaler Weise jeder Ton nur für ein Lied verwandt wird; daher ist es zwingend und mit einleuchtenden Gründen zu erweisen, wenn in besonderen Fällen der gleiche Ton für zwei Lieder verwandt worden sein soll; oder dass unter keinen Umständen die überlieferten Strophen des Tons als liedhafte Einheit begriffen werden können. Man hat sich vorwiegend auf den zweiten Teil dieser Aufgabe beschränkt. Aber auch da sind, soviel ich sehen kann, in keinem der drei Fälle wirklich zwingende Gründe beigebracht worden. Am wenigsten scheint mir das im Fall des siebten Tones geschehen zu sein; die grössten Schwierigkeiten bereitet der Auffassung als Liedeinheit der Ton XII (wenigstens in der Überlieferung von C); für Ton XI hat man immerhin einen Grund für die Wiederholung der Melodie angeführt.

Betrachten wir die drei Töne, die so ganz verschiedene Voraussetzungen bieten.

Die Handschriften verhalten sich verschieden. Gewöhnlich bringen sie die Strophen des gleichen Tons hintereinander; die Forschung hat sich, vielfach mit Recht (wenn es nämlich um die Strophenfolge innerhalb des Liedes geht) von der handschriftlichen Ordnung getrennt. Darf sie auch die Folge der Strophen gleichen Tons in zwei Lieder auflösen? Die Handschriften B und C bringen gelegentlich auch Strophen des gleichen Tons an verschiedenen Stellen. Allerdings sind das dann so eindeutige Nachträge, dass man bisher nicht versucht hat, die so vorhandenen Teile der gleichen Töne als selbständige Lieder zu verstehen. Mehrfach fehlen auch Strophen, oder vorsichtiger ausgedrückt hat C mehr Strophen des Tons als B. So steht Ton VII (M.F. 52, 37 *Wafena wie hat mich Minne gelazen*) in B nur mit zwei Strophen, die C 45/46 entsprechen; in C erscheinen die beiden anderen Strophen als 15 und 16. Man hat begreiflicherweise schon früh die vier Strophen zu einem Lied zusammengefügt; allerdings macht gerade jetzt Brinkmann eine Einschränkung, indem er (S. 88) das ursprüngliche Lied nur aus drei Strophen bestehen lässt und die vierte Strophe, aber nur sie, als Nachtragsstrophe ansieht. Ton XI, dessen vier Strophen (M.F. 45, 1 *Gelebt ich noch die lieben zit*) als C 11—14 überliefert sind (B fehlt), haben C. von Kraus und Jellinek als *ein* Lied aufgefasst[1]; Brinkmann stellt zwei Lieder her (seine Nummern 10 und 11), wie das schon früher andere getan hatten. Ton XII schliesslich (M.F. 42, 1 *Ich muoz von schulden sin unfro*), sechs Strophen in C umfassend, wird allgemein bisher in zwei Lieder zerlegt zu je drei Strophen. Die Überlieferung allerdings sagt hier Anderes: B. gibt die Strophen in einer Folge 1—5 (die Strophe C 4 fehlt in B). C gibt die Strophen des Tons in zwei Teilen, aber nicht zu je drei Strophen, sondern Str. 1—4 zusammen, den Rest als Str. 18 und 19.

[1] S. v. Kraus, Untersuchungen S. 137.

Am Eindeutigsten scheint mir der Fall in Ton VII zu liegen; hier ist kein Anlass zur Zerlegung. Es handelt sich um ein vierstrophisches Lied. I. Ipsen spricht zwar nur von Bindung im Ton; aber sie stellt doch auch fest. dass es sich um Übergangsformen vom Ton zum Lied handelt, und sie hat vor allem auch auf die starken Beziehungen zwischen allen vier Strophen hingewiesen. Anderseits hebt sie gerade auch die Beziehungslosigkeit zwischen Strophe 1 und 2[1], also den mit »Wafen» beginnenden Strophen hervor, die weder die Handschriften noch die Herausgeber getrennt geben, wie auch die angeblichen Widersprüche in der Gesamtsituation der Strophen. Was das letzte angeht, so wissen wir doch, wie wenig eine durchgehend logische Gedankenführung erwartet werden darf; dass aber alle vier Strophen das gleiche Thema »Verzweifelte Klage über die Minne» behandeln, ist nicht zu übersehen. Brinkmann will nun auch, unter Umstellung von Str. 2 und 3, das ursprüngliche Lied aus 1—3 bestehen lassen; dazu sei später noch Strophe 4 neu hinzugesungen. Sein Hauptargument scheint zu sein, dass die vierte Strophe mit ihren Reimen »isoliert» bleibt, während die drei andern Strophen kunstvoll verbunden sind. Demgegenüber weise ich ausser dem von Ipsen bereits Gesagten darauf hin, dass Strophe 4 mit ihrem *-endest* an die *-unde* von Str. 2 und 3 und mit ihrem *-ôt* an die *uote*, *-uoten* von Str. 1 und 2 anklingt. Die Reimbindungen zwischen den anderen Strophen sind übrigens keineswegs so viel stärker:

Str. 1	Str. 2	Str. 3	Str. 4
-âzen	*-êren*	*-inne*	*-echen*
üete	*-unde*	*-unde*	*-endest*
in	*-an*	*-ên*	*-ôt*
-uote	*-uote*	*-êre*	*-îche*

[1] Ich numeriere die Strophen so: 1 = MF. 52, 37; 2 = 53, 7; 3 = 53, 15; 4 = 53, 23.

Inhaltlich entspricht es einer auch in andern Liedern deutlich werdenden Art, in der letzten Strophe, sozusagen in einem gewissen Abstand, noch einmal zu resumieren oder Stellung zu nehmen.

Was die Anordnung der Strophen angeht, so möchte ich Str. 3 an den Anfang stellen, sodass das Lied folgendermassen wirkt:

Str. 1 (MF. 53, 15)

Waz mac daz sin, daz diu werlt heizet Minne
unde ez mir tuot also we zaller stunde
unde ez mir nimt also vil miner sinne?
in wande niht daz ez iemen erfunde.
getorste ich ez jen daz ichz hete gesen davon mir ist geschen
also vil herzesere,
so wolte ich gelouben daran iemer mere.

Str 2 (MF. 52, 37)

Wafen, wie hat mich diu Minne gelazen
diu mich betwanc, daz ich lie min gemüete
an solhen wan der mich wol mac verwazen,
eznsi daz ich müeze geniezen ir güete
von der ich bin also dicke ane sin, mich duhte ein gewin
und wolte diu guote
wizzen diu not diu mir wont in dem muote.

Str. 3 (MF. 53, 7)

Wafen, waz habe ich getan so zuneren,
daz mir diu guote niht gruozes engunde?
sus kan si mir wol daz herze verkeren.
deich in der werlt bezzer wip iender funde,
seht dest min wan. da für so wil ichs han und dienen nochdan
mit triuwen der guoten,
diu mich da bliuwet vil sere ane ruoten.

Str. 4 (MF. 53, 23)

Minne, got müeze mich an dir gerechen!
wie vil minem herzen der fröiden du wendest!
und möhte ich dir din krumbez ouge uz gestechen,
des hete ich reht, wan du vil lützel endest
an mir solhe not, so ir lip mir gebot, und waerest du tot,
so duhte ich mich riche.
sus muoz ich von dir leben betwungenliche.

Bei der Auffassung des Tones XI (*Gelebt ich noch die lieben zit*) entscheiden sich Ipsen und Brinkmann für zwei Lieder, die allerdings unleugbar durch Reimgleichkeit stark an einander gebunden seien, und zwar so, dass die Lieder in sich d.h. innerhalb der zum gleichen Lied gehörigen Strophen keinerlei Reimbindung zeigen. Die Gemeinsamkeit des Themas mit deutlich empfundener gegensätzlicher Situation (daheim und in der Ferne) wäre der äussere Anlass für die Wiederaufnahme der Melodie, des Tons. Mir scheinen weder vom Inhalt noch von der Form her zwingende Gründe gegen die Auffassung als *ein* Lied zu sprechen. Wie im Ton VIII (MF. 51, 44 *Ich denke underwilen*) die Strophen 1 und 4 durch die anklingenden Reime mit den Stichwörtern *swaere* und *sere*, die Binnenstrophen 2 und 3 dagegen durch die anklingenden Reime mit dem Stichwort *minne* gebunden sind, so wären hier die Strophen in der Reihenfolge C 13. 14. 12. 11 zu ordnen. Ich gebe das Reimschema:

C 13	C 14	C 12	C 11
-ît	*-ân*	*-în*	*-ît*
inget	*-âre*	*-âre*	*-ouwen*
-ât	*-iet*	*-am*	*-uot*

Die Rahmenstrophen sind danach durch die *-ît*-Reime, weiter aber auch durch die Abwandlungen nach *-ât* und *-uot* gebunden (C 14 bringt noch *-iet* dazu); die Binnenstrophen sind

durch die Bindungen auf *-âre*, ferner durch die Abtönungen *-ân, -în, -am* verknüpft.

Auch die gedankliche Einheit des Lieds ist in dieser Ordnung klar und sinnvoll. Das Lied ist aus der Ferne an die Geliebte gerichtet. Es setzt (C 13) mit einer Klage über den *zwivel* der Dame ein; es fährt fort: vor einem Jahr hätte sie mich noch erhören können (C 14), damals konnte ich mich noch an ihrem Anblick trösten. Strophe 3 (= C 12): früher glaubte ich ihr schon ferne zu sein; aber jetzt erst erfahre ich das Leid der wirklichen Ferne. Vielleicht könnte ich jetzt, wenn ich zu Hause wäre, eine andere günstigere Kunde von ihr erfahren. Letzte Strophe (= C 11): Wenn ich noch einmal heimkommen sollte, so wird mich niemand mehr traurig sehen; denn jetzt wäre mir Vieles ein Gewinn, was mir früher leidvoll schien. Das Lied möge als Ganzes hier stehen und in der vorgeschlagenen Strophenfolge wirken:

Str. 1 (= MF. 45, 19)

Ich sage ir nu vil lange zit,
wie sere si min herze twinget.
als ungeloubic ist ir lip,
daz si der zwivel dar uf bringet,
daz si hat alselhen nit
den ze rehte ein saelic wip
niemer mere vollebringet,
daz si dem ungelonet lat,
der si vor al der werlte hat.

Str. 2 (= MF. 45, 28)

Nieman sol mir daz verslan,
sine mohte mich vor eime jare
von sorgen wol erloeset han,
ob ez der schoenen wille ware.
ouch half mir dicke ein lieber wan:

swanne si min ougen san
daz was ein fröude für die sware;
alleine wil sis glouben nit
daz si min ouge gerne sit.

Str. 3 (= MF. 45, 10)

Ich wande ir e vil verre sin,
da ich nu vil nahe ware.
alrerste hat daz herze min
von der frömde groze sware.
ez tuot wol sine triuwe schin.
waere ich iender umb den Rin,
so friesche ich lihte ein ander mare,
des ich doch leider nie vernam,
sit daz ich über die berge quam.

Str. (4 = MF. 45, 1)

Gelebte ich noch die lieben zit,
daz ich daz lant solt aber schouwen,
dar inne al min fröude lit
nu lange an einer schoenen frouwen,
so gesaehe minen lip
niemer weder man noch wip
getruren noch gewinnen rouwen.
mich duhte nu vil manigez guot
da von e swaere was min muot.

Es bleibt der Ton XII (MF. 42, 1 *Ich muoz von schulden sin unfro*). Hier liegen die Dinge am Schwierigsten. Es fällt nicht leicht, an ein sechsstrophisches Lied bei Hausen zu denken; es wäre das einzige der Art bei ihm. Weiter ist das Lied 42, 1—27 so schön gerundet, dass man sich schwer entschliesst, es zu erweitern. Anderseits aber ist deutlich wenigstens die Strophe 43, 10 durch ihr *elliu wip* im Zeilenausgang an jene drei Strophen

gebunden. Warum soll man sie abtrennen? Nimmt man sie dazu, warum dann nicht die anderen Strophen? Gibt es inhaltlich zwingende Gründe, die die Einheit des Liedes sprengen? Oder lassen sie sich überwinden? und sprechen die formalen Bindungen eindeutig auch hier für *ein* Lied?

Die Überlieferung ist kompliziert. In B stehen nur fünf Strophen, diese aber alle in einem Stück = B 1—5; es fehlt die Strophe C 4 (MF. 43, 1). In C stehen die Strophen an zwei Stellen, und zwar als Vierergruppe (C 1—4) und Zweiergruppe (C 18 und 19 = B 4 und 5). Diese Trennung in C ist jedoch weder inhaltlich noch nach den Formbeziehungen, wie sich gleich zeigen wird, sinnvoll. Zudem hat C, wie bereits Schönbach beobachtet hat (vgl. die Untersuchungen von C. v. Kraus 142) die Reimfolge im Anfang der beiden letzten Strophen geändert; das lässt erkennen, dass der Zusammenhang nicht mehr gegenwärtig war; oder vielleicht eher so: weil der Bau nicht mehr der gleiche war, erscheinen die beiden Strophen in C an anderer Stelle.

Die Reimentsprechungen und die sonstigen formalen Bezüge zwischen allen sechs Strophen, besonders aber zwischen den fünf in B überlieferten, gehen sehr weit. Nicht nur, dass in C 1—3 und in C 18 der Reim *lip* : *wip* steht; auch das Stich- und Leitwort »*elliu wip*» erscheint in diesen vier Strophen; das bedeutet, dass in B 1—4 dieses Stich- und Reimwort vorhanden ist; Strophe B 5 = C 19 fügt statt *lip* ein *liep* hinzu, das man in der Nachbarschaft von Veldeke wohl als sehr nahestehend auffassen darf. In allen sechs Strophen aber steht die Formel *ich* (*min herze, ez*) *muoz* (in der letzten Strophe *muose ich*); in diesem Punkt sind sich die drei ersten Strophen wieder insofern näher, als jede von ihnen in der ersten Zeile damit einsetzt. Was die weiteren Reimberührungen betrifft, so sind C 1, 3 und 18 durch *sin* : *schin* verbunden; C 2 und 4 durch *began* (: *kan* bezw. *-tân, quam*). Weiter sind C 2, 4, 18 und 19 durch die Abtönungen *zit, not, muot, zit, rat, niet* verknüpft; schliesslich C 1, 3 und 18 durch die grammatischen

Bindungen *was, wesen* und *sin*; C 2, 3 und 4 durch *bekomen, komen, quam*; C 2 und 19 durch *nemen* und *genomen* gekoppelt. Dazu treten innerhalb der Str. C 4 noch *-tân* und *tuot*; innerhalb von C 18 *erkôs* und *erkorn*. Ich stelle die Reimwiederholungen im folgenden Schema dar und setze dabei unter Vorwegnahme der noch im folgenden zu begründenden Reihenfolge die Strophen als C 4, 1, 2, 3, 18, 19 hintereinander:

Str. 1 (= C 4)	Str. 2 (C 1)	Str. 3 (C 2)
dan (= a?)	*frô* (= d)	*zît* (= f?)
-wunt (= b)	*was* (= e)	*kan* (= a)
-unt (b)	*as* (e)	*-gan* (= a)
daz (= Waise I, 1)	*sîn* (Waise II, 1)	*-egen* (Waise III,
-tân (a)	*-dô* (= d)	*lîp* (f)
-gan (a)	*sô* (d)	*wîp* (f)
muot (c)	*lîp* (f)	*-komen* (g)
ir (Waise I, 2)	*mich* (Waise II, 2)	*nôt* (W. III, 2)
tuot (c)	*wîp* (f)	*-nomen* (g)

Str. 4 (C 3)	Str. 5 (C 18)	Str. 6 (C 19)
sîn (= Waise II, 1)	*zît* (f?)	*liep* (f?)
lîp (f)	*sîn* (Waise II, 1)	*rât* (i)
wîp (f)	*schîn* (W. II, 1)	*-stât* (i)
wesen (Waise IV, 1)	*bin* (W.V,1=W.II,1)	*müge* (Waise VI, 1)
mîn (=Waise II, 1)	*wîp* (f)	*niet* (f)
schîn (Waise II, 1)	*lîp* (f)	*schiet* (F)
-fromen (g)	*-born* (= h)	*sach* (K)
phlegen (W IV, 2 = W. III, 1)	*schaden*(Waise V, 2)	*nemen* (Waise VI, 2)
komen (g)	*-korn* (h)	*-schach* (k)

Die Reime auf *-an, -ân, -in, în*; die auf *-ât, uot, êt, ît, -iet*; die auf *-ich* und *-ach*; die auf *-îp* und *-iep* sind ausserdem als Anklänge zu hören (falls nicht überhaupt *ie* : *î* als Reim zu

werten ist); mehrere (14) Reimwörter sind grammatisch gebunden. Man wird nach all dem nicht leugnen können, dass die Reimbeziehungen sehr zahlreich sind. Die Strophe 1 und die Strophe 6 sind nur durch je einen Reim und durch einige Anklänge, Str. 6 auch durch einen grammatischen Reim mit den andern verbunden; die Strophen 2, 3 und 5 haben je einen neuen Reim, die Strophe 4 hat überhaupt keinen neuen Reim, und sogar die zweite Waise dieser Strophe ist mit der Waise III, 1 gebunden. Ich habe einige Reimwörter mit Fragezeichen versehen, vor allem dann, wenn sie in der ersten Zeile erscheinen und ungenau gebunden sind. Mir scheint es nämlich zweifelhaft, ob das Reimschema wirklich *dan* und *-tân*, *zît* und *wîp*, *liep* und *niet* verbinden will. Vielmehr würde ich es eher für wahrscheinlich halten, dass die Strophe folgendermassen gebaut ist:

A 4 v W (manchmal b) (A) 4 v a
A 4 v a
A 4 v W A 4 v b
A 2 v b (nebst zwei pausierten Takten?)
A 4 v c
A 4 v W A 4 v c

Das bedeutet also, dass ich die Strophe aus einem Aufgesangsteil mit zwei Stücken aus je einer Langzeile und einer Kurzzeile bestehend betrachte, während der Schlussteil umgekehrt aus Kurzzeile und Langzeile zusammengesetzt ist. Da nach der vierten (sprachlich nur zweihebigen) Kurzzeile sinngemäss eine kräftig unterstreichende Pause verlangt wird, die musikalisch ausgefüllt gewesen sein kann, wäre sogar die Möglichkeit stolligen Baues gegeben.

Aber ich bin noch schuldig, die Einheit des Liedes zu begründen, dabei zugleich auch die von mir vorgeschlagene Ordnung. Gedanklich stellt sich der Auffassung der überlieferten sechs Strophen als ein Lied in der üblichen Reihenfolge eindeutig die Strophe C 4 entgegen. Sie kann unmöglich mitten in

dem sechsstrophischen Lied stehen. Nun ist sie allerdings gerade diejenige Strophe, die in der Hs. B fehlt. Würde man sich entschliessen, die Überlieferung von B als richtig anzuerkennen, dann wäre keine ernsthafte Schwierigkeit, die sämtlichen fünf dort gegebenen Strophen als *ein Lied* zu verstehen. Es kommt dazu, dass die in B fehlende Strophe tatsächlich die geringsten formalen Bindungen zu den übrigen Strophen aufweist. Gewiss verlaufen die Strophen 1 bis 3 (alter Ordnung) etwas geschlossener, aber wenn 4 und 5 auch noch neue Gedanken bringen, so passen sie doch zum Gesamtthema und 4 schliesst sogar deutlich mit dem entscheidenden Stichwort *elliu wip* an. Bedenklich macht gegenüber dieser Lösung nur Eines: man kann verstehen, dass B die Strophe C 4 ausgelassen hat; aber wie sollte man erklären, dass sie in C zugefügt ist? Wir müssen also doch wohl die »lectio difficilior» unserer Beweisführung zu Grunde legen und das sechsstrophische Lied als Einheit zu verstehen suchen. Auch das scheint mir gut möglich, nämlich dann, wenn man die Strophe C 4 so, wie ich es oben getan habe, als Eingangsstrophe benutzt. Dann schliessen sich als Mittelstück ungezwungen die vier Strophen mit dem Kern- und Stichwort *elliu wip* an, und es schliesst die andere weniger eng verbundene Strophe C 19 das Ganze gedanklich einwandfrei ab.

Auch dieses Lied möge zur Probe in der neuen Form und Ordnung hier als Ganzes folgen:

Str. 1 (MF. 43, 1)

Mich müet deich bin so verre dan der lieben komen. des muoz
ich wunt
beliben: dest mir ungesunt.
ouch solte mich wol helfen daz daz ich ir ie was undertan.
sit ichs began,
so enkunde ich nie den staeten muot
gewenden rehte gar von ir, wan si daz beste gerne tuot.

Str. 2 (MF. 42, 1)

Ich muoz von schulden sin unfro, sit si jach, do ich bi ir was,
ich möhte heizen Eneas
und solte ab des wol sicher sin, si wurde niemer min Tido.
wie sprach si so?
aleine frömdet mich ir lip,
si hat iedoch des herzen mich beroubet gar für elliu wip.

Str. 3 (MF. 42, 10)

Mit gedanken muoz ich die zit vertriben, als ich beste kan,
und lernen des ich nie began:
truren unde sorgen phlegen; des was vil ungewont min lip.
durch elliu wip
wande ich niemer sin bekomen
in(so) rehte kumberliche not, als ich von einer han genomen.

Str. 4 (MF. 42, 19)

Min herze muoz ir kluse sin, al die wile ich habe den lip,
so müzen iemer elliu wip
vil ungedrungen drinne wesen, swie lihte si sich troeste min.
nu werde schin,
ob rehtiu staete iht müge gefromen.
der wil ich iemer gegen ir phlegen, diu ist mir von ir güete
komen.

Str. 5 (MF. 43, 10)

Ez waere ein wünneclichiu zit, der nu bi friunden möhte sin.
ich waene an mir wol werde schin,
daz ich von der gescheiden bin, die ich erkos für elliu wip.
ir schoener lip
der wart ze sorgen mir geborn.
den ougen min muoz dicke schaden, daz si so rehte haben erkorn.

Str. 6 (MF. 43, 19)

Waer si mir in der maze liep, so wurde ez umb daz scheiden rat,
wan ez mir also niht entstat,
daz ich mich ir getrosten müge; ouch sol si min vergezzen niet.
wan do ich schiet
von ir und ich si jungest sach,
ze fröuden muose ich urlop nemen; daz mir da vor e nie geschach.[1]

Freiburg i. Br.

Friedrich Maurer

DIE HESSEN UND DER HASSEGAU IN OSTFALEN

Chatten und *Hessen* sind nicht Formen verschiedener Zeitstufe.[2] *-tt-* müsste in der Zeit, seitdem der Hessenname, also seit ca. 738, überliefert ist[3], in der althochdeutschen Lautverschiebung *-tz-* (phonetisch *ts*), geschrieben *zz*, geworden sein. Der durchweg mit *ss* auftretende Hessenname zeigt in seinem Schriftbild die Spirantisierung zweier aneinandertretender Dentale (**wit-da* > *wissa*). Dies auch im Lateinischen und im Keltischen auftretende Spirantengesetz ist in den sprachgeschichtlich zweifelsfreien Fällen vor Beginn der deutschen Sprachgeschichte zu datieren. Es zeigt sich in allen germanischen Einzelsprachen. Die Hessen sitzen im chattischen Kernlande. Diese Tatsache führte zu Versuchen, die Namen *Chatti* und *Hessen* sprachgeschichtlich gleichzusetzen. Sie fussen auf der durch kein Beispiel gestützten Hypothese, *tt* wäre

[1] Anm. In der Textform folge ich in den drei Liedern z. T. Brinkmann, z. T. der 4. Ausgabe von Minnesangs Fr hling.

[2] Beiträge zur hessischen Mundartforschung = Giessener Beiträge zur deutschen Philologie 87.

[3] 43. Bonifatiusbrief, Epistolae selectae L hg. Tangl 1916: Thuringis et Hessis.

unbeholfene Schreibung für *thth* oder andere Verbindungen mit *th* und diese die Vorstufe von *ss*. Das urgerm. *ss* und das hd. *zz* fallen wie *s* und *z* erst im 13. Jahrhundert zusammen. W. Braune, Indogerm. Forschungen 4, 1894 S. 341 wendet das Spirantengesetz in folgender Weise an: das Dentalsuffix idg. *t* > germ. *th* tritt an den Stamm **hat*. Mit *ja*-Suffix ergab dies *Hessen*. *Chatti* wird auf **hat-n* zurückgehen, woraus urgermanische Gemination entstand. **hat* kann »Kopfbedeckung» oder mit gleichklingender Wurzel »hassen» bedeuten.[1] Im Anschluss an Tacitus Germania, cap. 31, wo von der besonderen Haartracht der Chatten die Rede ist, verdient die erste Bedeutung den Vorzug. Die Form *Has-* ist fernzuhalten, sie ist im Flussnamen *Hase* vertreten, dies gehört zu germ. **haswa* »grau», was nicht zu *ss* führt.

Der Stand der Forschung zum Namen des ostfälischen *Hassegaus* ist: Ludwig Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung 1911—1918, vertritt die Ansicht derer, die seit 1729 im Hassegau Hessen suchen. Die Theorie von Pertz 1827 der Benennung nach einer dort zu suchenden Hochseeburg nehmen dementgegen R. Holtzmann in »Anhalt und Sachsen» III (1927) S. 64 und O. Bremer zuletzt a.a.O. X, (1934) S. 119 wieder auf. Von Hessen meldet die Überlieferung für jene Gegend nichts. Die Hochseeburg wird in einer einzigen Quelle genannt, deren Angabe mehrmals unselbständig nachgeschrieben wird, sie liegt in *Saxonia*. Ein archaeologischer Beweis für ihre Lokalisierung im Hassegau oder sonst wo fehlt. Jenes Castrum wird ein einziges Mal und sehr früh erwähnt. Der Wortteil »See» ist nur in diesem Hochseeburg mit seinen handschriftlichen Varianten zweifelsfrei, nicht aber in den verschiedenen Formen des Gaunamens. Seine Theorie von 1886, es läge der Chaukenname zu Grunde, erneuert W. Seelmann, Niederd. Jahrbuch 1934/35 S. 148 f.

[1] Das Schrifttum verzeichnet M. Schönfeld, Wörterbuch der altgermanischen Personen- und Völkernamen. 1911, S. 130 f.

Es bleiben sprachgeschichtlich, ausser der Frage der Umlautlosigkeit, die von der vielgestaltigen Forschung zum Gaunamen nicht erörterten Möglichkeiten von Volks- und Kanzleietymologie und die einer dialektgeographischen Entwicklung zu erledigen.

Die urkundliche und chronikalische Form des Gaunamens im chattischen Gebiet, in Althessen, gehört nahezu ausschliesslich zum Typ *pagus Hessorum*. Dieser grosse Gau wird oft genannt, auffallend selten ist aber anscheinend die bei anderen Gaunamen häufige Zusammensetzung »Hessen + gau». Auch der Hassegau zwischen Saale und Unstrut wird oft erwähnt, hier aber gilt recht ausschliesslich die Zusammensetzung mit -gau. Auf jeden Fall werden beide nicht in derselben Weise, gleichlautend, benamt.

Gregor von Tours V, 15 erzählt, dass die Fränkischen Könige Chlotar I. und Sigibert I., die seit c. 561 herrschen, *Suavos et alias gentes* dort ansiedelten, wo östlich vom Harz die Sachsen gewohnt hatten, die um die Mitte des 6. Jahrhunderts nach Italien gezogen waren. Das Thüringer Reich war mit Hilfe der Sachsen 531 vernichtet worden. Diese nahmen das Gebiet der späteren Gaue *Nordthuringo*, *Suevon*, *Hassago*, *Frisonoveld*, *Hardago*, *Derlingo* in Besitz, das ist das Land zwischen Ohre, Elbe, Saale, Unstrut, Helme und Oker. Sie unterwarfen sich 556 dem Frankenkönig (L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme S. 47). Mittelpunkt des *Hassagos* ist nachher Merseburg. Von Thietmar von Merseburg ist seine Chronik, die wohl zwischen 1012—18 geschrieben ist, im eigenhändigen und von mehreren Schreibern zugleich nach Thietmars Diktat geschriebenen Original[1] erhalten. Er entstammt von beiden Elternseiten sächsischen Adelsgeschlechtern, ist in Quedlinburg und Magdeburg erzogen, von 1002—1009 stand er dem Kloster Walbeck, seinem Geburtsort,

[1] Die Chronik des Thietmar, Bischofs von Merseburg und ihre Korveyer Überarbeitung hg. R. Holtzmann 1935. Korvey macht daraus *Hasengun.*

bei Helmstedt vor und wurde dann Bischof in Merseburg. Das interessiert für die Frage, in welcher Form bei ihm der Name seines Gaues erscheint: *in pago Hassegun. -gun* kann nicht ohne weiteres zu -gau gestellt werden, es liegt ein Dativ Plur. in der ihm gewohnten Form der *a-*, *an*-Klasse vor. Wenn er immer *Northuringun* schreibt, so ist der Stammesname im Dativ Plur. verständlich: »zu den Nordthüringen». Thietmars *Hassegun* entspräche einem heutigen **Hassegen*, Nom. **Hassege*. Der Dativ Plur. der *a-* und der *an*-Klasse geht im Altsächsischen auf *-un* aus, aber der bei ihm fehlende Nominativ des Typs seiner Zeit *Hassaga* passt nur zur *a*-Klasse. Zum latinisierten Bewohnernamen vg. Widukindi lib. II. c.3 (Pertz III 438) und Die Sachsengeschichte des Widukind von Korvey hg. von Hirsch-Lohmann 1935, 5, S. 68: *cum valida manu Hassiganorum*. Besser stimmt *Hassigorum provincia* in einer Urkunde vom Jahre 1145, die im Copialbuch des Klosters Hamersleben eingetragen ist (Böttger, Die Brunonen S. 176 Nr. 288).

Die Thietmarsche Form bleibt vereinzelt. Wir suchen die Varianten des Gaunamens in der originalen Urkundenüberlieferung auf. Da stand bisher an der Spitze ein zweimaliges deutliches *Hassega* 780. Weirich, Urkundenbuch der Reichsabtei Hersfeld 1936 bringt es unter Nr. 14. Das Original ist verloren. Der wegen seiner diplomatischen Sorgfalt von Sickel gerühmte Kopp hat vor 1801 ein Facsimile angefertigt: Kopp-Sickel, Schrifttafel XIII. Das Facsimile ist also nicht mechanisch, sondern mit der Hand geschrieben, *Hassega* ist beide Male mit blasser Tinte zwischen dem ersten *H*-Strich und dem Schluss-*a* geschrieben, wie die Schrifttafel (von 1870) zeigt. Es liegt Korrektur auf Rasur vor, ob von anderer Hand ist nicht zu entscheiden.[1] Diese Form käme ihres Alters wegen zu unseren oben herausgestellten Formen von Hessen ohne

[1] E. E. Stengel gibt die freundliche Auskunft, dass die Korrektur von derselben Hand stammen, mindestens gleichzeitig sein könnte.

Umlaut primär in Betracht. Schon 777 kommt sie in einer Urkunde Karls des Grossen (Weirich Nr. 11) vor, diese Fälschung ist nach der Urkunde von 780 angefertigt und kurz vor 1108 zu datieren. Um diese Zeit ist der Typ *Hassaga* schon seit mehr als einem Jahrhundert allein üblich geworden.

Die originale Urkundenüberlieferung[1] bietet unter Otto I, ein Nebeneinander von *-o* und *-a*. 948 *Hossegauue*, *Hȯ̈sgouue*, *Hosgouue* stehen in drei Magdeburger Urkunden (D D O I 96/97). Die beiden letzten sind dieselben Urkunden, indem in Magdeburg nach Diktat erst A, dann die zweite wieder als Original und zwar vom selben Verfasser und Schreiber angefertigt worden sind. Wieder im Original ist in einer die Umgebung Merseburgs betreffenden Urkunde Ottos 949 *Hassagoi* angewandt, in seiner Kanzlei in Quedlinburg geschrieben (DDO n. 114). Merseburg liegt im Hassagau. Weiter 961 *Hassigewi*, wieder in einer Urkunde Ottos I. Magdeburg (DDO n. 223). Von da an gibt es überhaupt nur noch Formen mit *-a*, unter Otto III. *Hassaga*, *Hassago*, *Hassega*, *Hassegouve*, unter Heinrich II. *Hassaga*, *Hassega*, *Hassegove*, bis 1045 zum ersten Male *-e-* auftritt: *Hessigeuui*.

Sonstige *o*-Formen stammen aus Drucken des 18. Jahrhunderts: *Hossegawe* 947, *Hosgouue* 948, *Hosagewe* 960.

Die bis 1164 reichenden Magdeburger Annalen sind von Thietmar, Widukind abhängig und haben *Hosgouue*. Auf Eberhard von Fulda (12. Jh.) fusst der Fuldaer Geschichtsschreiber Dronke: *Hosgowe* 932, *Hosegowe*, *Horgewe*[2] (Förstemann—Jellinghaus I, 1285). Jenes *Hosgouue* (Codex dipl. Anhaltinus hg. O. Heinemann n. 30 druckt *ŏ*, Förstemann—Jellinghaus *ô*) gehört einer Magdeburger Urkunde Ottos I. von 948 an, das *ŏ* erinnert an *ȯ̈* in *Hȯ̈sgouue*. Ob diese beiden Zeichen identisch sind, bleibt zu fragen. Insgesamt verdienen die *o*-Schreibungen

---

[1] Monumenta Germ. hist. diplomata von Karl d.Gr. bis Heinrich II.

[2] E. E. Stengel setzt mit Recht *Hosgewe* voraus.

auch in jener unsicheren Überlieferung Vertrauen. Sickel hat eine Gruppe von Notaren, die in der Magdeburger Kanzlei seit 942 nachweisbar sind, »Magdeburger Diktatoren« genannt. Sie kommen aus dem Kloster St. Maximin bei Trier (E. E. Stengel, Diplomatik der deutschen Immunitäts-Privilegien vom 9. bis zum Ende des 11. Jahrhunderts, 1910 S. 145). Der erste Wortteil ist durch die Doppelkonsonanz *-ss-* langsilbig, Synkope der Mittelsilbe gilt neben Erhaltung im althochdeutschen und altsächsischen Schrifttum.[1] Die Schreibung von einfachem *s* ist in den synkopierten Formen dann regelrecht. Eine Ablenkung von *a* aus *o*, oder *o* aus *a*, durch topographische Namen, wie Fluss- oder Bergnamen oder nichtdeutsche Störung ist in dem umfangreichen Schrifttum, das gewiss alle solche lokalen Möglichkeiten abgetastet haben wird, nicht aufzuspüren.

In chronikalischen Aufzeichnungen wird zweimal für den Gau und seine Bewohner *-oh-* verwendet, und zwar in *Hohsingos* in den Annalen Fuld. Ruodolfi zum Jahre 859, *Hohsegowe* im Breviarium s. Lulli zu der Zeit vor 801. In beiden Fällen ist die Überlieferung nicht original. Jene Form *Hohsingos* berichten die Fuldaer Annalen (Pertz I 368, Kurze 1891) zum Jahr 852 von Ludwig d. Deutschen: *transiens per Angros, Harudos, Suabos et Hohsingos ... Thuringiam ingreditur.* Überliefert ist dies erst seit dem 10. Jahrhundert (F. Kurze, Über die Annales Fuldenses, Neues Archiv d. Ges. f. ältere Geschichtskunde XVII 1892 S. 85 f.). Dem Text liegt die Schlettstadter Handschrift des 10. Jh. zugrunde, von mehreren Schreibern geschrieben. Die zweite Handschriftengruppe zeigt erhebliche Veränderungen, und danach ist die dritte Redaktion verfasst. Der Teil 838—863 ist vom Fuldischen Mönch und Priester Ruodolfus verfasst, einem wohlbekannten

---

[1] O. Gröger, Die althochdeutsche und altsächsische Kompositionsfuge mit Verzeichnis der althochdeutschen und altsächsischen Composita. Zürich 1911. Enthält aber nicht Namen.

Schüler Hrabans. Mit diesem geht er 847 nach Mainz, er wird aber öfter in Fulda eingekehrt sein. Die Annalen 850—853 sind wohl etwas später, etwa Ende 853, eingetragen, sonst erfolgt der gleichzeitige Eintrag. Den Stoff hat er vom Königshofe und von Mainz erfahren. Meginhard setzt nicht vor 869 die Annalen fort, seine Abschrift ist die erste Redaktion, vertreten durch Hs. I, also die Vorlage des Textes mit *Hohsingos*, in den Jahren 869 f. geschrieben.[1] Diese Form selber kann noch späteren Ursprungs sein. Auf jeden Fall sind Original und erste Redaktion nicht auf niedersächsischem Sprachboden, sondern in hochdeutscher (mitteldeutscher) Schreibtradition verfasst, wodurch eine Umsetzung von *-oss* in vermeintlich richtiges *-ohs*, gespr. *ōchs* naheliegt. An Hessen haben die im Lande Hessen oder seiner Nachbarschaft schreibenden Verfasser und der Redaktor nicht denken können, wenn sie den Typ *Hossego* hören oder lesen.

Dies *Hohsingos* wird in der Forschung gestützt zunächst durch *Hohsegowe* des Hersfelder Breviarium s. Lulli: *In Hohsegowe capell(as) III* (Weirich, Urkundenbuch von Hersfeld 1936 Nr. 38). Der Hersfelder Kopiarschreiber des 12. Jh. hat eine Redaktion um 900 des in die Zeit 802—815 zu datierenden Originals benutzt. Dieser Schreiber um 1150 zeigt nirgends eine dialektische Spur der niederdeutschen Sprache in den zahlreichen nordthüringischen Ortsnamen. Die Namen zeigen überhaupt nur wenig archaische Reste aus der Karolingerzeit, also des Originals. Der Schreiber war vielleicht ein Hesse (Edw. Schröder, Urkundenstudien eines Germanisten, in: Mitt. d. Inst. f. österr. Geschichtsforschung XII (1898) S. 370). Übrigens ist *-gowe* hochdeutsch. Der Hassegau liegt bis ins 14. Jahrhundert im niederdeutschen Sprachgebiet.

Die Annales Fuldenses werden über die Grossen Annales

[1] *holsingos* schreiben drei Hss. des 11.—12. Jh., die von einem einzigen fraglichen Codex der Redaktion III abhängig sind. Sonst bleibt es in der Überlieferung bei *Hohsingos*.

Fuldenses von den Hersfelder Annalen in der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts benutzt, und zwar bis für das Jahr 963.[1] Das castrum *Hohseoburg* der Ann. regn. Franc. könnte bei *Hohsegowe* Pate gestanden haben. Die niederdeutschen Namenformen der Grundlage des Breviarium s. Lulli sind im 12. Jahrhundert hochdeutsch überliefert. In der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts entstehen also die Hersfelder Annalen, zu den Quellen gehört Fuldaer Schrifttum.[2] *Hohsegowe* könnte also auch von *Hohsingos* des Fuldaer Ruodolfus in der Zeit vom 10. bis 12. Jahrhundert abhängig sein. Auf jeden Fall liegen Fulda und Hersfeld im hochdeutschen Schreibgebiet, vom Hassegau entfernt. Das Wort »hoch» muss zu allen Zeiten im Gebiet des Hassegaus sein *-ch* bewahrt haben. Innerhalb ein und derselben Originalurkunde kommen im selben Satz *Hoh+s* in einem Personennamen neben dem Gaunamen *Hassagoi* vor. Otto gibt 949 seinem Getreuen namens *Hohstein in pago Hassagoi et in confinio Mersepurac* auf Lebenszeit das zu Eigen, was er bisher zu Lehen besessen hat (die obengenannte Urkunde DDO n. 114). *Hohstein* ist althochdeutsch und altsächsisch, *-goi* eher altsächsisch (*ja*-Stamm). Der Name *Hohstein* zeugt da g e g e n eine Herleitung im Gaunamen von »hoch».

Unterstellen wir aber trotz dieser Überlieferung, dass *per . . . Hohsingos* und *Hohsegowe* echt seien. Da ist zunächst festzustellen: *Hohsingos* steht neben *Harudos* desselben Satzes. Nie sind sonst die Leute aus dem Hardago »Harzgau» mit dem germanischen Stammesnamen **Harudi* bezeichnet. Diese Stelle hat J. Grimm, Geschichte d. deutschen Sprache 1848 S. 633 aufgenommen und für den Harzgau Haruden angesetzt. Er lockert ja überhaupt in diesem Buche seine sonst so strenge Methode. *Harudes* sind im Heere des Ariovist und auf der kimbrischen Halbinsel erwähnt. Danach Much in Hoops Real-

[1] H. Lorenz, Die Jahrbücher von Hersfeld nach ihren Ableitungen und Quellen. Leipzig 1885.

[2] Lorenz, S. 60.

lexikon II S. 452: *Haruden* am Harz im *Hardago* a. 852 *pagus Harudorum*). Förstemann—Jellinghaus I 1241 haben diesen Gaunamen nur im Typ *Hardago*, der nach dem Harz alts. *hart* »Wald» benannt ist. Für die Etymologie des Stammesnamens *Harudes* (so und nicht wie 852 **Harudi*) kommen *hard* »Wald »und *hart* = durus in Betracht. Auch die Form *per . . . Angros* ist deutlich persönliche Schöpfung, verglichen mit *Angrivari*, *Angrarii* (Schönfeld S. 21, Förstemann—Jellinghaus I 151) und Typ *Angira* »Engern» (F.-J. I 151). Nur *Suabos* ist korrekt und muss jene drei anderen Individualprodukte *Angros*, *Harudos*, *Hohsingos* statt der Typen *Angira*, *Hardago*, *Hossego* verschuldet haben. Zeuss, Die Deutschen und ihre Nachbarstämme hatte 1837 gesagt: »Nicht gehört hierher, ist nur latinisierte Benennung der Bewohner des *Hartegowe* Harudi in den Ann. Fuldens. (Pertz I 368).»

Der Wandel von *hs* zu *s*, *ss* ist zunächst niedersächsisch. Die altsächsischen Denkmäler zeigen diesen Wandel im Übergang. Der Heliand hat meist *hs*, ob es nun aus der altsächsischen Sprache des Verfassers oder seiner Landschaft, oder ob es fränkischer, hochdeutscher Einschuss ist. Jedenfalls wird in den Grenzzonen der hochdeutsche Sprecher und Schreiber *s*, *ss* einem hd. *hs* vergleichen. Der Anklang an »hoch-» kann sehr wohl mitgewirkt haben, ohne dass *hohs* — einen Sinn ergab. Die Umsetzung von *hohs* — zu *hossa-*, *hassa-* hätte jedenfalls keine solche gedankliche Stütze, denn unter diesen Lautkörpern war nichts vorstellbar. Der Wandel von *hs* > *s* ist in den Rheinlanden im 9. Jahrhundert durchgeführt und greift dann nach Süden aus, vgl. K. Wagner, Deutsche Sprachlandschaften 1927 S. 39.

Seelmann Niederd. Jahrbuch 1934/35 hat *Hohsingi* vom Namen der Chauken ableiten wollen, in Chauci wäre durch den Zetazismus *k* zu *hs* geworden. Die Ablehnung dieser Theori durch Bremer in »Sachsen und Anhalt» X S. 119 f. ist zu wiederholen. Seelmanns Beispiele a.a.O. 1886 S. 64 »Der Zetazismus und seine Verbreitung in Niedersachsen»

zeigen die Umsetzung von *k* in *s, z, sch, tz, ts, st, cz, c, sk, sc, zc, tsh, sths, sh, t* (da ist latein. *t* als *ts* zu lesen), *tzk, ch, -ttsk, zst*, einmal *cs*, zweimal Anlaut *X-*. Die Grammatik zeigt jene mit phonetischer Wiedergabe ringenden Schreibungen als Wandel des Verschlusslauts *k* zu *ks*, weiter zum Dental *t* + Spirans *s* bis zum blossen *s*, aber trotz jener *cs*, *X* nicht als *hs*. Das zeigt auch nicht der entsprechende Wandel im Ostpommerschen, wo auch wieder eine grosse individuelle und landschaftliche Variationsbreite in der Artikulation der Affrikata zu beobachten ist, dazu bei Schreibversuchen auch wieder eine ungeheuerliche, oft falsche Wiedergabe. Im Deutschen Sprachallas weisen die Karten »ich», »Kind» auch die buntesten Schreibformen auf, darunter so falsche wie *gk, tk*; in jenen Ortsnamen ist auch vieles phonetische falsch. Jedenfalls findet sich *hs* nicht.

Sprachgeschichtlich ist *-ss-* nur auf ein einziges germanisches Wort zu beziehen, dass ist der von der Forschung manchmal vorausgesetzte, doch immer wieder und zuletzt scheinbar endgültig abgelehnte Hessenname. Es fehle der Umlaut, und der Wechsel *a* : *o* passe garnicht. Zum ersteren: der Fugenvokal bietet sich in verschiedener Gestalt. In uneigentlicher Komposition wäre zunächst Gen. *Hasso* + »gau» zu erwarten, *Hassa* ist Stamm und nachher zugleich regelrechter *a*-Nominativ plur., *Hasse* kann nicht Nominativ der *ja*-Klasse sein, denn dann ist Umlaut zu fordern. Der nur gelegentlich vorkommende ingwäonische Genitiv plur. auf *-a* (Seelmann 1934/35 S. 151) ist in den Kaiserurkunden und überhaupt ohne paralleles *-o* unwahrscheinlich. Abschliessend ist eigentliche Komposition Stamm + »Gau» anzusetzen. Germanische Namen können bisweilen *a*-, bisweilen *ja*-Stämme sein (Schönfeld S. XXVI: nebeneinander *Rugi, Rugii; Quadi, Quadii; Vandali, Vandalii; Aesti, Aestii* u.s.w.). Das erste gilt für den Ansatz *Hassa*, das zweite für *Hessen*. Übrigens ist *Chatti a*-Stamm und hätte, wenn es lebendig geblieben wäre, keinen Umlaut im 8. Jahrhundert erlebt. Die nach schwerer Silbe eintretende Syn-

kopierung deutet auf vorhergehende Schwächung zum Indifferenzlaut, geschrieben *e*. Das im Original einmalige *i* in *Hassigewi* 961 lautet nicht um, und Umlautlosigkeit ist überall in unseren Gaunamenformen vorauszusetzen. Es wird jenes *e* vertreten, wenn es überhaupt stimmt. Vom Stammesnamen ist der Personenname *Hess(e)* mit dem Umlaut des *ja*-Stammes, so im 8. Jahrhundert das führende Geschlecht in Ostfalen *Hessi*, und *Hass(e)* als Abkömmling eines *a*- oder *an*-Stammes herzuleiten. Dies letzte stimmt zu regelrecht ahd. *Hasso*, alts. *Hassa*. Das St. Gallener Urkundenbuch meldet aus dem 8. Jahrhundert (Wartmann In. 24, 33) den Genitiv mit lat. *i Hassuni* in einer Originalurkunde, im 9. in einer Copie der Zeit dazu den Nominativ **Hasso*, geschr. *Hacco*. Eine umlautlose Form des *a*-Stammes kehrt 1082 im Genitiv *Hassis* mit deutscher Endung im Oberdeutschen wieder (Socin, Mittelhochdeutsches Namenbuch 1903).

Der zweite Einwand war: zum Hessennamen passe der Wechsel *a* : *o* garnicht. Da fragen wir die ostfälische D i a l e k t g e o g r a p h i e, sie belegt in der weiten Landschaft des Hassegaus heute den Übergang von *a* zu *o*. Wenkerkarten des Sprachatlas (1879) weisen eine zusammenhängende Fläche mit diesem Wandel am rechten Saaleufer von Orlamünde-Camburg über Zeitz bis über Schlesien hinaus auf. Nach Norden strahlen die *o*-, *oa*-, *å*-Schreibungen über Leipzig—Halle—Eisleben hinaus, also auch in den Hassegau und seinen weiten Umkreis, aus dem ja die Namensform mit bestimmt sein kann. Das ist in phonetisch am ehesten vergleichbaren Beispielen mit geschlossener Silbe vor *s*-Lauten der Fall: *Flasche* erscheint als *Flosche*, *Floasche*, *Flåsche*; *Wasser* als *Wosser*, *Woasser*, *Wåsser*; *hast* als *host hoast*, *håst*. Der zeitliche Abstand über ein Jahrtausend ist bedenklich, doch sind noch ältere Sprachformen in Masse erhalten. Um 1000 belegen die Merseburger Denkmäler, allerdings nur Namen, einen Wandel von *-an-* zu *-on-*, z.B. *Thoncmar* (Erik Rooth in der Borchlingfestschrift 1930 S. 24 f.). Dasselbe

stellt Edw. Schröder dort für Paderborn fest. Das gehört zu den Ingväonismen.

Hassa- kann also dialektgeographisch zu *Hosse-* werden.

Heute schreiben die *o*-Sprecher gewöhnlich *a*, sie realisieren also phonologisch *a* durch *o*. Der Auswärtige weiterab hört ein *o* heraus, die Schreibversuche, die offene Qualität wiederzugeben, führen heute zu *oa-*, *å-* Schreibungen. Was meint 948 $\overset{i}{o}$, $\check{o}$, sind es überhaupt ^{i} und ˇ oder gleiche Schnörkel? Jene »Magdeburger Diktatoren« aus Trier haben also offenbar als Mundartfremde den Gaunamen mit *o* aussprechen hören. Der Einheimische hätte dies schriftsprachlich zu *a* hergestellt, der Fremde liess es bei *o*.

G. v. Eckart 1729 hatte eine Zeitlang die Ableitung des Gaunamens von einem Personenamen erwogen, dann aber zugunsten seiner Hessentheorie aufgegeben (Holtzmann a.a.O.). Sprachgeschichtlich ist zu bemerken, dass der erste Kompositionsteil ein Personenname der Form nach sein könnte. Als Personenname tritt *Hessi* im Ostfälischen während der Regierung Karls d.Gr. auf (Pertz I 155): *Hessi unus e primoribus Saxonum*. Nach dem Bericht des sog. Einhard unterwarf er sich als Führer der Ostfalen an der Oker 775. Er hatte seither immer treu zu Karl gestanden und hätte doch die Verwaltung eines ostfälischen Grenzgaus wie des Hassegaus erhalten haben können. In hohem Alter ist er ohne männlichen Erben im Kloster Fulda gestorben. Die zweite Quelle ist die Vita Liutbergae (Pertz IV 158), um 870 von einem Halberstädter Kleriker oder Mönch verfasst. Sie berichtet von der Klostergründung von Wendhausen durch eine Tochter des Grafen *Hessi*. Winadohusun liegt im Bodetal, eine Beziehung zum Hassegau ist auch da nicht zwingend. Die Namensform spricht dagegen. Der zur Umgebung Karls gehörende Verfasser der Annales regni Francorum (jene Stelle oben, Pertz-Kurze 1891 S. 40) beschreibt um 788 die Unterwerfung des Führers der Ostfalen 13 Jahre nach den Ereignissen: *cum Hassione*. Der

sog. Einhard überträgt diesen Namen nach 795 in die ihm vertraute niedersächsische Form *Hessi* (zugleich althochdeutsch). Dieser Name, wie auch ein Vorfahre mit nicht umgelauteter Namensform, kommt ausserdem nicht in Betracht, weil Gaunamen, soweit sie etymologisch deutbar sind, nach Fluss-, Berg-, Wald-, Ortsnamen, aber kaum einmal nach Personennamen gebildet zu sein scheinen.[1]

Nun zur Frage der *Hochseeburg*. Die Annales regni Franc. sind für die Zeit von 741—788 in einem Zuge geschrieben und von da an die Jahreseinträge vorgenommen worden. Weiter hat ein Redaktor später die Annalen fortgesetzt und jene Partie von 741 an überarbeitet. Die erste Redaktion beschreibt um 788 zum Jahre 743, in Ergänzung des Textes älterer Annalen, also 45 Jahre nach dem Ereignis, einen Heereszug Karlmanns nach Sachsen. Dieser erobert ein *castrum Hoohseoburg*. Der zweite Redaktor schreibt *Hohseoburg*. Seit Pertz I 368 wird dieser Name im Hassegau lokalisiert, zuletzt a.a.O. durch R. Holtzmann. H. sucht, da Seeburg am Süssen See zu tief liegt, diese Hochseeburg auf einem Hügel in der Nähe, nach ihr sei der Gau benannt. Sie müsse seinerzeit zerstört worden sein, daher sei sie nicht mehr erwähnt. *Hohsingos* der Ann. Fuld. 852 hat in neuzeitlicher Forschung zur Gleichsetzung mit diesem Ortsnamen der Ann. regni Franc. geführt. O. Bremer in »Sachsen und Anhalt» X S. 78 ersetzt seine und Holtzmanns Ableitung durch die Deutung »Gau am Hochsee». Wir bezweifeln die Bedeutung von *Hoohseoburg* als Hoch + see + burg» nicht. Seelmann Nd. Jb. 1886 S. 61; 1934/35 S. 148 fasst die Mittelsilbe als stammhaftes *s* zu jenem problematischen *Hohs-*, und *-eo* als Endung *-jo*, was das deutsche Schrifttum der Zeit tatsächlich oft genug bietet: *Hohseo-*, *Hohsio-* wäre Gen. plur. zu **Hohsi*. Wir meinen,

[1] M. Sponheimer, Landesgesch. der Niedergrafschaft Katzenellenbogen und angrenzenden Ämter auf dem Einrich, 1932 = Schriften des Inst. f. geschichtl. Landeskunde von Hessen und Nassau 11 hgg. E. E. Stengel.

dass der oder die beiden Annalisten »hoch + See» verstanden haben. Fraglicher wird dies bei *Hohsegowe* neben *Hohsingos* und Typ *Hossego*. Die Mittelsilbe ist in der Variationsbreite zwischen *a, e, i* bis zum Schwund typisch schwach und braucht auch in *Hohsegowe* keine eigene Wortbedeutung zu enthalten.

Wo und von was für einem Landsmann die Annalen mit *Hoohseoburh* geschrieben sind, ist nicht zu entscheiden. Jedenfalls gehört er in die Umgebung von Karl d.Gr. Überliefert ist die Lesart in einem Druck von 1603 aus Lorscher membranis pervetustis (Kurze 1895). Dieser Text A_1 ist derselbe wie in C_1 Handschrift Giessen 18. Jh., = C_2 Handschrift Petersburg 10. Jh. Andere Schreibformen sind: B_4 *hodiseoburg* Pariser Hs. 11. Jh., B_5 Saochseburg» aus altem Codex» unbestimmter Zeit, C_3 *ohseoburg* Hs. St. Omer 10. Jh. D_1 *hohoseoburg* Hs. Wien 9. Jh. Die zugrunde liegende Form *hohseo-* bleibt deutlich.[1] Der Abstand zwischen Original und Tradition beträgt mehr als ein Jahrhundert.

Die Identifizierung mit der Huysburg im Huywalde und der Asseburg Kreis Höxter misslingt, wenn wir bei Förstemann—Jellinghaus die Namenformen vergleichen. Auch Hohensyburg liegt auf niedersächsischem Boden, die erhaltenen Lautformen lassen sich nicht gleichsetzen.

»Hoch» ist in Ortsnamenformen bei Förstemann—Jellinghaus I 1299 f. mehrere Male mit *a* wiedergegeben. Wir vergleichen *Hannover*; aber immer wieder ist dieser Kompositionsteil unbetont. Bei Hochseeburg passt dies nicht, die Mittelsilbe wird bis zum Schwund geschwächt, kann also den Akzent nicht tragen. Erik Rooth, Borchlingfestschrift 1930 S. 24 f. zitiert zu den üblichen mnd. Typ *ō* < *au* zweimal *a*-Schreibungen: mit »hoch» *Hahensili* (Paderborn), *Hahem* (Quedlinburger Urk. B.). Zum letzten lassen sich aus Förstemann zahlreiche Namen mit *Hah-* anderer Etymologie stellen. Edw.

[1] Weitere Abkömmlinge zu diesen bei Holtzmann.

Schröder nennt zum ersten dreimaliges *Hoensile* im selben Originalwerk der Vita Meinwerci (Borchlingfestschrift S. 14 f.)

Wir meinen also: *Hassa-* ist die nicht umgelautete Namensform der Hessen. Ringsherum heissen die Gaue nach Volksnamen. Der grosse Gau Hessen, das Stammland an Eder und Fulda, aber beansprucht den Volksnamen, der dort in seinen deutschen Formen mit dem Umlaut des 8. Jahrhunderts üblich blieb, hernach allein für sich. Mit dem Volkstum schwindet auch die Erinnerung an den Volksnamen in *Hassa-*, er wird in jenem altsächsischen Südosten dialektgeographisch zu *Hosse-*. Daneben bleibt es ausserhalb des *a* > *o*-Gebietes beim *a*, wie auch in der Kanzleitradition, doch die Trierer in der Magdeburger Kanzlei hören und schreiben *o*. In Mainz-Fulda fasst der Annalenschreiber Rudolf oder der Fortsetzer und Redaktor *s* als antiquierte Form für *hs* auf. Rudolf benennt ein Land gern mit einem Volksnamen und konstruiert also in demselben Satz zu *Suabos* einen vorher oder nachher nie wiederkehrenden Volksnamen, nämlich *Hohsingos* aus *Hossego*. Das aus dem 12. Jahrhundert überlieferte Hersfelder Güterverzeichnis führt auch den Hersfelder Klosterbesitz im Hassegau auf, wobei sich übrigens hessische Beziehungen und Möglichkeiten einer drei Jahrhunderte zurückliegenden Siedelwanderung von Hessen in den Hassegau ergeben. Die Ortsnamen sind nicht mehr in niedersächsischer Form kopiert, wie sie das Original gehabt haben kann, sondern hochdeutsch oder verhochdeutscht. Der Hassegau ist noch lange nachher niederdeutsch. Für *Hossego* schreibt Hersfeld in jenem Güterverzeichnis *Hohsegowe*, wofür der bekannteste Geschichtsschreiber des Nachbarklosters Rudolf mit seinen *Hohsingos* Vorbild sein wird. Rudolf schreibt übrigens seine Annalen ein ganzes Jahrhundert nach der Zerstörung der bei ihm in der Saxonia lokalisierten *Hochseeburg*. Er denkt bei der Erfindung von *Hohsingos* nicht an »See», ebensowenig wie die Kanzlisten Ottos I. beim Typ *Hossego*.

Bei der urkundlich häufigen Nennung des Gaunamens

Hassago, Hossego, den die Zeugen vor dem Urkundenaussteller in der Kanzlei oder draussen bei der Begehung der Grenzen sprechen, waren nach den ersten Jahrhunderten seit der Landnahme die *Hessen* von einst vergessen. Wie die Warnen, die Angeln und die Friesen des noch im 10. Jahrhundert mehrmals genannten Friesenfeldes werden sie in keiner Chronik oder Urkunde genannt.

Marburg

Walther Mitzka

WECHSEL DER ND. VOKALART DURCH ÄNDERUNG IN DER LAUTDAUER (VOKALUMSTUFUNG)

Übersicht

I. Herabstufung: 1) as. *i, u,* [2) as. *e,*] 3) as. *o,* [4) as. *a*].

II. Heraufstufung: A. $\hat{\bar{e}}$-Laute. 1) mnd. *ē*, 2) Präterita red. Verba, 3) as. *eo*, 4) mnd. $\hat{e} < ai$, 5) mnd. *bērsen*.

B. $\hat{\bar{o}}$-Laute. 1) as. $\hat{o}^1$, 2) as. $\hat{o}^2$ ($< au$), 3) mnd. *-ōr-*, 4) *ō* in Fremdwörtern, 5) $\hat{\bar{o}}$ in bes. Unbetontheit, 6) as. *brûdigamo*.

C. $\hat{\bar{a}}$-Laute.

III. Folgen bei Ausbleiben der schriftlichen Berücksichtigung der Umstufung. Zusammenfassung.

I. In Norddeutschland besteht in Hoch- und Umgangssprache ein starker Qualitätsunterschied zwischen langen und kurzen Vokalen gleicher Art; beim *a* ist er am wenigsten ohren-

fällig: *Maße — Masse, beten — betten, bieten — bitten, Ofen — offen, Fuder — Futter, Öfen — öffnen, Bügel — bücken.* Der lange Selbstlaut ist bedeutend geschlossener als der kurze; das *a* hat in der Kürze etwas helleren, palataleren Klang. Diese Aussprache stimmt zu den Vokalverhältnissen der nd. Wasserkantenmundarten, da die heutigen hd. offenen Kurzvokale hier bei der im ganzen schriftlich erfolgten Rezeption des Meissnischen im 16. und 17. Jh. aus der Heimatsprache übernommen worden sind. (Man vgl. Richeys Anmerkung über vocales claras et obscuras, S. 377/78.)

Mittel-, vor allem aber oberdeutsche Sprachgebiete (mit Ausnahme der fränkischen?) sprechen auch in der Kürze geschlossene Selbstlaute; diese fallen ganz besonders bei den Extremvokalen *i* und *u* auf. Deutliche Ansätze dazu reichen bis ins Ost- und Westfälische. Eine genaue Verteilung der in Frage stehenden Lautverhältnisse konnte ich aus den mir bekannten Sprachkarten nicht ersehen. Einen Anhalt gewinnt man aus Alfred Götzes lautschriftlichen »Proben hoch- und niederdeutscher Mundarten» (Bonn 1922). — Der beregte Unterschied in der Aussprache der nördlichen und der südlichen Landschaften bewirkt an der Wasserkante eine Gehörstäuschung: Man hat den Eindruck, als ob im Süden langer Vokal gesprochen wird, wo man selber nur Kürze hat. Man glaubt so nicht »*bitte, Butter*» sondern »*biete, Buter*» zu hören. In Wahrheit sind aber die betreffenden Laute kurz und kaum länger als die eigenen; sie sind jedoch von der Art, die man in der eigenen Sprache im Norden nur als lang kennt. Und so verquickt sich mit der geschlosseneren Aussprache die Vorstellung grösserer Dauer. — Die »Deutsche Bühnenaussprache (Hochsprache)» von Theodor Siebs (Bonn 1922[13]) legt für ihre Norm die Wasserkantenartikulation zugrunde. Besonders offene Kurzvokale begegnen im Niederfränkischen (M. J. van der Meer, Grammatik der nl. Gemeinsprache, Heidelberg 1923, § 2); sie finden sich auch in der ostpreussischen Mundart.

1. Dass die nordniedersächsischen kurzen *i* und *u* schon am

Ende der as. Zeit sehr offen gewesen sind, ist aus ihrer Entwicklung in offener Silbe und vor *r*-Verbindungen ersichtlich; sie erscheinen nämlich nach der Dehnung in besagter Stellung im Mnd. als $\bar{e}$ und $\bar{o}$. Die gelängten $\bar{i}$ und $\bar{u}$ wurden nicht mehr als *i*- und *u*-Laute aufgefasst, sondern als $\bar{e}$- und $\bar{o}$-Qualitäten, weil es im Alts. lange offene $\bar{i}$ und $\bar{u}$ nicht gab, wohl aber sehr eng angrenzende (wenn nicht auf gleicher Höhe liegende) lange geschlossene $\bar{e}$ und $\bar{o}$, nämlich die mnd. *ê*- und *ô*-Laute, die in den fränkischen Nachbarmundarten in Extremvokale übergegangen sind. (Über diese Laute vergleiche Lasch, Gr. § 110 ff., § 157 ff.). Zusammengefallen sind die mnd. tonlangen $\bar{e}$, $\bar{o}$ in der Aussprache jedoch im Nordns. mit diesen Lauten nicht, denn die Tonlängen sind mit nur wenig Ausnahmen einfache Laute geblieben, während die alten *ê*-, *ô*-Längen noch, bezw. schon, im Mittelalter wie heute diphthongiert waren. (Über *ê* < *â|i, j* siehe allerdings weiter unten unter I 2.)

Nachdem eine ausgedehntere nd. Schreibüberlieferung am Ende der as. Periode abgerissen war und längere Zeit ausgesetzt hatte, ist die Vokalumstufung von $\breve{i} > \bar{e}$ und von $\breve{u} > \bar{o}$ zu Beginn der mnd. Zeit im Nordnds. mit auffallender Regelmässigkeit vollzogen. Doch schon fürs Alts. bringt Holthausen Beispiele für die Senkung von *i* und *u* vor *r*-Verbindungen zu *e* und *o*, z. B. *herdos* : Hirten, *werthid* : wird; *worthun* : wurden, *forhtian* : fürchten (Holthausen § 84, Anm. 2 und § 88, Anm. 3). Diese »Trübung« von *i* und *u*, wie Holthausen die Änderung bezeichnet, ist eine Folge der Selbstlautlängung vor *r*, die sich durch Vokalisierung der Liquida im Silbenauslaut oder durch Sprossvokal zwischen ihr und folgendem Konsonanten einstellt. Im Falle der Vokalisierung des *r* hat auch die *a*-Qualität dieses neuen Selbstlautes zur Senkung des voraufgehenden Stammvokals beitragen können. Diese vereinzelten as. *-er-*, *-or-* für *-ir-*, *-ur-* sind die ersten Schreibungen, die der eintretenden oder schon vollzogenen Änderung Rechnung tragen. Der engere historische Zusammenhang zwischen der as. und der ahd. Schreibkultur wird die zeitigere Bezeich-

nung beträchtlich verzögert haben. (Man vgl. hierzu die Einleitung Erik Rooths zu seinen Saxonica, Lund 1949, insbes. Seite 32).

Beispiele für die nd. Tondehnung und Herabstufung der Extremvokale sind: as. *sikur* > mnd. *sēker*, as. *sibun* > mnd. *sēven*, as. *fugal* > mnd. *vōgel*, as. *sunu* > mnd. *sōne*; as. *kirika* > mnd. *kērke*, as. *burg* > mnd. *bōrch*. Über das Problem der Tondehnung und Vokalsenkung vergleiche man Sarauws Ansichten (I, 81 ff.); er nimmt offenbar an, dass die Senkung der Vokale der Dehnung vorausgeht. Dass ich Agathe Laschs Ansicht (Gr. § 39—41) von einer Zerdehnung der tonlangen Vokale auf dem nd. Gesamtgebiet nicht teile, geht aus meinen Ausführungen über die Umstufung hervor. Ich nehme an, dass die westf. Diphthongierung in offener Tonsilbe und vor *r* erst nach der Dehnung eingetreten ist. — Die westf. Kernmundarten müssen schon im frühen Mittelalter geschlossene Kurzvokale gehabt haben, wie das Dehnungs- und Brechungsergebnis in den heutigen Dialekten deutlich zeigt; z. B. in Bevern im Münsterland: *ni^{e}z̥ŋ* (as. *nigun*), *fu^{e}zl̥* (as. *fugal*), oder in Assinghausen im Sauerland: *nīz̥ŋ*, *fūzl̥*. (Grimme, S. 27 und 28.) Den engen Charakter der westf. Extremvokale erweisen auch die Abweichungen von der mnd., nördlich bestimmten, hansischen Schriftsprache während der Früh- und Spätzeit und durchlaufend bei ungewandteren Schreibern. Beispiele bieten die Textproben aus Werl (1324), die A. Lasch in ihrem vorzüglichen mnd. Lesebuch »Aus alten nd. Stadtbüchern», Dortmund 1925, S. 91—93 abdruckt. (Vgl. auch Tümpel, S. 15/16 mit weiterer Lit.) — Da die gleiche Tondehnung im Mittelhochdeutschen über 100 Jahre später bei *i* und *u* keine Qualitätsumstufung im Gefolge hatte (*siben*, *tugent*), ist anzunehmen, dass die zugrunde liegenden Kurzvokale dieser Gebiete schon wie in der heutigen Aussprache geschlossen waren.

2. Bei der Dehnung des as. *ĕ* sind keine Umstufungen erfolgt. Im Mhd. werden von sorgfältigen Reimern 2 verschiedene

kurze *e*-Qualitäten auseinandergehalten (wenn man vom Sekundärumlaut absieht, den die mhd. Schreibtradition durch die Schreibung *ä* offenbar den *a*-Lauten zurechnet), und zwar urgerm. *ë* (aus idg. *ë* und *i*) und *ę*, den Primärumlaut von urgerm. *ă*. Davon war das erstere offen und das zweite geschlossen. Man sollte eigentlich annehmen, dass $e < i$ geschlossen und $e < a$ offen geworden sei. Die vorliegende Tatsache erklärt sich so: Das durch folgendes *a*, *e*, *o* zu *ë* gesenkte *i* hat so lange unter der Zugkraft der tiefen Vokale gestanden, bis es mit dem idg. offenen *ë* zusammenfiel; andererseits haben bei mhd. $ę < a$ die *i* und *j* der folgenden Silbe so lange gewirkt, bis die geschlossene *ę*-Qualität erreicht war. Eine weitere Erhöhung erfolgte nicht, da *i* und *j* sich zu tonlosen *ə* abschwächten oder ganz verschwanden. In einer Reihe von Fällen hat sich die ursprünglich offene *ë*-Qualität im Mhd. verengt. (Vgl. Paul-Gierach, Mhd. Gr., Halle 1929[12], § 43.) — Im Nordnds. sind die kurzen *e*-Laute auch nach der Tondehnung als *e*-Qualitäten aufgefasst und bezeichnet worden. Sie fielen hier, zum Unterschied von West- und Ostfalen, in einem Laut zusammen, der heute landschaftlich zwischen *ā*, *ę̄* und *ē* schwankt. Jedenfalls ergab urgerm. *ë* einen offenen Monophthong: *ę̄*. Einen Laut dieser Art und Dauer gab es bis dahin im Nd. noch nicht. Der nächstverwandte Vokal war *ê* aus Umlaut -*â*. Auch er war ursprünglich ein einfacher Laut und begegnet noch heute als solcher mit enger Artikulation in der nordnds. Geest. Wahrscheinlich ist er schon mnd. geschlossen gewesen, so dass er durch eine Qualitätsschattierung vom tonlangen *ę̄* unterschieden war, die den Zusammenfall verhinderte.

Der dem nordnds. tonlangen *ę̄* bei seinem Aufkommen in zweiter Linie zu vergleichende lange Laut war der wahrscheinlich mit offenem *ę* einsetzende Diphthong *ę*^{i}, der aus germ. *ai* entstanden war. In ihn ist in den meisten nds. Mundarten auch germ. *eu* vor *a*, *e*, *o* eingemündet, obgleich man nach der niederfränkischen und der hd. Entwicklung zu *ie* und nach der as. Bezeichnung als *io*, *ia*, *ie* sehr engen Anfangs-

vokal erwarten könnte. Ich glaube aber, dass die as. Schreibung *io*, *ia*, *ie* der hd. und der friesischen Orthographie stark verpflichtet ist und dass die Bezeichnungen *eo* und *ea* (zeitlich nacheinander?) der as. Aussprache gemässer waren und in der weiteren Entwicklung (über $e^{\ddot{a}}$, $e^{\ddot{o}}$, $e^{\ddot{u}}$?) mnd. $\hat{e}^4$ (Sarauw) vorstellen, das sich dann dem $\hat{e}^2$ ($< ai$) anschloss. »Über die Entwicklung des westgerm. Diphthongs *eo* im As. und Frühmnd.» hat E. Rooth in seinen Saxonica (Lund 1949, Seite 51—107) eine sehr sorgfältige und ausgebreitete Untersuchung angestellt. Unter Auswertung des as. Namengutes kommt er zu der Lautreihe: *eo*, *ia*, *ie* $< \overset{\hat{e}}{\underset{\check{i}}{}}$. Friesischen Einfluss weist er von der Hand.

Das tonlange $\bar{e}$ ist aber im Nordnds. nicht mit $\hat{e} < \hat{a}$, bezw. *ai* zusammengefallen, sondern es wird als neue selbständige Länge geführt, die in der Geest (Holstein, Nordhannover, Oldenburg, Mecklenburg) auch die ursprünglich geschlossenen tonlangen $\bar{e} < \check{i}$ (und wahrscheinlich auch den Primärumlaut von $\check{a}$) an sich gezogen hat. In der Marsch dagegen, das Hamburger Hafengebiet eingeschlossen, spricht man heute bei allen tonlangen $\bar{e}$ geschlossene Qualität. Zu untersuchen bleibt, ob es sich dabei um eine jüngere Verengung aus nordnds. tonlangem $\bar{e}$ ($< \check{a}$, $\check{e}$, $\check{i}$) handelt, oder ob in dem alten Kräftespiel der ursprünglich verschiedenen tonlangen $\bar{e}$-Laute hier, vielleicht durch nl. Einschlag, die engen $\bar{e} < \check{i}$ und $\check{a}$ die Oberhand gewonnen haben.

3. Die Längung von as. $\check{o}$ in offener Silbe ergab heutiges nordnds. $\hat{a}$. Die *a*-Schreibung dringt erst in der 1. Hälfte des 15. Jhs. durch (Lasch, Gr. § 88. Frühe Beispiele s. bei Tümpel S. 23—24.) Das tonlange $\bar{o}$ wird aber von Anfang an im Norden tiefe Qualität gehabt haben. Es ist jedoch eine beträchtliche Zeit erforderlich, bis auf Grund des Bewusstwerdens eines Ausspracheunterschiedes die herkömmliche Bindung an ein Lautzeichen gelöst wird, im Falle unserer *o*-Qualität insbesondere, da der grössere Teil des nd. Raumes (Niederlande, West-

und Ostfalen) geschlossenes $\bar{o}$ sprach. Das tonlange $\bar{o}$ (geschrieben *a*) vereinigte sich im Nordnds. mit dem alten langen *â*, das zur Zeit des Zusammenfalls schon deutlich verdumpft, velarisiert war. Allerdings hat der Nordwesten auf der Geest offenbar eine hellere Qualität des altlangen *â* gehabt (friesischer Einfluss?), die zusammen mit dem tonlangen *ā* eine merklich palatalere Klangfarbe ergab als im nordöstlichen Gebiet des as. Raumes, insbes. in der Elbmarsch und in Dithmarschen. — Fürs Westfälische und fürs Ostfälische ist auf Grund der Entwicklung der tonlangen $\bar{o}$ wieder geschlossenere Qualität vorauszusetzen, die bei der Tondehnung keine $\bar{\bar{a}}$-Laute ergab. Man vergleiche die Familiennamen nordnieders.: *Bade, Ladewig* und ostfälisch: *Bode, Lodewig*. — Über die heutige Aussprache des mnd. tonlangen $\bar{o}$ im Worte *brōken* : gebrochen s. Wrede, Anzeiger f. d. A. u. d. L. XXII (1895), 98 u. 99.

4. Wie as. *ĕ* hat auch as. *ă* bei der mnd. Dehnung seine Lautklasse bewahrt. Das tonlange *ā* zeigt im Westfälischen heute noch die palatale Qualität der *ă* in geschlossener Silbe und wird sehr deutlich vom alten dunkleren *â* unterschieden: *Hase, Water; Åvend, Stråte*. (Vgl. Grimme § 40 und § 55). Im Nordnds. dagegen sind altes *â* und tonlanges *ā* und $\bar{o}$ zusammengefallen, und zwar ist, wie schon gesagt, das Ergebnis im Westen palataler als im Osten. Die Verengung zum geschlossenen $\bar{o}$ in der Elbmarsch und in Dithmarschen ist wahrscheinlich im Laufe der letzten 200 Jahre erfolgt; Richey schreibt in seinem Idioticon Hamburgense (1755) stets *a* (Vgl. A. Lasch, Nd. Jb. 44 (1918), S. 21). — Das as. kurze *ă* vor *r* in offener Tonsilbe und vor *r* + stimmhaftem Dental (*d, l, n*) ist im Nordnds. nach der Dehnung in altes langes *â* eingemündet, ihm dann aber in einer Reihe von Mundarten in der Entwicklung bis zum $\bar{o}$ vorausgeeilt; z. B. in Mecklenburg, Nordhannover, Holstein: *gån* : gehen, aber *sbōan* : sparen, *gōan* : Garten, *kōal* : Karl, *gōan* : Garn.

II. In dem Wandel von as. *sĭbun* > mnd. *sēven*, von as.

bŏdo > mnd. (nordnds.) *bāde*, von as. *burg* > mnd. *bōrch* tritt also bei dem Vokal als Folge der Längung eine Qualitätsherabstufung in der Schrift in Erscheinung. Es handelt sich hier nicht um eine wirkliche Senkung der hohen Vokalqualitäten in offener Silbe, wie man bisher angenommen hat (vgl. z. B.: Erik Rooth, Nd. Jb. 67/68 (1943—47) S. 9; Wilh. Seelmann, Nd. Jb. 47 (1921) S. 36; Sarauw I, S. 81), sondern um ein Überschreiben, Umstufen in die nächstweitere Vokalfamilie, da die Ausgangsart als Länge nicht vertreten war. Unter dem gleichen phonetisch-psychologischen Vorgang sind auch die umgekehrten Erscheinungen zu begreifen, wo as. oder mnd. *ê* und *ô* (*ö̂*) bei der Kürzung nicht mehr als *e* und *o* (*ö*) verzeichnet werden, sondern als *i* und *u* (*ü*) erscheinen. Die betroffenen langen *ê* und *ô* (*ö̂*) waren geschlossene Laute. Sie mussten im Nordnds. notwendigerweise nach der Kürzung als offene *ĭ̯* und *ŭ̯* (*ü̯̆*) aufgefasst werden, weil es in den betreffenden Mundarten bei der Kürze keine engen Selbstlaute gab.

Die Bedingungen, unter denen die Selbstlautumstufung als Folge der Kürzung geschieht, sind weniger eindeutig als bei der Dehnung. Die Kürzung erfolgt vor Doppelkonsonanz, die sich oft durch *e*-Synkope in den Endungen *-el*, *-en*, *-er* ergibt. Viel häufiger verfallen Vokale in vor- oder nachtoniger Wortstellung. Diese Entwicklung ist sehr schwierig zu erfassen, da die Schreiber in der Regel auch in solchen Fällen die vollbetonten Formen setzen. Wörter, die oft oder gar vorwiegend an unbetonter Stelle stehen, sind der Vokalumstufung besonders ausgesetzt. Schwachtonigkeit kann die anderen Kürzungsbedingungen sehr verstärken. Die neu aufgekommenen vokalgekürzten Varianten werden seit der Rezeption des Hd. im nd. Raum Auftrieb erhalten haben, wenn sie dem entsprechenden hd. Wort ähnlicher oder gar gleich geworden sind: *Fudder*, *Mudder*, *Bild*, *Himmel*, *Hitte*. Ich mutmasse, dass die gekürzten Formen auch begünstigt werden, wenn man durch ihren Gebrauch dem Gleichklang mit anderen Wörtern entgehen kann: *Schaden* : *Schadden*; *Soot* : *Sott*.

A. Ich beginne mit Beispielen, in denen lange $\hat{e}$ nach dem Kürzen zu $\breve{e}$ heraufgestuft wurden.

1. Mnd. $\bar{e}$ (< $\breve{i}$) in offener Silbe. Dies $\bar{e}$ musste, falls der Anschluss an die offenere Länge $\bar{e}$ (< tonlangem ë) noch nicht geschehen war, bei der Kürzung wieder als $\breve{e}$ aufgefasst werden. So erscheint schon mnd. *bilde, bilt* neben *bĕlde, bĕlt* (La.-Bo. I, 197) aus as. *biliđi.* — Bei der nordnds. Form *Himmel*, die auch mnd. bereits neben *hemmel, hēmel* < as. *himil* begegnet, hat die hd. Kirchensprache ganz besonderen Einfluss ausüben können. — Mit Aufstufungen hängt gewiss auch die weite Verbreitung von nnd. *hin* und *mit* für mnd. *hēne, henne, hen* und mnd. *mēde, medde*, selten *mit* zusammen (Vgl. Lü.-Wa. 141, 222).

2. As. $\hat{e}$ als Stammvokal reduplizierender Verben mit *ă* im Präsens. Die Stammvokale der heutigen nordnds. Formen *füll, füng, güng, hüll* (daneben *heel* und *hööl*), *hüng, spünn* sind in Anlehnung an die ursprünglichen Optativformen der 3. starken Verbreihe gerundet aus mnd. $\breve{i}$ in *vill, vinc, ging, hilt, hinc, *spinn.* Diese *i* sind gekürzt und umgestuft aus mnd. oder as. *ê.* Holthausen setzt fürs As. (§ 447 und 448) nach meiner Ansicht zu Unrecht schon feste Kürze des Stammvokals an: *fell, feng, geng, held, heng, spenn.* Abgesehen von der mnd. Heraufstufung deuten auch die diphthongischen Varianten in Heliand C auf Länge. Vgl. die abweichende Auffassung von A. Lasch (Gr. § 114, Anm. 1, § 434, Anm. 2), ebenso die Vorkommensnachweise bei Sarauw (I, 242/3), insbesondere aber die ausführliche Darstellung der Überlieferungsverhältnisse in Kataras »Die ursprünglich reduplizierenden Verba im Nd.», Helsinki 1939.

3. Mnd. $\hat{e}$ < as. *eo.* Nach A. Lasch (Gr. § 101, 2 b) hat die im Gross-Hamburger Raum und im Osten herrschende heutige Form *Licht* schon im Mnd. im Elbostfälischen wie im übrigen Gebiet vielfach Entsprechungen. Die ältere mnd. Form ist *lêcht* < as. *leoht* (so statt *lioht* häufiger in Heliand C).

Die über das Nordnds. weit hinaus verbreitete Form *Fründ* ist schon mnd. ausserhalb des Westfälischen vorherrschend (Lasch, Gr. § 101, 2 b). Sie ist durch Rundung des Stammvokals aus mnd. *vrint* entstanden, das sich durch Vokalkürzung und -heraufstufung aus *vrênt* entwickelte. Zugrunde liegt as. *friond*, das im Heliand C einmal begegnet, während sonst dem Ahd. entsprechend *friund* geschrieben wird.

Die 1. Silbe der Familiennamen *Dittmer*, *Dittmann* und *Dibbern* entspricht as. *theod(a)*, mnd. *dêt* : Volk. Mahnken (S. 4 u. 5) belegt aus Hamburger Quellen fürs 13. Jh. *Thetmarus* und *Thitmarus*, *Thedemannus* und *Thidemannus*, *Thetbernus* und *Thitbernus*. Felten (Seite 38) verzeichnet für Boizenburg an der Unterelbe, oberhalb Hamburg (1458) *Detmer* und *Dithmer*. Im Falle des Hamburgischen *Thidemannus* könnte allerdings auch der (friesisch beeinflusste?) Stamm vorliegen (vgl. Rooths andersartige Erklärungsversuche in seinen Saxonica S. 81—85), wie er sich heute in den Namen *Tiedemann*, *Tiele*, *Timm* und *Tietgen* findet, der die Veranlassung wurde zum nd. Überläufer *bei nachtschlafender Zeit* für mnd. *bi nachtslapender »tît»* = *»dêt»*: während das Volk schläft. (Belege bei Schiller-Lübben, Mnd. Wb. I, 512 u. VI, 98 (unter *dêt*). (Vgl. die irrige Auffassung bei Paul-Euling, Deutsches Wb., 1935[4] unter *nachtschlafend*.)

1207 erscheint in den Osnabrücker Urkunden *Diffolt* statt des häufigeren *Thêfholt* : Diepholz. (F. Philippi, Osnabr. UB., Osnabrück 1892, Bd. 2, Nr. 29.)

4. Mnd. *ê* < germ. *ai*. Dieser Laut ist heute in einer Reihe von Mundarten ein weiter Diphthong: e^{i}, $ä^{i}$ oder gar *ai* (vgl. Sarauws Überblick I, 145), so dass ich fürs As. schon (besser : noch) mit einem deutlichen Zwielaut rechne. Unbetonte Diphthonge verkürzen sich und ebnen sich zu einfachen Lauten ein, und zwar muss das Ergebnis bei *ê* < *ai* oft ein geschlossenes *ę* gewesen sein, das schreibmässig bei dem kurzen offenen *ę̆* eingestuft wurde, mit dem es sich sehr eng berührte

oder gar zusammenfiel. Beispiele sind nordnds. *hillich, Hinnerk, ins* und *twintich.* Das oft gebrauchte Wort **hêlich* stand attributiv vor den Heiligennamen und vor einer Reihe von Substantiven (z. B. *âvent, gêst, kerke, misse*) in Vortonigkeit. Diese Stellung bewirkte bei der flektierten Form Ausfall des *i.* (Im Heliand findet sich unter den weit über 100 Belegen nur einer mit Synkope des Mittelvokals: *helgost,* C 5739). Die nun entstandene Doppelkonsonanz beschleunigt die Kürzung des Stammdiphthongs; diese wird dann auf die betonten Fälle übertragen. Nach Ansatz im mnd. Wb. (Lü.-Wa. 145) ist *hillich* schon die alleinige Form, nach Sarauw (I, 238) die herrschende. Unter den Vorkommensnachweisen bei H. Tümpel (S. 33—35) finden sich in gut mnd. Zeit aber auch viele *heilig-* und einige *helig-*. A. Lasch (Gr. § 137) nimmt als Ursache für die Verengung des Stammvokals die folgende l-Verbindung an. Tümpel meint (S. 33), die Erhöhung des *ê* > *i* habe erst stattgefunden, nachdem *ê* gekürzt war. Ob das heute im hamburgischen und holsteinischen Raum vorwiegend gebrauchte *heilich* als die Fortführung der betonten, spärlicher erscheinenden mnd. Variante des durch die Schriftsprache begünstigten *hillich* angesehen werden muss, der die hd. Kirchensprache in neuerer Zeit gewaltigen Vorschub geleistet hätte, oder ob es eine rein hd. Form vorstellt, ist wohl schwer auszumachen.

In Hamburg begegnen im 13. Jh. *Heinricus, Henricus* und *Hinricus* (Mahnken, S. 11 u. 12). Die heutige nordnds. Form lautet *Hinnerk, Hinnick* mit *r*-Umstellung und -Schwund. Die Kürzung des *ê* ist bewirkt durch die Doppelkonsonanz, durch den häufig hastigen Gebrauch des Namens, der ja oft die Ursache für den Verfall ist (ich erinnere an die Schrumpfformen *Bernd, Cord, Gerd, Rolf*) und durch die Stellung in der Unbetontheit vor Familiennamen und sonstigen näheren Bezeichnungen. Das *i* findet sich heute auch in den Mundarten, die nicht wie im nördlichen Teile des Kreises Harburg *en-* + Konsonant zu *in-* werden liessen und z. B. *Bengel* und *denken* sagen.

Das mnd. Zahlwort *ên* und der als Multiplikations- und Zeitadverb fungierende Genitiv *ênes* lauten heute im Hamburger Raum *ęin*, bzw. *ins*. *Ins*, das im Oldenburgischen zu *ĩs*, *is* verschlissen ist, begegnet schon spätmnd. vereinzelt (La.-Bo. 1, 541 unter *êines*). Abgesehen von der zweifachen Konsonanz, die erst durch die Synkope des *e* der Endung zustande kommt, wird besonders die Unbetontheit als Flickwort im Sinne von hd. *mal* eine kürzende Rolle gespielt haben: *Ik bŭn (daa)r ins węsen.*

Für das Zahlwort 20 verzeichnet Lü.-Wa. im mnd. Handwörterbuch nur *twintich*. Zugrunde liegt as. *twêntig*. A. Lasch nimmt folgende Entwicklung des Stammvokals an: $\hat{e} > e > i$ (Gr. § 68, 3). Die Reihe lautet nach meiner Auffassung: $\bar{ę} > \breve{ę} = \breve{i}$, umfasst also qualitativ nur zwei Schritte. Anlass zur Kürzung gaben die Doppelkonsonanz, die bei Synkope des *i* in flektierten Formen gar zur dreifachen wurde, und die häufige unbetonte Stellung als attributives Zahlwort und insbes. in der Verbindung mit Einern; z. B. Minden 1381: *twe vnde twintech* (Lasch, Stb., Seite 88).

Dem holsteinisch-grosshamburgischen *Hitt* : Hitze entsprechen im Mnd. die Formen *hitte* und *hętte* (Lü.-Wa. s. v.). Nach der *e*-Variante zu schliessen, kann ein Adjektivabstraktum **hêtiđa* zugrunde liegen; vgl. nnd. *Grötte* < **grôtiđa*. (So auch Sarauw I, 236, anders dagegen Mensing unter *hitt*.) — Die gleiche Höherstufung des Stammvokals ist erfolgt bei nnd. *hitten* : heizen, zu dem Mensing die Nebenform *heten* vermerkt; mnd. begegnet nach Lü.-Wa. nur *hitten*; fürs As. bietet der Heliand *hêtian*. Die durch das *j* des Kausativums veranlasste Konsonantenverdopplung hat den Anlass zur Kürzung und Heraufstufung des *ê* gegeben; und der Anreiz, dem Gleichklang mit dem mnd. *hêten*, as. *hêtan* : »heissen» zu entkommen, mag die Form gestützt haben. — Dieselbe Vokalumstufung erfuhr der Stamm in mnd. *hittelik* : »heiss», nnd. (Holstein, Hamburg, Nordhannover) *hitt(e)lich* : »hitzig, ungeduldig, nervös». — Weniger verbreitet ist das schleswig-holst. *hitt* für sonstiges *heet* :

»heiss», für das Lü.-Wa. nur *hêt* ansetzen. Als Ursache für diese Vokalkürzung und -umstufung mutmasse ich 1. die Doppelkonsonanz in den flektierten Steigerungsstufen, 2. die Unbetontheit in attributiver Stellung, z. B. *heet Wáter*, und 3. vor allem Anlehnung an die schon aufgestuften *Hitte, hitten, hittelich.*

Auf ein sehr kleines Gebiet beschränkt zu sein scheint *Lidder* < **lêder* : Leiter. Es ist in der Nordheide, im Kreise Harburg, sehr gebräuchlich. Lü.-Wa. geben fürs Mnd. nur *ledder* an, also mit gekürztem Stammvokal ohne eine Spur der Aufstufung. Die Kreis-Harburger sind mit ihrer Form dem in den nordöstlichen Mundarten oft klanggleichen *Ledder* : Leder ausgewichen. (Vereinzeltes spätmnd. *ladder* : Leder (Lasch, Gr. § 78) zeigt, dass das stammhafte *e* in diesem Wort sehr offen war.)

Das hd. Wort *kritteln* : »mäkeln» kann aus dem Nd. stammen und aus *krêteln* : »über Nichtigkeiten streiten» (vgl. Mensing unter *kreteln*) entwickelt sein. Zu diesem Verb ist mnd. nur das nomen agentis *krêteler* : »Hadermann» angesetzt, dazu das zugrundeliegende *krêten* : »streiten, zanken» (Lü.-Wa. s. v.). Vgl. die abweichende Auffassung bei Kluge-Götze unter *kritteln.*

Mnd. *-ēr-* > *-ĕr-*. Wie in Schlesw.-Holstein bestehen auch im Landkreis Harburg für das Rennen der durch Bremsen geängstigten Kühe die beiden Ausdrücke *bissen* und *birsen* (s. Mensing unter *birsen*), die sich dialektgeographisch ergänzen und darum nach meiner Meinung Aussprachevarianten aus dem gleichen Wortstamm vorstellen. Als Grundlage findet sich altfranz. *berser* : »mit dem Pfeil jagen», das nach Kluge-Götze (s. *birschen*) kurz vor 1200 ins Mhd. als *birsen* entlehnt ist. Schon hier liegt eine Heraufstufung von *ē* > *ĕ* vor. Das dem Franz. wie dem Mhd. lautlich entsprechende mnl. und mnd. *bērsen* ist die Grundform, aus der durch Stammvokalkürzung und Umstufung *birsen* und daraus durch *r*-Angleichung *bissen* entstand. Mir scheint es fraglich, ob bei mnd. *bēsen* und *bisen* (La.-Bo. 284) schon völliger *r*-Verschleiss vorliegt oder ob nur

bērsen und *birsen* ungenau gehört und geschrieben wurden. — Öhmann nimmt für Eilharts und Veldekes Form *birsen* hd. Einfluss an. (Studien über die franz. Worte im Deutschen im 12. u. 13. Jh., Helsinki 1918, S. 108.)

B. Für das Überwechseln von mnd. $\hat{o} > \breve{u}$ begegnen die Beispiele üppiger.

1. Ich beginne mit dem Lautverhältnis $\hat{o}^1 > \breve{u}$. Das mnd. *brôt*, n : Brut (La.-Bo. I, 354) entspricht schleswig-holsteinischem *Brutt* und *Brott* (Mensing s. v.). Zu dem gleichen Stamm gehört schlesw.-holst., nordhannöversch *bruddich, brüddich* : »schwül», von brütender Hitze (Mensing s. *bruttig*). Für *Brutt* sehe ich keinen besonderen Anlass zur Kürzung. Es ist in den Marschmundarten dem hier klanggleichen *Broot* : Brot aus dem Wege gegangen. Das *u* kann nicht gut auf hd. Einfluss zurückgeführt werden, da man in diesem Falle doch auch wohl die Länge übernommen hätte. Bei *bruddich* liegt die Ursache zur Umstufung in der Endsilbe *-ich*, die in flektierter Form bei Synkope des Vokals Doppelkonsonanz bewirkt.

Neben mnd. *bôsem(e)*, *bôsme* sind *bŭsme* und *bŭssem* für hd. »Busen» bezeugt (vgl. La.-Bo. I, 331). Im Nordnds. ist heute die Form *Bussen* sehr verbreitet. Sarauw (I, 244) führt hier, wie im allgemeinen, das *u* auf den voraufgehenden Lippenlaut zurück. Dass aber Umstufung vorliegt, die vor allem mit der Kürzung zusammenhängt, zeigen die nd. Belege bei Schiller-Lübben unter *busem*. Darum ist der Ansatz *busem*, den auch Lübben-Walther noch übernommen haben, falsch. Die gehörige Ordnung findet man bei Lasch-Borchling a. a. O.

In Holstein und in Nordhannover begegnet heute für mnd. *vôder* im Sinne von »Futter (Speise und Zeug)» sehr häufig *Fudder*; entsprechend auch *fuddern* für mnd. *vôder(e)n*. Es ist wahrscheinlich nicht richtig, ohne weiteres hd. Lautgebung anzunehmen, wie es z. B. Mensing tut (s. v. *Foder*). Jedenfalls ist bei Kürzung des Stammvokals vor der Silbe *-er* das *ŭ* im Nordnds. die genaue Entsprechung.

Auch in dem Wort *Mudder* für mnd. *môder* kann die gleiche Lautentwicklung vorliegen. Diese Form taucht nach Annemarie Hübner (Die Form der hd. Sprechsprache in Hamburg im 17. und 18. Jh., ungedruckte Hamb. Diss.) um 1700 im Hamburger Platt auf; in Schleswig-Holstein ist sie heute die Normalform (Mensing III, 668). — Das Wort *Broder* hat seit der Verfestigung des *þ* zum *d*, also seit früher mnd. Zeit, lautlich ganz zu *Moder* gestimmt. Abgesehen vom Ostfriesischen, wo *Bröer* gesprochen wird, sind beide Verwandtschaftsbezeichnungen bis ins Nnd. in ihrem Einklang bewahrt. Die Sonderentwicklung des Wortes *môder* zur Kürze im Stammvokal verzeichnen zuerst Wörterbücher des ostfälischen Raumes (Schambach 140, Bauer 72, Damköhler 130). Die im Heliand C auffälligen as. Formen *moder* und *muder* (2 mal, bzw. 1 mal gegen 10 mal *muod-*) wage ich kaum in unseren Zusammenhang zu stellen. — Das Wort *Broder* hat, soviel ich sehe, nirgends Kürzung und Aufstufung erfahren. Weil nordnds. *Mudder* und *Broder* die hd. Längenverhältnisse der entsprechenden Wörter *Mutter* und *Bruder* wiederspiegeln, liegt wohl Annahme hd. Beeinflussung bei der Umstufung von *Moder* nahe. *Mudder* wird an der Wasserkante in den Städten besonderen Auftrieb erhalten haben, da hier auf Erhaltung des stammhaften *d* Wert gelegt wurde, während es in den bäuerlichen Mundarten oft verklang und damit der Anlass zum Kürzen entfiel. (Vgl. Richey, S. 391, Bremer Wb. 3, 173.) Ausserdem haben die gleichen Städte engere Diphthonge oder gar Monophthonge bevorzugt (Vgl. Richey, S. 378 u. 383). — Das moderne Hamburger Hafenplatt mit *ę̣ǫ̣^{u}* für mnd. *ô* und *ǫ̣į̣* für mnd. *ô̂* ist erst in diesem Jh. zur typischen Hamburger Stadtsprache geworden), und endlich hat hier die starke Berührung mit dem Hd. die Umstufung begünstigen können.

Zu einer Aufhellung der einschlägigen Fragen muss die Entwicklung des Wortes mnd. *vāder* in die Untersuchung einbezogen werden, da *vāder* und *môder* oft nebeneinander gebraucht werden und sich in dieser Verbindung rhythmisch

beeinflussen können. Nach der Dehnung in offener Tonsilbe haben *vāder*, *môder* und *brôder* in der Quantität des Stammvokals und in Hinsicht auf den weiteren Wortausgang auf einer Ebene gestanden. Die Gleichheit wurde durch die Kürzung bei *Mudder* gestört. In einigen Mundarten, z. B. im Waldeckischen (Bauer 28) und in Schlesw.-Holstein (Mensing V, 340) ist das Gleichgewicht im alten Zweigespann *vāder* und *môder* durch Kürzung von *vāder* > *Vadder* wieder hergestellt. Dieser Entwicklung steht mnd. *vadder*(*e*): »Gevatter» im Wege, wo das Wort noch im Gebrauch ist und sich die *dd* nicht zu *rr* oder *ll* entwickelt haben. Die Verwandtschaftsnamen *Vater* und *Mutter* waren schon im Idg. durch die gleiche Betonung näher verbunden (**pətḗr*, **mātér*, aber **bhrā́ter*-).

Vokalaufstufung von *ô* > *ŭ̯* liegt auch vor in den schlesw.-holst.-nordhannöverschen Verbformen von mnd. *môten* : »dürfen, müssen»: Prs. (*ik*, *he*) *mutt*; (*du*) *musst*; Prät. (*ik*, *he*) *muss*, bezw. *müss*; (*du*) *musst*, *müsst*; (*wi*) *mussen*, *müssen*; 2. Part. *musst*, *müsst*. Dafür liegen schon mnd. Belege vor. Die Kürzung erfolgt in der unbetonten Stellung als Hilfsverb, die bereits im as. deutlich war, denn in den 37 von Sehrt (Vollständiges Wb. zum Heliand und zur as. Genesis, Göttingen 1925) ausgezogenen Beispielen des Verbums *môtan* steht nicht eine im Stabe. A. Lasch nimmt folgende Vokalentwicklung an: *ô* > *uo* > *u* (Gr. § 161). Infinitiv und pl.präs. von »müssen» lauten heute im Grosshamb. Gebiet *mo̯ten*, bezw. *mo̯t't* (in der Marsch mit geschlossenem *ō*). Der Stammvokal ist etymologisch *ô*[1]. Die sonst bei *ô*[1] im nordnds. Raum eingetretene diphthongische Entwicklung wird durch die vorwiegende Unbetontheit verhindert; und die tiefe Qualität in den Geestmundarten erklärt sich aus dem Anschluss an die modalen Hilfszeitwörter *mo̯gen* und *scho̯len*, denen sich auch *ko̯nen* (statt *künnen*) zugesellt hat. Damit ist *mo̯ten* : »müssen» dem Begriffsverb *möten* : »begegnen» aus dem Wege gegangen. Den Unterschied verzeichnet schon Richey für Hamburg (1755) (Seite 166).

Zu *noog* : »genug» vermerkt Mensing für Ostschleswig die

Nebenform *nuch* (III, 808). Bereits mnd. steht neben *genöchte* : »Befriedigung» *genüchte* (La.-Bo. I, 2, 71). Als sehr frühes Beispiel dieser Heraufstufung findet sich um 1000 in einer as. Psalmenauslegung: *an thero genuftsamidu* (*ubertate*) mit *ft* als umgekehrte Schreibung für **ginuhtsamidu* (Wadstein, kleinere as. Sprachdenkmäler, Norden und Leipzig 1899, S. 4, Z. 10). — Der gleiche Kürzungsanlass lag vor in mnd. *gerüchte* : »Ruf, Gerücht», das über die Lautstufen *gerôhte* < **gerôfte* als Abstraktbildung zu *rôpen* entstand. Es ist nach Lasch-Borchling (I, 2, 81) die mnd. Hauptform.

In diese Beispielgruppe gehört auch nordnds. *Küll* : Kälte, mnd. *külde*, *kôlde*, wenn ihm eine Abstraktbildung **kôlida* zum Stamm *kôl-* (engl. *cool*, hd. *kühl*, nnd. in *kölich* und *kölen*) zugrunde liegt und nicht **kaldî* zu *kald-*.

Mahnken (S. 13) verzeichnet für Hamburg im 13. Jh. die Namensformen *Conradus*, aber *Curt*, *Cunce* (neben *Conze*), *Cunegundis* (neben *Conegundis*). Felten (S. 25) belegt für Boizenburg *Conradus* 1319, *Churdt* 1458, *Cordt* 1494, *Churt* 1541, *Cort* 1605; *Cuntze* 1538. So braucht der Familienname *Kurts* = *Cordes* im elbostfälischen Raum nicht hd. zu sein.

Im Landkreise Harburg heisst das beim Apfel- und Birnenessen übriggebliebene Kerngehäuse *dat Hunkel-*, *Hunke(r)been*. Da es, insbesondere wenn es noch am Stengel sitzt, wie ein gebratener Hühnerschenkel aussieht, bin ich versucht, im Bestimmungswort *hônken*, *hônkel* : »Hühnchen» zu sehen. Kopfzerbrechen bereitet mir allerdings die Umlautlosigkeit des Stammvokals. Das bremische *Hunkebeen* (Brem. Wb. 2, 672): »Ein Schinken, an welchem das Fleisch bis auf etwas weniges vom Knochen heruntergeschnitten ist», vereinbart sich auch mit der Vorstellung eines schmächtigen Hühnerschenkels. Mensings (1, 568) Gleichsetzung von *Bunkelbeen* und *Hunkelbeen* halte ich für verfehlt; die beiden Wörter werden in dem Kinderspiel zwei verschiedene Arten von Knochen bezeichnet haben. Eine Anzahl weiterer Formen, die zur Erklärung mit in Betracht gezogen werden müssen, bringt Kück im Lüneburger Wb.

(1,777). Man vgl. auch die Zusammenstellungen im Kbl. des Vereins f. nd. Sprachf. 43 (1930), S. 11—12 u. 62. Wahrscheinlich könnte eine wortgeographische Karte über den Apfelgrütz mit einem Schlage Ordnung und Klarheit schaffen.

Ich stelle nun ein paar Beispiele aus der 6. starken Verbreihe vor, und zwar die Präterita von *backen*, *staan*, *waschen* und *wassen*, die heute im Nordnds. in der Form *bück*, *stünn*, *wüsch*, *wüss* mit und ohne Optativ-Umlaut begegnen. Schon mnd. finden sich *u* neben den gewöhnlichen *o*; z. B. *stund*, *wus*. Vgl. A. Laschs andere Erklärung des *u*. (Gr. § 430).

Mnd. *snurren* : »ein schnurrendes Geräusch machen» und mnd. *snorren* : »brummen, murren» (Lü.-Wa. 361) sind Bildungen aus dem gleichen Stamme *snôr-* : Schnur. Hierzu ist auch das nnd. *snurren* im Sinne von »betteln» zu rechnen, weil dabei oft schnurrender Lärm gemacht oder der Bettelspruch heruntergeschnurrt wurde. Mensing verzeichnet die Nebenform *snorren* (4,664). In diesen Bedeutungskreis gehört mit bewahrter Länge im Stammvokal nnd. *snören*: Vorgesetzte oder Fremde binden oder ihnen den Weg durch ein Seil versperren, damit sie sich durch ein Trinkgeld lösen. (Vgl. auch Mensing 4,657). — Nnd. *Snurrer* bedeutet »Bettler». Bei mhd. *snurræ re* : »Possenreisser» (Lexer, Mhd. Taschenwb., 1944[24], S. 202) erhebt sich die Frage, ob der Stamm *snurr-* aus älterem mhd. *snuor-* erleichtert ist oder ob er aus md. oder nd. Raum stammt.

Das Umstufungsverhältnis vermute ich auch zwischen den Stammvokalen von mnd. *grüfte*, f. und *gröft*, m. : »Deichgraben», ebenso zwischen mnd. *grüppe*, f. : »Abzugsgraben» und *grôpe*, f. : »Grube, Rinne». (La.-Bo. I, 2, 176, 166, 181, 168.) Für *grôpe* wäre dann der Umlaut anzusetzen.

Mnd. *sôt*, n., nl. *zoet*, engl. *soot* : »Russ» begegnet in Schleswig-Holstein und Nordhannover als *Sott*. Kürze des Stammvokals konnte leicht eintreten in den Ableitungen *sottich* : »russig», *sotten* : »russen» und *Sottje* : »Schornsteinfeger». Sie wird auf das Grundwort übertragen sein. Sarauw (I, 240) sucht die Ursache im stammschliessenden *-t*. (Vgl. dieselben Laut-

verhältnisse bei mnd. *brôt* : Brut unter B.l. dieses Aufsatzes.) Durch diese Kürzung vermieden die Marschmundarten, in denen $\hat{o}^1$ und $\hat{o}^2$ zusammengefallen waren, den Gleichklang mit dem Worte *Soot* : »Quelle, Ziehbrunnen». — Heraufgestufter Vokal findet sich in *Suttje*, m. : »Schmutzfink» (Mensing unter *Sottje*). Damköhler (Nordharzer Wb., Aschersleben 1927, S. 191) und Schambach (Wb. der nd. Mundart der Fürstenthümer Göttingen und Grubenhagen, Hannover 1858, S. 219) stellen *sutje*, f., nach dem Vorgange von Schütze (4,228) als Deminutivform zu *Su* : »Sau». Fürs Nordnds. möchte ich an der Herleitung von mnd. *sôt* : »Russ» festhalten und dazu auch das Kreis-Harburger *sutteln* : »schmutzigmachen, unsauber verfahren, fein regnen» stellen (vgl. Mensing 4,931 unter *suddeln*) und ebenso *suttelich* : »schmutzig, schmierig, unsauber». Dazu stimmt auch die t-Form von mnd. *sudeler*, *sut(t)eler* : »Marketender» (Lü.-Wa. s. v.). Bei *d* im Stamm könnte allerdings auch nach Lautstand und Bedeutung *sêden* : »sieden, kochen» beteiligt sein. Doch scheint mir der Stamm *sôt*, *Sott* : »Russ» näher zu liegen, da man in alter Zeit beim offenen Herd- und Kaminfeuer viel Last mit dem Russ gehabt hat. — Zu dieser Gruppe von Aufstufungen vergleiche man noch *Gundach* unter B. 5.

2. Die Beispiele für die Umstufung von $\hat{o}^2$ $(< au)^{\cdot} > \breve{u}$ sind bei weitem nicht so zahlreich wie die von $\hat{o}^1$. Das hängt mit der Tatsache zusammen, dass dieser Laut lange Zeit, auch unter der as. und mnd. Bezeichnung mit einem einfachen *o*, Zwielaut geblieben ist und bei der Einebnung zum Monophthong offen war, während man von $\hat{o}^1$ genau das Umgekehrte annehmen muss.

Der Grosse Duden verzeichnet in der 10. Auflage (Leipzig 1930, S. 119) ohne Herkunftsangabe: »*duff* : matt, glanzlos; dumpf». Mensing führt auf (1,897): »*duff* : 'matt, glanzlos, beschlagen' von Metallen, Glas, Farben usw.; eig. taub, wohl unter Einfluß von *Duft* : Nebel und *duff* : *dumpf*». Schütze (1,263) vermerkt für Holstein (1800): »*duff* : von der Farbe, was ohne

Glanz wie *doof*». Richey (S. 37) bringt für Hamburg (1755): »*doof* : 3) trübe, unscheinbar; *dooven* Tafft: der keinen Glanz hat. *Doof Sülver*: das matt und nicht poliret ist». An der ursprünglichen Gleichheit von *doof* : »taub» und *duff* : »glanzlos» kann nach diesen Belegen nicht mehr gezweifelt werden.

Im Landkreis Harburg gibt es ein Hinkspiel, das die Kinder *Hinkfoot* nennen. In Schleswig-Holstein finden sich dafür ausserdem die Namen *Hinkepott* und *Hink(el)putt*. Mensings Mutmassung (3,809) ist sicher richtig, dass es sich hierbei um eine Entstellung aus *Hinkepoot* handelt. So ergibt sich fürs Grundwort folgende Entwicklungsreihe: (*-fôt* =) *-pôt* > *-pu̯tt* (Kürzung und Umstufung) > *-po̯tt* (Anpassung an die eigene Mundart in Gebieten, wo man *Pott* statt *Putt* sagt).

Mensing (5,203) setzt *Tümt*, n., f. für »Zucht, Anzahl, Schar» als Hauptform an und vermerkt daneben *Tümp*, *Tömt*, *Tömp*. Das Wort gehört zu mnd. *tôm*, m. : »Nachkommenschaft, Geschlecht» (Lü.-Wa. 409). Dem entspricht engl. *team* : »Zucht, Gespann, Mannschaft». Das für *Tümt* vorauszusetzende mnd. **tômede* ist nicht belegt. Vielleicht ist es eine Mischform aus mnd. *tôm* und mnd. *tēmede*, beides im Sinne von Nachkommenschaft, Geschlecht. Abgesehen von der Doppelkonsonanz nach dem *e*-Ausfall wirkte die Vortonigkeit in attributiver Stellung kürzend. Die auslautenden *-p* in *Tümp* und *Tömp* waren ursprünglich Übergangslaute zwischen *m* und *t*. Sie gerieten nach dem die Aussprache erleichternden t-Abwurf in Endstellung.

Mnd. *grôter* : »grösser» ist zu *grütter* aufgestuft in einer Bremer Urkunde von 1369: *to ener grutteren betughinge*. (Tümpel S. 45, ohne nähere Quellenbezeichnung.) — (Vergleiche noch *ook* — *uck* unter B. 5.)

3. Es gibt eine Reihe von Fällen, in denen mnd. *ō* vor *r* + Dental bei Kürzung in *u* umgestuft wurde. Im Nordteil der Lüneburger Heide spricht man die Wörter *Geboortsdach*, *Goort* und *Poort* mit dem gleichen geschlossenen halblangen *o̯*; doch hat man bei den ersten beiden den Eindruck, als spräche man

ein *u*, und man schreibt auch oft dementsprechend *Geburtsdach*, *Gurt*, während bei *Poort* in der Regel die Umstufung unterbleibt. Dies Beispiel zeigt deutlich, wie stark das hd. Schriftbild bei der Auffassung und Bezeichnung der nd. Laute mitwirkt. (Ganz dasselbe schiefe Verhältnis zwischen gleicher Aussprache und verschiedener Auffassung begegnet beim nnd. *ē* vor *r* in den Gegenden, die nicht diphthongieren oder zu *ī* erhöhen in Wörtern wie *Sweert*, *Steert*, *Weert*, *Scheerm*, in denen man den hd. Wörtern entsprechend bei den ersten beiden *ē* und bei den letzten beiden *i* zu hören glaubt.)

Wo das *ō* in mnd. *wōrt*, f. : »eingehegter Hausplatz, Garten» (Lü.-Wa. 594. Zum Wort vgl. weiter Niekerken, Das Feld und seine Bestellung im Niederdeutschen, Hamburg 1935, § 154) heute nicht verzwielautet und auch nicht zu *ū* verengt ist, wird es wohl meist als *ų* eingestuft und bezeichnet. Als *Wurte* ist es auch in den Grossen Duden aufgenommen (10. Aufl. s. v. Vgl. noch Hirt-Weigand, Deutsches Wb., Giessen 1910[5] unter *Wöhrde*). Schon mnd. ist die *u*-Schreibung so stark vertreten, dass Schiller-Lübben *wurt* als Hauptlemma ansetzen. Auf diese Weise ist die Bezeichnung der schriftlichen (und der mündlichen?) Gleichheit mit mnd. *wōrt* : Wort entkommen.

Eindeutige Umstufung liegt vor in den nnd. Wörtern *fůdder* (z. B. Kück S. 527) : »weiter» < *fürder* < mnd. *vōrder* — as. **furđir*, *Wust* (Schleswig-Holstein, Hamburg, Nordhannover) : »Wurst» < mnd. *wōrst* und *Wuttel* (Hamburg und Schleswig-Holstein, hier mit danebenstehendem *Wöttel*) : »Wurzel» < mnd. *wōrtele*. — In diese Gruppe gehört auch folgende Probe aus einem modernen hamburgischen Text (Gustav Meyer (Neuhofer Heimatdichter) Bruut un Brǫ̈gam, Mskrt.): Nun erst wurde ihm richtig klar, »*wat he vun'n Tüffel węsen weur*»; *vun'n* < *fōrn* < *fōr ên* : »für ein».

4. Umstufung in ein paar Fremdwörtern. In Schleswig-Holstein begegnen die Namensformen *Juchen* und *Jochen* mit kurzem *u* und *o* (Mensing 2,1040). Daneben besteht die ältere Form *Joochen* (z. B. in der Lüneburger Heide), die aus *Joachim* ent-

standen ist. — Nnd. *munstern* : »genau prüfen, mustern» (z. B. in Hambg; auch in Schl.-Holstein, Mensing s. v.), mnd. *munsteren* : »mustern, untersuchen», geht mit nl., mnl. *monsteren* und hd., mhd. *mustern* übers Französische auf lat. *mōnstrāre* : »zeigen, hinweisen auf» zurück. Kluge-Götze nehmen fürs Hd. italienische Vermittlung an. S. unter *Muster*. — Die Wörter *Polizei* und *Politik* lauten heute in der Hamburger Mundart *Pull(e)zéi*, bzw. *Pulletiek*.

5. Nun reihe ich ein paar Fälle von Umstufung an, die sich eindeutig aus der unbetonten Stellung erklären. Die betonten, nicht herabgestuften Wörter stehen als Hauptformen mündlich und schriftlich im Vordergrund. Das Adjektiv *ole* erscheint im Nordhannöverschen vortonig mit einem Gefühl der Geringschätzung oder des Unwillens als *ull(e)*; z. B. *de ull Keerl*! Ebenso in Schleswig-Holstein. (Mensing 3,845.) In dieser aufgestuften Form wird es dann auch in betonter Stellung als Schelte verwandt: *Du Ulle*! : Du Böser, Garstiger!

In der Tonlosigkeit wird *ook* : »auch» im Nordnds. zu *uck* gekürzt. Dies hat in manchen Gegenden die Ausgangsform ganz verdrängt. Mensing setzt an: *ook, ock, uk* (3,833). — Die Wortzusammenziehung *tum* : »zum» < *tō dem* erregt oft den heftigen Zorn der nd. Heimatfreunde. Sie wird als unecht, als hd. empfunden. In manchen Fällen ist der Vorwurf berechtigt, z. B. in der Zusammenstellung »*tum eersten*», wo es wohl in der Regel richtig heissen müsste »*tun eersten*». Aber gegen Verbindungen wie »*tum Mai*» und »*tum besten*» ist lautlich nichts einzuwenden, da hier richtige Aufstufung aus unbetontem »*tō'n*» mit Auslautangleichung an den folgenden Lippenlaut vorliegt. Entsprechend findet man bei gut hörenden, nicht in fester Schreibtradition verwurzelten Schriftstellern »*tu groot, tu Huus*», aber »*de Dǫ̈r is to*». Man vergleiche für die mnd. Zeit die Beispiele bei Tümpel (S. 37 ff.), soweit sie nicht eindeutig als lange md. oder nfränkische *ū* aufgefasst werden müssen.

Die Grüsse *Goden Morgen, Goden Dach, Gode Nacht* klingen

in der gewöhnlichen Aussprache des Nordnds. nach Ausfall des *d* im Adjektiv: *Gummórgen, Gundách, Gunnácht.* (Vgl. auch Mensing 2, 423.) Vielleicht erklärt sich die weite Verbreitung der Form *gûde* für *gôde* im nd. Raum, abgesehen vom md., nl. und hd. Einfluss auch ein wenig aus der Umstufung in unbetonter Kürze. (Vgl. dagegen Sarauw I, 62/3.)

6) Ich schliesse diese Gruppe mit einem schwierigen Fall ab. Er liegt vor in mnd. *brûdegam, brōdegam* : »Bräutigam». (La.-Bo. s. v.) Diesen beiden Formen entsprechen in Schleswig-Holstein *Brüdigam, Brüjam* und *Brǫ̈digam, Brǫ̈gam* (Mensing 1,552. Über die weitere dialektgeographische Verteilung s. Sarauw 1,60). Nach dem Gefüge der 2. Ablautreihe müssten die *ǫ̈*-Formen eine Schwundstufe vorstellen. Ein solcher Stamm ist mir jedoch nicht bekannt. Die beiden Varianten erklären sich nach meiner Ansicht folgendermassen: Die mnd. Ausgangsform *brûdegam* konnte das lange *û* im betonten nom. und acc. sing. erhalten. In allen anderen Fällen bestand bei der Viersilbigkeit besonderer Anlass, den Bindevokal zu synkopieren. Die auf diese Weise hervorgerufene Doppelkonsonanz führte, vor allem in unbetonter Stellung, zur Kürzung des Stammvokals (*ū̆* > *ŭ̈*). Da es im nordnds. Vokalsystem an sich keine kurzen *ŭ̈* gab, passte sich dieser Laut sprunghaft der vorhandenen offenen Kürze an, wie sie z. B. in *Brüch, Glück, Stück* begegnet. Dieses kurze *ŭ̈* wurde in manchen Mundarten früh auch auf die nicht synkopierten und darum noch nicht gekürzten nom. und acc. sing. übertragen, wo es dann bei der Tondehnung in offener Silbe als *ǭ* eingestuft wurde. Andere Dialekte bewahrten die *û*-Formen aus den für die Länge günstigen Stellungen, insbesondere wenn früh das *d* des Bestimmungswortes verfiel und auf diese Weise der Kürzungsanlass beseitigt war. Sarauw (I, 60) meint, das lange *û* in *Brüdegam* sei in dem schweren Wortkörper gekürzt und dann wie alte Kürze in offener Silbe behandelt. Auch nach dieser Ansicht muss von *ŭ̈* > *ŭ̈* gesprungen und von *ŭ̈* > *ǭ* umgestuft worden sein. Agathe Lasch (Gr. § 156 Anm.)

erwägt zweimalige Akzentverschiebung, um Kürze und Tondehnung zu erklären. Über die mecklenburgischen Vorkommensverhältnisse unterrichten Wossidlo-Teuchert im Mecklenburgischen Wb. (Neumünster 1943; 2, 15.)

C. Bei der Tondehnung in offener Silbe erfolgten im Mnd. Herabstufungen von $\breve{o} > \bar{a}$. Im Nnd. der Wasserkante geschehen durch Kürzungen langer $\bar{a}$ Überwechslungen in umgekehrter Richtung, weil hier offene dumpfe *å* nur als Länge in der Vokalskala vorkommen, die entsprechenden Kürzen aber dem $\breve{o}$ gleich oder sehr ähnlich sind. Während bei Entwicklungen wie *frame* > *fromme*, *kamen* > *kommen*, *namen* — *nommen*, *Samer* > *Sommer* (so schon mnd.!), bei denen gewissermassen die frühmnd. Tondehnung wieder rückgängig gemacht wird, hd. Einfluss bei der Umstufung Vorschub leisten konnte, scheidet er in folgenden Fällen offensichtlich aus: *Hamer* > *Hommer*, *Kamer* > *Kommer*, *Namatt* > *Nommatt*, *Namiddach* > *Nomdach*, *Nommerdach*. Diese Formen sind im Landkreise Harburg gebräuchlich; in Schleswig-Holstein hat Mensing sie für Glückstadt festgestellt (2, 215; 3, 31, 747, 748). — Ein frühes Beispiel der Umstufung von $\bar{a} > \breve{o}$ liegt vor in mnd. *brŏmel* < *brâmel* : Brombeere. Danach haben Lasch-Borchling (I, 353, 340) zu Unrecht Länge für die jüngere Form angesetzt.

III. Bei den hier in Frage stehenden Qualitätsänderungen im nd. Vokalsystem habe ich bisher nur die wirklich auch in der Schrift vollzogene Umstufung ins Auge gefasst. Sie ist bei der Tondehnung der as. Kürze zur mnd. Länge im Nordnds. in der Regel erfolgt (s. I). Diese grosse Regelmässigkeit in der Vokalherabstufung ist an und für sich nicht so selbstverständlich, wie sie gewöhnlich hingenommen wird. Vom schreibtechnischen Standpunkt betrachtet, kann man nämlich erwarten, dass die Schreiber $\breve{i}$ und $\breve{u}$, die in der Aussprache länger werden, noch lange als *i* und *u* ansehen und bezeichnen.

Dieser Buchstabenordnungssinn hat offenbar bei der ersten Fixierung der mnd. Schrift im Norden gefehlt, und zwar wahrscheinlich darum, weil man einen neuen, auch vom hd. Schreibsystem losgelösten Anfang machte nach einer längeren, aufs Ganze gesehen schriftlosen Zeit der nd. Sprache. Man hatte keine Schriftbilderüberlieferung, so wurde das Ohr massgebend.

Anders war es, als die Schreiber im Laufe der mnd. Periode fest an die Wortbilder gewöhnt waren. Da hielten sie mechanisch an den Buchstaben fest, anstatt die gekürzten Vokale heraufzustufen. Man kümmerte sich nicht darum, wenn Schreibung und Aussprache sich nicht mehr ganz deckten; denn welcher eingeübte Schreiber gäbe gern seinen Duktus auf? (Man vgl. den heutigen Widerstand gegen berechtigte Reformvorschläge!) So muss man damit rechnen, dass die Schreibüberlieferung die neue Aussprache längere Zeit verdeckt, in unserm Falle die Vokalumstufung. Falls die Schreiber aber durch Konsonantenverdopplung oder durch Fortlassen synkopierter Vokale wenigstens die neue Kürze andeuten (— das geht eher an, als einen betonten Vokal zu ändern —), entsteht ein kritischer Punkt in der Lautgeschichte; denn von jetzt an richtet sich ein Teil der Schriftkundigen bei der Aussprache, zunächst wohl nur beim Lesen, nach den Buchstaben, so dass die lautlich ungenaue Schreibung nun die Rede beeinflusst. (Ich erinnere z. B. an die Wirkung, die es für die nordwestdeutsche Aussprache des Hochdeutschen hatte, dass die hd. Schreiber in *sp-* und *st-* die velare Qualität des *s* nicht bezeichneten. Man vgl. auch Tümpel, S. 9.) So wurde fälschlich *Bọssen, Cọrd, Mọdder, Sọtt* statt des richtigen *Bọssen, Cọrd, Mọdder, Sọtt* gelesen und gesprochen. Dadurch erfolgt eine lautgeschichtlich unorganische Veränderung der $\hat{o}$-Laute. Entsprechende Beispiele für $\hat{e}$ sind *Beld, Dettmer, Hemmel, Henke* mit offenem *ẹ* statt geschlossenem *ẹ*. Die Sprache der angesehenen Schicht der Schriftkundigen wirkt sich auf weitere Kreise aus. Hier erhebt sich die Frage, ob unorganisch entwickelte Formen wie *Bẹld* und *Mọdder* nicht auch in rein

mündlicher Überlieferung der nichtschreibenden Volksschichten entstanden sein könnten. Ich glaube es nicht. Nach meiner Ansicht sind eine Vorstellung und ein Bewusstsein vom Aufbau eines sprachlichen Lautgefüges sehr weitgehend mit der Schrift, den Buchstaben, verknüpft. Anfänge für willkürliches Verwenden der Laute ohne schriftliche Vorstellungsgrundlage scheinen im Stabreim vorzuliegen. (Es würde sich im Interesse der Sprachgeschichte lohnen, die Frage aufzugreifen, wie der schreibungewandte oder gar der schriftunkundige Mensch zu seiner Sprache steht.)

In diesem Aufsatz habe ich das Problem der Vokalumstufung aufgeworfen. Es birgt noch viele offene Einzelfragen, deren Beantwortung zur Aufhellung der feineren Wandlungen des nd. Selbstlautgefüges beitragen wird. Bei den beregten Vorgängen handelt es sich um Laut- und Buchstabenveränderungen, deren Ursachen sich verhältnismässig fest greifen lassen: Den Anlass zur Herabstufung gibt eine Vokaldehnung in offener Silbe oder vor Liquida + Konsonant (ein modernes Beispiel für *l* findet sich in der norddeutschen Aussprache des hd. Wortes *Milch* als *mēx*), den zur Heraufstufung eine Selbstlautkürzung, bedingt durch mehrfache Konsonanz und Unbetontheit in Wort oder Satz. Ein weiterer ursächlicher Umstand für das Zustandekommen der Umstufung liegt in der Tatsache, dass das nordnds. Vokalsystem ursprünglich nur kurze offene und lange geschlossene Selbstlaute hat. Auf diese Weise muss der quantitätsveränderte Selbstlaut die Qualität, die Lautfamilie, den Buchstaben wechseln, in die nächst höhere oder niedere Art umgestuft werden. [Am frühesten und am deutlichsten zeigen sich die Umstufungen von und zu den Extremvokalen *i* und *u*, erst später diejenigen vom und zum *o*. Das as. kurze *a* ist nicht so hell, palatal, gewesen, dass es bei der Längung zu *ē* aufgestuft werden musste (vgl. A. Lasch, Gr. § 24 und § 77. Es fragt sich sehr, ob die aufgeführten *-er-* (< *-ar-*) als mit langem *ē* aufzufassen sind), und das as., mnd. lange *â* war noch nicht so dumpf, velar,

dass es bei der Kürzung in die *o*-Familie übertreten konnte.] Den traditionellen Buchstaben aufzugeben, kann der Schreiber seit spätmnd. Zeit geneigt werden, von rein phonetischen Beweggründen abgesehen, 1) durch Anlehnung an hd. Wortbilder und 2) durch den Willen, Homonyme zu vermeiden. Für die erstgenannte, bei weitem häufigste Möglichkeit ist es also wichtig zu erfahren, ob der betreffende nd. Schreiber eine Vorstellung vom Hochdeutschen hat und wie weit er ihm freundlich zugetan ist. Das ist in der Hauptrezeptionszeit wohl die Regel. Für die letzten hundert Jahre der nd. Literatur, insbesondere aber seit der Jahrhundertwende, ist bei Freunden der Heimatsprache mit dem Willen zu rechnen, Hoch- und Niederdeutsch mündlich und schriftlich säuberlich zu scheiden. — Wenn die dargelegte Ansicht von der Vokalumstufung richtig ist, braucht man zur Erklärung der in Frage stehenden Selbstlautveränderungen weder die benachbarten Laute noch hd. Einfluss in dem Masse zu bemühen, wie es bisher geschehen ist.

NUR MIT VERFASSERNAMEN ZITIERTE LITERATUR

Felten = Werner Felten; Die Personennamen der Stadt und des Landes Boizenburg vom 13. bis 17. Jahrhundert. Hamburg 1936.

Grimme = Hubert Grimme; Plattdeutsche Mundarten. Berlin u. Leipzig 1922[2].

Holthausen = F. Holthausen; Altsächsisches Elementarbuch. Heidelberg 1921[2].

Kluge-Götze = Friedrich Kluge / Alfred Götze; Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin 1951[15].

Küch = Eduard Kück; Lüneburger Wörterbuch. 1. Bd. Neumünster 1942.

Lasch, Gr. = Agathe Lasch; Mittelniederdeutsche Grammatik. Halle 1914.

Lasch, Stb. = dieselbe; Aus alten niederdeutschen Stadtbüchern. Ein mittelniederdeutsches Lesebuch. Dortmund 1925.

La.-Bo. (Lasch-Borchling) = A. Lasch / C. Borchling; Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Hamburg 1928 ff.

Lü.-Wa. (Lübben-Walther) = August Lübben / Christoph Walther; Mittelniederdeutsches Handwörterbuch. Norden u. Leipzig 1888.

Mahnken = Georg Mahnken; Die hamburgischen niederdeutschen Personennamen des 13. Jahrhunderts. Dortmund 1925.

Mensing = Otto Mensing; Schleswig-Holsteinisches Wörterbuch (Volksausgabe). Bd. 1—5. Neumünster 1927—35.

Rooth = Erik Rooth; Saxonica. Beiträge zur niedersächsischen Sprachgeschichte. Lund 1949.

Sarauw = Chr. Sarauw; Niederdeutsche Forschungen I. Vergleichende Lautlehre der niederdeutschen Mundarten im Stammlande. Kopenhagen 1921.

Schütze = Johann Friedrich Schütze; Holsteinisches Idiotikon. 4 Teile. Hamburg 1800—1806.

Tümbel = H. Tümpel; Niederdeutsche Studien. Bielefeld u. Leipzig 1898.

[Mit dem sehr bedeutsamen, großrahmigen Aufsatz von Theodor Frings über »Germ. ō und ē» in PB Beiträgen 63 (1939) möchte ich mich im Zusammenhang mit der Problematik des vorstehenden Themas besonders befassen.]

W. Niekerken.

MHD. *EZ SPRICHET*

Hartmanns Armer Heinrich Vers 91 *ez sprichet an einer stat* wird oft übersetzt: 'Es heisst an einer Stelle.' Das ist zu billigen, wenn der Übersetzer die Geschichte des germanischen Passivs beherrscht. Die Wiedergabe ist schädlich und laienhaft, wenn sie sich auf Erec 8006 beruft oder einfach den schillernden Sinn von »heissen» als bequeme Schaukel benützt.

Aktive Sätze wie: »er heisst ihn Peter» müssen klar geschieden werden von: »er heisst Peter»; Sätze der zweiten Art sind belastet mit der Erbschaft des urgermanischen persönlichen Passivs (got. *haitada*).

Bei ahd. *quędan* und den altdeutschen Entsprechungen von

»sagen, sprechen, meinen» entstand eine ähnliche Doppelleistung auf anderem Wege. Ausgangspunkt sind hier die subjektlosen, unpersönlichen Sätze, die im Altnordischen sehr beliebt sind: *svā seger ī Vǫlospǫ* 'so sagt man, so verlautet es in der V-' Andreas Heusler Altisländ. Elementarb.[2] § 458—461, ähnlich Gustav Neckel (Acta Philologica Scandinavica 1, 19 f.). Die deutschen Belege sind dünner gesät, passen aber gut in Hartmanns Raum, vorzüglich passt die frühe Benediktinerregel:

Et alibi dicitur = *indi andreru steti qhuuidit* Steinmeyers Denkmäler S. 209. Bei diesem ahd. Beispiel geht dem unpersönlichen Zeitwort eine umstandswörtliche Bestimmung voraus, die den subjektlosen Zustand schützt. Entsprechend gebaut sind: *in genesi quhidhit* 'dicitur in genesi' Isidor (Hench) S. 16; *Hear quhidit* 'hier ist die Rede davon' eb. S. 5. 14. 22 = *Hear saghet* eb. S. 37. Verwandte Stellen findet man noch eb. S. 3 Zeile 12; S. 16 Z. 18; S. 49 Z. 25; S. 53 Z. 27.

Hartmanns Beispiel entspricht wie das der Benediktinerregel einem lateinischen dicitur und unterscheidet sich von dem Vorläufer grundsätzlich nur dadurch, dass als formales Subjekt *ez* beigegeben ist. So wird der Satz normal, die Wortstellung beweglicher, eine Bedeutungserweiterung des Zeitworts ist angebahnt; eine versteinerte Altertümlichkeit wird ins Klare, Vernünftige, Klassizistische übergeführt.

Freiburg i. B.

Ernst Ochs

DIE MITTELNIEDERLÄNDISCHEN VERBA AUF *ONT-*

Ein Beitrag zur Geschichte der Lehnprägung

Bereits im Gotischen wird bekanntlich das Präfix *and-* und im Althochdeutschen *int-*, *ent-* zur Bildung von Verben, die das Gegenteil vom Simplex bezeichnen oder mit separa-

tiver und privativer Bedeutung versehen sind, verwendet (vgl. z.B. got. *andbindan* 'lösen', 'entbinden', *andhuljan* 'enthüllen'; ahd. *intwintan* 'detorquere', *intfuoren* 'entführen').

Der Weg von diesen ursprünglichen Verbalableitungen zu parasynthetischen Nominalableitungen (Zusammenbildungen) war leicht. Ob das got. *sik andhamōn* '*απεκδυσασθαι*', 'sich entkleiden' als Nominalableitung aufzufassen ist, weil ein **hamōn* im Gotischen nicht belegt ist, mag dahingestellt bleiben. Sicher ist dagegen, dass ahd. *inthalsôn* 'decollare' trotz des Vorhandenseins eines ahd. *halsôn* 'amplecti', 'complecti' als eine Ableitung von *hals* entstanden ist. Und ahd. *inpeinan* 'exossare', neben dem ein Simplex **beinen* überhaupt nicht belegt ist, ist offenbar vom Substantiv *bein* 'os' abgeleitet. So sind wohl auch althochdeutsche Bildungen zu beurteilen wie *intêrên* 'entehren' trotz des daneben bestehenden *êrên* 'ehren', *intscuohhôn* 'discalciare' trotz *scuohhôn* 'beschuhen, calciare', *intsigilan* 'deradere', 'resignare', 'entsiegeln', trotz *insigilen* 'siegeln' und *biinsigilen* '(be)siegeln' u.s.w. — Eine klare Scheidung zwischen Verbal- und Nominalableitung ist, wie die angeführten Fälle schon ahnen lassen, keineswegs immer durchführbar.

Im Mittelhochdeutschen finden wir neben den alten deverbalen und denominalen Bildungen eine erhebliche Anzahl neuer vor, unter denen besonders die Nominalableitungen hervortreten, wie *entôren* 'die Ohren abhauen', *enthoubeten* 'enthäupten', *entvüezen* 'die Füsse abhauen', *entmannen* 'der Mannschaft berauben' (trotz *mannen* 'zum Mann werden', 'bemannen'), *entmenschen* 'vom Menschlichen befreien' (trotz *menschen* 'zum Menschen machen'), *entstricken* 'vom Strick frei machen', *entworten* 'der Worte berauben'. - Im Neuhochdeutschen befindet sich diese Bildungsweise zweifelsohne auf dem Vormarsch (vgl. W. Henzen, Deutsche Wortbildung [1947] S. 240 f.). Dass auch französischer Einfluss dabei mitgewirkt hat, zeigen Fälle wie *entziffern* (seit dem 18. Jh.), das nach frz. *déchiffrer* (seit dem 15. Jh.) gebildet wurde, und *entwickeln*, das

jedenfalls in seiner Bedeutung durch frz. *développer* beeinflusst ist.

Sehr zahlreich ist die Gruppe dieser Verba im Mittelniederländischen. Von den soeben erwähnten mittelhochdeutschen Bildungen haben genaue Entsprechungen im Mittelniederländischen mhd. *enthoubeten* = mndl. *onthoveden*, mhd. *entvüezen* = mndl. *ontvoeten*, mhd. *entmannen* = mndl. *ontmannen*, mhd. *entstricken* = mndl. *ontstricken*.

Im Angelsächsischen begegnen einige in entsprechender Weise gebildete Verba, in denen die Vorsilbe in der Form *on-* und *un-* erscheint, wie z.B. altengl. *onbindan* 'to free from a band', 'to loosen', 'to release', *unhlidian* 'to remove the lid from', *unscogian* 'to unshoe' (Oxford Dictionary X, U, 34 *un-* N:o 4). Später wird *on-* in dieser Funktion durch *un-* vollständig verdrängt (z. B. *unveil* 'entschleiern', *unburden* 'entbürden'). Die Gruppe mit ausgesprochen privativer Bedeutung bleibt während der ganzen englischen Sprachgeschichte verhältnismässig gering.

Das Romanische besitzt ein Gegenstück zu diesen germanischen Bildungen in den sowohl von Verben als auch von Nomina abgeleiteten Verben mit dem Präfix *de-*, die besonders in separativer und privativer Bedeutung verwendet werden. Schon im klassischen Latein begegnen Bildungen wie *decolorare* 'entfärben', *deducere* 'wegführen' (< *ducere*) und *decollare* 'enthaupten' (< *collum*). Im Vulgärlatein nehmen diese Verba kräftig zu und gerade die Nominalableitungen mit privativer Bedeutung treten in den Vordergrund (vgl. z.B. F. T Cooper, Word Formation in the Roman sermo plebejus [1895] S. 271 f.): *defaecare* 'purifier, nettoyer', *defloccare* 'dégarnir de son poil', *delapidare* 'épierrer, ôter les pierres', *devirginare* 'entjungfern', *decarnare* 'ôter la chair', *decoriare* 'enlever la peau' u.s.w.

Diese Entwicklung setzt sich dann in den romanischen Sprachen fort (vgl z. B. Meyer-Lübke, Gramm. der roman. Sprachen II [1894] S. 623 f.). Das Französische schlägt insofern einen etwas abweichenden Weg ein, als das im Altfran-

zösischen auftretende *des-*, *de-* nicht auf latein. *de-*, sondern auf *dis-* zurückgeht, das in Gallien das ursprüngliche *de-* verdrängte (vgl. Meyer-Lübke, Hist. Gramm. der frz. Sprache II [1921] §§ 233 und 234). Mit diesem Präfix werden hier sowohl verbale als auch nominale Ableitungen gebildet, ohne dass es möglich wäre, eine klare Grenze zwischen ihnen zu ziehen. Eindeutige Nominalbildungen sind z.B. afrz. *desauber* 'dépouiller de la robe blanche du baptême', neben dem kein **auber* steht, *despersoner* 'défigurer, maltraiter', *desnerver* 'ôter les nerfs' u.s.w.

Inwieweit diese lateinische Bildungsweise bei der Entstehung der entsprechenden germanischen überhaupt und insbesondere der Nominalableitungen mitgewirkt hat, lässt sich kaum mehr feststellen. Dass sie aber ihre Weiterentwicklung im Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen und Mittelniederländischen gefördert hat, lässt sich nicht bezweifeln, wie viele Lehnübersetzungen nach lateinischem Vorbild in diesen Sprachen zeigen (so z.B. ahd. *intscuohhôn* nach latein. *decalciare*, ahd. *entêrên* nach latein. *dehonestare* bzw. mlatein. *dehonorare*, mhd. *enthoubeten* und mndl. *onthoveden* nach mlatein. *decapitare*, mhd. *entverwen* und mndl. *ontvaruwen* 'entfärben' nach latein. *decolorare*, mhd. *entblüemen* 'entjungfern' nach latein. *deflorare*, nhd. *entjungfern* wohl eher nach mlatein. *devirginare* (das als gelehrtes Wort im Altfranzösischen *desvirginer* ergab) als nach frz. *dépuceler* (vgl. auch gleichbedeutendes mndl. *ontjofferen*, *ontjoncferen*, das wegen seiner Verwendungsweise ebenfalls auf lateinischem Vorbild zu beruhen scheint).

Dass die altfranzösischen Verba auf *des-*, *de-* die mittelniederländische Wortbildung beeinflusst haben, hoffe ich durch einige von mir (Die mittelhochdeutsche Lehnprägung nach altfranzösischem Vorbild [Annales Academiæ Scientiarum Fennicæ Ser. B N:o 68, 3; 1951] S. 23 f. und 34 f.) angeführte Beispiele gezeigt zu haben. An dieser Stelle möchte ich meine diesbezüglichen früheren Ausführungen noch weiter ausbauen und stärker untermauern.

Schon die Tatsache, dass gerade in dem durch das Altfranzösische stark beeinflussten Mittelniederländischen die Zahl der separativen und privativen *ont*-Verba, im besonderen der Nominalableitungen, auffallend gross ist, gibt zum Nachdenken Anlass. Noch schwerer fällt ins Gewicht, dass viele der mittelniederländischen Bildungen ihre genauen Entsprechungen nur im Altfranzösischen, nicht aber im Mittelhochdeutschen, Althochdeutschen oder Altsächsischen haben. Das könnte dafür sprechen, dass sie erst im Mittelniederländischen entstanden sind, und zwar nach altfranzösischem Vorbild, ohne freilich dies bindend beweisen zu können. Ein weiteres wichtiges Indiz für französischen Ursprung ist es, wenn diese Wörter noch dazu der höfischen Sprache angehören. Das trifft nicht nur zu etwa für mndl. *ontorsen* (Verwijs-Verdam, Middelnederlandsch Woordenboek — abgekürzt V.-V. — V 1171) 'van zijn paard stoten of werpen', auch 'van het paard doen of nemen, niet in vijendelijken zin' — afrz. *deschevaler* 'jemanden aus dem Sattel heben', 'vom Pferde stürzen', 'aus dem Sattel gehoben werden' (Tobler-Lommatzsch, Altfranzösisches Wörterbuch — abgekürzt T.-L. — II 1501 f., Godefroy, Dictionnaire de l'ancienne langue française — abgekürzt Godefroy — II 555), und mndl. *onthelmen* (V.-V. V 1076) 'van den helm ontdoen', 'den helm afnemen' — afrz. *desheaumer* 'enlever le heaume' (Godefroy II 595), sondern auch für einige weitere Termini des Rittertums, wie mndl. *onthalsbergen* 'van halsberg of harnas berooven of ontdoen' (V.-V. V 1072) — afrz. *deshaubergier* 'jemanden des Panzerhemdes entledigen' (T.-L. II 1608, Godefroy II 595) und mndl. *ontsadelen* 'een ruiter uit den zadel werpen', 'een paard van zadel ontdoen' (V.-V. V 1206) — afrz *desseler* 'jeter hors de la selle', 'quitter la selle', 'tomber' (T.-L. II 1743, Godefroy II 650). Der Bedeutungsumfang des mndl. *ontsadelen* deckt sich freilich nicht vollkommen mit demjenigen des altfranzösischen Wortes, da aber die Hauptbedeutung beiden gemeinsam und das mittelniederländische Wort ein Terminus der Sprache des Rittertums ist,

hat der altfranzösische Ausdruck höchst wahrscheinlich als Vorbild gedient. Das Verb hat sein Gegenstück im Mittelhochdeutschen, wo *entsateln* in Wolframs von Eschenbach Willehalm 232, 5 als Variante in den Handschriften *o* und *p* in der Bedeutung 'das Pferd entsatteln, absatteln' vorkommt. — Ein **orsen*, **helmen*, und **halsbergen* ist im Mittelniederländischen nicht belegt.

Besonders einleuchtende Zeugnisse für französisches Vorbild sind aber die halben Lehnübersetzungen mit *ont-*, die also nur den ersten Teil des fremden Ausdrucks übersetzen und den zweiten als Fremdwort beibehalten. Die Anzahl derartiger Verba von unserem Typus im Mittelniederländischen ist bedeutend.

Wenn es im Mittelniederländischen *ontpoorteren* nebst Var. 'iemand van zijn poorterschap of burgerrecht berooven, ontzetten, vervallen verklaren' (V.-V. V 1180 f.) heisst, so liegt hier mndl. *po(o)rter* 'Bürger einer Stadt' (< mndl. *po(o)rt* in der Bedeutung 'Stadt') zugrunde. Höchst wahrscheinlich hat aber auch bei der Entstehung dieser mittelniederländischen Bildung latein. *deportare* mitgewirkt, das im Mittelalter in der verwandten Bedeutung 'verbannen' häufig verwendet wurde (vgl. Thesaurus linguae latinae V, 1, 588). Französisches Vorbild ist hier weniger wahrscheinlich, weil afrz. (*se*) *deporter* hauptsächlich 'sich freuen', 'sich benehmen' hiess; die Bedeutung 'aus dem Lande wegschaffen' ist nach W. von Wartburg (Französisches etymologisches Wörterbuch III [1934] S. 45) erst im Neufranzösischem aus dem Latein entlehnt, aber T.-L. (II [1936] S. 1425) gibt für die Bedeutung 'entfernen', 'entheben' ein paar altfranzösische Belege.

Offensichtlich nach altfranzösischem Vorbild wurde dagegen mndl. *ontpoenten* 'uit een goeden toestand brengen', 'in een slechten toestand brengen', 'benadeelen', 'verontrusten', 'ontstemmen', 'rust en vrede benemen aan (het gemoed)' gebildet, und zwar nach afrz. *despointier*, dessen *des-* durch *ont-* ersetzt wurde, während *point* als fremder Bestandteil beibe-

halten wurde. Gerade die Übereinstimmung in der Bedeutung spricht stark dafür, dass das französische Wort den Ausgangspunkt bildete; afrz. *despointier* hiess etwa 'grever', 'léser', 'causer un dommage', 'beeinträchtigen', 'schmälern', 'schädigen' und kann sowohl ein persönliches als auch sächliches Objekt haben (vgl. T.-L. II 1708, Godefroy II 632 f.). — Im Mittelniederländischen existierte auch das Simplex *poenten* (V.-V. VI 518 f.) in der Bedeutung 'voegen', 'in orde brengen'.

In mndl. *ontplumen* 'een vogel van zijn veeren berooven' (V.-V. V 1179 f.) schimmert deutlich durch afrz. *déplumer* 'dégarnir de ses plumes l'oiseau', 'déplumer', das seit dem 13. Jh. gut belegt ist (vgl. z.B. A. Dauzat, Dictionnaire étymologique de la langue française [1938] S. 567 f. s.v. *plume*). Allerdings könnte hier als Vorbild auch latein. *deplumare* in Frage kommen, das freilich nicht besonders häufig gebraucht zu sein scheint (vgl. Du Cange, Glossarium mediae et infimae latinitatis III 69 s.v. *deplumare*, Quicherat-Daveluy-Châtelain, Dictionnaire latin-français [1910] S. 391 nur *deplumator* und *deplumatus*, Thesaurus linguae latinae V, 1, 575 nur *deplumatus*).

Ob mndl. *ontprinden* 'ontnemen', 'ontrooven', 'afdwingen', 'afpersen' (V.-V. V 1181) mit afrz. *desprendre* gew. refl. 'se détâcher', 'sich lösen, losreissen', aber auch 'dégager de qqn' (T.-L. II 1713, Godefroy II 635 und IX 356) zusammenhängt, bleibt unsicher.

Dagegen scheint mndl. *ontproeven* 'bewijzen dat iets niet zo is', 'het tegenbewijs van iets leveren' (V.-V. V 1181) durch afrz. *desprover* 'widerlegen', 'verwerfen' (T.-L. II 1716) angeregt zu sein; da es sich um ein in der Gelehrtenliteratur verwendetes Wort handelt, darf aber auch latein. *reprobare* nicht ohne weiteres als Vorbild von der Hand gewiesen werden.

Das mndl. *ontformen* 'van zijn vorm of oorspronkelijke gedaante berooven' (V.-V. V 1383) lässt sich zwanglos auf latein. *deformare* zurückführen; dem mhd. *entformen* entspricht nach Diefenbach (Glossarium latino-germanicum S. 593) latein.

transformare. Auch im Altfranzösischen wird *deformer* in der Bedeutung 'verunstalten' bereits seit dem 13. Jh. als Entlehnung aus dem Latein verwendet (vgl. T.-L. II 1294, Godefroy IX 290, von Wartburg, Franz. etym. Wb. III S. 30). Die Gebrauchssphäre des Wortes im Mittelniederländischen legt die Annahme lateinischen Vorbildes nahe.

Sowohl nach Bau als Bedeutung entspricht mndl. *ontfigureren* 'van gedaante veranderen', 'mismaken', 'onkenbaar maken' (V.-V. V 1371) dem afrz. *desfigurer* 'entstellen', 'verunstalten', das seit dem 12. Jh. gut belegt ist (T.-L. II 1589, Dauzat, Dict. étym. S. 324 s.v. *figure*). Die Bedeutung des latein. *defigurare* 'derivare', 'defingere' (Thesaurus linguae latinae V, 1, 342, Quicherat-Daveluy-Châtelain, Dict. lat.-fr. S. 377) liegt etwas abseits. — Die Simplicia *formen* und *figureren* 'afbeelden' wurden beide im Mittelniederländischen gebraucht.

Mndl. *ontspaventeren* 'bang maken', 'door bangmaken ontnemen of aftroggelen' (V.-V. V 1280) geht auf afrz. *espa(v)enter* 'erschrecken', 'épouvanter' (Dauzat, Dict. étym. S. 287) zurück, das seit dem 12. Jh. gut belegt ist. Die Vorsilbe *ont-* stellt offenbar einen Versuch dar, das französische Präfix *es-* (< latein. *ex-*) durch einheimische Sprachmittel zum Ausdruck zu bringen. Daneben existiert im Mittelniederländischen auch die Form *spaventeren* 'afdreigen, afpersen door vreesanjaging' (V.-V. VII 1655), in der die französische Vorsilbe ihren anlautenden Vokal eingebüsst hat.

Einige weitere halbe Lehnübersetzungen mit *ont-*, mndl. *ontpaeyen* 'ontevreden maken' nach afrz. **despaier*, *ontmaelgeren* 'de malië uit een kolder wegslaan' nach afrz. *desmaillier*, mndl. *ontlogeren* 'opbreken, bepaaldelijk met een leger' nach afrz. *deslogier*, *onthoiren* 'enterben' nach afrz. *des(h)eriter* habe ich bereits (Die mhd. Lehnprägung nach afrz. Vorbild S. 23 f. und 35) behandelt.

In Anbetracht der erwähnten ganzen und halben mittelniederländischen Lehnübersetzungen mit *ont-* nach dem Vorbild der altfranzösischen Bildungen auf *des-*, *de-* darf die An-

nahme einer Beeinflussung dieser Bildungsweise im Mittelniederländischen durch die entsprechende altfranzösische wohl als begründet angesehen werden. Eine Ursache der Fruchtbarkeit dieser altererbten Bildungsweise im Mittelniederländischen ist somit in altfranzösischem — und lateinischem — Einfluss zu suchen.

Auch im Neuniederländischen macht sich eine derartige Einwirkung weiterhin geltend, wie einige in dieser Sprachperiode entstandene *ont*-Verba zeigen. So geht nndl. *ontplooien* 'entfalten' (einfaches *plooyen* bereits im Mittelniederländischen) auf gleichbedeutendes frz. *déployer* (seit dem 12. Jh.), nndl. *ontmaskeren* ebenso wie nhd. *entmasken* 'entlarven' auf frz. *démasquer* (seit dem 16. Jh.) und nndl. *ontcijferen* (seit dem 17. Jh.) ebenso wie nhd. *entziffern* (seit dem 18. Jh.; vielleicht auch durch ndl. *ontcijferen* vermittelt) auf frz. *déchiffrer* (seit dem 15. Jh.) zurück.

Ich benutze die Gelegenheit, um in diesem Zusammenhang noch auf einige weitere, anders geartete mittelniederländische Lehnprägungen nach altfranzösischem Muster aufmerksam zu machen.

Das mndl. *poent* (< afrz. *point*) 'punt', 'stip', ein Wort mit einer recht bunt schillernden Bedeutung, wurde im Mittelniederländischen häufig verwendet. Einige von den mittelniederländischen Ausdrücken, in denen dieses Lehnwort begegnet, sind offenbar Lehnprägungen nach altfranzösischem Vorbild. Dass mndl. *te poente setten* auf afrz. *mettre a point* 'beruhigen' zurückgeht, habe ich bereits (Die mhd. Lehnprägung nach afrz. Vorbild S. 27) erwähnt. Aber auch die Ausdrücke mndl. *in goeden poente* und *in crancken poente* 'in gutem Zustand (Gemütszustand)' und 'in schlechtem Zustand' (V.-V. VI 515) sind offenbar durch afrz. *en bon point* und *en mauvais point* 'in gutem Zustand' und 'in schlechtem Zustand' veranlasst.

Von den altfranzösischen Ausdrücken kann ich momentan nur *en bon point* in altfranzösischer Zeit nachweisen, und zwar im Jahre 1377 (vgl. Dauzat, Dict. étym. S. 569 s.v. *point*), während mein ältester Beleg für *en mauvais point* erst aus neufranzösischer Zeit stammt (vgl. z.B. Dictionnaire de l'Académie Françoise II [1825] S. 318 s.v. *point*). Trotzdem besteht kein Grund, das Vorhandensein auch dieses Ausdruckes im Altfranzösischen zu bezweifeln; das mndl. *in crancken poente* spricht schon seinerseits stark für die Existenz des entsprechenden altfranzösischen Ausdruckes. — Obgleich ich ebenfalls momentan den Ausdruck *venir a point* erst verhältnismässig spät zu belegen vermag (vgl. z.B. Dictionnaire de l'Académie S. 319 s.v. *point*), kann auch sein Vorhandensein im Altfranzösischen wegen des wohl nach seinem Vorbild entstandenen mndl. *te poente comen* 'zum glücklichen Ende kommen' (V.-V. VI 517, 14) als sehr wahrscheinlich betrachtet werden. — Das im Mittelniederländischen auch in anderen Zusammenhängen gebräuchliche (*wel*) *te poente* (V.-V. VI 515, 12) lässt sich überhaupt oft aus dem afrz. (*bien*) *à point* 'à propos', 'im richtigen Moment' u.s.w. (Godefroy X 367) herleiten.

Der Gebrauch von mndl. *maken* von Naturerscheinungen, wie z.B. *Tmaecte die wintere zulck een uytnemende coude* wird von V.-V. (IV 1051) in der Form einer vorsichtigen Vermutung mit der entsprechenden französischen Konstruktion (*il fait froid* u.s.w.) in Zusammenhang gebracht. Da das von V.-V. angeführte Beispiel von Despars herrührt, der aus Brügge stammte, und da der Ausdruck im Französischen seit dem 12. Jh. gut belegt ist (vgl. z.B. Littré, Dictionnaire de la langue française II 1602, 72 und 1603), während der niederländische Beleg dem 16. Jh. angehört, ist französisches Vorbild in diesem Falle sehr wahrscheinlich.

Es lässt sich darüber vielleicht streiten, ob hinter dem mittelniederländischen Ausdruck *in accoorden vallen* 'einig werden' (V.-V. VIII 1202) ein altfranzösisches Vorbild steckt. Das Verb *vallen* hat im Mittelniederländischen u.a. die Bedeu-

tung 'in einen Zustand, und zwar besonders, aber nicht unbedingt, in einen unangenehmen und ungünstigen, geraten' (V.-V. VIII 1201 f.). Von *in sonden, in ongenaden vallen* liesse sich ein Weg ohne fremden Einfluss zu *in accoorden vallen* denken, obgleich das fremde *accoort* gegen eine solche Annahme zu sprechen geeignet ist. Anders steht es schon um den ebenfalls im Mittelniederländischen belegten Ausdruck *van accoorde vallen* 'het eens worden' (V.-V. I 307 s.v. *accoort*); mit dem auffallenden *van* setzt er schon ziemlich eindeutig ein afrz. *tomber d'accort* voraus. Allerdings kann ich mit Hilfe der mir zur Verfügung stehenden Hilfsmittel diesen Ausdruck nicht vor der neufranzösischen Periode nachweisen (vgl. z.B. Dictionnaire de l'Académie I S. 14 s.v. *accord* und II S. 674 s.v. *tomber*). Und Littré (Dictionnaire de la langue française I S. 32 s.v. *accord* N:o 7) sagt sogar: »Les puristes du XVII^{e} siècle ne voulaient pas recevoir cette locution qui alors n'était pas ancienne, mais qui, on le voit, était employée par Corneille. L'usage l'a confirmée». Trotzdem trage ich kein Bedenken, *tomber d'accort* für das Altfranzösische anzusetzen, wo es vor dem mittelniederländischen Ausdruck gebräuchlich gewesen sein wird. Da der mittelniederländische Text (Hoe een keyser twee princhen dede versoenen), in welchem der Ausdruck nach V.-V. vorkommt (E. von Kausler, Denkmäler altniederländischer Sprache und Litteratur III [1866] S. 119 V. 47 [nicht 46 wie V.-V. angibt]), etwa aus dem Ende des 14. Jh. stammt, dürfen wir den terminus ante quem in diese Zeit verlegen.

Die altfranzösische Konstruktion wird so entstanden sein, dass *d'accort* aus dem Ausdruck *estre d'accort* auch im Zusammenhang mit *tomber* Verwendung fand. — Gut belegt ist im Altfranzösischen *estre d'accort* (T.-L. I 114 f. und Godefroy I 79 f.), oft auch mit dem Possessivpronomen z.B. *estre de son accord* 'seiner Meinung sein'; das mndl. *van (eens) accoorde sijn* 'tot iemands partij behooren' (V.-V. I 306), wohl auch 'mit jemand einverstanden sein', wird wegen seines *van* auch auf das altfranzösische Vorbild zurückgehen.

Auf dem Gebiet der mittelniederländischen Phraseologie sind noch manche derartige Spuren altfranzösischen Einflusses vorhanden, auf die ich hoffentlich noch die Gelegenheit habe zurückzukehren. Sie sind nicht nur vom Standpunkt der niederländischen Sprachgeschichte interessant, sondern können, wie oben gezeigt, auch für die französische von Wert sein, indem sie für die Gewinnung eines terminus ante quem für französische Ausdrücke gelegentlich Anhaltepunkte bieten.

Zuletzt sei noch im Vorbeigehen angemerkt, dass der bekannte altfranzösische Ausdruck *chasteaus en Espagne* 'projet en l'air', 'rêve chimérique' sich im Mittelniederländischen niedergeschlagen hat, und zwar sowohl in der rein französischen, genauer gesagt pikardischen Form *casteelen in Spaengen* als auch in der akklimatisierten Gestalt *borge in Spaengen* 'luchtkasteelen' (vgl. V.-V. I 1370 s.v. *borch* und Verdam, Middelnederlandsch Handwoordenboek [1932] S. 283 s.v. *casteel*).

Emil Öhmann

ON THE DATE OF BEN JONSON'S *A TALE OF A TUB*

When Ben Jonson, together with his old comrade and rival Inigo Jones, was commissioned to produce a masque for King Charles for the Christmas Season of 1630, he was a bedridden old man whose creative powers were declining. So it seems perfectly natural that Inigo's collaboration should be extended to plot-construction too, over and above the decór and technical apparatus. Jonson seems to have been aware of this aspect of the matter in that he conceded Inigo a place on the title-page of the *Love's Triumph through Callipolis* on its publication

soon after it had been performed on January 9, 1631.[1] But Jonson never had any doubts regarding the secondary importance of Inigo's contribution, and accordingly put his own name first. Inigo, whose position at the Court was the same as Jonson's had been some ten years earlier, resented this slight, and soon the smouldering enmity between these two arrogant men of genius flared up again.[2]

Jonson engaged his enemy in the *Expostulation with Inigo Jones*, *An Epigram of Inigo Jones*, and *To Inigo Marquis Would-be*.[3] Inigo, who could have afforded to make light of this attack, contrived a destructive revenge: through his influence Jonson was never more commissioned to produce any masques for the Court.[4]

Jonson would not have been the man he was if he had taken this blow lying down: he resorted to his old weapon of dramatic caricature, once so victoriously wielded in his attack upon Marston and Dekker.[5] He brought to the stage a farcical comedy of Middlesex clowns, which he called *A Tale of a Tub*, and which was licensed for Queen Henrietta's Men on May 17, 1633.[6] Jonson's revenge was to exhibit the prosperous court architect and favourite of the King hobnobbing with the tinkers and farriers of Islington and Hampstead as their fellow and equal;[7] and the scurrilous masque at the end of the play was to show what sort of masque Inigo would produce were he given a free hand.

---

[1] Herford and Simpson (=HS) *Ben Jonson* (Oxford 1925—) vol. i, p. 96 f and G. Gregory Smith *Ben Jonson* (London 1919) p. 49 f.

[2] HS vol. i, pp. 60—62, where this latest clash is traced back to 1612 and 1619.

[3] HS vol. viii, pp. 402—408.

[4] HS vol. i, p. 98.

[5] *Op. cit.* p. 100 f.

[6] *Op. cit.* p. 275.

[7] *Op. cit.* p. 276.

No doubt Jonson's thrust went home, for Inigo is known to have brought about the suppression of the passages that ridiculed his person. Indeed, what we now speak of as the »Inigo-scenes» are supposed to be the substitute for something more pungent that the Lord Chamberlain had made Jonson alter.[1]

A Tale of a Tub was produced before the Court on January 14, 1634, and, according to the office-book of Sir H. Herbert, the Master of the Revels, it was »not likte» by the audience.[2] The play was first printed in the Second Folio of Jonson's Works in 1640, where it comes last among the completed plays.

It is probably due to these two last-named facts that *A Tale of a Tub* came to be regarded as a late play of Jonson's, actually as the very last one he wrote for the stage.[3] Ever since Dryden, who included *A Tale of a Tub* in Jonson's »dotages», this view has found many supporters, and Gifford's description of the play as »an old man's jest to relieve the tedium and misery of long disease» has been accepted by various scholars from Castelain, Aronstein, Gregory Smith and Miss Snell to Palmer, and with a slight reservation, Boas.[4]

However, as early as 1832 J. Collier had written to F. Cunningham, who at that time was revising Gifford's edition of Jonson's works, to call his attention to the numerous allusions to Queen Elizabeth in the *Tale of a Tub*.[5] As King Edward VI

[1] *Op. cit.* p. 100.

[2] HS vol. i, p. 275, Florence M. Snell *A Tale of a Tub*, A Yale Thesis (New York 1915) p. xiv.

[3] Snell l. c.

[4] Maurice Castelain *Ben Jonson, l'Homme et l'Œuvre* (Paris 1907) p. 451, Ph. Aronstein *Ben Jonson* (Literarhistorische Forschungen XXXIV, Berlin 1906) p. 228, Gregory Smith *op. cit.* p. 126 f, Snell p. xxiv, John Palmer *Ben Jonson* (London 1934) p. 292 f, and Frederick S. Boas *An Introduction to Stuart Drama* (Oxford 1946) p. 48.

[5] Snell p. xiv. HS vol. ix, p. 270 point out that the »queen» in question is Queen Mary, or Bloody Mary, thus correcting their earlier statement in vol. i, p. 280.

is spoken of as »our late Leige, and soveraigne Lord» (Act I Scene v line 33), Chanon Hugh impersonating Captain Thumbs professes to have fought at St. Quentin's in 1557 (Act III Scene ix line 15), and Rasi' Clench the Farrier claims Rasis, »King Harry's doctor» as his 'God-phere' (The Scene Interloping line 19—22), Collier's inference was that the *Tale of a Tub* »must have been one of Ben Jonson's early plays, if not his earliest».[1]) It should be added that the ecclesiastical references in this play (III. i. 3, III. vii. 9—11 and III. vii. 25) as well as Hugh's quotation from Lily's Latin grammar come into the same category of archaistic allusions.[2]

Cunningham subscribed to Collier's suggestion,[3] but it was a good half century before it again received serious attention. It was F. G. Fleay that took up this idea in his *Biographical Chronicle of the English Drama* vol. i, p. 370f. Fleay maintained that *A Tale of a Tub* first existed in a different form, was first acted in 1601[4], was altered in 1633 to satirize Inigo Jones and that the added part was entirely omitted at the presentation before the Court.[5]

This view has been accepted in principle by almost all who have studied the play closely, for its subject-matter, cast of society, and atmosphere rule it out from Jonson's great central period: on the whole Jonson had little or no interest in the countryside, nor in his mature plays did he attach any significance to rivalries in love.[6] Supporters of the early date of composition, among others, are R. A. Small, Scherer, Baskervill, and Herford and Simpson, the editors of the Oxford Jonson.[7]

---

[1] Snell l. c.

[2] HS vol. ix, p. 270.

[3] Snell p. xvi.

[4] Sir E. K. Chambers *Elizabethan Stage* vol. iii, p. 373 has definitely rejected this date.

[5] Snell l. c.

[6] HS vol. ix, p. 282.

[7] R. A. Small *The Stage Quarrel between Ben Jonson and the*

The discussion that has been going on between these two schools of thought has been based mainly on two aspects: the archaic allusions and the internal evidence, that is, the style and verse of the play. Let us now briefly review the arguments that have been put forward by each side.

The champions of a late date of composition have resorted to a kind of indirect reasoning to prove their point. Assuming, as does Miss Snell[1] that the »dated» characters are still »strong and vigorous» though they fought at St. Quentin's and saw King Edward riding forth in procession, they assert that the play cannot have been written before 1597, and that the time of the action in the play and the time of its composition cannot be the same, and that Jonson was »deliberately creating a fictitious atmosphere of past time». As this could be done as well in 1598 as in 1633, Miss Snell says that »the play was written about the time of its presentation in 1633».[2]

Of course we should allow for the possibility that Jonson practised historic writing as he had done in the Folio version of *Every Man in his Humour*. But so far, no positive evidence has been presented in support of this theory. As Herford and Simpson have pointed out, the characters in question need only be elderly men to make the time-allusions fit a time of action around 1595. Besides, it is worth remembering that chronological consistency should not be insisted on too heavily, for the play contains allusions to Doctor Faustus and Friar Bacon of the late eighties, and old John Heywood, who died in 1580, is to be called in to assist in the masque if necessary.[3]

So-called Poetasters (Forschungen zur Englischen Sprache und Literatur I, Breslau 1899) p. 14 f, H. Scherer *A Tale of a Tub* in *Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas* 39, p. ix—x, C. R. Baskervill *English Elements in Jonson's Early Comedy* (Bulletin of the University of Texas, April 8, 1911) p. 76, HS vol. i, p. 100. For further references see Snell p. xvi—xix.

[1] Snell p. xxiii.

[2] Snell p. xxiv.

[3] HS vol. i, p. 281, note.

It is somewhat surprising that Miss Snell's summary of the arguments used to prove these two views contains no reference to the only plausible ground for the assumption of a late date, i.e. the rustic character of the play. In his later years Jonson compelled the countryside with its humours to take the impress of his art. Examples of this are the masques *The Gypsies Metamorphosed* (1621), *Love's Welcome at Bolsover* (1634) and the torso of *The Sad Shepherd* (?1637), the last named of which departs even more markedly from Jonson's characteristic urban domain than *A Tale of A Tub* or the two masques. But such parallels cannot be accorded more than hypothetic value.[1] The English setting of the play has also been cited as a proof of the late date, for, if the *Tale* is an early play, this would be the only instance of Jonson's openly using English scenery before 1610. But we may well ask with Professor Simpson: »Because Jonson from 1610 onwards regularly staged his plays in England, why was it impossible for him to do this earlier in a setting which imperatively required it?«[2]

Therefore it is natural that students have turned to the verse and style of the play for evidence of its date of composition. In fact this is where both schools have found their strongest argument.

Herford and Simpson have shown in detail in their introduction to *A Tale of a Tub* the great difference to be seen between Jonson's early and late verse. Like Shakespeare he began »with a nice conformity to metrical and stylistic norms, and ended in the lordliest license«. Jonson's early verse as exemplified in the Quarto of *Every Man in his Humour*, the first of his plays that is definitely datable, is, according to Herford and Simpson, »severe, and somewhat stiff, with occasional passages of rhyme; hardly a line has less than ten or more than eleven syllables, light or weak endings are rare, and the normal move-

[1] *Op. cit.* p. 282.
[2] HS vol. ix, p. 271.

ment and structure of the metre are scrupulously emphasized». In the later plays he strictly observes the five-foot norm but plays fast and loose with all the other norms, that is, the number of syllables, verse music, recognition of metrical breaks in the sense of pauses.[1]

Now, both these Jonsonian manners are to be found in the *Tale of a Tub*, and the supposedly early passages, mainly in Act III, are suggestive of a novice still feeling his way rather than of an old man whose mastery is slipping from him. The passages in the late style are numerous, and prove without doubt that a large part of the play was written in its present form about 1633, the Inigo-scenes offering a definite criterion.[2] Herford and Simpson do not regard it as impossible that the original Elizabethan version was partly in prose. When the play was revised, the early verse survived for a considerable part and the early prose was replaced by late verse. This seems to be a very acceptable explanation of the striking metrical and stylistic inequalities displayed by the text. It is supported by the fact that the passages most palpably »early» occur in situations of romantic or sentimental tone, which were very possibly in verse in the original.[3]

Miss Snell has attempted to prove the late date of composition by means of a comparative count of extra syllables within the line in the successive plays. Her table (p. xxvi—xxvii) shows that the number of such syllables steadily increases from 5 per 100 lines in *Every Man in his Humour* to 24.8 in *The Magnetic Lady*. As the figure for the Inigo-scenes, 24.3, almost exactly coincides with that representing the rest of the play (24.6), Miss Snell concludes that the whole play originated at the same, that is, late period. Herford and Simpson comment on Miss Snell's computation — in a foot-note — that »statistics,

[1] HS vol. i, p. 284 ff; cf. vol. ix, pp. 271—73.
[2] HS vol. i, p. 288.
[3] *Op. cit.* p. 288 f.

like fire, are a good servant but a very bad master.»[1] Dr. W.W. Greg has found in this an occasion to twit Herford and Simpson with »disregarding inconvenient evidence».[2] Professor Simpson returns to the subject in vol. ix (pp. 273—75). First he points out that Miss Snell's division of the play into »early» and »late» portions rests solely on her own authority, for she accepts only 183 lines or about 7 % of the whole play as »late». Further, he calls attention to the fact that Miss Snell based her calculation on the Cunningham-Gifford text, as being »the most uniform»[3], but Gifford constantly expanded the metrical contractions of the original without recording such changes. Thus »Miss Snell's analysis based on a text with these spurious extra syllables is hopelessly untrustworthy». Professor Simpson has applied a similar method to three scenes (Act II, scene iv; Act III, scenes iii and ix) using the Folio text, and the percentage of the extra syllables in those 228 lines amounts to 5.7, which is very near the figure Miss Snell computed for *Every Man in his Humour*. Besides, Professor Simpson emphasizes that no metrical problem should be conclusively solved by a single test, in this case the incidence of extra syllables within the line: feminine, weak, and light endings to the line, lines with a final pause, lines with an extra syllable after the caesura, lines starting with a single stressed syllable equivalent to a foot, and the alexandrine are questions that should be included in a thorough metrical analysis.[4]

There is some further evidence in support of an early date of composition, which it is worth while recapitulating here. To begin with, Jonson is known to have written several plays before 1598: in that year Meres included him in a list of the chief English dramatists as »one of the best in tragedy». Besides,

[1] *Op. cit.* p. 285.

[2] HS vol. ix, p. 273. Dr. Greg's review of HS vol. i—ii is in *The Review of English Studies* ii, pp. 129—45.

[3] Snell p. xxv, note.

[4] HS vol. ix, p. 274 f.

Jonson told Drummond of Hawthornden in 1619 that »the halfe of his plays were not in print».[1] This implies that in 1616 Jonson did not regard any of his pre-1598 plays as worthy of being published in the Folio. The motto of *A Tale of a Tub* — *inficeto inficetior rure* — agrees well with the theory that the original version of the play was one of those discarded early experiments. One has the impression that Jonson hoped to persuade the audience not to damn his play by agreeing with them in advance that it deserved damning.

Secondly, the plot-structure and the characters of this play are indicative of an early date, even if these considerations probably do not carry as much weight as verse and style.[2] The plot of *A Tale of a Tub* is far from unskillful; the motive, the struggle for the possession of a girl, is worked out with a clarity and cogency which cannot be described as a characteristic of Jonson's later plays. The action is not yet hampered by the humour theory, which was to run riot as early as in *Every Man out of his Humour*, nor is there any trace of the allegorizing pedantry responsible for the ponderous symbolism exemplified in the fountain of self-love in *Cynthia's Revels*, in Lady Pecunia of *The Staple of News*, or in the »reconciling of the humours» achieved in *The Magnetic Lady*.[3] The central position of the love-business, even if the latter is divested of the least trace of romance, might be a reflection of a romantic vogue during the closing decades of the 16th century.[4]

A few traces of clearly pre-Jonsonian methods of plot-management have survived in the version of the play that has come down to us. Thus Chanon Hugh, disguised as Captain Thumbs, explains the situation to the audience with the naiveté of the early stage. In the same way, Tub describes his

---

[1] HS vol. i, p. 283 and *Conversations with Drummond* 16, line 393 (HS vol. i, p. 143).

[2] HS vol. i, p. 289 ff.

[3] HS vol. i, p. 292, vol. ix, p. 269.

[4] See HS vol. i, p. 291, where several examples.

operations as if he were an onlooker. Metaphor too, addresses himself or refers to himself by name — all in passages in the early manner.[1]

As regards the three unities, Herford and Simpson have shown that in this respect the *Tale* must be an early play. The unity of time is observed as completely as in any of the later plays.[2] The treatment of the unity of place, manifest in the number of changes of scene, bears evidence of an early date, for there are 20 shifts of scene in the *Tale*, while *Volpone* (1605) has 18, *Epicoene* (1609) and *The Alchemist* (1610) ten, *The Staple of News* (1626) only eight, and *The New Inn* (1628) as well as *The Magnetic Lady* (1632) are acted in different rooms of one and the same house.[3] The unity of action is realised in the *Tale* with a completeness which Jonson was very rarely to equal again after the new departure marked by his invention of the humour-theory.[4]

A further point on which *A Tale of a Tub* differs from the rest of Jonson's plays is that the plot completely overshadows the characters.[5] This implies that there is no approach to the elaboration of character for its own sake, in which Jonson was so often to indulge during his later career. This is the more striking as types like Chanon Hugh or Squire Tub with a well defined professional status that Jonson used to elaborate upon, are left at the stage of bare sketches.

Finally, the treatment of the humorous characters shows unmistakable affinity with the Early Drama.[6] Thus the blunders of the rural constables and tradesfolk in *A Tale of a Tub* are more often than not variations of the stock resources of the earlier drama. Here is an example: John Clay, the bride-

[1] *Op. cit.* p. 293 f.
[2] HS vol. i, p. 291 and vol. ix, p. 268.
[3] HS vol. i, p. 291.
[4] *Op. cit.* p. 292 f.
[5] HS vol. i, p. 294 ff and vol. ix. p. 269 f.
[6] HS vol. i, p. 296 ff.

groom, is made to echo a confusion of speech which had previously occurred in at least two plays, *Mucedorus* and *Selimus*.

> I have kept my hands, here hence, fro' evill speaking,
> Lying and slandering; and my tongue from stealing. (III. i. 62)

Such kinship with the Early Drama is most clearly apparent in Hannibal Puppy, whose affected misunderstandings and quibbles are those of the professional jester of the early comedy. It is worth notice that while Shakespeare always preserved this character in his plays, though endlessly refining and poetizing it, Jonson replaced it by the natural humorist of any profession or, his great speciality, the gull. Here are a couple of examples.

> *Pup.* Dame, let me take this rump out of your mouth.
> *D. Tur.* What meane you by that Sir? *Pup.* Rumpe, and taile's all one.
> But I would use a reverence for my Lady:
> I would not zay surreverence, the tale
> Out o' your mouth, but rather take the rumpe. (III. v. 40—44)

> *Lad.* Leave jesting, tell us, when you saw our sonne.
> *Pup.* Marry, it is two houres agoe. *Lad.* Sin' you saw him?
> *Pup.* You might have seene him too, if you had look'd up.
> For it shind, as bright as day. *Lad.* I meane my sonne.
> *Pup.* Your sunne, and our sunne are they not all one?
> *Lad.* Foole, thou mistak'st; I ask'd thee, for my sonne.
> *Pup.* I had thought there had beene no more sunnes, then one.
> I know not what you Ladies have, or may have. (III.v.53—60)

As Herford and Simpson point out this episode is a crude variant of the motive »so pleasantly touched in the chartered bantering of Olivia and Rosalind by their respective jesters».[1]

The evidence summarized above seems to us conclusive enough so as to leave very little if any doubt at all of an early date of composition of *A Tale of a Tub*. There are, however, a couple of further points that have a definite bearing on the

[1] *Op. cit.* p. 298.

present problem and which occurred to me in connection with an investigation into the language in Jonson's plays and masques.

Aronstein and other sponsors of the late school have quoted archaic words and forms, particularly the three past participles *y-cleped*, *y-found*, and *y-styled* as indications of deliberate archaizing on Jonson's part.[1] However, this question should not be dealt with summarily, for archaic words and forms are only one type of archaism, as has been shown above. Herford and Simpson's comment on the point at issue is worth quoting:

> Jonson must either have archaized in a most fitful and capricious way, leaving the bulk of the writing untouched by archaism or then, he must have adopted, in the same play, two radically different conceptions of archaism.[2]

As a rule, it is very hazardous, if possible at all, to decide which words and expressions were archaisms at a certain date, but in the case of early 17th century English this is, to a certain degree, rendered possible by the dictionaries of John Bullokar and Henry Cockeram, in which the words that were archaisms at the date of publication are marked with an asterisk. Some help may also be derived from E. K. 's »Glosse» to *Shepheardes Calender*. Excepting the three past participles only the following four expressions in *A Tale of a Tub* may be regarded as archaisms: *eke*, *cyning*, *leasing*, and *I wusse*.[3]

Cyning seems to have been introduced by Jonson in order to make fun of popular etymology, for Scriben, the character in question, derives the words »constable» from »these two words, cyning and stable».

Eke was principally a comic word according to Elizabethan standards, for Shakespeare puts it in the mouth of such hu-

[1] Aronstein p. 228, cf. Snell p. xxiii.

[2] Vol. i, p. 286.

[3] *Eke* III. iv. 30, *cyning* The Scene Interloping 54, *leasing* IV. i. 38, *I wusse* II. ii. 43.

morous characters as Pistol and Hoot (*Merry Wives of Windsor* I. iii. 103 and II. iii. 76), or Flute (*A Midsummernight's Dream* III. i. 100); moreover, Milton and Pope carefully avoid it. The archaic flavour of *eke* is to be seen from the fact that Spenser uses it in perfectly natural way. *Leasing*, defined by Schmidt's *Shakespeare Lexicon* as a »euphemism for lying, falsehoods», is of Northern origin. Spenser used it twelve times, Shakespeare twice (*Twelfth Night* I. v. 104 and *Coriolanus* V. ii. 22). It seems to be one of the words which survived in dialectal speech after they had fallen out of use in literary »standard». *I wusse* is considered to be a vulgarism, used to ridicule illiterate speakers that affect elegant courtly idiom.[1] It is worth noting that archaic forms and expressions, especially *y*-participles, were used in affected courtiers' jargon. Sir Thomas Wilson complained that »the fine courtier wil talke nothing but Chaucer».[2] This explains why Jonson makes one such character use the form *y-clept* in the 1616 version of *Cynthia's Revels* (First Quarto 1600).

As I have tried to show in detail in another connection,[3] Jonson's purpose with archaisms in general and with those mentioned above in particular was not primarily to create a fictitious atmosphere of past time but rather one of humorous rusticity. This view is corroborated by the fact that practically all archaic words to be found in Jonson occur in *The Sad Shepherd*, where they serve to enhance the bucolic character of the play. It seems likely that Jonson, on the whole, introduced archaic terms mainly because they were part and parcel of dialectal, i. e. rustic, speech. In other words, Jonson

[1] Arthur H. King *The Language of the Satirized Characters in Poetaster* (Lund Studies in English X, 1941) pp. 150 f, 160.

[2] J. L. Moore *Tudor-Stuart Views on the Growth, Status and Destiny of the English Language* (Studien zur Englischen Philologie 41, Halle 1910) p. 92.

[3] *Chapters on the Language in Ben Jonson's Dramatic Works* (Annales Universitatis Turkuensis, B xxxix, Turku 1951) p. 138 ff.

used such words in the capacity of a realist rather than in that of a historian. According to his own words his ideal of language was »the eldest of the present, and the newest of the past».[1] On the other hand, he said of Spenser, the champion of archaism: »Spenser, in affecting the Ancients, writ no language».[2] Of course, the question may be raised of whether the existence of archaisms in *A Tale of a Tub* and *The Sad Shepherd* should not be interpreted as an indication of a late date of composition for the former, but, for one thing, the archaisms in the *Tale* are decidedly comic, whereas those in *The Sad Shepherd* are poetic and accordingly on a different level; secondly, Jonson had used archaisms in some comparatively early works, as for instance *The Entertainment at Althrope*, which was written in 1603.

The second feature in the language of *A Tale of a Tub* that would strike one as suggestive of an apprentice author is that a considerable part of it is written in dialect. It seems rather likely that an author who is learning the ropes of his profession with the feeling in his bones that he is a realist would resort to such artifice. Moreover, nowhere else does Jonson to a similar extent use illiterate distortions and mispronunciations of words, a trick that comes very near to the idea of malapropism. I give a few examples.

Clipped words: bitterment for arbitrement, dority for authority, Rabian for Arabian, upstantiall for substantial.
Contaminated formations: disgrieve < distress + grieve, rememory < memory + remembrance, conspition < conjecture + suspicion.
Metathesis: contervarsie < controversy, parzent < represent, perportion < proportion, praform < perform, purcept < precept.
Illiterate blunders: carnation for coronation, despect for respect,

[1] *Discoveries* line 1935, HS vol. viii, p. 622.
[2] *Ib.* line 1860, p. 618. Cf. *Conversations with Drummond* 20, HS vol. i, pp. 132, 151.

> despect *v.* for suspect, disjudge for misjudge, mountenance for amount, primitory for primary, remission for permission, returney for attorney, revise for advise, subperior for superior, survere for severe, sussifie for satisfie.

Even if we consider that all through his career Jonson was an inveterate punster, whose inventions were not always of the happiest kind, the above selection bears the clear stamp of a novice.

My third point is linguistic, in a more restricted sense of the word, and even if its significance is not to be overestimated, it is probably not bare of interest. Conversions are generally looked upon as one of the distinctive characteristics of Elizabethan English. This applies particularly to what are known as retort-conversions, that is the verbalization of a word or phrase used by one speaker by quoting it back at him under emotion in a scornful tone of voice.[1]

The most characteristically Elizabethan type of retort-conversion seems to consist of the use of the same word in the figure of the cognate object or figura etymologica, that is, the word is first used as a verb and then as a substantive forming the object of the verb. The classical example is in *Richard II* Act II, scene iii where the Duke of York retorts to Bolingbroke, who addresses him as his »gracious uncle»: »Tut, tut, Grace me no grace nor vnckle me no vnckle».

I have come across only two examples of this construction in Jonson. The one is in *The Case is Alterd*, a play which is believed to be by Jonson.[2]

> *Rachel:* O, Angelo.
> *Angelo:* O me no oo's, but heare. (V. iii. lo)

---

[1] Cf. Jespersen *A Modern English Grammar* vol. vi § 6. 84 p. 104 f, E. A. Abbot *A Shakespearian Grammar* (London 1888) § 292 p. 203, and W. Franz *Shakespeare-Grammatik* (Halle a.S. 1939) § 151 p. 153.

[2] See HS vol. ix, p. 268 f.

The other occurs in the *Tale* Act II, scene ii, line 106.

Turfe: Ile but goe
To Pancridge Church, hard by, and returne instantly
And all my neighbours shall goe about it
Hilts: Tut, Pancridge me no Pancridge, if you let it
Slip, you will answer it, and your cap be of wooll.

As *The Case is Alterd*, with reasonable certainty, can be considered to have been written in 1597—98,[1] it is tempting to assume that *A Tale of a Tub*, on account of the above quoted common linguistic features, belongs to the same period. Besides, a »neophyte stagewright» is rather likely to adopt a turn of phrase that one of his most successful colleagues had used. On the other hand, it does not seem probable that Jonson introduced this type of conversion at the close of his career, especially as he had not used it anywhere else except in the *Case*.

True, this parallel is based upon one pair of words only, but our argument is corroborated by further verbal parallelism between these two plays. In *The Case is Alterd* Jonson puts a number of jaw-breakers in the mouth of Juniper, a merry cobbler who indulges in the use of ink-horn terms without any regard to their meaning. It may be remarked that these long and for a considerable part new words have been traced to Gabriel Harvey, though we do not know of any personal controversy between Jonson and him; Jonson's ridicule of Harveyisms seems to be on an academic level, aimed at foolish neologism as such.[2]

The interesting thing, now, is that a good many of these inkhornisms also occur in *A Tale of a Tub*, e. g. *ad unguem*, *allegory*, *circumference*, *mysterie*. The counterpart of Hilts's humorous »Queene or Keysar» in the *Tale* (II. ii. 31) becomes »neither king nor Keisar» in the mouth of Juniper, and Hilts's

[1] HS vol. i, pp. 305—7.
[2] See *Notes and Queries* 9th Series xii, 1903.

coinage »to prejudiciall» occurs as »to prejudicate» in the *Case*. Further expressions that are not far from inkhornisms can be found in each play, e. g. *ingratitude*, *insinuate*, *vexation*, the play on the two senses of *angel* etc.

Thus an early date of composition of *A Tale of a Tub* may be accepted as practically certain, for not only its motive, style, verse, and plot-structure, characters and chronological allusions but also its language and diction show decidedly early features.

Esko Pennanen

DTSCH. *BIER* USW.

Merkwürdigerweise haben die Deutschen das altgerm. Wort **aluð* (altnord. *oǫl*, angls. *ealu*, andd. *alu*) ~ lit. *alùs*, slav. *olŭ* > finn. *olut* vergessen [1] und jetzt allgemein durch das Wort *Bier* ersetzt, das seinerseits weit über die deutschen Grenzen verbreitet ist. Die Etymologie des letzten Wortes ist unklar, nach Kluge v i e l l e i c h t got. **biuza* aus vorgerm. *bhew(e)só-*(?). Die Lautgestalt des von Kluge angenommenen gotischen Wortes kommt aber dem weitverbreiteten türkischen Getränknamen *buza*, *boza* usw. so nahe, dass hier kaum ein Zufall vorliegen kann — der Diphthong im germ. Wort ist jedoch befremdend. Die Geschichte des Wortes ist m.E. sowohl für die Indogermanisten als für die Altaisten wichtig, so dass ich die

[1] Selbst das Wort **aluð* scheint viel älteren Ursprungs zu sein, weil es in den Keilinschriften festgestellt worden ist, wie das Bierbrauen im alten Mesopotamien bekannt war. [Vgl. zuletzt Louis Hartman—A. Leo Oppenheim, »On Beer and Brewing Techniques in Ancient Mesopotamia», Journ. of the Amer. Orient. Soc. 10]. Mein Freund Prof. Armas Salonen, der in Chicago mit der akkadischen Wortforschung beschäftigt war, teilt mir gütigst mit, dass im akk. der Stamm *uluš-*, *ulut-* 'eine Art Bier' auftritt und im sumerischen *uluš-* in *uluš-in-maḫḫu* 'Starkbier'. Das Wort in diesen Sprachen soll jedoch ein Fremdwort gewesen sein.

Geduld der Leser bei folgender Auseinandersetzung in Anspruch zu nehmen bitte.

Die türk. Sprachen werden in zwei Hauptgruppen eingeteilt: in die *z*- und in die *r*- Sprachen. Zu den letzteren gehörte (hauptsächlich auf Grund der in die ungarische Sprache eingedrungenen Lehnwörter) die Sprache der türk. Bolgaren und von jetzigen Sprachen allein das Tschuwassische an der Wolga, das aller Wahrscheinlichkeit nach als Nachfolger der Wolga-bolgarischen Sprache zu halten ist. Alle andere Sprachen gehören zu der *z*-Gruppe. Danach zu urteilen, dass in den anderen altaischen Gruppen (im Mongolischen, im Tungusischen und im Koreanischen) dort ein *r* vorkommt, wo dem tschuw. *r* anderswo in den Türksprachen *z* entspricht, behauptete Ramstedt (gegen die frühere Ansicht), dass hier irgend ein *r*-Laut ursprünglich und *z* daraus entstanden ist. Nach ihm war dieser *r*-Laut mouilliert (also *r'*). Zur Unterstützung seiner Annahme hatte er nur das ung. Wort *borjú* 'Kalb' erwähnt (alttürk. **bur'ayu* > tschuw. *pâru*, sonst in den jetzigen türkischen Sprachen *buzayu* usw. ~ mong. *biragu*). Ich versuche nachzuweisen, dass dieselben Verhältnisse auch das von uns zu behandelnde Wort gelten und dass das deutsche Wort *Bier* seinerseits dafür sprechen kann.

Türk. (osm. tschag. kazak) *boza* 'Getränk aus Kamelmilch, Getränk aus gegorener Hirse', (osm. tschag. kazan, tel.) *buza* 'aus Hirse, Mais, Buchweizen, Hafermehl, Gerste bereitetes Getränk', (baraba) *poza* 'Getränk aus Gerste' usw. hat eine Entsprechung im Tschuw. **pura* (> **pâra*) gehabt, weil es ins Tscheremissische (Budenz, Trojtskij, Genetz, Vasiljev) in der Gestalt *pura* 'Bier' eingedrungen ist. Das Wort ist im Neutschuw. verloren gegangen, scheinbar weil dort ein Homonym *pâra* < **burau* 'Bohrer' auftritt und da dort ein Synonym *sâra* 'Bier' (~ türk. *syra* < aind. iran.) vorkommt; aber eine deminutive Ableitung *pâraɣa* 'Treber' < **bura-ka* (> russ. *braga* 'Maische') existiert noch im Tschuwassischen.

Was aber uns hier mehr interessiert, kommt sowohl im

Mordwinischen als im Tscheremissischen eine ältere tschuw. Entlehnung vor, die entweder das mouillierte *r* erhalten oder den Vokalismus in die vordere Reihe verschoben hat. Ich meine tscher. (Ramstedt) *pujər* 'Met, ein mit Honig versetztes Bier', (Budenz, Trojtskij) *pujro* 'Met', (Genetz, Paasonen) *pürö* 'Met, Honigtrank', (Vasiljev) 'braga', mordw. (Paasonen) *pur'ɛ*, *pur'e* 'Met'. In dem semologischen Vergleich 'Bier' ~ 'Met' ist nichts zu verwundern, da wir aus den historischen Quellen erfahren, dass die Wolga-Bolgaren das Bier mit Met gemischt haben und weil die Wolga-Völker es noch machen; vgl. die Bedeutung bei Ramstedt!

Wenn die Germanen das Wort aus den türkischen Sprachen entlehnt haben, entsteht die wichtige Frage, aus welcher Sprache und aus einer *r'*- od. einer *z*-Sprache — für das Deutsche können beide Laute ursprünglich sein. In Frage könnten die südlichen Bolgaren kommen, wir haben jedoch keine Beweise dafür, dass diese mit den Ostgoten in direkter Verbindung gelebt hätten. Von der Sprache der Kasaren am Schwarzen Meere wissen wir beinahe nichts. Dagegen wissen wir von den H u n n e n (die wenigstens einen Teil der türkischen Stämme in ihrem Konglomerat hatten, aller Wahrscheinlichkeit nach gehörte die regierende Schicht zu den Türken), dass sie vieles mit den germanischen Stämmen zu tun hatten.

Jedenfalls können wir die lautliche Entwickelung des türkischen Wortes folgendermassen darstellen: **bur'a* > (metath.) **bujra* > (metath.) **biura*.

Martti Räsänen

ZU DEN PRÄVERBEN IM ESTNISCHEN

Es ist nahezu allgemein bekannt, dass die ostseefinnischen Sprachen über uralte Lehnwörter aus dem Germanischen, wie

kuningas 'König', *lammas* 'Schaf' usw. verfügen.[1] Es gibt jedoch auch jüngere germanische Lehnschichten in diesen Sprachen. Für das uns hier besonders angehende Estnische ist eine moderne Untersuchung über die schwedischen Lehnwörter veröffentlich worden.[2] Die Lehnwörter aus dem Niederdeutschen haben noch keine erschöpfende Behandlung gefunden. Es gibt allerdings eine etwas ältere Übersicht[3] sowie eine Anzahl Einzeluntersuchungen[4]. Für die im allgemeinen ganz durchsichtigen[5] Entlehnungen aus dem Nhd. haben die Forscher kaum Interesse gezeigt.[6] Von den estnischen Grammatikern sind die Lehnübersetzungen aus dem Deutschen gelegentlich gerügt worden, einer systematischen Untersuchung für wert hat man sie bisher nicht gehalten. Es ist das ja wirklich ein ziemlich unbeständiges Material, wo eine scharfe Abgrenzung nicht gut möglich ist. Neben den mehr oder weniger usuell gewordenen Lehnübersetzungen findet man auch solche, die gar nicht fest sitzen und dazu bekämpft werden. Ob in jedem einzelnen Falle eine direkte Entlehnung oder analogische Weiterbildung nach gewissen (eventuell früher übernommenen) Mustern stattgefunden hat, auch das lässt sich schwer bestimmen. Es kann nicht in der Absicht des Verfassers liegen, eine erschöpfende Behandlung des Themas bzw. eine vollständige Aufzählung der betr. Lehn-

---

[1] S. z. B. B. Collinder Die urgermanischen lehnwörter im finnischen (Uppsala 1932, II: Supplement und wortindex, 1941).

[2] P. Ariste Eesti-rootsi laensönad eesti keeles (Acta et Commentationes Universitatis Tartuensis Dorpatensis) (B XXIX, 3, Tartu 1933).

[3] W. Schlüter Über die Beeinflussung des Estnischen durch das Deutsche, mit besonderer Berücksichtigung des Niederdeutschen (SbGEG 1909).

[4] bes. von P. Ariste in der Zeitschrift Eesti Keel und in Acta . . . Univ. Tartuensis.

[5] Vgl. jedoch z. B. *lampkast* > Schlammkasten, wo die Volksetymologie mit im Spiel ist.

[6] Über ältere Zusammenstellungen s. bei Schlüter op. c. 5 f.

übersetzungen zu geben. Eine solche Aufgabe wäre in Anbetracht der fehlenden Materialien auch nicht durchführbar. Es handelt sich vielmehr nur darum, an Hand der Präverben einen Begriff von der Art und Funktion der deutschen Lehnübersetzungen in der estnischen Gemeinsprache zu geben. Auch die Frage nach einer genaueren Abgrenzung der nhd. Lehnübersetzungen anderen germanischen Lehnschichten gegenüber muss mangels der Vorarbeiten und Hilfsmittel dahingestellt bleiben.

Die Beispiele für die vorliegende Zusammenstellung sind dem deutsch-estnischen Wörterbuch von Tuksam-Muuk sowie einer Auswahl deutscher Phraseologie[1] entnommen worden. Bei der Darstellung ist grösstmögliche Gedrängtheit des Ausdrucks angestrebt worden. So geben die estnischen Beispiele eventuell nur den charakteristischen Teil eines deutschen Kontextes, usw.

Im Zusammenhang mit den Lehnübersetzungen erheischt ein Problem besonderes Interesse. Das ist die Frage nach dem Gebrauch der Präpositionen und Präfixe. Bekanntlich sind die Kasusendungen und Postpositionen in den fgr. Sprachen alt, Präpositionen jedoch, soweit sie vorliegen, viel später entstanden. Allerdings wird es schon im Urfi. Präpositionen wie *ennen* 'vor' und *ilman* 'ohne' gegeben haben. Im heutigen Est. handelt es sich jedoch um etwas Umfangreicheres, so dass es sich lohnen dürfte, den Präpositionalausdruck des Deutschen mit dem des Est. vergleichend zu betrachten.

An Stelle der deutschen Präpositionen erscheinen im Est. Kasus, Postpositionen und auch Präpositionen. Am einfachsten ist die Wiedergabe mit Kasus und Postpositionen, beim Verb jedoch herrschen ähnliche Verhältnisse wie im Deutschen. Nehmen wir die Präposition a b. D. *der Knopf, die Spitze ist ab* entspricht e. *nööp, tera* (od. *ots*) *on ära* und dasselbe *ära* finden wir beim Verb: *abflieszen — ära voolama,*

[1] J. Hennig, L'allemand idiomatique (Heidelberg 1915).

ableiern — ära leierdama, abreisen — ära reisima, allerdings auch *maha: abnehmen* von jem. — ära võtma, den Hut vor jem. *abnehmen* jedoch — *maha võtma.* So z. B. auch *ablaufen — maha jooksma, abspielen — m. mängima* (das letztere auch 'verspielen'). *ära* mit Verb ist im Est. beliebt und produktiv [1]), vgl. noch z. B. *äraarvamata palju* 'unberechenbar viel', *äraütlemata ilus* 'unaussprechbar schön' wozu auch *ära* des neg. Imperativs [2] beigetragen haben mag. U. a. heisst *ära tegema* nicht nur 'vollbringen', sondern auch 'bezaubern, verhexen'. Die eigentliche Bedeutung von *ära* ist 'weg', also heisst *wegbringen — ära viima, w-geben — ä. andma, w-laufen — ä. jooksma, w-werfen — ä. viskama,* (Geld) *maha v.* So denn auch *davonlaufen — ära jooksma* od. *minema j.* usw., *fortgehen — ära minema.*

Die Präposition a n wird zunächst mit dem Allativ wiedergegeben: *an etwas denken — millelegi mõtlema, ans Herz legen — südamele panema. an* (wohin?) wird mit der Postpos. *külge* (eig. 'an die Seite') ausgedrückt in solchen phraseologischen Entlehnungen wie etw. *an die grosse Glocke hängen — suure kella külge riputama* od. *die Axt an die Wurzel legen — kirve juure külge panema.* Neben *külge* wird auch *otsa* gebraucht: *etw. an den Nagel hängen — naela otsa riputama.* Dem *an* (wo?) entspricht der Iness. *küljes,* wie in *an jem. od. an etw. hängen — kellegi (millegi) küljes rippuma.* Natürlich sind die Wiedergaben von *an* hiermit gar nicht erschöpft [3], es handelt sich hier vor allen Dingen um entlehnungsverdächtige Fälle.

Als Präfix wird *an* nicht nur mit *külge,* wie in *ankleben — külge kleepima, Feuer anlegen — tuld külge panema, anstecken —* itr. *külge hakkama* (od. *nakkama*), sondern auch mit *peale* od. *kallale* wiedergegeben: *anfallen — peale* od. *kallale tungima,*

---

[1] Auch in den Dialekten, vgl. z. B. die witzige Frage aus Otepää: *kas tu kadunukene vil eläs, kes minevasta är kuuli?* 'Lebt jener Verschiedene noch, der voriges Jahr verstarb?'

[2] z. B. *ära tee* 'mach nicht'.

[3] So heisst *an sich -iseendas(t)* usw.

anfangen — peale hakkama. Des weiteren kommt *otsa* vor: *ansehen — otsa vaatama.*

D. a u f erscheint in zahlreichen phraseologischen Kombinationen und wird (auf die Frage wohin?) mit der Postpos. *peale* 'auf' wiedergegeben, z. B. in *er ist nicht auf den Kopf gefallen — ta pole pea peale kukkunud.* Hier würde ein blosser All. *peale* nicht ausreichen, weil er dann als zum Verb gehörig aufgefaszt würde, also *peale kukkunud* '(dar) aufgefallen'. So ein Missverständnis entsteht nicht in den folgenden Fällen: *er ist stolz darauf — ta on uhke sellele* od. *selle peale, auf den Leim gehe ich nicht — selle liimi peale* (od. *sellele liimile*) *ma ei lähe.* Die analytische Ausdrucksweise ist aus Klarheitsgründen erforderlich in einem Falle wie *den Nagel auf den Kopf treffen*, was est. *naela pea peale* (od. *pihta*) *tabama*, heiszt, während *naela peale* einfach 'auf den Nagel' bedeutet. (*Etw.*) *auf sich nehmen* ist *enda peale võtma*, während *endale võtma an sich nehmen* wiedergibt. So auch in den folgenden Ausdrücken: *Geld auf Zinsen ausleihen — raha intresside peale välja laenama, ich könnte darauf schwören — ma võiksin selle peale vanduda, auf den ersten Wink — esimese märguande peale, auf gut Glück — hea õnne peale, Kampf auf Leben und Tod — võitlus elu ja surma peale. Aufeinander* kann nicht *üksteisele* heiszen, was 'einander' bedeutet, sondern *üksteise peal*(*e*) od. *pealistikku.* In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle ist jedoch die Wiedergabe mit dem Allativ wohl am Platz, z. B. in *das ist Wasser auf seine Mühle — see on vesi tema veskile.* Das ist die Regel im Falle von *auf* (wo?). Hier nämlich kommt der Adess. *peal* nur mehr alternativ vor, z. B. *jem. auf Händen tragen — kätel* (od. *käte peal*) *kandma, auf glühenden Kohlen — tulistel sütel* (od. *süte peal*), *etw. auf dem Herzen haben — südamel* (od. *südame peal*).

auf- als Verbalpräfix eignet ja nur die lativische Bedeutung, wie in *aufschlagen — üles lööma, aufstellen — ü. seadma* (modern in gewissen Bedeutungen *püstitama*), *aufsuchen — ü. otsima, aufwägen — ü. kaaluma.* So auch in den Verbal-

nomina *Auferstehung — ülestõusmine, Aufgabe — ülesanne. Üles-* bedeutet wörtlich 'nach oben'. Demgegenüber heisst *aufladen — peale laduma* (auch *laadima*), *aufpassen* in der Studentensprache *p. passima, auftragen — p. kandma. Aufgehen* wieder bedeutet 'lahti minema', *auftun* ist *lahti tegema.*

Aus (woher?) als Präposition wird in der Regel mit dem Elativ wiedergegeben: *geh mir aus den Augen! — kasi mu silmist, Sie nehmen mir das Wort aus dem Munde — te võtate mul sõna suust, was ist aus ihm geworden? — mis on temast saanud?, aus vollem Halse — täiest kõrist* (eig. 'Kehle'), *aus der Hand in den Mund — peost suhu.* Für *aus* (wo?) findet man kaum Beispiele, vgl. *der Arm ist aus dem Gelenk — käsi on liikmest* (genauer *liigesest*) *väljas.*

Als Präverb wird *aus* folgerichtig mit *välja*)bzw. *ära*) wiedergegeben: *auserwählt — välja* (od. *ära*) *valitud, es ist eine Zeile ausgeblieben — rida on v. jäänud, ein ausgedienter Soldat — v-teeninud sõdur;* sogar: *die Ernte* usw. *ist schlecht ausgefallen — v. kukkunud,* obwohl dies als krasser Germanismus gilt. Weitere Beispiele: *aushalten — v. pidama, ausposaunen — v. pasundama, ausschlafen — v. magama, sein Herz ausschütten — v. valama, aussehen — v. nägema, Ausverkauf — väljamüük, auswerfen — v. viskama, auszahlen — v. maksma* usw.

Da sowohl *auf* als auch a u s s e r mit *peale* wiedergegeben werden, so muss dieses Wort in der zweitangeführten Bedeutung unbedingt anteponiert werden, wobei noch die Rektion zu Hilfe kommt [1], z. B. *ich habe keinen Freund ausser ihm — peale tema.*

Die Übersetzung von b e i heisst *juures*, das aber wenig gebraucht und in der Schriftsprache womöglich vermieden wird. Doch sagt und schreibt man: *Kingsepp, jää oma liistude juur(d)e* [2] *— Schuster, bleib bei deinem Leisten* oder *lahtiste uste juures — bei offenen Türen* (aber: *bei verschlossenen Türen*

---

[1] *peale seda* 'nach dem', *peale selle* 'ausser dem'.

[2] Illativ Sg., weil 'bleiben' 'wohin'-Rektion verlangt.

— *kinniste uste taga*). Man sagt auch: *Jumala juures on kõik võimalik — bei Gott ist alles möglich* od. *parima tahtmise juures — beim besten Willen*. Sonst wird die Funktion 'bei' durch den Inessiv bzw. den Adessiv vollständig ausgedrückt, vgl. z. B. *bei Tische — lauas, beim Scheine des Feuers — tule valgel.*

Die genaue Wiedergabe von *durch* heisst *läbi* (als Präpos. mit dem Gen., als Postpos. mit dem Elativ). Da es im Est. keinen 'durch'-Kasus gibt, so hat *läbi* eine sichere Stellung inne. *Durch die Nase sprechen* ist est. *läbi nina kõnelema, durch die Blume sprechen — läbi lillede* (Pl.), *durch eine Brille sehen — läbi prillide* (Pl. tantum), *für jem. durchs Feuer laufen — tulest läbi jooksma. Durch* 'vermittels jem. od. etw.' lässt sich jedoch nicht mit *läbi* wiedergeben[1], weshalb auch ein in der Kirche gesungenes od. gesprochenes *oma Issanda läbi — durch unseren* (eig. *seinen*) *Herrn* als Germanismus gerügt wird, wie auch *Püha Vaimu läbi — durch den H. Geist.*

Auch in Verbindung mit Verben ist *läbi* geläufig genug: *durchbohren — läbi puurima, d-fallen — l. kukkuma, d-führen — l. viima, d-klopfen — l. kloppima, d-kommen — l. tulema, l. saama, d-leben — l. elama, d-leuchten — l. valgustama, d-machen — l. tegema, d-probieren — l. proovima, d-rechnen — l. arvutama, d-suchen — l. otsima, d-wachsenes Fleisch — l-kasvanud liha,* usw.

Dem f ü r entspricht im Est. der Translativ auf *-ks*. Nur in Fällen wie *dafür sorgen — selle eest hoolitsema, für jeden Preis — iga hinna eest* erscheint *eest* bzw. in *dafür sein — selle poolt olema — poolt.*

D. g e g e n entspricht e. *vastu*, das sowohl als Postposition (mit Gen.) als auch Präpos. (mit Part.) gebraucht wird. Postp.: *dies Mittel hilft gegen Zahnschmerzen — hambavalu vastu, sich g. jem. waffnen — kellegi v. relvastuma, zehn g. eins kümme ühe v.* Präp.: *g. den Wind fahren, segeln — vastu*

[1] Es muss die Postpos. *poolt* od. eine andere Konstruktion angewandt werden.

tuult sõitma, purjetama, mit dem Kopf g. die Wand rennen — peaga v. seina jooksma.

h i n t e r- als lat. Präverb heisst *maha* od. *järele: hinterbleiben — m.* od. *j. jääma, hinterlassen — m.* od. *j. jätma.*

i n (wohin? und wo?) wird im Est. durch alte und produktive Lokalkasusausdrücke bezeichnet, so dass eine Präod. Postposition nicht in Frage kommt. Einige B. mit dem Illativ: *in den Bart brummen — habemesse pomisema, ins Verderben führen — hukatusse saatma,* jedoch in der Kirchensprache: *ära saada meid mitte kiusatuse sisse* neben *kiusatusse — und führe uns nicht in Versuchung, seine Hemden in die Wäsche geben — pessu andma, jem. die Worte in den Mund legen — sõnad suhu panema, ins Leben rufen — ellu kutsuma, die Forderung in den Schornstein schreiben — korstnasse kirjutama, in Ohnmacht fallen — minestusse langema, in die Luft sprengen — õhku laskma, in Reihe stellen — ritta seadma, in Kraft treten — jõusse astuma.*

Einer *in*-Konstruktion in D. kann im Est. auch der Transl. entsprechen: *in Stücke reissen — tükkideks kiskuma, ins Reine schreiben — puhtaks kirjutama.*

in (wo?) entspricht 1) der Inessiv: *im Auge behalten — silmas pidama, darin irren Sie sich — selles Te eksite, mit einem Fusse im Grabe stehen — ühe jalaga hauas seisma, im Finstern tappen — pimedas kobama, den Arm in einer Binde tragen — kätt sidemes kandma, ein Wolf im Schafspelz — hunt lambanahas.* 2) der Adessiv: *im Laufe des Jahres — aasta jooksul, im Namen Gottes — Jumala nimel.* 3) der Komitativ auf *-ga: in kurzer Zeit — lühikese ajaga, in langen Zügen trinken — pikkade sõõmudega jooma.*

Ein Präverb als Entsprechung von *in* kommt kaum in Betracht, auch ein *inbegriffen* wird nicht etwa mit *sisse arvatud*[1], sondern mit *kaasa* (od. *ühes*) *a. wiedergegeben.*

L o s heisst est. *lahti: der Knopf ist los — nööp on lahti,*

[1] welcher krasse Germanismus gelegentlich doch vorkommt.

was ist hier los? — mis siin lahti on? eine Ware l. werden — mingist kaubast lahti saama.

D. mit entspricht est. der Komitativ. Vgl. z. B. *mit einem Male — ühe korraga, mit einem Worte — ühe sõnaga, mit Feuer und Schwert — tule ja mõõgaga, mit leichter Mühe — kerge vaevaga, mit offenen Armen — lahtiste kätega, jem. mit Rat und Tat beistehen — nõuga ja jõuga abiks olema, er hat ein Verhältnis mit einem Mädchen — tal on vahekord ühe tüdrukuga, etw. mit Dampf machen — auruga, mit Blindheit schlagen — pimedusega lööma, sich mit fremden Federn schmücken — ennast võõraste sulgedega ehtima, ich möchte nicht mit ihm tauschen — ma ei tahaks temaga vahetada, er weiss mit Menschen umzugehen — ta oskab inimestega ümber käia* (od. *käituda*), *Gutes mit Bösem vergelten — head kurjaga tasuma.*

Mit- als Präverb heisst *kaasa* (Illativ): *mitarbeiten — k. töötama, m-machen — k. tegema, m-weinen — k. nutma,* auch: *Mitreisender — kaasreisija.*

Auch nach wird entweder durch Kasus od. Postpositionen wiedergegeben, z. B. *nach England — Inglismaale, nach Amerika — Ameerikasse, nach Norden — põhja* (Ill.) od. *põhja poole; nach jem. schicken — kellelegi järele saatma, nach den Mädchen laufen — tüdrukute järel jooksma.* Zeitlich heisst es *pärast* od. *peale* mit Partitiv: *nach dem Essen — pärast sööki;* in der Bedeutung 'gemäss usw.' *järgi* (*järele*)*: nach dem Buchstaben — kirjatähe järgi, nach der Mode — moe j., nach dem Winde — tuule j.;* sonstige Bezeichnungsweisen: *dem Namen n. — nimepidi, n. meinem Sinne — minu meelt mööda* (auch *meele järele* od. *järgi*).

Als Präverb wird *nach* gew. mit *järele* wiedergegeben, unter gelegentlicher Anwendung anderer Präverben, z. B.: *nachäffen — järele ahvima, n-ahmen — j. aimama* (od. *jäljendama*), *n-helfen — j. aitama, n-lassen — j.* od. *maha* od. *alla jätma, n-sehen — j. vaatama, n-weinen — taga* od. *j. nutma.*

Ohne heisst est. *ilma* und wird mit dem Abess. konstruiert: *kein Rauch ohne Feuer — pole suitsu ilma tuleta, o.*

Gnade und Barmherzigkeit — i. armu ja halastuseta, o. Scherz — i. naljata.

Über hat in manchen Konstruktionen das est. entsprechende *üle* (ausnahmsweise auch *peale*) affiziert, z. B. *jem. über die Achsel* od. *die Schulter ansehen — kellelegi üle õla vaatama* (aber: *sich ü. jem. erbarmen — kellegi peale halastama*), *ü. etw. erröten — millegi ü. punastuma, das geht ü. meinen Verstand — see käib ü. mõistuse, ü. jem. Gericht halten — kellegi ü. kohut pidama, ü. etw. jammern — millegi ü. hädaldama, ü. Nacht — üleöö, ü. Köln nach Paris reisen — ü. Kölni* (od. *K. kaudu*), *ü. Hals, ü. Kopf — ü. peakaela, ü. etw. seufzen — millegi ü. ohkama, jem. ü. den Kopf wachsen — kellelgi ü. pea kasvama, darüber darf man sich nicht wundern — selle ü. ei või imestada, jem. das Fell ü. die Ohren ziehen — kellegi naha ü. kõrvade tõmbama* (besser: *k. n. ü. k. lööma*).

Als Präverb erscheint konsequent *üle: überbieten — ü. pakkuma — ü-gehen — ü. minema, ü-häufen — ü. kuhjama, ü-laden — ü. koormama, ü-kochen — ü. keema, ü-laufen — ü. jooksma, ü-lesen — ü. lugema, ü-nehmen — ü. võtma, ü-setzen* (dolmetschen) hiess früher *ü. panema* (jetzt *tõlkima*), *ü-tragen — ü. kandma,* (in eine Wohnung) *ü-ziehen — ü. kolima.*

Die genaue Entsprechung von um heisst *ümber* (Prä- od. Postpos.), z. B. *um die Ecke biegen — ümber nurga pöörama* (od. *keerama*), *er geht um die Sache herum wie die Katze um den heiszen Brei — nagu kass palava pudru ü., man kann ihn um den kleinen Finger wickeln — teda võib väikese sõrme ümber mässida.* Sonstige Bedeutungen: 'für': *Auge um Auge, Zahn um Zahn — silm silma ja hammas hamba eest* (älter: *vastu*), *um Geld — raha eest, um jeden Preis — iga hinna e.;* 'wegen': *darum seien Sie unbesorgt — selle pärast olge mureta, um den Frieden handeln — rahu p.* (od. *üle*) *kauplema, um etw. klagen — millegi üle kaebama, sich um des Kaisers Bart zanken — keisri habeme pärast tülitsema,* auch: *um Gottes willen! — Jumala pärast!, um Himmels w. — taeva p.* Wiedergabe mit Kasus: *es ist schade um ihn — temast* (auch *tema pärast*) *on kahju.*

Beim Verb heisst *um* in der Regel *ümber: umarbeiten — ü. töötama, umgraben — ü. kaevama, umgehen mit jem., mit etw. — ü. käima, umkehren — ü. pöörama, umsehen — ü.* od. *ringi vaatama, umstossen — ü. lükkama,* (Mantel) *umwerfen — ü.* od. *ülle heitma.*

Unter (wohin?) heisst *alla: unter die Haube kommen — tanu alla saama, aus dem Regen u. die Traufe kommen — vihma käest rääsla a., man muss sein Licht nicht u. den Scheffel stellen — ei tule oma küünalt mitte vaka a. panna;* (mit Zahlen:) *ich kann es nicht u. fünf Mark lassen — a. viit marka; u.* (wo?) heisst *all: u. freiem Himmel — lahtise taeva a., u. der Asche glimmen — tuha all hõõguma, u. dem Herz tragen — südame a. kandma, u. vier Augen — nelja silma a., was verstehen Sie u. diesem Ausdruck? — mida mõistate selle väljendi a.?, u. einem glücklichen Zeichen geboren sein — õnneliku tähe a. sündinud olema.*

Vom wird normal durch einen Kasus wiedergegeben: (räuml.) *vom Tisch aufstehen — lauast tõusma, von Hand zu Hand — käest kätte, vom Scheitel bis zur Sohle — pealaest jalatallani,* (übertragen:) *er lebt von der Hand zum Mund — peost suhu, vom Blatte singen — lehelt laulma, sich von der guten Seite zeigen — ennast heast küljest näitama;* (zeitl.) *von Geschlecht zu Geschlecht — põlvest põlve,* anders: *von heute an — tänasest peale;* (Ursprung) *die Herrscher von Gottes Gnaden — Jumala armust, sich von seiner Hände Arbeit nähren — oma käte tööst;* (Ursache) *von etw. eingenommen sein — millestki sisse võetud olema* (gilt als krasser Germanismus), *von Furcht ergriffen — hirmust haaratud, vom Blitze getroffen — välgust tabatud;* ('über') *wovon ist die Rede? — millest on jutt?, davon will ich nichts wissen — sellest ei taha ma midagi teada.*

Vor wird lokal durch Postposition wiedergegeben: (wohin?) *vor Gericht erscheinen — kohtu ette ilmuma, jem. v. den Richterstuhl Gottes fordern — Jumala kohtujärje ett kutsuma, man muss die Perlen nicht v. die Säue werfen — pärle sigade e. heita;* (wo?) *es hält ein Wagen v. der Tür — tõld peatub ukse ees, jem. die Tür v. der Nase zuschlagen — ukse nina e. kinni*

lööma; (zeitlich) *vor Tores Schluss — enne ukse lukutamist, v. langer Zeit — kaua aja eest* (elativus temporis); (Rücksicht, Gefühl) *Ehrfurcht v. jem. haben — kellegi e. aukartust olema, den Hut v. jem. abnehmen — mütsi kellegi e. maha võtma, sich v. der Kälte schützen — ennast külma eest kaitsma;* (Grund) *vor Ärger aus der Haut springen — viha pärast nahast välja kargama, sein Gesicht glänzte vor Freude — tema nägu säras rõõmust* (hier einfach Kasus), *vor Leid sterben — valu pärast* (bzw. *kätte*) *surema.*

vor als ein lativisches Präverb wird mit *ette* wiedergegeben: *v-bringen — e. tooma, v-jammern — e. kaebama, v-leiern — e. leierdama, v-kommen — e.* od. *esile tulema, v-lügen e. valetama, v-machen — e. tegema, v-nehmen — e. võtma, v-reden — e. rääkima, v-sagen — e. ütlema, v-schieben — e. lükkama, v-schreiben — e. kirjutama,* vgl. aber *Vorstand — eestseisus.*

W e g e n entspricht *pärast* (od. auch *tõttu*)*: seines Nutzens w. — oma kasu pärast, seiner Verdienste w. — oma teenete p., meinetwegen — minu p.*

W i d e r *heisst vastu: wider den Strom schwimmen — vastu voolu ujuma, ich tue es w. Willen — teen seda v. tahtmist.* So auch als Präverb: *w-spiegeln — (vastu) peegelduma, w-sprechen — v. rääkima, Widerhall — (vastu)kaja.*

Z u wird gewöhnlich durch Kasus ausgedrückt, nur ausnahmsweise durch irgendeine Postposition, so (auf die Frage wohin?): *jem. zur Arbeit antreiben — tööle taga kihutama, jem. zu Boden drücken — maha suruma, zu etw. gelangen — millenigi jõudma, jem. zu Grabe geleiten, tragen — hauda saatma, kandma, seine Haut zu Markte tragen — oma naha turule viima, zu Boden werfen — maha viskama, scher dich zum Teufel! — kasi kuradile* (od. *kus kurat!*)*;* aber: *jem. zu Füssen fallen — kellegi jalgade ette langema* (*jalgadele* wäre 'auf die Füsse'), *Gott hat ihn zu sich genommen — Jumal on ta enda juurde võtnud* (*endale* 'an sich')*, jem. wieder zu sich rufen — jälle enda juurde* (od. *poole*) *kutsuma, zum Feinde überlaufen — vaenlase poole üle jooksma.* In übertragener Bedeutung: *etw. zu Ende, zum Schlusse bringen*

— lõpule viima, jem. zur Verzweiflung bringen — meeleheitele viima, zur Besinnung kommen — meelemärkusele tulema, zum Vorschein kommen — nähtavale tulema, zur Hand nehmen — käsile võtma, etw. zu Herzen nehmen — südamesse võtma, sich jem. zu Hilfe nehmen — endale abiks võtma, zu einer anderen Religion übertreten — teise usku minema; (final, resultativ) *zum besten der Armen — vaeste heaks, zu etw. bestimmt — millekski määratud, zum Glücke — õnneks, zum Unglücke — õnnetuseks, zum Guten wenden — heaks pöörama, sich zur Pflicht machen — endale kohuseks tegema, sich zu Tode grämen — surnuks* (in der Bibelsprache auch *surmani*) *kurvastama, sich zu Tode hungern — ennast surnuks näljutama, zu Tode prügeln — surnuks peksma, etw. zu Geld machen — rahaks tegema;* (zu Personen usw.) *zum Dichter geboren sein — luuletajaks sündinud olema, jem. zu seinem Freunde machen — oma sõbraks tegema, den Bock zum Gärtner m. — kitse kärneriks, zum Könige m. — kuningaks, zum Manne reifen — meheks küpsema, zum Ritter schlagen — rüütliks lööma, er ist zum Schauspieler wie gemacht — ta on näitlejaks nagu loodud, er passt nicht zum Soldaten — ta ei kõlba sõduriks, zum Vieh werden — elajaks saama* (od. *muutuma*)*;* (Anlass) *was meinen Sie dazu? — mis Te arvate sellest?, was werden die Leute dazu sagen? — mis ütlevad inimesed selle kohta?, jem. zu etw. gratulieren — millegi puhul õnne soovima;* (Sonstiges) *zu Befehl! — käsu peale!, (die) Tür zu! — uks kinni!, Glück zu! — õnn kaasa!, zu weit gehen — liiga kaugele minema.*

zu (wo?): *zur Hand sein — käepärast olema, zu Wasser und zu Lande — maal ja merel;* (zeitlich) *zur selben Stunde — samal tunnil, von Tag zu Tag — päevast päeva, zur rechten Zeit — õigel ajal.*

Als Präverb wird *zu* mit verschiedenen Präpositionen wiedergegeben: z. B. *zugrunde gehen — põhja* (od. *hukka*) *minema, zunehmen — juurde võtma, zusehen — pealt vaatama, zuwerfen — kinni paiskama.*

D. z w i s c h e n entspricht im Est. die Postpos. *vahel*

im betr. Kasus: *den Schwanz zwischen die Beine nehmen — saba jalgade vahele tõmbama* (est. 'ziehen'), *wenn nichts dazwischen kommt — kui midagi vahele ei tule, zwischen Furcht und Hoffnung schweben — hirmu ja lootuse vahel kõikuma* (est. 'schwanken').

Im Vorhergehenden sind die Präpositionen besprochen worden, denen die entsprechenden Präverben eventuell zur Seite stehen. Da die Präverben als besonders entlehnungsverdächtig erscheinen, so empfiehlt es sich, ergänzendes Material über sonstige Präverben vorzubringen.

E i n- entspricht sisse: *einarbeiten — s. töötama, e-brechen — s. murdma, das Leben e-hauchen — s. puhuma, E-leitung — s-juhatus, e-richten — s. seadma, der Blitz hat e-geschlagen — välk lõi sisse, E-wanderer — s-rändaja, e-ziehen* (in eine Wohnung) eventuell sogar *s. tõmbama* (besser: *s. kolima*).

E n t z w e i *gehen* heisst *katki* (od. *puruks* od. *pooleks*) *minema, e-reissen — katki* usw. *kiskuma.*

E r *kennen* ist *ära tundma* (modern *tunnetama*).

F e h l *schiessen* heisst (*märgist*) *mööda laskma. Mööda* ist eigentlich 'vorbei', sodann auch *vorbeischiessen — m. laskma, v-gehen — m. minema* (od. *mööduma*), *v-segeln — m. purjetama.*

H e r *kommen* heisst *siia tulema.* Einige B. für zusammengesetzte Präverben mit *her-: auf jem. herabsehen — ülalt alla vaatama* (*alla v.* allein nicht ausreichend); *heraufsteigen — üles tõusma; herausgeben — välja andma, h-kommen — v. tulema, h-locken — v. meelitama, h-reden, h-sprechen — v. rääkima, h-sehen — v. vaatama, h-strecken — v. sirutama, er ist aus seinen Kleidern h-gewachsen — v. kasvanud; hereinfallen — sisse kukkuma; herumgehen — ringi käima; herunterkommen — alla käima* (eig. 'h-gehen'), *h-machen — maha tegema, h-reissen m. kiskuma, h-schlucken — alla neelama; hervorbringen — esile tooma.*

H i n- heisst *sinna: Hinfahrt — sinnasõit, hinsinken* jedoch *maha* od. *kokku varisema; hinauswerfen* ist *välja viskama* (od. *v. loopima*), *hinunterschlucken — alla neelama,* usw.

N i e d e r *brennen* heisst *maha põletama, n-kommen — m.* od. *alla tulema* od. (m. Zwillingen) *m. saama, n-legen — m. panema, n-schiessen — m. laskma* od. *m.* od. *alla sööstma.*

V e r- heisst *ära* od. wird anders ausgedrückt: *verbrennen — (ära) põletama, verdienen — (ära) teenima, v-duften — ä. hingama, v-hüten — ä. hoidma, v-leugnen — ä. salgama,* aber z. B. *verfolgen — taga ajama* usw., *vergelten — (kätte) tasuma, (den Mund) verziehen — kõveraks tõmbama.*

V o l l *propfen — -stopfen* ist *täis toppima, v-schreien — t. karjuma, sich v-trinken — ennast t. jooma.*

Z u r ü c k *gehen* heisst *tagasi minema, z-nehmen — t. võtma, z-sehnen — t. igatsema.*

Z u s a m m e n *betteln* ist *kokku kerjama, z-fassen, z-nehmen — k. võtma, z-rechnen — k. arvama, z-reimen — k. riimima, z-schlagen — k. lööma, z-stecken — k. pistma, z-wachsen — k. kasvama, z-ziehen — k. tõmbama.*

Hier wären ferner zu erwähnen die prädikativen Kombinationen, wie *sich krank, schief lachen — ennast haigeks, kõveraks naerma, kund machen, tun — teatavaks tegema, k. werden — t. saama, sich lächerlich machen — ennast naeruväärseks tegema, jem. lahm schlagen — lombakaks lööma, leer trinken — tühjaks jooma, totschlagen — surnuks lööma, verlorengehen — kaduma minema.*

Was ist nun die Lehre aus der vorausgegangenen Vergleichung der Präpositionen und Präverben im D. und im Est.? Es ist festzustellen, dass, insofern die phraseologischen Ausdrücke mit Präpositionen des Deutschen ihren Eingang ins Estnische gefunden haben, sie funktionell fast ohne jedweden Einfluss geblieben sind. Denn die d. Präpositionen werden im Est. mit Kasus und Postpositionen wiedergegeben, und wo Präpositionen erscheinen, sind diese vor dem deutschen Einfluss dagewesen. Anders sieht es bei den Präverben aus, denn hier erscheint der Gebrauch dem Deutschen genau nachgeahmt, wobei die Anwendung als Postposition in finiten Formen die Einbürgerung als Präposition bei den Infinitiven

und Partizipien erleichtert haben mag. Allerdings gibt es auch eine gewisse autochthone Grundlage für die Präverben, nämlich die lativischen Adverbien wie *ära* und *peale*, die eventuell auch vor der Verbalform erscheinen konnten, doch kann diese Voraussetzung nicht als allein ausreichend für die Nachahmung des ganzen Systems der trennbaren deutschen Präverben betrachtet werden, sondern es muss eine wirkliche Beeinflussung stattgefunden haben. Funktionell handelt es sich darum, dass die Art der Tätigkeit nicht nur an der Kasusrektion des betr. Verbs, sondern am Verb selbst bezeichnet wird. Dergleichen ist allerdings schon ein Eingriff in das System der Sprache, der zunächst als abundant anmuten muss und demzufolge auch bekämpft wird. In der Tat ist der Gebrauch der Präverben früher viel ausgedehnter gewesen. Nicht nur bedienten sich die fremden Übersetzer schrecklicher Germanismen, wie Rossihnius, der 1632 schrieb *magas tema sisse — schlief er ein*, sondern es wurden von estnischen Gebildeten und Halbgebildeten noch vor der Zeit der Selbständigkeit Kombinationen wie *sisse saata* 'einsenden', *ümber panema* 'übersetzen' usw. gebraucht. In der Tat gehören die Präverben zum System des Estnischen. Es ist hauptsächlich die *perfektive* Funktion, die durch *ära* auch in den Dialekten eine ausgedehnte Bezeichnung gefunden hat und für welche auch die sonstigen Präverben vorzugsweise in Anwendung kommen. Insofern die deutschen untrennbaren Präverben nachgeahmt worden sind, werden auch sie im Est. konsequent als trennbar behandelt.

Der Vorgang mit den Präverben ist der einzige, wo eine anhaltende funktionelle Beeinflussung der est. Schriftsprache vorliegt, denn z. B. der *saama*-Passiv, der in den Dialekten eine gewisse Verbreitung gefunden hat und heute gelegentlich in der Zeitungsliteratur zum Vorschein kommt, sowie das *saama*-Futur, beide des deutschen Einflusses verdächtig[1],

[1] Vgl. jedoch J. Mägiste, Eesti *saama*-futuuri algupärast.

sind aus der Schriftsprache nahezu völlig und aus der Gemeinsprache auch weitgehend entfernt worden. Auch die Beeinflussung der Rektion, wie z. B. in *arvestama millegagi* 'rechnen mit etw.' statt *a. midagi*, kann weder als tiefgehend noch als anhaltend bezeichnet werden.

Es wären hier noch einige Bemerkungen darüber am Platz, wie die Beeinflussung stattgefunden hat. Vor allen Dingen ist zu beachten, dass die est. Schriftsprache von ihren Anfängen an bis ins 19. Jh. hinein fast ausschlieszlich aus Übersetzungswerken bestand, die von Fremden fertiggestellt wurden. Aber auch von den est. Schriftstellern wurde zu jeder Zeit, bes. im 19. Jh., viel aus dem Deutschen übersetzt, wobei man in einem gewissen Masse der Überlieferung der bisherigen Schriftsprache (haupts. der Bibelsprache) folgte, aber auch sonst offenbar leicht einer wörtlichen Wiedergabe anheimfiel. Hierzu kommt der Einfluss der gesprochenen Sprache. Die est. Sprache, die in Kirchen oder Schulen gebraucht wurde, war jedenfalls bis zum Ende des 19. Jhs stark mit Germanismen durchsetzt, eine Bereinigung ist im 20. Jh. allmählich erfolgt, besonders zur Zeit der Selbständigkeit. Auch die Sprache der Dienstboten, die mit der deutschen Oberschicht zu tun hatten, wies mehr und spezielle Entlehnungen und Lehnübersetzungen auf.

Da die eigentliche Russifizierung in Estland erst kurz vor der Jahrhundertwende einsetzte, ist der russische phraseologische Einfluss aufs Estnische geringfügig geblieben. In der Frage der Präverben konnte der konvergierende russ. Einfluss den deutschen in den betr. Einzelfällen eventuell verstärken.

Alo Raun

IST DIE FORM *ūs* IM RIPUARISCH-MOSELFRÄNKISCHEN »INGWÄONISCH?»

Beim Studium der ungewöhnlich anregenden Schrift von Th. Frings, Grundlegung einer Geschichte der deutschen

Sprache[2] (1950) wird der Leser in mancher Hinsicht stark beeindruckt. Man empfindet tief das tragische Geschick der handschriftlichen Vorarbeiten Frings' zu einer Geschichte der deutschen Sprache, die im Brand des Germanistischen Instituts der Universität Leipzig am 4. Dezember 1943 untergegangen sind. Man bewundert den zähen Willen und Mut des Verfassers, das Ganze auf Grund besonders gesicherter Einzelabhandlungen und Vorträge wieder aufzubauen. Man ist gern bereit, den besonderen Charakter des Aufbaus, des Stils usw. dieser Schrift im Hinblick auf die aussergewöhnlichen Schwierigkeiten der Entstehung zu betrachten und einzuschätzen. Was der Verfasser in der Vorbemerkung über die »ganz schlichte, anschauliche Darstellung . . . ohne gelehrtes Beiwerk», über die »einfachste Zeichnung» seiner Arbeit, über das besondere Gewicht der Karten sagt: »Ihre plastische Art vermag mehr zu sagen als das Gerede vieler Seiten», das ist alles sehr verständlich und sympathisch. Und doch — beim Lesen schleichen sich immer wieder leise Zweifel ins Bewusstsein: war das ganze Unternehmen nicht ein wenig verfrüht, kann die Abhandlung wirklich, wie Frings in der Vorbemerkung sagt, als »Fundament», als »Grundlegung», als »Balkenwerk» gelten? Man denkt doch bei diesen Begriffen an etwas Feststehendes, Unverrückbares, Reales. Es fällt einem schwer, solche Bezeichnungen auf die Frings'sche Darstellung anzuwenden. Sie ist dafür allzu reich an Hypothesen. Bezeichnend ist es, dass Frings dem dritten Kapitel seines Buches, »Westgermanisch, Ingwäonisch, Deutsch», womit sich die folgende Darstellung auseinandersetzen wird, den Untertitel »Ein Versuch» beigegeben hat. Es ist in der Tat kaum möglich, z.B. die Ergebnisse der Vorgeschichte, die Frings S. 40 ff. in der »Form knapper Leitsätze» auswertet, vom jetzigen Standpunkt der Forschung aus als wissenschaftliche Fundamente zu bezeichnen. Frings überschreitet hier weitgehend die Grenzen des Erkennbaren. Die Gefahr besteht, dass die einschlägigen Karten, an sich höchst anschaulich und fesselnd, einen Grad der Zuver-

lässigkeit vorzaubern, den sie nicht besitzen. Man hat den Eindruck, dass die Kartenbilder überhaupt zu stark stilisiert und vereinfacht sind, um als ausreichende Grundlagen zu dienen.

Ich brauche nicht zu unterstreichen, dass die Einwände, die ich gegen die »Grundlegung» erheben möchte, sich nicht gegen die Forschung Frings' an sich richten. Wer die gewaltigen Fortschritte in der wissenschaftlichen Erkenntnis miterlebt hat, die wir gerade dem grossen Leipziger Germanisten von den Zeiten vor dem ersten Weltkriege an verdanken, wo er seine Heimat, »die sanften Landschaften zwischen Maas und Rhein horchend und sammelnd durchstreifte» (ZsfdMdaa. 1919, 97) und damit seine Forschungen auf dem mittelfränkisch-niederfränkischen Grenzgebiet einleitete, die er dann in einer Reihe von bedeutenden Untersuchungen von Klärung zu Klärung führte und schliesslich zu einer germanisch-romanischen Zusammenschau auch auf dem Gebiete des Wortschatzes ausweitete, der wird es an bewundernder Anerkennung der Leistung nicht fehlen lassen. Wogegen ich mich wende, ist der Schritt, den Frings tut, die Ergebnisse dieser Untersuchungen auch in Punkten, in denen sich die kritische Forschung noch abwartend verhält, zu einem L e h r s y s t e m zu gestalten.

Es ist besonders der Gebrauch, den Frings vom Begriff »ingwäonisch» macht, der gewisse Bedenken erregt. Wenn es zur Probe aufs Exempel kommt, tritt dieser Begriff nicht genügend klar in Erscheinung. Zugrunde liegt »die Bemerkung des Tacitus, wonach die an der Meeresküste wohnenden Germanen I n g w ä o n e n, die in der Mitte H e r m i n o n e n, die übrigen I s t w ä o n e n genannt werden» (S. 34). Frings fährt fort: »Uns beschäftigen die an der Meeresküste wohnenden, die K ü s t e n w e s t g e r m a n e n. Ihre Sprache stellt sich am klarsten dar im Anglofriesischen. A n g l o f r i e s i s c h und I n g w ä o n i s c h werden gleichgesetzt.» Es ist nur natürlich, dass die Forschung schon lange vor Frings die Sprache der Angelsachsen, die von der Nordseeküste nach Britannien aus-

wanderten, die der hier verbliebenen Friesen und die der auch südlich ins Binnenland vorgestossenen nordalbingischen Sachsen sowie schliesslich auch die Sprache der Küstenanwohner der Niederlande als »ingwäonisch» gekennzeichnet hat. Die Sprachträger waren alle, von Boulogne bis Hamburg, Nordseegermanen, *proximi Oceano Ingaevones* (Tac. Germ. c. 2). Man spricht deshalb auch von »Nordseegermanisch». Soweit ist wohl alles in Ordnung. Wenn es aber gilt, die »ingwäonischen» Erscheinungen dieser Sprachen herauszuschälen und zu analysieren, begegnen Schwierigkeiten, die hier nur gestreift werden können.

Welche Erscheinungen fasst nun Frings als »ingwäonisch» auf? Eindrucksvoll sind die beiden Paradestücke der geographischen Ausbreitung der Formen für 'wie' (Karte 50) und 'Mittwoch' (Karte 53). Besonders an Hand der letzteren können wir einen Fall studieren, wo die taciteische Dreiteilung noch heute greifbar scheint: die niederländisch-friesische Küste hat, obschon nicht einheitlich, ein *Weunsdag* (< **wōdinsdag*), »das dem englischen *Wednesday* gleich zu setzen ist», im Binnenlande, am Niederrhein, in Niederdeutschland gilt die Nebenform *Wodansdag*, während das übrige Deutschland »die donauländische Form *Mittwoch* als Übersetzung von *media hebdomas* hat.» (S. 39). Frings betont mit Recht, dass die Küste von Flandern bis zu den nordfriesischen Inseln mit England eine Einheit bildet. Anschaulich zeichnet Frings auch die 'wie'-Karte: im Niederländischen (ausgenommen eine sö. Ecke) und Friesischen *hoe*, *hu* = engl. *how*, in Niederdeutschland *wu*, *wo* [1], alle < **hwō*, im Hochdeutschen *wie* (ebd.). Die Dreiteilung, bei der wir mit Frings, »wenn wir grobe Bezeichnungen wählen», zwischen Küstendeutsch, Binnendeutsch, Alpendeutsch scheiden können, ist wieder sichtbar. Es besteht aber zwischen den Karten 50 ('wie') und 53 ('Mittwoch') ein wesentlicher Unterschied: auf Karte 50 reicht das »Ingwäonische», das »Küstendeutsche» bedeutend

[1] Das As. hat jedoch vereinzelt auch *hû*.

weiter ins Binnenland als auf Karte 53. Wir bemerken, dass auf anderen Karten wie Nr. 46 ('fünf') oder 52 ('uns') die »ingwäonische» Ausdehnung noch grösser, bei 'uns' gewaltig ist.

Wir ersehen daraus, dass der Begriff »ingwäonisch» geographisch betrachtet fliessend ist. In seinen früheren Untersuchungen [1] fasst ihn Frings bei seiner Beschäftigung mit den »Ingwäonismen des Niederfränkischen» (Beitr. 41, 240) sehr weit. Unter den »Ingwäonismen», die nach Frings (ZsfdMdaa. 1919, 147) einmal an der Eifellinie standen, erwähnt er: *mī* gegen *mir*, *mich* (also im »Ingwäonischen» Einheitskasus), *wī* gegen *wir*, *gī* gegen *ir*, *hī* gegen *hër*, *ër*, *ū* gegen *iuwich*, Personalpronomen statt eines besonderen Reflexivs, die *j*-Bildungen bei 'haben' und 'sagen' (*hebben* gegen *haben* usw.), *fīf* gegen *finf*, *nigun* gegen *niun*, *derschen*, *darschen* gegen *dreschen* (vgl. auch Kulturströmungen 166). Damals ging es Frings nicht darum, »wie die Ingwäonismen bis an die Eifelhänge gekommen sind, ob sie in noch älterer Zeit auch auf den Eifelhöhen Geltung hatten» (ZsfdMdaa. 1919, 147). Frings war sich aber darüber klar, dass die »niederfränkischen Neubildungen» vor dem 13. Jh. bis zur Eifel, bis zur Südgrenze des alten Herzogtums Niederlothringen (s. Karte in den Kulturströmungen, S. 49) gelangt waren: »es war die Zeit der Aktivität des Niederfränkischen» (Beitr. 42, 247).

Noch heute steht die historische Deutung der niederfränkischen Aktivität, die die »Ingwäonismen nach Süden trieb», aus. Das ist in unserem Zusammenhang schliesslich nicht so wichtig. Von grösserem Gewicht ist es, festzustellen, dass die auf jene niederfränkische folgende neue Aktivität in entgegengesetzter Richtung das moselfränkische und ripuarische Gebiet

[1] Mittelfränkisch-niederfränkische Studien (Beitr. 41—42 [1916—17]), Zur Geschichte des Niederfränkischen in Limburg (ZsfdMdaa. 1919), Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden (1926), 90 ff. (nähere bibliographische Angaben über diese und andere Arbeiten ebd. VIII).

überschwemmte und von den sog. ingwäonischen Erscheinungen so schwache Spuren übrig liess, höchstens in der Form von sporadisch auftretenden Kompromissformen, dass man die Grenze ihrer einstigen Ausbreitung nach Süden nicht ahnen kann. Sie liegt im Dunkel. Wir besitzen, wie u. a. schon aus der Karte in den Kulturströmungen S. 167 (Abb. 59) hervorgeht, in dieser Hinsicht keineswegs das klare, eindeutige Bild, dass eine ältere Sprachstufe durch eine neue etappenweise ersetzt wurde, wie bei der Verschiebung der Konsonanten (s. Kulturströmungen, S. 183, Abb. 65).

Man kann nicht verlangen, dass Frings bei der Knappheit seiner Darstellung auf diese Fragen näher eingegangen wäre. Man hätte aber einen Hinweis auf das Problematische der Ingwäonismen in chronologischer nicht minder als geographischer Hinsicht dankbar begrüsst. Von Erörterung der Chronologie ist in der »Grundlegung» überraschend wenig da. Man könnte als Entschuldigung — schmunzelnd — auf den Frings'schen Vorbehalt S. 5, der einem Taufgelöbnis ähnlich sieht, hinweisen, wo es heisst: »wir sagen uns los von überspitzten Lehrsätzen der Lautphysiologie und damit von den sogenannten Junggrammatikern», aber Frings zählt doch wohl die Frage nach der relativen Chronologie der Lautveränderungen nicht unter die Werke des Teufels? Ich präzisiere: man hätte bei den Karten 'fünf' (46) und 'uns' (52) einen Fingerzeig erwartet, dass die lautlichen und chronologischen Bedingungen des Nasalschwundes bei diesen beiden Wörtern vielleicht verschieden sind.[1] Für die nähere Deutung dieser Karten wäre das von Belang gewesen.

Statt historischer Chronologie macht Frings S. 42 den Versuch, die Ingwäonismen auf Grund vorgeschichtlicher Stammesverhältnisse zu erklären (obwohl er sich S. 5 von der Ro-

---

[1] S. Agathe Lasch, Borchling-Festschrift (1932), 244 und Fn. 55; F. Maurer, Nordgermanen und Alemannen (1942), 78 ff. und dort angeführte Literatur.

mantik der Stämme losgesagt hat). Er unterscheidet u. a. (c) »Ingwäonismen der Küste», die er auch »Küsteningwäonisch» oder »Kerningwäonisch» nennt (*hu*, *Wednesday*), ferner (b) »Ingwäonisch-istwäonische Neuerungen, die sich von der Küste bis ins Innerdeutsche stufen», auch »Gemeiningwäonisch» genannt, das »auch den Anteil der Istwäonen an den Ingwäonismen bezeichnet». Träger vom Gemeiningwäonischen seien im Westen die Franken. Zu den »ingwäonisch-istwäonischen Neuerungen» werden der Einheitskasus *mī*, *dī* und »Nasalschwund verschiedener Ausdehnung» gezählt. Von Formen wie *wī*, *gī*, *hebben*, *seggen* ist hier nicht ausdrücklich die Rede, sie fallen aber offensichtlich unter dieselbe Kategorie wie *mī*, *dī*, *fīf*, *ūs*.

Man fragt sich, ob nicht hier vielleicht doch ein unsicherer Punkt im ingwäonischen System Frings' steckt. Die ingwäonisch-istwäonischen Neuerungen, von denen Frings unter (b) spricht, sind nach ihm in einer Zeit der Vorgeschichte entstanden, wo die Ingwäonen und Istwäonen in einer »Gemeinschaft gegenüber den Erminonen» lebten (41). Diese Gemeinschaft habe Neuerungen hervorgerufen. Dieses wird wohl auch bedeuten, dass die ingwäonischen Sprachträger die Gebenden waren, wie sie ja für die Sprache den Namen hergaben: »Gemeiningwäonisch». Hier stellen sich gewisse Zweifel ein. Vorausgesetzt, dass die Existenz einer »ingwäonisch-istwäonischen Gemeinschaft» aus dem Fundmaterial der vorgeschichtlichen Forschung erschliessbar ist, hat man das Recht, diese Gemeinschaft einer sprachlichen gleichzusetzen? Wenn Frings mitteilt, dass die Vorgeschichte nicht vermag, die »Ingwäonen und Istwäonen gegeneinander . . . so klar abzusetzen, wie beide zusammen gegen die Erminonen» (40 Nr. 6), so bedeutet das schon eine Einschränkung der wissenschaftlichen Erkenntnis. Können die »Neuerungen» nicht anders erklärt werden? Nehmen wir ein anschauliches Beispiel. Zu den »ingwäonisch-istwäonischen Neuerungen» gehört der Nasalschwund in 'fünf' (deutsch-niederfränkisch, niederländisch, niederdeutsch, frie-

sisch, englisch; Frings, Karte 46). Was hindert, dass die Nasalierung und damit die Tendenz zum Nasalschwund im Frühgermanischen nicht nur vor velarer Spirans (**haŋhan* > **hãhan* > *hâhan*), was als erste Phase gilt, sondern auch vor labialer Spirans (**fimf* > **fĩf* > *fîf*), d. i. die sog. zweite Phase, bestanden, dass sich aber diese zweite Phase erst nach der Auflösung der Vorstufe (man mag sie nennen, wie man will) bei den Angeln, Sachsen und Friesen einerseits und den Franken andrerseits unabhängig voneinander voll entfaltet hat? Eine Parallele scheint das Gotische abgeben zu können. Ernst Schwarz findet es unwahrscheinlich, dass got. *hāhan* aus der Heimat mitgenommen worden ist. Dagegen wird eine starke Nasalierung, **hãhan*, vorhanden gewesen sein, die also erst nach der Trennung vom Stammvolk zu gedehntem Vokal führte.[1]

Mit diesen Erwägungen habe ich die Auffassung Frings' und anderer nicht bestreiten wollen, dass das »Küsteningwäonische» ein Kerngebiet gewesen ist, ein Ausgangsherd, von dem die »Ingwäonismen» ins Binnendeutsche ausgestrahlt sind, ich habe auf die logische Möglichkeit hinweisen wollen, dass die anglofrisosächsischen und fränkischen »Ingwäonismen» sich unabhängig oder z. T. unabhängig voneinander entwickelt haben können. Das braucht nicht auszuschliessen, dass die Entwicklung der fränkischen Erscheinungen von evtl. angrenzenden »küsteningwäonischen» Mundarten befördert worden sein kann. Mein Hauptzweck ist hier, aus methodischen Gründen eine Änderung der Terminologie anzuregen. Der obige Gedankengang würde es möglich machen, den Begriff »ingwäonisch» auf das »Kerningwäonische» festzulegen, wo die »nordseegermanischen» Eigenheiten am frühsten und stärksten ausgebildet wurden. Es wäre dann unangebracht, jedenfalls unnötig, Erscheinungen wie *wī*, *gī*, *hebben*, *seggen*, *fīf*, *negen*, die heute sämtlich im Bereich der Ürdinger und Benrather

[1] Ernst Schwarz, Deutsche und germanische Philologie (1951), 32 f.

Linien ihre südlichsten Grenzen haben (s. die Karte zu der Abhandlung in ZsfdMdaa. 1919), die aber nach Frings früher bis zur Eifel reichten, »ingwäonisch-istwäonische Neuerungen» oder »Ingwäonismen im Niederfränkischen und Mittelfränkischen» zu nennen. Abgesehen davon, dass die Relikte und Nachklänge der »Ingwäonismen» im Mittelfränkischen heute spärlich, unsicher bezw. nicht vorhanden (*fīf*, *negen* etc.) sind, mögen sie auch einmal südlich der Benrather Zone vorhanden gewesen sein, wäre es jedenfalls vorsichtiger, die Erscheinungen als »niederfränkisch-niederdeutsch» zu charakterisieren. Denn das sind sie. Frings, der ZsfdMdaa. 1919, 146 ff. diese Fälle im Verhältnis zum »Ingwäonischen» behandelt, behauptet S. 154 (vgl. 156) ausdrücklich: »Die Lautverschiebungsgrenze ist demnach zugleich die alte Grenze ingwäonisch-deutscher Gegensätze.»

Wenn ich also die Verwendung des Begriffes »ingwäonisch» in den erwähnten Fällen als unnötig und unzweckmässig bezeichnen möchte, muss ich sie im Falle des mittelfränkischen *ūs* unstatthaft nennen. Aus der Darstellung der »Grundlegung», S. 38 unter 4. und der Karte 52 geht hervor, dass der *n*-Schwund in *uns*, mit *fünf* verglichen, sehr weit nach Süden, bis über die Mosel hinaus reicht (s. auch Kulturströmungen, S. 91, Abb. 32 und 129, Abb. 43). Eine mächtige »ingwäonische» Expansion von der Küste her ohne historische Begründung! Auf Karte 52 tritt auch ein *ūs*-Gebiet im Schwäbisch-Alemannischen auf. Gewisse »*n*-lose Sprengsel» zwischen dem rheinischen und schwäbisch-alemannischen Gebiet mit *n*-Ausfall haben bekanntlich Wrede (ZsfdMdaa. 1924) dazu verleitet, Norden und Süden zu verbinden. Frings lehnt das ausdrücklich ab. Dass er aber die Form *ūs* im Mittelfränkischen als ingwäonisch auffasst, unterliegt natürlich keinem Zweifel (s. auch Kulturströmungen, S. 128: »Von dem ingwäonisch-deutschen Gegensatz *ūs*/*uns* nördlich Mainz . . .»). Diese Ansicht ist heute massgebend (vgl. z. B. Bach, Deutsche Mundartforschung[2] [1950], S. 137 und Karte 24).

Bei *ūs* bereiten nun die Verhältnisse im Niederländischen Frings sichtlich Schwierigkeiten. Dem niederländischen *vijf* steht bekanntlich *ons* ohne Nasalschwund gegenüber. Nur die Küste und das ans Reichsdeutsche grenzende Limburgische haben *üs* bezw. *ūs*, *us*. Es gibt also keine direkte Verbindung des mittelfränkischen *ūs* mit der küsteningwäonischen, wohl aber mit der westfälischen *n*-losen Form, was jedoch für die Verwandtschaft nichts besagt, da die *-et/-en*-Grenze das niedersächsische vom fränkischen Sprachgebiet scharf abhebt. Frings sagt (38): »Eine Überraschung bieten aber die Niederlande. Der Anschluss mit dem Reichsgebiet ist nur im Grossen hergestellt. Die Zerrissenheit der Niederlande tritt deutlich heraus. Gerade das Gebiet, in dem der Nasalschwund besonders folgerichtig durchgeführt sein sollte [im sog. »sächsischen» Gebiet im Osten], hat weithin *ons* mit *n*.» Frings nimmt trotzdem keinen Anstand, auch hier »eine bezeichnende D r e i t e i l u n g» festzustellen: »die Küste von Französisch-Flandern bis zu den nordfriesischen Inseln hat *üs;* die übrigen Niederlande haben *ons* neben seltenerem *os*, auf niederdeutschem Boden gilt *us* neben seltenerem *uns;* Süddeutschland hat von Hause *uns*. Wir haben also von der Küste her gesehen die Abfolge: Nasalschwund, Nasal neben Nasalschwund, Nasal.» Es ist klar, dass die angenommene Dreiteilung im Sinne Frings' gegenstandslos wäre, wenn die nasallosen Formen im niederländischen Binnenland jung wären. Das scheint der Fall zu sein.

Diesem Problem hat sich Kloeke in einem gewichtigen Beitrag zur Borchling-Festschrift (1932), 338 ff., Zum Ingwäonismenproblem, zugewandt. Er fügt eine ausgezeichnete Karte hinzu, deren Zweck er S. 341 so umreisst: »Die ausgefüllte Karte soll nur über die eine Frage Auskunft geben, ob der Nasal oder wenigstens die Nasalität vor *s* in dem Wort 'uns' in den verschiedenen Provinzen vorhanden ist oder nicht.» Das Material ist sehr umfangreich — K. standen auch Grootaers' Sammlungen zur Verfügung —, die Analyse scharf.

Das Ergebnis kann hier nur kurz angegeben werden: die nasallosen Formen im Osten, in Limburg und um Kortrijk (*ōs*, *ūs* usw.) sind höchst wahrscheinlich sekundär (s. S. 345 ff. mit Fn. 24 und 25, 349, 352 f., 363 mit Fn. 118). Nur an der Küste bestehen alte, ingwäonische *ūs*-Relikte. Im Mittelalter tritt *uus* sporadisch im Reim bei Maerlant, *use* bei Melis Stoke auf (S. 352). Kloeke meint, dass Maerlant »aus Reimnot zum Volkstümlichen *uus* greift, das ihm . . . jedenfalls aus dem unmittelbar anschliessenden westlichen Gebiet bekannt war». Er vermutet, dass »das Verbreitungsgebiet einer so stark bekämpften und unterdrückten Form im Mittelalter noch bedeutend grösser gewesen ist» (353), was wohl nicht zu besagen braucht, dass sie sich nach K. weit von der Küste entfernt hat. Nur hier, an der Küste »haben wir, wie mir scheint, festeren ingwäonischen Boden unter den Füssen», betont Kloeke S. 361.

Die Ergebnisse Kloekes sind für die ingwäonische Herkunft des mittelfränkischen *ūs* (mit den Varianten *us*, *ōs*, *os*, s. Kulturströmungen, S. 129) durchaus nicht günstig. In seinem rühmlichst bekannten Buche, Die Stellung der Niederlande im Aufbau des Germanischen (1944), wo Frings die Ingwäonenfrage zu lösen versucht, bespricht er S. 33 f. den Beitrag Kloekes. Er stellt fest, dass K. den *n*-Schwund im niederländischen Süden und Osten als jung nimmt und dass er dabei auf die durchgängigen *uns*, *ons* der schriftlichen Überlieferung weisen kann. Frings, der ja die mnl. *ons*-Formen seiner Ingwäonenthese zuliebe als schriftsprachlich erklären möchte, wendet, wie man erwarten konnte, ein: »Aber 'geschrieben' und 'gesprochen' sind verschiedene Dinge. Auch im rheinischen *os*-, *us*-, *ōs*-, *ūs*-Gebiet wird nur *uns*, *ons* geschrieben.» Das sagt F., als ob es feststünde, dass *ūs* im Rheinischen alt, gar »ingwäonisch» ist. Mir scheint Kloekes dialektgeographische Beweisführung überzeugend. Für Limburg vergleicht er die Karte von 'Maus' und kommt zu dem Ergebnis, dass die Aussprache des Vokals in 'Maus' sich nicht mit der Aussprache des Vokals in 'uns' deckt. Er schliesst zwingend, »dass die nasallosen For-

men dieses Gebietes nicht auf *us* sondern *uns* zurückgehen» (349; vgl. 352). Dass alte nasallose Formen in Limburg unbekannt sind, spricht jedenfalls nicht gegen Kloeke.[1]

In recht versteckten Fussnoten auf S. 363 (Nr 117 und 118) macht K. zwei Bemerkungen, die prinzipiell und methodisch so wichtig sind, dass sie wörtlich angeführt werden sollen: »Wie oben S. 340 angedeutet, glaube ich, dass der Nasalschwund vor *f* wegen seiner ganz anderen geographischen Verbreitung prinzipiell anders gedeutet werden muss als der vor *s* (und *þ*)» und »Angesichts der limburgischen Verhältnisse ist die Frage berechtigt, ob der Nasalschwund im unmittelbar anschliessenden Rheinland nicht auch jung ist». Das ist mir aus der Seele gesprochen.[2] Ich habe oben darauf hingewiesen, dass der Nasalschwund vor *f* wohl älter ist als der vor *s*, und die Frage aufgeworfen, ob nicht ersterer im Niederfränkischen ein vom »Küsteningwäonischen» unabhängiges Erbe sei. Die Anlage zu dieser Entwicklung kann schon urfränkisch sein, was bei dem *n*-Schwund vor *s* nicht oder nicht überall der Fall zu sein braucht.[3] Es heisst im Niederländischen *vijf* aber *ons*. Die höchst berechtigte Frage Kloekes, ob der rheinische, ebenso

---

[1] Vgl. jetzt auch S.G.W. van der Meer, Venloer Stadtrechte. Diss. Nijmegen 1949, 194 ff.

[2] Siehe auf dieselbe Weise Erich Nörrenberg, Nd. Korrspbl. 48 (1935), 36. — A. Weijnen, De nederlandse dialecten (1941), 122 f. ist der Meinung, dass, selbst wenn man annehme, dass der *n*-Ausfall im Kölner Gebiet jungen Datums sei, die Lage trotzdem unklar bleibe. Ich muss sagen, dass W., der in seiner Auseinandersetzung die These Heeromas (Tijdschr. 58 [1939], 198 ff., bes. 220 ff.) über West- und Ostingwäonisch zu verwenden versucht, zur Klärung wenig beiträgt. Man gibt W. gerne recht, wenn er verzichtend schliesst: »Alles bijeen ziet dit er echter tamelijk hypothetisch uit.»

[3] Es kann Mundarten gegeben haben, in denen die Nasalierung fehlte oder sehr schwach war und nicht zu Vokalisierung führte. Zum *n*-Schwund im Andfr. vgl. Rooth, Det primära *i*-omljudet 9 f. (Vetensk.-Soc. i Lund Årsbok 1935); Schönfeld, Hist. grammatica van het nederlands (1947) §§ V und 28 c.

wie der limburgische Nasalschwund nicht jung ist, glaube ich nun aus der rheinischen Sprachgeschichte selbst entscheidend bejahen zu können.

Zunächst soll im Interesse der Klarheit und Vollständigkeit Frings ausdrücklich zugestimmt werden, wenn er, Die Stellung der Niederlande 33, erklärt: »Im älteren Niederdeutsch ist *ũs* mundartlich, *uns* die Form der hanseatischen Verkehrs-, Geschäfts-, Schreibsprache.» A. Lasch wird im Unrecht sein, wenn sie Borchling-Festschrift, 244 Fn. 55 äussert: »Die 3. Phase, Vokal $+ n + s >$ Nasalvokal $+ s >$ Vokal $+ s$, *uns* $>$ *ûs*, *gans* $>$ *gôs* hat in jüngerer Zeit einen geographisch noch engeren Raum, sie ist im As. nicht mehr voll wirksam, unter gewissen Bedingungen nicht mehr eingetreten.» Dass im nd. Stammland *uns* jemals heimisch gewesen sei oder Doppelentwicklung bestanden habe (Lasch, 250; vgl. Nd. Jahrb. 44, 48 ff.), ist unerwiesen. Zum Nordalbingischen siehe jetzt G. Korlén, Norddeutsche Stadtrechte 1 (1950), 48, wo der Verfasser für Hamburg altes *ûse* feststellt.[1] Wir können das Niederdeutsche, das Frings ausdrücklich dem »Küsteningwäonischen» zuzählt — »Hauptträger des Küsteningwäonischen sind die Sachsen» (S. 42) —, aus dem Spiel lassen. Historisch haben das kölnische und das angrenzende westfälische *ũs*-Gebiet, wie gesagt, nichts miteinander zu tun.

Man bedauert, dass die 'uns'-Karte bei Frings so schematisch ist. Das erschwert die Beurteilung, die, natürlich auch nach Frings, erst durch Heranziehung der Karten des Deutschen Sprachatlasses ('uns'-Karte: Nr. 39) und des entsprechenden Textes (7. Lief., S. 182 ff.), vor allem aber der Sonderuntersuchungen der Deutschen Dialektgeographie (Nr. 5 = Frings, 11 b = Greferath usw.) eine hinreichende Grundlage erhält. Auf Karte 52 der »Grundlegung» hat Frings gewissenhaft ein

---

[1] Das heutige *uns* ist also jung. Überdies, es heisst im Hamburgischen heute *göus* 'Gans' (H. Larsson, Lautstand der Mundart der Gemeinde Altengamme [1917] § 60).

kleineres weisses Gebiet nw. Köln (Erftgebiet) umrissen, man bekommt jedoch nicht zu wissen, dass hier Formen mit velarem Nasal, *uŋ(e)s*, *oŋ(e)s*, gesprochen werden (s. DSA, Karte 39; Kulturströmungen, 129, Abb. 43; DDG 5 § 256 und 11 b § 267). Auch östlich Aachen gibt es ein *oŋs*-Gebiet. Neben *oŋ(e)s* kommt *ons* vor. Lehrreich und für eine nähere Untersuchung selbstredend notwendig wäre zudem ein Vergleich mit der 'Gänse'-Karte (Nr. 45 des DSA, Text, S. 205 ff.). Bei 'Gänse' haben die Formen mit Nasal, *gans*, *gense*, *jans*, *jense*, *jaŋs*, *jeŋs(e)*, *jeŋes* usw. eine andere Ausbreitung als bei 'uns'. Sie sind die normalen. In den Kulturströmungen 130 begründet Frings »das besonders zerrissene Kartenbild für 'Gans'» durch Einfluss der hd. Kulturform. Ich brauche die 'Gans'-Karte hier nicht weiter zu berücksichtigen.[1]

Die Formen mit velarem Nasal im Kölner Gebiet[2] verändern, soweit ich sehe, die ganze Problemlage, da sie den Bestand von Nasalformen im Ripuarischen erweisen. Die phonetische Voraussetzung für *uŋs*, *oŋs* ist die Stufe *ũs*, *õs* < *uns*. Zu entscheiden, ob oder in welcher Ausdehnung die Nasalierungsstufe im Rheingebiet noch vorhanden ist, reicht leider die Laienschreibung der SA-Karten nicht aus, wie das schon Bremer, Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten (1895) feststellte. So kann nasalierter Vokal in *uns* z.B. durch die Schreibung *ūnse*, *ōnse* bezeichnet werden.[3] Dieser Übelstand wird im Textband des DSA voll anerkannt (S. 183): »Es können überall in den Landschaften mit Nasalierung Bezeichnungen dafür fehlen oder durch grobes *n* wiedergegeben werden».[4] Schon

---

[1] Für das Aachener Gebiet vgl. W. Welter, Die Mundarten des Aachener Landes (1938), S. 134 ff.

[2] Auch im Niederländischen kommen sie vor, werden aber von Kloeke nicht näher behandelt (S. 341). S. auch ZsfMdaforsch. 18 (1942), 51; Joh. Cath. Daan, Wieringer land en leven. Diss. Amsterdam 1950, S. 187.

[3] Vgl. Bremer, aaO., 204 usw.; Kloeke 345 und Fn. 25.

[4] Bei einem kurzen Besuch in einigen Orten nw. und w. Köln

die *uŋ(e)s*-, *oŋ(e)s*-Formen aber genügen, um *uns* als die mittelalterliche Form glaublich zu machen, aus welcher *ũs*, *õs*, dann entweder *uŋs*, *oŋs* oder, mit Aufgabe der Nasalierung, *ūs*, *ōs* etc. entstanden. Entscheidend dürfte die folgende Erwägung sein.

Gesetzt, dass Frings mit seiner Annahme recht hat, dass die oben z.T. schon erwähnten Erscheinungen *wī*, *gī*, *mī*, *dī*, *hebben*, *seggen*, *darschen*, *fīf*, *söster* 'Schwester', *drüch* 'trocken' usw. (ZsfdMdaa. 1919, 147; Kulturströmungen 134, 166 ff. usw.) ursprünglich bedeutend weiter nach Süden gereicht haben — man mag sie wie Frings »Ingwäonica» (Kulturströmungen 134) oder, wie ich vorziehe, »niederfränkische Erscheinungen» nennen —, wie kann Frings erklären, dass bei dem grossen »Zurückdämmen von Ingwäonismen im Kölner Raum», welches *fīf* et consortes über die Benrather Linie nach Norden trieb, die Form *ūs* Widerstand leistete und unerschüttert blieb? Die Erklärung kann nicht die sein, dass die Zahlwörter, wie bekannt, bewegliche »Marktwörter», »Verkehrswörter» sind, denn das gilt in ausgesprochenem Grade auch von den Pronominalformen. Ich verweise auf das niederländische *zich* (aus dem Hd.) oder das heutige *uns* an der Nordseeküste. Hätte Frings nicht erwägen müssen, ob *ūs* erst nach der grossen Südnordbewegung des Spätmittelalters entstanden sein könnte?

Ich muss hier darauf verzichten, zu prüfen, inwieweit die Frings'schen »Ingwäonica» einmal an den Eifelhängen standen.

(Pulheim, Stommeln, Rommerskirchen, Buschbell, Bedburg, Lipp) im Sommer 1951 habe ich nur leise Ansätze zur Nasalierung in *ōs*, *os* beobachtet, u.a. in Lipp, wo ausserdem der merkwürdige Übergangslaut vor *s* in die Ohren fiel. Den Satz *die Gänse gehören uns* möchte man phonetisch *də jɛŋs hŋrə o̤·ls* wiedergeben, wo *o̤·* ein sehr schwach nasaliertes, halblanges *o* bedeutet, worauf ein Gleitlaut vor *s* folgt, der akustisch wie ein *l* (interdental?) klingt. Die Schreibung *ozs* DDG 11 b § 267 scheint weniger treffend (s. ebd. § 263 und Fn. 1). Zu Gleitlauten im Niederländischen s. Kloeke, aaO., 341.

Klar ist, dass es sich verbietet, gänzlich vereinzelte niederfränkische Formen wie *viif* (1 m.) im Tobiasfragment (12. Jh., aus Trier, s. Beitr. 41, 536, V. 269), *nigon(zog)* (1 m.) im Mittelfränkischen Legendar (12 Jh., rip., s. ZsfdPh. 10, 397, vgl. 293 und 399), *use* (1 m.) in der Lilie (13. Jh., rip., s. Wüsts Ausgabe in den DTM 15, S. 13, V. 25; zum angeblichen *ūs* bei Wernher v. Niederrhein [Weinhold, Mhd., Gr. § 472] s. Pfeiffer, Germania, 1, S. 230.) als Beweise oder Stützen heranzuziehen (s. Kulturströmungen 166). Fehler, Flüchtigkeiten oder Mundart des Abschreibers müssen hier unbedingt in Rechnung gezogen werden. Die Existenz eines mittelalterlichen *us* kann zwar nicht strikt geleugnet, sie kann aber auch nicht geltend gemacht werden.[1] Ich begnüge mich also damit, gegenüber Frings zu behaupten, dass es in modernen mittelfränkischen Mundarten und schriftlichen Quellen keine Gewähr gibt für »ingwäonischen» Ursprung der Form *ūs*. Sie ist aller Wahrscheinlichkeit nach jung. Darauf deutet schon ihre Ausdehnung nach Süden weit über die Eifel hinaus (die Südgrenze verbindet etwa Saarbrücken mit Koblenz; Kulturströmungen, 129).[2] Es bleibt übrig, eine phonetische Deutung der beiden Entwicklungen *ūs*, *ōs* und *uŋs*, *oŋs* zu geben.

Meine Annahme, dass die mittelfränkischen *ūs*, *ōs* einerseits und *uŋs*, *oŋs* anderseits auf eine gemeinsame Zwischen-

---

[1] In den Mundarten der Siebenbürger Sachsen, die im 12. Jh. aus dem Rheingebiet ausgewandert zu sein scheinen, kommen neben vokalisierten auch nasalierte Formen von 'Gans', 'Gänse' (auch von 'fünf') vor. Für 'uns' scheinen Aufnahmen zu fehlen (s. A. Scheiner, Die Mundart der Burzenländer Sachsen [1922], S. 99). Mit Scheiner, S. 98 aber zu schliessen, »dass der Urheimat zur Zeit der Loslösung unserer Mundarten Schwund des Nasals vor *s*, *f* wohlbekannt war», ist nicht erlaubt. Die Nasalierungen machen es im Gegenteil wahrscheinlich, dass die Siebenbürger Sachsen Formen mit Nasal oder Nasalierung in die neue Heimat mitgebracht haben.

[2] Vgl. Joh. Müller, Untersuchungen zur rhein-moselfränkischen Dialektgrenze (1931) § 73.

stufe *ũs*, *õs* (< *uns*) zurückgehen, ist aus der alternativen Funktion des Gaumensegels auf dieser indifferenten Zwischenstufe ohne weiteres verständlich: bei gesenktem Gaumensegel velarer Nasal, bei gehobenem Vokalisierung. Die Vokalsenkung der Stufen *os*, *oŋs* erklärt sich als Folge der allgemein geltenden senkenden Kraft der Nasalierung.[1] Die Kürzen *us*, *os* entstanden im Schwachton. Damit ist das Aufkommen der Stufe *ũs*, *õs* mit Nasalierung und Tendenz zur Quantitätsvermehrung an sich noch nicht erklärt. Natürlich kann man sich auf eine immer latente Kraft der Nasale und Nasalverbindungen berufen, den vorhergehenden Vokal zu nasalieren, möchte aber den besonderen Antrieb zur Verwirklichung der Anlage erkennen. Es liegt recht nahe, diesen Antrieb im Einfluss französischer Nasalierung zu suchen. Die Anregung hat bloss den Wert einer Hypothese, gewinnt jedoch etwas an Wahrscheinlichkeit, wenn wir das schwäbisch-alemannische Sprachgebiet mit in Betracht ziehen. Auch dort sind bei *n* vor *s* ähnliche Entwicklungen wie im Fränkischen zu beobachten: Nasalierungs-, »Gutturalisierungs»- und Vokalisierungsstufen. Sie scheinen dagegen im Bayrischen zu fehlen. Die Erscheinung ist eminent westlich.

Die Karte 52 vermittelt uns eine schematische Auffassung der Vokalisierungsstufe *ũs* im Schwäbisch-Alemannischen, die Wrede im ersten Anlauf (ZsfdMdaa. 1924, 277) als »ingwäonisch» bezeichnete. Über die verschiedenen Stufen unterrichten die bekannten Untersuchungen von Kauffmann, Fischer, Bohnenberger, Jutz und anderen. Für die Nasalierungen verweise ich kurz auf Kauffmann, Geschichte der schwäbischen Mundart (1890) §§ 83 und 67 b: *ãos* 'uns', *gẽs* 'Gänse', Fischer, Geographie der schwäbischen Mundart (1895), S. 55, L. Jutz, Die

[1] Zum Fränkischen s. z. B. Jos. Müller, Untersuchungen zur Lautlehre der Mundart von Aegidienberg (1900), S. 59 Fn. 2, zum Alemannischen Fischer, Geographie der schwäbischen Mundart (1895), S. 55, § 45.

alemannischen Mundarten (1931), S. 142 ff.: *gãs* usw.; vgl. auch B. Martin, Die deutschen Mundarten (1939), S. 73 ff. Die Vokalisierungen werden in den genannten Schriften zumeist mit den Nasalierungen zusammen behandelt. Dem velarisierten Nasal (*ŋ*) haben sich Jutz, a.a.O., S. 243 f. und insbesondere Bohnenberger, Ostalemannisches *ŋ* für mhd. *n* ohne Gutturalfolge in den Beitr. 56 (1932), 41 ff. gewidmet. Es ist beiden Gelehrten klar, dass in *gaŋs*, *goŋs* 'Gans' sich *ŋ* aus Nasalierung entwickelt hat.[1] Auch B. erscheint romanische Herkunft möglich (S. 57).

Bemerkenswert ist, dass im Alemannischen ahd. *uns*, *unsih* nirgends in der Stufe mit *ŋ* aufzutreten scheint. Darüber sagt Bohnenberger S. 44: »Eine Ausnahme bildet hier insbesondere ahd. *uns*, *unsih*, dass, soviel ich ermitteln konnte, nirgends als *iŋŋs*, sondern nur als *īs*, *ūs* bezw. schwachtonig *is*, *üs* auftritt. In Ermangelung einer näher liegenden Erklärung lässt sich hier an den Einfluss der schwachtonigen Bildungen denken, die frühe unnasalierten Vokal aufweisen konnten.» Auch Jutz kennt nur die Formen *ūs*, *īs*, *is* (und *inš*, *ünš*, *önš*). Dass die Nasalierungsstufe zeitweilig bestanden hat, kann man nicht bezweifeln. Zur Frage nach dem Alter der Auflösung des *n* vor *s* (und *f*) hat Bohnenberger, Teuthonista 4 (1927/1928), 14 als wahrscheinlich erwiesen, dass sie im Berner Gebiet erst nach dem 9 Jh. aufgekommen sein kann, spätestens zu Beginn des 13. Jhs. vollzogen war und dass sie im südwestlichen Alemannischen früher auftrat als im Norden und Osten. In der Kanzlei- und Literatursprache hat man das *n* gewöhnlich festgehalten. In Urkunden aus der Gegend des Bodensees kennt Bohnenberger Belege für Ausfall des *n* in *uns*, *üns* aus der Zeit um 1300, desgleichen aus Winterstetten (50 km n. Friedrichshafen). B. sagt Beitr. 56, 52: »Somit reichen die aus dem Bodenseegebiet stammenden Belege für Auflösung des *n* vor Reibelaut und für Dehnung des vorausgehenden nasalierten

[1] Jutz, aaO., S. 243; Bohnenberger, aaO., S. 50 und 55.

Tonvocals nicht über die Mitte des 13. Jh.'s zurück, doch schliessen die Verhältnisse höheres Alter des Vorganges nicht aus.» Diese Ergebnisse stehen in guter Übereinstimmung mit denen B. Boeschs in seinen Untersuchungen zur alemannischen Urkundensprache (1946), S. 175 f. Kerngebiet des *n*-Schwunds ist nach B. Zürich. Wenn das Alter der Erscheinung auch nicht zu ermitteln ist, so lässt sich immerhin sagen, dass wir es hier höchstens mit etwas Althochdeutschem zu tun haben.

Mit der Anführung der mit der fränkischen parallel laufenden schwäbisch-alemannischen Entwicklung wurde vor allem bezweckt, die phonetische Frage und die Frage nach dem Antrieb der Erscheinung weiter zu beleuchten. Den genetischen und dialektgeographischen Zusammenhang der Erscheinungen auf beiden Gebieten muss ich dahingestellt sein lassen. Es hat sich ergeben, dass neben Übereinstimmungen der Entwicklung auch unverkennbare Unterschiede bestehen. Wesentlich ist der Unterschied in bezug auf mittelalterliche Belege für die Auflösung des *n* in *uns*. Im Alemannischen sind sie häufig, im Fränkischen durchaus zufällig und zweifelhaft. Was das Alter betrifft, ist *ūs* im Alemannischen eine mittelalterliche Erscheinung. Für das gleiche Alter im Fränkischen gibt es keine Stütze. Noch weniger kann die Erscheinung »ingwäonisch» sein. Das wäre das Hauptergebnis.

Die Zeit einer Zusammenschau scheint noch nicht gekommen. Man kann nur wünschen, dass die von Frings und anderen dargebotenen Anregungen die deutsche Mundartforschung veranlassen mögen, die vielfältigen Probleme, auch das der »Gutturalisierungen», zu denen ausserdem Entwicklungen wie *wîn* > *weŋ*, *hinden* > *hiŋen* gehören, in einen weiteren Zusammenhang einzuordnen.

Lund Erik Rooth

ND. *BUDDEL*, HD. *FLASCHE* 'TÖLPEL, DUMMKOPF'; IT. *FIASCO* 'MISSERFOLG'[1], FRANZ. *BOUTEILLE* 'FEHLER, SCHNITZER'

Bereits in der Zeit um 1900 und früher war in Hinterpommern, insbesondere dem Kreise Belgard und dem Kreise Pyritz, *Buddel* »Dummkopf, Troddel, Tölpel, Ungeschickter» üblich. In Vorpommern scheint der Gebrauch jüngeren Datums zu sein. Hier steht daneben in gleicher Verwendung das hd. *Flasche*. Dies ist offenbar zuerst 1914 von Müller-Fraureuth in den Nachträgen zu seinem Obersächsichen Wörterbuch für den engen Bezirk von Chemnitz und Umgebung verzeichnet als »Schelte für Dummheit: *du Flasche!*, besonders unter Knaben» (S. 773[a]).

So scheint das Nddt. den Vorrang zu haben für einen

---

[1] Zu den ehrenrührigen Vorwürfen, die Heinertz in seinem Aufsatz »far fiasco», Moderna Språk 44, 1950, S. 9 und in verstärktem Masse in dem Aufsatz »Wissenschaft und Ehrlichkeit» ebd. S. 139—50 gegen mich gerichtet hat, sei hier nur das eine gesagt: Heinertz w u s s t e zum mindesten in seinem zweiten Aufsatz, dass sie u n w a h r waren. Seine Vorwürfe gehen davon aus, ich hätte u n t e r d r ü c k t, dass Törnqvist die Bedeutung »Wabe» als die ursprüngliche von *Seim* ansieht. Er war aber in einem von ihm am 18. II. 1950 entgegengenommenen Einschreibbrief als Antwort auf die gleichen brieflich erhobenen Vorwürfe ausdrücklich noch einmal darauf h i n g e w i e s e n worden, dass meine Besprechung von *Seim* DLZ 70, 1949, Sp. 369 damit beginnt: »Auch dem Worte *Seim*, dem in älterer Sprache neben der Bedeutung »Honig» auch die von »Wabe» zukommt, . . hat Törnqvist einen neuen Platz angewiesen, indem er die letztere als die u r s p r ü n g l i c h e ansieht und das Wort demgemäss zur Wurzel *sēi* »binden» stellt.» Wer bei solcher Unwahrhaftigkeit einen Aufsatz »Wissenschaft und Ehrlichkeit» zu schreiben und darin auch einen Forscher wie Frings der Unehrlichkeit zu bezichtigen wagt, eine entsprechende »Richtigstellung» aber unterdrückt, der mag das mit sich selber ausmachen.

Sprachgebrauch, der sich in jüngster Zeit weit ausgedehnt hat. Vielleicht schon kurz vor, sicher aber bald nach dem ersten Weltkrieg scheint das hochdt. *Flasche* in ähnlicher Bedeutung bereits in Berlin bekannt gewesen zu sein. Besonders durch den Sport hat es sich weiter verbreitet und namentlich auf md. Boden in Sachsen, an der Elbe, aber auch am Rhein Fuss gefasst. Auch in Westpreussen war das Scheltwort *Flasche*, wie mir sicher bezeugt wird, schon vor dem letzten Weltkrieg im Sport heimisch, während sich Ostpreussen anscheinend ablehnend verhielt. Der zweite Weltkrieg hat das Wort in der Soldatensprache noch weiter verbreitet. Doch scheint es dem Süddeutschen im allgemeinen fremd geblieben zu sein; man empfand es als norddeutsch und lehnte es ab; immerhin eroberte es sich auch hier, z.B. in Bayern, im Sport ein gewisses Heimatrecht. Einer freundlichen Mitteilung von Herrn Prof. Baldinger in Berlin zufolge, ist es im Sport jetzt auch in der Schweiz heimisch. Freilich gab es hier in der Mundart ein älteres, gänzlich unverwandtes Wort *flāsch* mit der Bedeutung »faule dicke Person» (Schweiz. Idiot. 1, 1219), das der Aufnahme Vorschub geleistet haben kann. Gebucht ist dies *Flasche* ausser für das Obs. bisher nicht. Hochdeutsch wird es vor allem für den gebraucht, der im Sport etwas »verkorkst» hat, der einen Fehler gemacht oder sich einer Ungeschicklichkeit schuldig gemacht hat. Es hat in der Regel nichts wirklich Kränkendes an sich; gelegentlich wird sogar betont, dass es ein Bedauern über das Missgeschick des Betroffenen in sich einschliesse.

Das nd. *Buddel* scheint ursprünglich einen schärferen Klang gehabt zu haben und ausdrücklicher den »Troddel, Dummkopf» gemeint zu haben, wird aber heute wohl auch mehr für den Ungeschickten, den Tölpel gebraucht.

Wie mag das Wort zu seiner Bedeutung gelangt sein? Dürfte man von der Bedeutung des Ungeschickten ausgehen, so läge es nahe, an körperliche Schwerfälligkeit zu denken und den Vergleichspunkt in der Dickleibigkeit der Flasche,

ihrer Bauchigkeit, zu sehen.[1] Es ist ja allgemein gebräuchlich, einen Dickleibigen »ein Fass», »eine Tonne» zu nennen. Aber auch der körperliche Vergleich mit der Flasche sowie mit grösseren (Wasser-)Gefässen ist weit verbreitet. So hiess im Kreise Pyritz in Ostpommern eine dicke ungeschickte Frau *Pōtélj*, im Kreise Dramburg ein kleines rundliches Kind *a klēn Buddel*, und das zugrunde liegende romanische Wort erscheint in Pavia in der Form *butiglia* und *butiglión*[2] sowie im Gergo von Palermo als *buttighiùni*[3] für eine kleine dicke Person. *Bütte*, das grosse offene Daubengefäss, zumeilst als Waschfass gebraucht (dessen griech. Etymon πυτίνη die Korbflasche bedeutete) wurde in Hinterpommern als Scheltwort für eine dickleibige Person gebraucht und dient etwa in der Steyermark in der unumgelauteten Form *Butte* für ein dickleibiges Kind, besonders ein Mädchen, sowie für eine beleibte fleischige Weibsperson[4], während im Schleswig-Holsteinischen die Schelte *du ole Bütt* (Mensing 1, 633) mehr als Abkürzung zusammengesetzter Wörter wie *Köm-* oder *Suupbütt* erscheint, die den

---

[1] Den Ausgang zu nehmen von der Ungeschicklichkeit und Torheit dessen, der zu tief in die Flasche geguckt hat, verbietet die ausdrückliche Ablehnung dieser Vorstellung durch ältere Gewährsleute, in deren Jugend der Ausdruck *Buddel* aufkam. Das frühnhd. *Flesche* »Trunkenbold», das z.B. bei Murner begegnet (s. Charles Schmidt, Historisches Wörterbuch der elsässischen Mundart, Strassburg 1901, S. 104[b]) ist also ein Vorläufer übertragener Bedeutung, der mit der heutigen Wendung nicht in historischem Zusammenhang steht.

[2] Aristide Annovazzi, Nuovo vocabolario Pavese-Italiano, Pavia 1934, S. 63[b].

[3] G. M. Calvaruso, 'U Baccàgghiu. Dicionario comparativo etimologico del Gergo parlato dai baddifondi Palermitani, Catania 1929, S. 45. — Auf einen rundlichen schwellenden Körperteil, nämlich die Wade, wird in den südlichen französischen Alpen *bouteille* bezogen, s. J. A. Chabrand et A. de Rochas d'Aiglun, Le Patois des Alpes Cottiennes (Briançonnais et vallée Vaudoise'), Grenoble—Paris 1877, S. 41.

[4] Unger-Khull, Steir. Wb. S. 125[b].

Menschen als Gefäss ansehen, dessen unerfreulicher Inhalt zumeist durch Bestimmwörter genauer festgelegt wird[1], wie auch im Vorpommerschen etwa die *Bramwiinsbütte* (Dähnert S. 60[b] oder im Hinterpomm. das Scheltwort *Dreckbütt* (Dramburg) nicht fehlt. Dem weiblichen *Butte* steht dann im Steirischen etwa das männliche *Legel* (mhd. *lægel* »Fässchen, Kufe», dessen griech. u. lat. Etymon *λάγυνος* und lat. *lagaena, -ena* ursprünglich die Flasche bedeuteten), zur Seite, das den plumpen, aber zugleich gutmütigen Menschen bezeichnet.[2] Poln. *bania* »bauchiges Gefäss, Krug» bedeutet zugleich den »Dickbauch».[3]

Aber nach den Aussagen der Gewährsleute war für das hinterpommersche *Buddel* der Ausgangspunkt nicht die körperliche Behinderung, sondern es stand die geistige Einfalt im Vordergrunde. Da müssen wir uns also nach einer andern Eingliederung umsehen.

Es ist nun kein Zweifel, dass die Volksanschauung *leere Gefässe*, Hohlmasse und mehr oder weniger *hohle rundliche Gegenstände* als Symbol des »Hohlkopfes, des Einfaltspinsels, Troddels und Dummkopfes» auffasst. Schon die Römer brauchten *matula* »Geschirr, Nachttopf» für »Dummkopf, Tor, Einfaltspinsel, Tölpel, Tropf».[4] Im Deutschen hat sich offenbar das studentische *Kessel, Teekessel* gerade in der Bedeutung »einfältiger Mensch» deshalb so gut gehalten, weil es dieser Vorstellung entgegen kam. An sich ist es rotwelschen Ursprungs und gehört zu dem in der Gaunersprache lebendigen aus dem Hebräischen stammenden *Kessil* »Tor, Narr», das aber in der Studentensprache zunächst den Gegensatz zum Renommisten,

---

[1] Daneben aber auch schlesw.-holst. *Bütt* »dreister, grober Kerl», von Mensing als besonderes Stichwort gegeben 1,633.

[2] Unger-Khull S. 432[b].

[3] Vgl. Murko, Wörter und Sachen 5, S. 4 f.

[4] Gustav Hoffmann, Schimpfwörter der Griechen und Römer. Wiss. Beil. z. Progr. d. Friedrich-Realgymn. zu Berlin, Ostern 1892, S. 6.

den fleissigen Stubenhocker, bezeichnete.[1] Für den »Einfaltspinsel, Dummkopf» ist es in Vorpommern auch in der Mundart als *Teeketel* geläufig, ebenso in Schleswig-Holstein (s. Mensing 4, 26). Daher wird das in Hinterpommern (bes. Kr. Regenwalde) jedenfalls schon am Ausgang des 19. Jhs. gebräuchliche *Teepott* mit gleicher Bedeutung sowie schlesw.-holst. *Teeputt* »einfältiger, unbeholfener Mensch» (Mensing 4, 27) wohl hierauf zurückgehen. Dagegen scheint das in Hinterpommern (Kr. Belgard) gebrauchte *Pott* »Dummkopf, Troddel» selbständigen Ursprungs zu sein. Daneben war dort in gleicher Bedeutung auch *Bütt* geläufig. In der hochdt. Umgangssprache Pommerns und wohl darüber hinaus war *Tüte* mindestens seit dem letzten Drittel des 19. Jhs. Schelte im gleichen Sinne; ihm entspricht im Schleswig-Holst. *Tuut*, das Mensing zwar mit »unbeholfener, ungeschickter Mensch» wiedergibt und das er von dem gleichlautenden *Tuut* »Tüte, Düte» trennt (5, 193), neben dem aber das Adjektiv *tutig* »unbeholfen, beschränkt, einfältig (und zutraulich)» steht (5, 186). Wenn in Vorpommern *Ballong* gern den »Dummkopf» meint, so mag dabei die besondere »Luftigkeit» dieses Hohlkörpers mit im Spiele sein (vgl. ital. *pallone* »Ballon; aufgeblasener hochmütiger Mensch, Prahlhans» s. Rigutini-Bulle).[2] Im eichsfeldischen *olwer Tipn* »dumme Person»[3] scheint nicht erst das Adjektiv dem

[1] John Meier, Hallische Studentensprache, Halle 1894, S. 6. — Über die weitere Entwicklung s. Kindleben, Studenten-Lexikon 1781, Neudruck 1899, S. 188; C. B. v. Rag, Der flotte Bursch. Leipzig 1931 S. 89; Burschikoses Wörterbuch oder Studentensprache, von e.bemosten Haupte. München o.J. S. 27. Vgl. auch L. Günther, Gaunersprache, 1919, S. 127.

[2] Vgl. auch ital. *bolla acquajuola* »Wasserblase», »ein leerer Dummkopf» (Jagemann 1, 127[b]).

[3] Wenn *Becher* im Steirischen als Schimpfwort in der allgemeinen Bedeutung von »Kerl» gilt, so wird dies eine Verallgemeinerung sein, die entweder in unserem Sinne von »dummer Kerl» ausgegangen ist oder, was mir weniger wahrscheinlich ist, von demjenigen, der den Becher gern hebt, dem Säufer (s. Unger-

Worte *Tipn* »Topf» seine ungünstige Bedeutung zu geben.[1] Auch *sok* »Sack» als Schimpfwort für alte Männer in Nordwestböhmen scheint in die gleiche Richtung zu gehen.[2]

Unserem *Buddel, Flasche* entspricht in der französischen Mundart von Bozel (Savoyen) *bŏtĕlõ* (*botticula + one*) als Bezeichnung einer blödsinnigen Person.[3] *Carafon*, eigentlich »Fläschchen» bezeichnet im frz. Argot den »Einfaltspinsel».[4] *Cruche* »der Krug» heisst im Französischen zugleich »Dummkopf»[5], ebenso *jug* »Krug» im englischen Slang »Dummkopf,

---

Khull S. 57[a]). Ebenso wird steir. *Flasche* »liederliche Weibsperson» wohl zunächst diejenige bezeichnet haben, die sich der Flasche, dem Trunke ergeben hat (s. ebd. S. 238[b]). Es würde dann den gleichen Ausgangspunkt haben wie das studentische *Pulle*, neben dem das eindeutige *Saufpulle* für ein »versoffenes Weib» steht, s. Kindleben, Studentenlexikon 1781, Neudruck 1899, S. 150. Dagegen scheint in dem soldatischen *Fettpulle* »Schiffskoch» und *Gipspulle* »Küchenunteroffizier» (zu *Gips* »Mittagessen») *Pulle* von der allgemeinen Bedeutung des Gefässes aus den unumschränkt über etwas Verfügenden zu bedeuten, vgl. Th. Jmme, Die deutsche Soldatensprache und ihr Humor, Dortmund 1917 S. 20; vgl. die Bezeichnung *pot* »Topf» für den Hausverwalter der Schule im Argot der Normalschule, s. Villatte, Parisismen S. 305[b].

[1] Hentrich, Wörterbuch der Eichsfelder Mundart, Göttingen 1912, S. 25.

[2] R. Wenisch, Wortschatzsammlung der nordwestböhm. Mundart, Komotau 1926, S. 50[b]. — *follis* »Schlauch» bedeutet spätlat. »dummer, einfältiger Mensch» (später zu *fou* »Narr, Verrückter»), doch wäre hier nach J. Brüch, Zeitschr. f. franz. Sprache u. Lit. 52, 1929, S. 462 die Entwicklung über *follis* »menschlicher Körper» als Hülle ohne Geist gegangen.

[3] Werner Hering, Die Mundart von Bozel. Leipzig 1936 (= Leipziger Romanistische Studien, Reihe 1, H. 14) S. .

[4] Luigi Alessio, Vocabolario dell' argot e del linguaggio popolare parigino. Torino o.J. S. 23[a].

[5] s. Sachs-Villatte; Rud. Plate, Wortkunde des modernen Französisch, insbesondere der Pariser Volkssprache München 1933, S. 44; W. Gottschalk, Die sprichwörtlichen Redensarten der französischen Sprache, Heidelberg 1930, Bd. 1, S. 228. —

Narr»[1], und wenn man in der Pariser Volkssprache, einen Studenten des 20. Semesters mit *casserole* »Pfanne» bezeichnet[2], so soll dies ja wohl seinen geistigen Fähigkeiten auch nicht gerade einen Ruhmestitel ausstellen. Im Spanischen sagt man für einen »Einfaltspinsel, Tropf» *alma de cantaro* eigentlich »Kannen-, Krug-seele, -person».[3] Der Topf hat es im Französischen wenigstens zum Vergleichsobjekt der Torheit gebracht: *bête comme un pot* (prov. *bésti coume un toupin*)[4], ebenso der Korb: *il est sot comme un panier* (in älterer Sprache auch noch gesteigert *comme un panier percé*)[5], ebenso im Provenzalischen *bèsti coume un panié*[6], in der Languedoc *counfus coumo uno desco* (Span-, Weidenkorb).[7] Es erscheint mir daher keineswegs notwendig, mit P. G. Goidànich (Archivio glottologico italiano 17, 1910—13, S. 395 A. 1), L. Spitzer (Zs. f. roman. Philologie 43, 1923, S. 331 f.) und Meyer-Lübke, REW[3] Nr. 2036 it. *corbello* »Dummkopf» für unursprünglich

---

Dazu *crucherie* »Dummheit, Torheit», s. M. L. C[te] Jaubert, Glossaire du Centre de la France, Paris 1864, S. 102[b].

[1] J. S. Farmer and W. E. Henley, A Dictionary of Slang and Colloquial English,[4] London 1907, S. 249[a].

[2] Villatte, Parisismen, 1912, S. 69[b].

[3] R. J. Slabý u. R. Grossmann, Wb. d. span. u. dt. Sprache, Leipzig 1932, Bd. 1, S. 120[a].

[4] Klein (s.u.) S. 61.

[5] Gottschalk, a.a.O. 1, S. 230; es scheint mir nicht notwendig, mit A. Darmesteter, La vie des mots S. 59 in *panier percé* den ursprünglichen und notwendigen Ausgangspunkt der Redensart zu sehen. Nicht dass der Korb unbrauchbar ist, ist die Voraussetzung der Redensart, sondern dass er einen Hohlraum darstellt. Im Savoyardischen dient *pani* auch als Vergleichsobjekt der Ungeschicklichkeit, s. A. Constantin et J. Désormaux, Dictionnaire Savoyard. Annecy o.J. (1902), S. 298[b].

[6] Hans Wilh. Klein, Die volkstümlichen sprichwörtlichen Vergleiche im Lateinischen und in den romanischen Sprachen. Diss. Tübingen 1936, S. 61.

[7] L. Piat, Dictionnaire français-occitanien . . . dans tous les dialectes de la langue d'oc moderne, Montpellier 1893, Bd. 2, S. 174[a].

zu halten und es als einen Euphemismus für *coglione* »Hoden» anzusehen, das seinerseits gern als Bezeichnung des Dummkopfes gebraucht wird.[1]

Gourde, eigentlich »die Kürbisflasche», auch »die umflochtene Glasflasche», das sehr beliebt ist in der Bedeutung »Dummkopf», auch »Ungeschickter, Tölpel»[2] leitet hinüber zu der Gruppe der kürbisähnlichen Früchte, die innen grossenteils hohl sind. Schon in der Ilias (Ges. 2, V. 235) schilt Thersites die Griechen *πέπονες* »Melonen», d.h. »Dummköpfe», und *cucurbita* ist bei den Römern für den »Dummkopf» beliebt.[3] Im Französischen haben *melon*[4], *courge* »Kürbis»[5] *cornichon* »Gur-

[1] Auch *corbellare* »verhöhnen» soll euphemistischer Ersatz für *coglionare* sein (Goidànich u. Spitzer a.a.O.). Es gehört aber wohl eher zur Strafe der Korbtauche, des Untertauchens des in einen Korb gesetzten Verbrechers in den Fluss, die in Italien besonders für Gotteslästerer verbreitet war und die in den Statuten von Verona 1228 ausdrücklich mit *corbellari* bezeichnet wird und auch sonst als *corbellatura* erscheint, s. Ant. Pertile, Storia del diritto Italiano della caduta dell'Impero Romano alla codificazione. Sec. ed. vol. V: Storia del Diritto Penale, Torino 1892, S. 343 f.

[2] Vgl. darüber George Delesalle, Dictionnaire Argot-Français et Français-Argot, Paris 1896, S. 130[b]; Alessio a.a.O. S. 54[b]; Plate a.a.O. S. 71. Es kann aber auch »schmieriger Mensch, ungeschliffener Patron» bedeuten, s. H. Virmaitre, Dictionnaire d'argot fin de siècle, Paris 1894, S. 139[a].

[3] Vgl. A. Otto, Die Sprichwörter u. sprichwörtlichen Redensarten der Römer, Leipzig 1890, S. 100, wo auch auf die dem Seneka zugeschriebene Spottschrift Apocolocyantosis divi Claudii, die »Verkürbissung» des Kaisers Claudius, d.h. seine Versetzung unter die Dummköpfe statt unter die Götter, hingewiesen wird.

[4] Vgl. Delesalle a.a.O. S. 179[a]: L. Sainéan, Le langage parisien au XIX[e] siècle, Paris 1920, S. 384; Franç. Michel, Dictionnaire d'argot ou études de Philologie comparée sur l'argot et sur les idiomes analogues parlés en Europe et en Asie, Paris 1856, S. 265[b], wo zugleich auf die schon von Tertullian gegen Marcion gebrauchte Wendung *peponem cordis loco habere* hingewiesen wird, die ihre Entsprechung in französ. *avoir un cœur de citrouille* hat.

[5] Sainéan a.a.O.

ke»[1] die Bedeutung »Einfaltspinsel, Dummkopf, Tölpel». Metz. *bozek* »gros enfant stupide et sale» hat Thomas, Romania 35, S. 460 zu afrz. *bousacle, bousecle* »Wassermelone» (aus arab. būteiḫa »dass.») gestellt. Doch hat die Laune der Sprache nicht jedem Worte dieser Gattung die pejorative Entwicklung zuteil werden lassen: *citrouille* »Kürbis» und *calebasse* »Flaschenkürbis» sowie *coloquinte* »Gurke» scheinen nur die Übertragung zu »Kopf» erfahren zu haben, wohl mit einem spöttischen Beiklang, aber ohne inhaltliche Abwertung.[2]

Im Italienischen wird besond. *mellone* gleichfalls für »Dummkopf, Tölpel», *cetriuolo* »Gurke» für »Tölpel»[3] gebraucht, ebenso etwa *cucumár* »Gurke» in der Mundart von Pavia.[4] Auch *zucca* »Kürbis» erscheint nach Tomaseo-Bellini 4, 2, S. 1949[b, c] für den »Dummkopf, Tölpel» wenn hier auch die verdeutlichenden Wendungen wie *zucca vuoto* udgl. die geläu-

---

[1] Ebd.; vgl. auch A. Constantin et J. Désormaux, Dictionnaire Savoyard, S. 211[b].

[2] Vgl. Michel a.a.O. S. 84[a]; Callet, Glossaire Vaudois 1862, S. 55; A. Zauner, Die romanischen Namen der Körperteile, Roman. Forschungen 14, 1903, S. 357.

Was hier von den kürbisartigen Früchten deutlich wird, gilt natürlich in noch höherem Masse für Gefässbezeichnungen: wie unser Wort *Kopf* dem mlat. *cuppa* »Becher» seine Entstehung verdankt und im Mhd. die alte Bedeutung noch daneben aufweist, ohne den Schritt zum »Hohlkopf, Dummkopf» nach sich zu ziehen, und auch im Anord. ein keineswegs abwertendes *kollr* »Kopf» neben *kolla* »Topf» steht, so gilt das für zahlreiche jüngere Übertragungen wie franz. *fiole* »Fläschchen» (Plate a.a.O. 58), *burette* »Kännchen», (ebd. 25), *cafetière* »Kaffeekanne» (ebd. 26), *bouillot* und *bouillotte*, »Kochkessel, Teekessel» (ebd. 21, Sainéan a.a.O. S. 374, Riegler, Archivum Romanicum 22, 1938, S. 419), *bourrichon* von *bourriche* »Korb ohne Henkel» (Sainéan ebd. u. Riegler ebd.), die sämtlich Scherzbezeichnungen des Kopfes sind, aber keine persönliche Anwendung in geistig abwertendem Sinne gefunden haben.

[3] Riegler a.a.O.

[4] s. Dizionario Pavese-Italiano, Pavia 1874 S. 68[a].

figeren sind. In der spanischen Umgangssprache hat nach Beinhauer [1] *calabaza* mit dem ursprünglichen weiblichen Geschlecht die Bedeutung »Hohlkopf», während es mit männlichem Geschlecht »ungeschickter, unüberlegter und eingebildeter Mensch» heisst.[2] Das Katalanische gebraucht *cap de carbassa* »Kürbiskopf» für »ungeschickte, sehr unwissende Person».[3] Spanisch *sandio* »töricht» gehört nach Sainéan, Zeitschr. f. roman. Phil. 30, S. 570 zu *sandia* »Wassermelone»; span. *badea* »Wassermelone» bedeutet zugleich »töricht»; vgl. L. Spitzer, Lexikalisches aus dem Katalanischen und den übrigen iberoromanischen Sprachen, Genève 1921, S. 28.

Im Deutschen scheint nur *Kürbis* für Dummkopf sich weiterer Verbreitung zu erfreuen, so schon bei Goethe *»du Kürbis»* (s. R. Hildebrand, Dt. Wb. 5, 2799) und z.B. im Berlinischen, so auch *Kürbes* im Tirolischen (s. Schöpf S. 317). Daneben steht die Verdeutlichung *Kürbiskopf* »Hohlkopf», das Hildebrand a.a.O. nur für Voss bucht, das aber schon bei J. Rachel begegnet (Dt. satyrische Gedichte, Ausg. v. H. Schröder, Altona 1828, S. 123 V. 486).[4] Genau so bedeutet im englischen Slang *pumpkin-head* den Dummkopf, s. Farmer-Henley a.a.O. S. 357[a]. Mit milderem Klange wird im Berlinischen heute auch *Melone* verwandt: *du bist mir ja eine schöne*

---

[1] W. Beinhauer, Spanische Umgangssprache, Berlin—Bonn o.J. S. 179.

[2] R. J. Slabý u. R. Grossmann, Wb. d. span. u. dt. Sprache Bd. 1, 1932, S. 110[b] gibt nur die Bedeutung »Kopf», fig. »unfähiger Mensch», ohne Scheidung nach dem Geschlecht. Zur Bedeutung »Kopf» s. auch Hatzfeld, Vergleich. Bedeutungslehre. 2. Aufl. 1928, S. 45.

[3] Pal·las, Diccionari català-castellà-francès . . . per E. Vallès, Barcelona o.J. S. 153.

[4] Vgl. auch *cucurbitae caput* bei Apulejus, Met. 1, 15. — *Kurbisreiter* als Schimpfwort in der Bedeutung »Dümmling, Dummkopf» verzeichnet Unger-Khull S. 421[a] für das Steirische.

Melone.[1] Weiterhin dient *Guckummer* »Gurke» im Schwäbischen als Schimpfwort, ebenso *Guckummerkopf* (s. Fischer 3, 904).[2]

(Wird fortgesetzt)

Greifswald

Hans-Friedrich Rosenfeld

DIE NIEDERDEUTSCHE DICHTUNG ALT-LIVLANDS

Eine Skizze

In ebendem Jahr 1184, in dem Kaiser Friedrich Rotbart in alter römisch-germanischer Kulturlandschaft am Rhein, im goldenen Mainz, das glanzvollste Hoffest der deutschen mittelalterlichen Geschichte feierte und die Huldigungen der Fürsten

[1] Dagegen wird im Schwäbischen *Melonenschädel* für »Dickkopf» gebraucht (s. Fischer 4, 1598).

[2] Die Verwendung des Pilzes (so schon bei den Römern *fungus*, s. Gust. Hoffmann, Schimpfwörter der Griechen u. Römer S. 31; ähnlich triest. *tartufo* »Trüffel» s. Meyer-Lübke, Roman. etymol. Wb. Nr. 8966 u. neapolitan. *taratúfolo*, s. M. L. Wagner, Vschr. 6, 1933, S. 15) und der Zitrone (ital. *citrullo*) für den »Dummkopf», den »Tölpel» beruht wohl auf dem Mangel an fester Substanz und der Geringfügigkeit des Wertes dieser Dinge. Aber der Volksanschauung genügen oft auch runde Dinge von geringfügigem Wert, um (bisweilen, aber keineswegs überall über den Begriff »Kopf») den Dummkopf zu bezeichnen vgl. z.B. hinterpomm. *Dutt* »Haarknoten», »dumme Weibsperson», frz. *chou* »Kohl», »Dummkopf» (Alessio a.a.O. S. 28[b]), ebenso *navet* »Kohlrübe», *panais* »Pastinake» (s. Sainéan a.a.O. S. 384; Alessio a.a.O. S. 68[a]), *tourte* »Torte» (Plate S. 125, Alessio S. 95[b]), *ballot* »Packen, Ballen» (Sainéan a.a.O.), *andouille* »Wurst» (Plate S. 9) (die beiden letzteren vielleicht über sexuelle Vorstellungen, vgl. Plate a.a.O. S. 12 u. Riegler, Archivum Romanicum 18, S. 476), ital. *cece* »Erbse» (s. z.B. Weber, Ital.-Dt. Wb. 1876 S. 84[a]).

und Dichter ihn und seine zur Schwertleite schreitenden Söhne umjubelten, in demselben Jahre 1184 errichtete ein niedersächsischer Geistlicher, der betagte Mönch Meinhard, auf jungfräulichem Boden am Unterlauf des Dünastroms in der Stille der östlichen Wälder die erste christliche Kirche im Lande der Liven.[1] Als der grosse Stauferkaiser wie sein Ritter und Freund Friedrich von Hausen auf der Kreuzfahrt im Morgenland den Tod fand, da zeichneten sich im Nordosten Europas bereits die Umrisse eines neuen Pilgerlandes ab, in dem nicht nur das Kreuz und das Schwert, sondern auch die Waage ein gewaltiges Arbeitsfeld finden sollten. Denn 1186 schon war jener erste Glaubensbezirk des Christentums in Livland zum Bistum erhoben und Meinhard vom Bremer Erzbischof mit Stab und Inful begabt worden; zwölf Jahre später starb sein Nachfolger, der ehemalige Loccumer Zisterzienserabt Berthold, den Glaubenstod.

Meinhard war Niederdeutscher, Chorherr des Augustinerklosters Segeberg im Holsteinschen, und mit niederdeutschen Kaufleuten war er 1180 über Lübeck ins Land gekommen, um die Saat des christlichen Glaubens auszustreuen. Zwar waren schon früher Missionsversuche am Ostrand des Baltischen Meeres von Skandinavien her unternommen worden, hatten aber keinen bleibenden Erfolg gehabt. Während Dänemark um 1200 seine Reichspolitik auf Estland richtet, nimmt im eigentlichen Livland an der unteren Düna die deutsche Besiedlung ihren Ursprung.[2] Dieses Land war in der zweiten

[1] Der Begriff Livland wird hier in der Regel in dem umfassenden Sinne des Mittelalters gefasst, das darunter die späteren Ostseeprovinzen Kurland, Livland und Estland bzw. die Ostseestaaten Lettland und Estland verstand.

[2] Vgl. Paul Johansen, Siedlungsgeschichte der Deutschen im Baltischen Lande, im Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums II. Breslau 1936, S. 168—177, und Leonid Arbusow, Die deutsche Einwanderung im 13. Jahrhundert, in: Baltische Lande, hgg. von Albert Brackmann und Carl Engel, Bd. I: Ostbaltische Frühzeit. Leipzig 1939, S. 355—384.

Hälfte des 12. Jahrhunderts von unternehmungsfreudigen niederdeutschen Fernhändlern von Gotland her aufgesegelt und dem Handelsverkehr erschlossen worden, und dem Kaufmann war der Mönch gefolgt. Die kolonisatorische Initiative lag zunächst ganz bei der Geistlichkeit und fand rege Unterstützung in Kaufmannskreisen — sie führte zu einem vollen Erfolg, als mit dem dritten Bischof in Livland, dem edelbürtigen Bremer Domherrn Albert, eine weitausschauende, zielbewusst planende und kraftvoll sich durchsetzende staatsmännische Persönlichkeit mit weitreichenden Verbindungen die Gestaltung des neuen Raumes übernahm. Albert ruft in seiner niedersächsischen Heimat zum Kreuzzug auf — wie schon zwei Jahre früher sein Vorgänger Berthold — und findet eine bereite Schar, so dass er nach der Eisschmelze des Frühjahrs 1200 mit einer Flotte von nicht weniger als 23 Schiffen die Kreuzfahrt gen Osten antreten kann; dreizehnmal wiederholt er die Fahrt, auf der ihm Angehörige altberühmter niedersächsischer Geschlechter folgen, unter ihnen ein Enkel und ein Urenkel Albrechts des Bären. Galt doch die Livlandfahrt anfangs einer Pilgerreise nach Rom gleich, ja wog wenig später (1204) gar eine Kreuzfahrt ins Heilige Land auf. Im Sommer 1201 legt Albert den Grundstein der ersten deutschen Stadt in Livland, der Stadt Riga — es ist die nächste ostelbische Stadtgründung nach Lübeck —, und wie wenige Jahre vorher der Mönch Meinhard niederdeutschen Kaufleuten gefolgt war, so folgen jetzt umgekehrt niederdeutsche Kaufleute dem Rufe des Geistlichen. 1202 führt Alberts Stiefbruder, der Neumünsterer Augustiner Engelbert, die ersten Bürger aus Niedersachsen über See in die neue Heimat. Wenig später, etwa 1204, schafft Albert der neuen Siedlung mit der Stiftung des Schwertbrüderordens (1237 mit dem Deutschen Orden vereinigt) durch den zielbewussten Dünamünder Abt Dietrich von Treyden einen ständigen Schirm und Schutz, zugleich eine einsatzbereite Mannschaft für die weitere Aufschliessung und Durchdringung des Landes, das er nunmehr, um den Kreuzzugscharakter der Ostfahrt zu betonen,

der Gottesmutter weiht und Marienland nennt. In kurzer Zeit weitet sich der Besitz: 1224 wird den vereinigten Esten und Russen in hartem Kampf Dorpat entrissen, und um 1230 begründen die Schwertbrüder im Zusammenwirken mit niederdeutschen Fernhändlern die Stadt Reval am Fusse der vom Dänenkönig Woldemar errichteten Burg; aber erst 1346 wird das bis dahin dänisch beherrschte Reval mit Estland durch Kauf Ordensgebiet und gelt damit auch politisch in deutsche Hand über.

Drei Elemente also ziehen mit der Kolonisation in das Land ein: das geistliche, das ritterliche in der besondern Form des geistlichen Rittertums und das bürgerliche. *Ein* Element freilich fehlt, das auf weite Zukunft entscheidende: das bäuerliche. Die Gründe dafür sind nicht ganz durchsichtig. Sicherlich war die Notwendigkeit des Zuganges über See der bäuerlichen Zuwanderung hinderlich; so sehr die Reise über See den unablässigen Zustrom Wagemutiger förderte und den Güter- und Kulturaustausch sowie die ständige Verbindung zwischen Neusiedlung und alter Heimat erleichterte, so sehr sich dieser Weg also als Brücke erwies, ebensosehr war sie doch zugleich eine Schranke für den Hennecke Knecht, wie das alte, lang beliebte ostfälische Spottlied den Typus des vom Seefahren lebenslang kurierten Bauern nennt. Als der Deutsche Orden im Jahre 1261 nach der Niederlage von Durben den Rat der Stadt Lübeck um Entsendung deutscher Bauern bittet, da ist diesem Ansuchen kein Erfolg beschieden — war es die ungewisse militärisch-politische Lage in Livland, war es die Scheu vor der Seereise, die den deutschen Bauern von dem Unternehmen zurückhielt? Vielleicht spielten auch die andersartigen klimatischen Bedingungen eine Rolle, die die landwirtschaftliche Siedlung gegenüber den heimatlichen Verhältnissen erschwerten.Oder mochten sich die Grundherren nicht von einem Teil ihrer Bauern trennen? Wir wissen es nicht. Jedenfalls musste — wohl auch aus Gründen der geringeren Kostspieligkeit und der billigeren Arbeitskraft — der Pflug den einheimischen Bauern allein

überlassen bleiben. Erst im späten Mittelalter bildete sich eine spärliche und verstreute deutsche Landbevölkerung heraus, die sich aus den Kreisen der »deutschen Landfreien des flachen Landes» zusammensetzt[1], die aber immer wieder durch Aufstände und Einfälle dezimiert wird.

Kreuz, Schwert und Waage also wurden nur ins Land getragen, und alle drei Elemente wirkten in den ersten Jahren in Eintracht mit- und nebeneinander, die Geistlichkeit in ihrem Pflichtkreis der inneren Festigung des Baues, der Sammlung im Glauben und der geistigen Verknüpfung mit der abendländischen Kultur, das Rittertum mit seiner Aufgabe der Erhaltung sowie der Oeffnung und kämpferischen Gewinnung des Landes, das Bürgertum in seinem Drange der wirtschaftlichen Erschliessung und der Hebung des Wohlstandes. Um die Verteilung der Obergewalt und des Besitzes erhoben sich freilich recht früh schon mit der fortschreitenden Erweiterung der Siedlung innere Zwistigkeiten, die zuzeiten das ganze Gefüge erschütterten und schliesslich zum Zusammenbruch des Ganzen und zur Fremdherrschaft führten. Aber trotz alles Trennenden des Standes und der Interessen ist den Ostfahrern doch das Entscheidende gemeinsam: das weite neue Wirkungsfeld, das vielen bald teure Heimat wird, die Erkenntnis der Notwendigkeit der gemeinschaftlichen Behauptung und Abwehr und nicht zuletzt die Gemeinsamkeit der Stammesherkunft und der angeborenen Sprache. Denn Niedersachsen im weiteren Sinne sind fast alle. Aus Niederdeutschland, aus Nordniedersachsen, aus West- und Ostfalen, stammt die Geistlichkeit — verfügte doch Papst Innozenz III. im Jahre 1213, dass jedes niedersächsische Kloster einen oder zwei Angehörige zur Bekehrung der Esten entsenden solle. Niederdeutsche waren die Kreuzfahrer, aus deren Kreisen der Schwertbrüderorden hervorging und sich laufend ergänzte — der Geistliche Heinrich von Lettland, der Chronist der Christianisierung, berichtet (wie vor ihm schon

[1] Arbusow a.a.O. S. 355.

Arnold von Lübeck in seiner Slawenchronik), dass Bischof Albert im Jahre 1207 in den Ländern Saxonia, Westfalia und Frisia zum Kreuzzug aufgerufen habe. Der Deutsche Orden entsendet in den livländischen Zweig zunächst zwar Mitteldeutsche, vornehmlich Thüringer, aber seit dem 14. Jahrhundert stellt Westfalen das Hauptkontigent an livländischen Deutschrittern, vor allem aus der Landschaft des Hellweges und der Ruhr[1], und das bleibt so bis an das Ende der Ordensherrschaft 1561, abgesehen von der rheinländischen Episode im 15. Jahrhundert. Niederdeutsche waren die Vasallen der Bischöfe und des Ordens. Niederdeutsche, vornehmlich West- und Ostfalen und Lübecker, sind schliesslich auch die Bürger, die Bischof Albert ins Land holt und die in stetem Zustrom die neuen Städte mit regem Leben erfüllen und zur Blüte bringen[2]; manche auch, die lediglich ein kaufmännisches Unternehmen zunächst vorübergehend ins Land geführt hatte, lassen sich als ständige Bürger aufnehmen, wie es in der Livländischen Reimchronik einmal heisst (V. 267):

die ouch iren kouf triben
und mit den andern dâ bliben.

Diese Beziehungen erfahren eine sehr wesentliche Verstärkung durch den Anschluss der meisten livländischen Städte, wie Riga, Reval, Dorpat, an die Hansa — eine Ausnahme macht nur Narwa. Sie treten damit in noch engere Beziehungen zum Hansavorort Lübeck und schliessen sich mit Reval und Narwa auch offiziell an das Lübische Recht an, während Riga über Gotländisches und Hamburger ein eigenes Recht entwickelt.

Zwischen Heimat und Kolonie, zwischen Neusiedlung und Mutterland herrscht regster fluktuierender Verkehr, so dass durch das ganze Mittelalter hindurch niemals die Erscheinung einer provinzialen Verengung zu beobachten ist — die tritt

[1] Arbusow a.a.O. S. 364.
[2] Arbusow a.a.O. S. 370 ff.

erst ein mit dem Verlust der Selbständigkeit, vor allem seit dem Ausgang des Nordischen Krieges, mit der Einbeziehung der baltischen Länder in das russische Reich, um sich dann aber, vor allem seit Wiederbegründung der Dorpater Universität, zu höchster geistiger Selbständigkeit zu erweitern.

Um 1300 herum erfolgen in den livländischen Städten die wesentlichsten Rechtsaufzeichnungen in niederdeutscher Sprache, und etwa fünfzig Jahre später gehen auch die städtischen Kanzleien vom Lateinischen zum hansischen Niederdeutsch über. Das berufssprachige Latein der Geistlichkeit, das schon früh zu eigener Hymnendichtung geführt und in der anschaulich farbigen Prosachronik des Heinrich von Lettland einen darstellerischen Höhepunkt gefunden hatte, verklingt in der Kirche mit der Einführung der Reformation. Das Mitteldeutsche, das nach der Vereinigung des Schwertbrüderordens mit dem Deutschen Orden in den livländischen Raum eindringt, gewinnt nur den Umfang einer Episode. Als wichtigstes Denkmal hinterlässt es ein grosses Werk, die im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts von einem Ordensangehörigen verfasste umfangreiche Livländische Reimchronik mit ihrer lebhaft bewegten Darstellung der kämpferischen Durchdringung des Landes; in ihren ersten Partien steigt noch eine alte niederdeutsche Reimchronik nebelhaft auf, sicherlich eine Schwertbrüderchronik. Schon der nächste, etwa fünfzig Jahre später schreibende Chronist aus der Geistlichkeit des Ordens, der Weissensteiner Kaplan Bartholomäus Hoeneke von Osenbrügge, wählt niederdeutsche Reimpaare für seine Darstellung der livländischen Geschichtsvorfälle zwischen 1315 und 1348. Seine Aufzeichnungen sind leider verloren gegangen; das ist umso bedauerlicher, als er ein Miterlebender der missglückten estnischen Erhebung von 1343 gegen die deutschen Oberherren gewesen ist. Immerhin hat sich ein wenn auch matter Abglanz des bedeutenden Werkes erhalten durch seine Nutzung in der Ordensliteratur sowie in der hansischen Geschichtsschreibung: über das Chronicum Livoniae des Ordenskaplans Hermann von

Wartberge erbte sich sein sachlicher Gehalt fort auf die gereimte Ordensgeschichte des Wappenherolds Wigand von Marburg und die Grosse Hochmeisterchronik, anderseits geht er unter streckenweiser Bewahrung der Reimgestalt in die niederdeutsche Bremische Chronik des Tecklenburgers Johann Renner über, der im 16. Jahrhundert eine Zeitlang auf demselben Ordensschloss Weissenstein geweilt hatte wie einst sein Gewährsmann. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts setzt sich mit dem Siege der »Westfälinger» über die »Rheinländer», d.h. des siedlungsgerechten niederdeutschen Elements über das mitteldeutsch-preussische, im livländischen Zweig des Deutschen Ordens das Niederdeutsche vollends durch. Damals schreibt Johann Sanders in niederdeutscher Prosa seine Livländische Heermeisterchronik nieder.

Auch im Schriftverkehr zwischen den einzelnen Instanzen erringt sich das Niederdeutsche im Spätmittelalter die ausschliessliche Geltung im Profanbereich. So schreibt gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Revaler Ordenskomtur an den Rat der Stadt niederdeutsch, der Revaler Rat an den Ordensvogt in Narwa niederdeutsch. In derselben Mundart schreiben der Bischof von Oesel und König Johann von Dänemark an den Revaler Rat. Der Erzbischof von Riga redet den grossen Ordensmeister Wolter von Plettenberg niederdeutsch an, und dieser richtet an seinen Untergebenen, den Ordensvogt von Jerwen, ebenfalls niederdeutsche Anweisungen. Die einzigen mitteldeutschen Briefe, die damals in Livland ankommen, stammen aus der Kanzlei des Hochmeisters in Preussen, die aber ihrerseits aus Livland niederdeutsche Antworten erhält.

Ein Jahrhundert später hat sich das Bild völlig verschoben. Es vollzieht sich im mittelbaren Zusammenhang mit der Reformation dieselbe Entwicklung wie im niederdeutschen Mutterland. Schon 1527 erscheint ein erster Sendbote des Hochdeutschen in Gestalt des Lutherschülers und Königsberger Reformators Johann Briessmann aus dem ostmitteldeutschen Kottbus, der die 1530 erstmalig erscheinende Gottesdienstord-

nung der Stadt Riga in hochdeutscher Sprache abfasst — dagegen hält sich der von dem Neumärker Andreas Knöpken zusammengestellte Liederanhang dieser Agende in wechselnder Redaktion noch durch sieben Auflagen hindurch bis zum Jahre 1592 rein niederdeutsch. Noch 1596 erscheint in Riga ein niederdeutscher Liedernachtrag zur Kirchenordnung, aber etwa zwanzig Jahre später, 1615, kommt in Riga das erste hochdeutsche Gesangbuch heraus und löst die niederdeutschen Vorläufer endgültig ab.[1]

Eine gleichläufige Entwicklung ist auch in der Kanzleisprache zu beobachten, und zwar bezeichnenderweise unter dem Einfluss von Berufsjuristen, die jetzt in den Amtsstuben das Regiment übernehmen. Unter dem Danziger Johannes Lohmüller und dem Göttinger Johannes Giseler verlagert sich im zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts der kanzleisprachliche Schwerpunkt im Aussendienst der Stadt Riga mehr und mehr vom Niederdeutschen auf das Hochdeutsche. Dieser Prozess ist etwa um 1550 abgeschlossen, während der innerdienstliche Gebrauch des Niederdeutschen noch etwa 25 Jahre fortdauert.[2] Durch weitere Sendboten und Zöglinge des humanistisch-reformatorischen Geistes, durch das Studium einheimischer Jünglinge an der Wittenberger Hohen Schule — nächst Rostock in dieser Zeit die bevorzugte Universität der livländischen Studenten — wird der Einfluss des Hochdeutschen verstärkt und dringt aus den Kanzleien hinaus: mit den hochdeutschen Predigten des Rigaer Geistlichen an der Petrikirche Paul Oderborn aus Pommern (1587 nach Riga berufen) wird es auch auf die Kanzel getragen, setzt sich allmählich in den Gilden und

---

[1] Vgl. Kirchendienstordnung und Gesangbuch der Stadt Riga, hgg. von Johannes Geffcken. Hannover 1862.

[2] S. die Arbeit von Gertrud Schmidt, Das Eindringen der hochdeutschen Schriftsprache in der Rigaschen Ratskanzlei. Hamburg 1938 = Sprache und Volkstum. Neue Folge der Forschungen herausgegeben für den Verein für Niederdeutsche Sprachforschung. Reihe A, Bd. 9.

Aemtern fest und erobert so alle Schlüsselstellungen. Parallel zu dieser Entwicklung nisten sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hochdeutsche Sprachformen in steigendem Masse in die Dichtung und in schriftliche Kundmachungen des Adels und des Bürgertums ein. 1597 begründet der aus dem Meissnischen eingewanderte Estländische Ritterschafts-Sekretär Moritz Brandis seine hochdeutsche Übertragung des niederdeutschen Ritterrechts des Fürstentums Esten damit, »dass nunmehr in diesen Landen die Hochdeutsche Sprache fast gemein, die Adeliche liebe Jugendt auch mitt Fleiss darzu gewenet wird, daher die Sächsische alte Sprach mitt der Zeit in abgangk kommen undt viell Wörter der täglichen Rechte dieser Lande künfftig schwer zu verstehen werden möchte.»[1] Mit einem grossen Akkord, mit der »Chronica der Prouintz Lyfflandt» des sorgenvoll und nicht grundlos eifernden Revaler Predigers Balthasar Rüssow, die im Laufe von sieben Jahren drei Auflagen (zwei 1578, eine 1584) erlebt, klingt das Niederdeutsche als Schriftsprache in Livland aus. Als Mundart summt es in der Familie und im vertrauten Gespräch sowohl im Adelssitz wie im Bürgerhaus noch eine Zeitlang fort, um sich gegen 1800 völlig zu verlieren. 1794 stellt der Rheinfranke Karl Philipp Michael Snell, von 1780 bis 87 Rektor der Rigaer Domschule, in seiner »Beschreibung der russischen Provinzen an der Ostsee» (Jena 1794) fest, dass das livländische Deutsch hochdeutsch sei, durchsetzt mit verschiedenen Provinzialismen; gelegentlich kämen niederdeutsche Redensarten vor, also erstarrte Formeln. Wenige Jahre später taucht bei dem Berliner Julius von Voss die wunderliche Meinung vom besten Deutsch der Balten auf, und 1862 äussert der Mecklenburger Ludwig Bruinier in seinen »Kurländischen Reiseeindrücken», dass die Kurländer »eifersüchtig» auf ein gutes Hochdeutsch achteten. Die sprachgeschichtliche Vergangenheit war damit endgültig abgetan; lediglich im Wort-

[1] Monumenta Livoniae antiquae Bd. III, 2. Abt. Riga und Leipzig 1842, S. VI.

schatz des heute verklingenden Baltendeutschen und in zahlreichen niederdeutschen Lehnwörtern des Lettischen und Estnischen schimmert sie noch in die Gegenwart hinauf.

Das Niederdeutsche also gibt dem mittelalterlichen Livland das besondere Gesicht, und gemeinniederdeutsche Wesenszüge zeigt auch die Dichtung Alt-Livlands in ihrer aus der Tiefe aufsteigenden Religiosität bei gleichzeitiger Scheu vor rückhaltloser Aussprache des persönlichen Gefühlerlebnisses, in ihrer Bürgerlichkeit mit der realistischen inneren Haltung und der Freude an beschaulich-behaglicher Lebensweisheit.

Wenn wir zunächst einen nur ganz im allgemeinen orientierenden Blick auf die mittelniederdeutsche Dichtung Livlands werfen, so ergibt sich in kleinerem Rahmen ein ähnliches Bild wie in der mittelniederdeutschen Dichtung des Mutterlandes in grösserem Umkreis; es wiederholt sich die Erscheinung die auch sonst die Regel ist, dass das Kolonialland geistig zunächst vom Mutterland lebt. Gewisse Besonderheiten finden ihre Begründung in der Eigenart der soziologischen Struktur des Landes. Die Träger und das Publikum der Dichtung sind soviel wir sehen, fast ausschliesslich Geistliche und Bürger — wie im Mutterland auch; eine weltlich-ritterliche Dichtung dagegen, wie sie in der alten Heimat etwa bei Eilhard von Oberge und Berthold von Holle gedieh (allerdings in der Verhüllung einer auf das Hochdeutsche ausgerichteten Dichtsprache), gibt es entsprechend dem geistlichen Charakter des livländischen Rittertums nicht. In gattungsmässiger Hinsicht findet die didaktische Dichtung, das Drama und die geistliche Lyrik besondere Pflege, daneben auch das politische Lied — wie daheim in Niedersachen auch. Dagegen fehlt sowohl die eigengeschaffene geistliche wie die weltliche Epik und die Balladendichtung; hier half offenbar die alte Heimat aus. Das gilt auch für das Volkslied, das, wie etliche Denkmäler und formelhafte Anklänge in einigen Dichtungen zeigen, wohl zahlreiche Freunde und Sänger fand, aber keine landeigene Pflege erfuhr, eine Folge ganz offensichtlich des Fehlens eines boden-

ständigen deutschen Bauerntums. Man greift auf den grossen Schatz von Liedern aus dem Mutterland zurück, vor allem im sangesfreudigen 16. Jahrhundert; ein sprechendes Zeugnis von anschaulicher Lebendigkeit gibt Balthasar Rüssow in seiner Chronik, wenn er einmal bemerkt: »Na der Maltyd hefft men erst recht angefangen tho schlingen, tho singen vnde tho dantzen mit allen fröwden. Vnd wol van den jungen Gesellen de besten Bolenleder heruor singen vnde quinckeleren könde, de wordt am meysten leeff vnde werdt geholden, vnde desüluigen Bolenleder weren vth aller Weldt in Lyfflandt geflagen, dar se in groten ehren geholden wörden, vnde yederman beyde junck vnde oldt sick dersüluigen geweldich beflytigede.»[1]

Wenn ich nunmehr zur skizzierenden Darstellung der Entwicklung der mittelniederdeutschen Dichtung Livlands übergehe, so muss ich im voraus bemerken, dass ich in meinen Ausführungen nur das berücksichtige, was in Livland wirklich seinen Entstehungsraum hat und nicht nur blosses Lehngut des Mutterlandes ist. Dabei entfällt manches, was in Textsammlungen und dichtungsgeschichtlichen Übersichten als deutschbaltische Dichtung des Mittelalters bislang aufgeführt worden ist.

So scheidet aus dem Umkreis der Betrachtung etwa das Fragment des Revaler Totentanzes von 1463 aus — er ist aus der Hand Bernd Notkes in Lübeck hervorgegangen und vor etwa 15 Jahren als ein Originalstück des Lübecker Totentanzes erkannt worden, das ein frommer Revaler Bürger gegen Ausgang des 16. Jahrhunderts vor der Vernichtung bewahrt hat.[2] Ferner einige Bruchstücke einer niederdeutschen gereimten Bearbeitung des weitverbreiteten »Speculum humanae salva-

---

[1] Nach der Ausgabe Barth 1584, S. 30^{v}. Hinweis von Prof. Paul Johansen.

[2] Vgl. C. G. Heise, Der Lübecker Totentanz von 1463, in: Zeitschrift des Deutschen Vereins für Kunstwissenschaft Bd. IV, 1937, S. 187 ff. Niels von Holst, Baltenland. Dritte Auflage. Berlin 1942, S. 65.

tionis», die sich im Revaler Ratsarchiv fanden. Unberücksichtigt bleibt auch der Inhalt einer Revaler Sammelhandschrift aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts mit geistlichen Strophen und Volksliedern. Sie enthält etwa eine Fassung des berühmten Mühlenliedes (»Eine mole ik buwen wil»), dessen Entstehung die neuere Forschung in das mecklenburgische Kloster Doberan verlegt, ferner eine schönes Tagelied von der heiligen Passion, das lediglich eine freie niederdeutsche Übertragung der durch ganz Deutschland verbreiteten »Grossen Tageweise» (etwa 1350) des nassauschen Grafen Peter von Arberg ist; die Revaler Fassung scheint übrigens in näherer Beziehung zu der fragmentarischen Fassung im Liederbuch der Amalie von Cleve zu stehen. Seinem Ursprung nach ebenfalls nicht niederdeutsch ist weiter ein dreistrophiges Reimgebet an die heilige Anna, und auch die Volkslieder dieser Sammelhandschrift, darunter das schöne »De sunne steit in dat osten, de man heft sick umme gedan», sind Lehngut der alten Heimat. Als nicht einheimisch zu gelten hat auch die sog. »Livländiche Sammlung», die 1431 mindestens zu einem Teil von einem gewissen Johannes zwar »in liuonia» geschrieben ist — vielleicht bei einem Überwinterungsaufenthalt —, aber die Dichtungen selbst sind wieder Leihgut, so etwa das den Schluss bildende Kleinepos »Flos und Blankflos», das ja zum hansischen Erzählbestand schlechthin gehörte. Alle diese Sammlungen und Dichtungen scheiden zwar aus der Betrachtung aus, mussten aber eine wenn auch nur beiläufige Erwähnung finden, weil sie wiederum beweisen, dass Livland kein inselhaftes Kolonialdasein führte, sondern wie auf allen andern Gebieten so auch auf dem der Dichtung stets die lebendige Verbindung mit der Heimat gepflegt hat, wie etwa auch die Schnitzereien am Revaler Ratsgestühl zeigen, die die Gewalt der Liebe nach literarischen Motiven plastisch gestalten (Tristansage, die nachdenkliche Schwankerzählung von Aristoteles und Phyllis oder die heitere Erzählung von Virgil im Korbe).

Was nach diesem ausscheidenden Verfahren an landes-

eigener Dichtung übrig bleibt, ist dem Umfang nach gering. Manches hat die sammelnde Hand der alten Ratsschreiber erhalten, vieles aber dürfte den unablässigen Kriegsläuften und den Flammen zum Opfer gefallen sein, wie etwa die niederdeutsche Reimchronik des Bartholomäus Hoeneke. Einiges (und nicht das Geringwertigste) hat der Buchdruck auf uns gebracht. Ohne ihn wäre etwa das alte Dorpat für uns eine stumme Stadt, Dorpat, das am meisten heimgesuchte Gemeinwesen Livlands, das nach wiederholten früheren kriegerischen Verwüstungen im Nordischen Krieg dem Erdboden gleichgemacht wurde (1707/08); das mühsam wieder Aufgebaute vernichtete der verheerende Brand des Jahres 1775. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei Narwa, von dessen literarischem Leben im Mittelalter wir nicht das geringste wissen, während in den grösseren Städten Riga und Reval, die glücklicher davonkamen, das archivalische Material reicher fliesst. So ist die livländische Dichtung des Mittelalters dem Umfang nach leicht zu überschauen, umso vollötiger aber ist ihr innerer Wert. Merkwürdig ist die Tatsache, dass — jedenfalls nach dem Stande des Erhaltenen — jede der drei bedeutenderen livländischen Städte ein eigenes Gesicht zeigt: Riga als Pflegestätte vornehmlich der geistlichen, Reval ausnahmslos der weltlichen Dichtung, während Dorpat ausschliesslich mit Werken didaktischer Richtung in die Literatur eintritt.

Mit dem Namen Dorpat ist der Name des ältesten niederdeutschen Dichters Livlands aufs engste verknüpft, der des Karmelitermönches Meister Stephan, der hier im dritten Viertel des 14. Jahrhunderts als Schulmeister gewirkt hat. In Dorpat hat er nach dem berühmten Muster des lombardischen Dominikaners Jakob de Cessolis sein Schachbuch in niederdeutschen Reimpaaren gedichtet, das er dem Dorpater Bischof Johann von Fiffhusen widmete und das uns nur durch einen (vielleicht interpolierenden[1]) Lübecker Mohnkopf-Druck aus

[1] Vermutung auch von Prof. William Foerste.

dem letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts erhalten ist.[1] Hier ist vielleicht auch seine niederdeutsche Bearbeitung der Disticha des spätrömischen Didaktikers Dionysius Cato entstanden, jener aus stoischem Geist geborcnen Weisheitslehren eines Vaters an seinen Sohn, die eine beliebte Anfangslektüre im Lateinunterricht des Mittelalters bildeten; in der Reihe der deutschen Bearbeitungen der Disticha von Notker bis Sebastian Brant nimmt Stephans Werk eine beachtliche Stellung ein.[2] Schon dieser erste bekannte Vertreter der livländischen Dichtung, wahrscheinlich ein gebürtiger Lübecker wie sein Bischof, steht an dichterischem Gewicht weit ausserhalb einer provinzialen Einschätzung; er ist einer der bedeutendsten Träger der gemeinmittelniederdeutschen lehrhaften Dichtung schlechthin. In seinen beiden Werken zeigt er gegenüber seinen lateinischen Vorlagen ein ganz eigenes Profil, tritt er uns als eine greifbare Persönlichkeit von gerader bürgerlicher Haltung entgegen. Sein Buch vom »schaktafelen spel» ist entsprechend seiner lateinischen Prosavorlage eine allegorische Ausdeutung der Schachfiguren im Sinne der gradualistischen Ständetheorie des Mittelalters; jedem Stande wird unter Erzählung zahlreicher Beispiele der ihm gemässe Umkreis der Pflichten und Rechte einsträngig zugewiesen. Das Verhältnis der Stände zueinander, ihre Tugenden und ihre Grenzen werden in klarer, volkstümlicher Sprache aufgezeigt, einer Sprache, die sich häufig der vertrauten Form der sprichwörtlichen Aussage und Prägung bedient. Dieser Absicht einer volksnahen Gestaltung entspricht auch das durchlaufende Bestreben des Dichters,

---

[1] Neudruck mit Glossar von W. Schlüter in den Verhandlungen der Gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat Bd. XI und XIV. Sonderausgabe Norden und Leipzig 1889.

[2] Abdruck von Graffunder im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 23 (1897), S. 1—50, und 25 (1899), S. 1—33. Vgl. auch Walter Mitzka, Die deutschen Cato-Dichtungen des Mittelalters, in der Zeitschrift für deutsche Philologie 54, 1929, S. 3—20.

abstrakte Wendungen seiner Quelle gegenständlich zu umschreiben. Ein hansisches Bürgergefühl wird besonders an den Stellen offenbar, an denen das Schachbuch seine Vorlage verlässt, so wenn es die abschätzige Bewertung des Kaufmannsstandes unterdrückt, wenn es die Mühen und Gefahren der Seereisen schildert, wenn es vor inneren Unruhen warnt und die Aufgabe der städtischen Machthaber in der Bewahrung des bürgerlichen Friedens erblickt, wenn es in der geringschätzigen Behandlung des Volkes durch die gehobenen Stände eine Gefahr sieht. Dies alles — wenn diese Partien nicht Einschübe von späterer Hand sind — lässt auf eine lebenskluge Persönlichkeit schliessen, die in den Schlussworten des Schachbuches ein fast leibhaftes Gepräge erhält; da bekennt Stephan in Bescheidenheit sein geringes Kunstvermögen, verweist auf seine knappe Freizeit und beklagt seine körperliche Schwäche (V. 5862 ff.):

Were ik van sinnen so behende
Unde also leddich an mynem werke
Unde dar to des liues sterke,
Dat ik dar mer konde to dichten,
Dar wolde ik my gherne na richten.
Mer der scholen arbeyt
Unde ander sorchuoldicheyt
Sekerliken, dat is war,
Maken my dat dichten swar . . .

Er weiss, dass »de langen mere» den Unwillen des Lesers hervorrufen, ihn verdriesslich stimmen, und so übernimmt er von seinen Vorlagen nur die wesentlichen Züge, das Grundgerüst, das er gelegentlich bescheiden erweitert, vor allem aber nach eigenem Ermessen und mitunter aus pädagogischen Gründen energisch zusammenzieht und kürzt. Er gibt den Werken auf diese Weise Einheit und Rundung. Stephan ist ein gebildeter und im geistlichen wie weltlichen Schrifttum erstaunlich bewanderter Mann. Sein literarischer Ehrgeiz ist jedoch nicht gelehrt-verknöcherter, schulmeisterlicher Art, vielmehr ist er

trotz seiner bedeutenden Bildung ein weltoffener Mann des praktischen Lebens: er blendet nicht mit toten Zitaten, sondern will durch Anschaulichkeit und Farbe wirken und zieht deshalb zur Illustration deutsche Verhältnisse heran, städtisch-bürgerliche und ländlich-bäuerliche — es ergibt sich hier eine überraschende Übereinstimmung mit der auch in sittenkundlicher Beziehung ausgezeichneten Eindeutschung lateinischer Dichtung, wie sie ein anderer Livländer 400 Jahre später gab, der Dorpater Pfarrerssohn Jakob Michael Lenz in seinen Lustspielen nach dem Plautus.

Von weit grösserer Bedeutung noch als die didaktische ist die geistliche Dichtung Alt-Livlands. Dass jede der beiden grossen kirchengeschichtlichen Epochen, der Einzug des Christentums und die Einführung der Reformation, von einem jeweils sehr bedeutsamen dramengeschichtlichen Ereignis begleitet wurde, wie es in Riga geschah, dürfte ein in der gesamten Dichtungsgeschichte schlechterdings einmaliger Vorgang sein. Schon 1205, also vier Jahre nach Begründung der Stadt, wurde vermutlich am Weihnachtstag im Zeichen des Missionsgedankens »in media Riga» — wie der Chronist Heinrich von Lettland berichtet — ein »ludus prophetarum ornatissimus» aufgeführt, der die Lehren des Alten und des Neuen Testaments behandelte, in knappen Episoden, die den heidnischen Zuschauern von einem Interpretator gedeutet wurden. Auffällig gegenüber andern Prophetenspielen in Deutschland, aber zugleich bezeichnend für die besonderen Verhältnisse der militanten Missionskirche waren die Kampfszenen des Rigaer Spiels — Heinrich hebt gerade sie besonders hervor. Eine dieser Szenen hatte eine unbeabsichtigte Wirkung zur Folge: als es nämlich zum theatralischen Kampf zwischen Gideon und den Midianitern kam — so berichtet der Chronist — »pagani timentes occidi fugere ceperunt, sed caute sunt revocati». Diesem unerwarteten Zwischenfall haben wir (wie auch sonst des öfteren in der Theatergeschichte) die chronikalische Nachricht zu danken, die vor allem dadurch von Wichtigkeit ist, dass sie die erste

Kunde von der Aufführung eines dramatischen Spiels auf niederdeutschem Boden überhaupt darstellt. In welcher Sprache es gehalten war, wissen wir nicht; das Schweigen des Chronisten über diesen Punkt sowie die allgemeine theatergeschichtliche Situation legen den Schluss auf das Lateinische nahe.[1]

Dreihundert Jahre später findet abermals »in media Riga», wahrscheinlich in der Petrikirche, eine dramatische Darstellung statt: 1527 wird das Reformationsspiel »De parabell vam vorlorn Szohn» von Burkart Waldis aufgeführt, und zwar am Fastnachtstage.[2] Das Spiel des ehemaligen Rigaer Franziskaners, der unter mancherlei eindrucksvollen Erlebnissen den Weg zu Luther gefunden hatte und nach bürgerlichen Rigaer Berufsjahren als Zinngiesser und politischer Agent und nach harten Schicksalsschlägen[3] schliesslich evangelischer Pfarrer in seiner hessischen Heimat wurde, dieses Spiel von der lutherischen Rechtfertigung durch den Glauben und die göttliche Gnade gegenüber der katholischen Werkgerechtigkeit ist in mehrfacher Beziehung von Bedeutung. Einmal begleitete es den Einzug der Reformation in Livland, sodann ist es — abgesehen von einigen geistlichen Liedern — das einzige niederdeutsche Werk des Burkart Waldis, ja sein einziges Drama überhaupt und schliesslich die erste und zugleich eine der schönsten deutschen Dramatisierungen der biblischen Parabel, die durch den noch im gleichen Jahr erfolgenden Magdeburger Druck anregend auf die protestantische Dramatik des Reiches einwirkte: seither wurde der Stoff von den Reformationsdra-

---

[1] Vgl. Lutz Mackensen, Das Rigaer Prophetenspiel von 1205, in: Baltische Lande I, S. 388—393.

[2] Hgg. von Gustav Milchsack in Braunes Neudrucken deutscher Literaturwerke des XVI. und XVII. Jahrhunderts Nr. 30. Halle (Saale) 1881.

[3] Vgl. Lutz Mackensen, Gedanken über die Rigaer Zeit des Burkart Waldis und die deutsche Literatur Alt-Livlands im 16. Jahrhundert, in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde N.F. 8., S. 91—100.

matikern mit Vorliebe gestaltet; dass das Spiel das erste deutsche Drama mit Akteinteilung ist, sei nebenher erwähnt. Das Stück ist von tiefer Empfindung, von inniger Liebe zur neuen Lehre erfüllt und von einer tüchtigen dramatischen Begabung getragen. Nur eine einzige hochdeutsche Einlage unterbricht die sprachlich und metrisch verzüglichen niederdeutschen Verse: es ist das bekannte schöne Schlemmerlied »Wo soll ich mich hinkehren», dessen Anfangsworte übrigens schon hundert früher (1423) der Revaler Ratsschreiber Johann Blomendal in niederdeutscher Mundart »Wes sal ick my hen keren» recht unsachlich zwischen seine ernsteren Aufzeichnungen ins Bürgerbuch eingetragen hat, wohl in schmunzelnder Erinnerung an seine Lehrjahre im Reich.

Burkart Waldis' Spiel am Fastnachtsabend ordnete sich offensichtlich in eine Rigaer Spieltradition ein. Die Nachrichten darüber sind allerdings ausserordentlich spärlich; die einzige Kunde stammt aus dem Jahre 1525, für das eine Fastnachtsaufführung im Schwarzhäuperhaus bezeugt ist — Näheres wird leider nicht angegeben. Die Archive der andern livländischen Städte erwiesen sich in diesem Punkt als noch weniger ergiebig. Dass auch in Reval vor der Reformation Fastnachtsspiele stattfanden, ist als sicher anzunehmen. Sind doch manche der Revaler Ratsfamilien aus dem lübischen Patriziat hervorgegangen, und wiederholt findet sich bei Vertretern dieser Ratslinien ein Hinweis auf die Zugehörigkeit der lübischen Vorfahren zur Zirkelbrüdergesellschaft, jene Lübecker Vereinigung also, die u.a. für die Aufführung von Fastnachtsspielen Sorge trug; man darf für Reval ein Gleiches voraussetzen. Auf eine ältere Tradition lässt auch die Tatsache schliessen, dass die uns bezeugten Revaler Schüleraufführungen bis in die Schwedenzeit hinein (1620) jeweils in der Fastnachtswoche erfolgten.

Allerdings ist wenig glaublich, dass eine sehr gelungene Dichtung vom Glücksrad, die der aus Lübeck gebürtige Revaler Stadtschreiber Joachim Muther auf der Rückseite eines Brief-

entwurfs vom 13. Mai 1430 niedergeschrieben hat, als Fastnachtsspiel zu gelten hat, wie Wilhelm Scherer wollte. Die neun, je vierzeiligen Strophen bilden ein Zwiegespräch zwischen der Glücksgöttin oder, wie sie die Dichtung nennt, dem »blinden, wilden eventure», und dem Menschen, den es erhebt und wieder sinken lässt:

Ik bin dat blinde, wilde eventure,
na dem suten geve ik dat sure.
Nemant sy so blide vmme myne gyfte,
wente men vorlust it harde dichte . . .

Hiir ligge ik arman under
to spotte vnde to wunder
vor all der werlt vorsmaet,
dat it luckerat nicht wedder vmmegat . . . [1]

Die Kürze der Dichtung und die Erwägung gewisser technischer Schwierigkeiten lässt den Schluss Scherers auf ein Fastnachtsspiel als nicht stichhaltig erscheinen; wer sich Scherers Meinung anschliesst, müsste das Werkchen dann als das erste deutsche Fastnachtsspiel überhaupt ansprechen. Wahrscheinlicher dürfte die Vermutung Wilhelm Seelmanns sein, dass es sich um den Entwurf eines Decken- oder Wandgemäldes handelt, worauf auch eine in der Mitte des Blattes befindliche rohe Federzeichnung eines Rades oder einer Scheibe zu deuten scheint, die der Strophenzahl der Dichtung entsprechend in neun Sektoren geteilt ist; offenbar sollte auf dem mutmasslichen Gemälde jedes der neun Felder des Rades eine Strophe der Dichtung aufnehmen.

[1] BT S. 211 f. (zur Sigle BT vgl. das unten im Literaturverzeichnis genannte Werk von L. Mackensen). Ferner: Mittelniederdeutsche Fastnachtsspiele hgg. von Wilhelm Seelmann. Zweite Auflage. Neumünster 1931, S. 118 f. und Einleitung S. 46—49 — Drucke des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung I.

Archivalische und andere Nachrichten sprechen schon früh von Schüleraufführungen. In Reval wird 1529 am Montag in Fastelabend im Beisein des Ordenskomturs unter der Leitung des Wittenberger Magisters und ersten Rektors der jungen humanistischen Schule Joachim Walter aus dem magdeburgischen Ammensleben die terenzische »Andria» zur Aufführung gebracht; es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, dass der Rektor damit die guten lateinischen Kenntnisse seiner Zöglinge beweisen wollte.[1] In welcher Sprache die Schulkomödien gehalten waren, die 1576 und 1582 auf der Rathaus in Riga zur Darstellung gelangten, das können wir nur vermuten. Sie behandelten in einem Falle den Kampf um Alba nach Titus Livius, im zweiten den Josefstoff.[2] An lateinische Aufführungssprache ist schwerlich zu denken, noch viel weniger an niederdeutsche, am wahrscheinlichsten ist hochdeutsche. Der dirigierende Rektor des Spiels von 1576, Georg Marsau, war zwar ein Dorpater Kind (er war wohl ein Sohn des aus der Dorpater Reformationsgeschichte bekannten Pfarrers Hermann Marsau und hatte in Rostock studiert, wo er 1560 immatrikuliert war), aber der Leiter des Josefsspiels, sein junger Nachfolger Stephan Teuthorn, war Mitteldeutscher aus Frankenhausen am Kyffhäuser und erst vor wenigen Jahren nach Wittenberger und Leipziger Studienjahren in Riga einpassiert.[3] Es liegt nahe, hier ein Übergreifen der

---

[1] Leonid Arbusow, Die Einführung der Reformation in Liv-, Est- und Kurland. Leipzig 1921, S. 688 = Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte Bd. III.

[2] Hermann von Breverns eigenhändige Auszüge aus Johann Reckmanns Chronik der Stadt Riga v.J. 1574—1589, hgg. von K. H. von Busse, in Bunges Archiv für die Geschichte Liv-, Ehst- und Kurlands IV (1845), S. 277 und 280.

[3] Eine weitere Nachricht spricht von der Aufführung einer Teuthornschen Schulkomödie 1594 in der Johanniskirche; s. Arthur Poelchau in den Sitzungsberichten der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Russlands aus dem Jahr 1890, S. 62.

obersächsischen Schulkomödie auf Livland zu vermuten. Dagegen kann es als sicher gelten, dass die Aufführung einer »Susanna» zu Fastnacht 1620 auf dem Revaler Rathaus zu Ehren des schwedischen Feldherrn Jakob de la Gardie in hochdeutscher Sprache erfolgt ist.[1]

Nach dieser Abschweifung kehre ich zur Betrachtung der religiösen Dichtung zurück.

Von der geistlichen Lyrik der vorreformatorischen Zeit, die etwa in Westfalen sich so reich entfaltete, ist nur ein einziges Stück erhalten, ein Loblied auf die heilige Margarethe, etwa aus dem späten 15. Jahrhundert.[2] Die vierzig Verse, die von der Deutung des Namens Margarete = Perle ausgehen, zeigen eine innige Vertiefung, der jedoch die dichterische Ausdrucksfähigkeit nicht gewachsen ist.

Umso reicher ist das evangelische Kirchenlied belegt, das ja auch des Vorzuges der Erhaltung durch den Druck genoss. Vor allen anderen niederdeutschen Städten hat Riga schon 1530 in dem Liederanhang zur Kirchenordnung und in den mehrfachen Auflagen und Nachträgen ein stadteigenes Gesangbuch entwickelt, das durch die Rostocker und Lübecker Drucke (die erste livländische Druckerei wurde erst 1588 von dem aus Deutschland nach Riga berufenen Nikolaus Mollyn errichtet) stark auf auf das Mutterland einwirkte, so etwa in Hamburg und Lübeck. Die meisten dieser Lieder stammen aus dem Reich — selbstverständlich stehen niederdeutsche Umsetzungen Lutherscher Lieder an der Spitze (u.a. haben wir hier einen der frühesten Drucke von »Eyn vaste borch ys vnse godt») —, daneben aber finden sich doch auch Gesänge, die aus eigenem Boden gewachsen sind. Die reformatorische Lyrik Alt-Livlands knüpft sich vor allem an zwei Namen, an den des Burkart Waldis und den des Andreas Knöpken. Knöpken, aus der Gegend von Küstrin, ein naher Freund von

[1] Eugen von Nottbeck, Aus Revals Communalleben, in den Beiträgen zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands III (1887), S. 192.

[2] BT S. 19 f.

Bugenhagen, war wie Waldis Kleriker in Riga gewesen und 1521 nach zwei Gehilfenjahren an Bugenhagens Stadtschule zu Treptow in Pommern, erfüllt von Luthers Lehre, nach Riga zurückgekehrt, wo er nach einer siegreichen Disputation mit den Vertretern des alten Glaubens die Reformation einführte. Von ihm stammt das erste Lied aus dem neuen Geist, eine Paraphrase des ersten Psalms[1], die in dem bei Ludwig Dietz in Rostock gedruckten Niederdeutschen Gesangbuch von 1525 zum erstenmal erscheint.[2] Die erste kleine Sammlung geistlicher Gesänge kommt 1527 im Anhang zu Burkhart Waldis' »Verlorenem Sohn» heraus; jeder der beiden Dichter steuerte drei Lieder bei. Während diese Lieder des Burkart Waldis seine einzigen niederdeutschen geblieben sind[3], hat Knöpken im Laufe seines Lebens — er starb 1539 als Archidiakonus der Petrikirche in Riga — noch sieben weitere Gesänge folgen lassen[4] Das natürliche Vorbild der beiden Dichter war das Kirchenlied Luthers, vor allem seine Psalmenumdichtungen von 1523 und 1524 und seine Hymnenübersetzungen und -dichtungen im Enchiridion von 1524. Ein Vergleich der Lieder der beiden Rigaer Dichter zeigt die dichterische Überlegenheit des Burkart Waldis. Während er vor allem in dem schönen Lied nach Psalm 127

Wo Godt nich sulffs dat huss vpricht,
Vnd schafft all dingk darynne,
Szo ist mit vnss nicht vthgericht,
Vorlorn ys sterck vnd synne.
All möyg vnd sorg vorgeues geyth,
Wo gades hülp nicht by vnss steyt
Al arbeydt ys vorlorenn . . .

[1] BT S. 33 f.

[2] Joh. Bachmann, Geschichte des evangelischen Kirchengesanges in Mecklenburg. Rektorats-Programm für 1879/80. Rostock 1881, S. 30.

[3] BT S. 28 ff.

[4] BT S. 37 ff.

Drumm lath vnss truwen vp syn wordt
Vnd sehn vp syne hande.
He werdt vnss helpen hir vnd dortt,
Wy werden nicht tho schandenn.
Den köcker he vns vüllen will,
Szo hebben wy gewunnen spill
Vor vnssen vyenden allenn

in der Klarheit und Durchsichtigkeit des Aufbaus, in der Unmittelbarkeit der Gefühlsaussprache, in der grossen inneren Ruhe und Sicherheit, im hingebenden Vertrauen seinem Vorbild sehr nahe kommt, ringt Andreas Knöpken in seinen Psalmenumdichtungen schwer mit der Sprache, dem Metrum und dem Reim; Empfindung und Form halten sich bei ihm nicht die Waage.

Suchte das reformatorische Kirchenlied seine selbstverständliche Aufgabe in der Bekundung des neuen Glaubens, so ist die Zielsetzung der nachreformatorischen Lieddichtung des 16. Jahrhunderts in Livland eine wesentlich andere: sie geht auf die Busse. Das hat seinen Grund in den besonderen geschichtlichen Verhältnissen. Aus dem Erlebnis des allgemeinen Verfalls und der wachsenden Bedrohung von Osten her erstehen geistliche Warner, die eindringlich zur Einkehr und zur Busse aufrufen. Einer dieser Warner erhebt sich aus der Mitte des Ordens. Es ist der würdige Wilhelm von Fürstenberg, der vorletzte Ordensmeister in Livland, den der Verrat meuternder Söldner 1560 in russische Hände lieferte, die ihn nicht mehr freigaben. Als Komtur dichtete er ein ergreifendes Busslied, eine Anrufung des Erbarmens Gottes »ut bloter gnade»[1]:

(2) De düuel umb my sweuet
mit gewalt vnd argelyst.
Wol kan em wedderstreuen,

[1] BT S. 51 ff.

so du nicht helpen wilt?
In ssünden holt he my gefangen,
bedecket mit flesches lust,
mit werlde pral behangen;
syn ernst was my vnbewust.

Dat gesett nu ock my drouwet,
de helle vor ogen steyt.
Myn ssünd my hertlick rüwet,
bekenne nu vnd ys my leydt.
Noch moth ich, herr, vortzagen
in dyner gerechticheyt,
so du nicht vth bloter gnade
bedeckest myne swackheyt.

Das Lied wurde noch zu Fürstenbergs Lebzeiten im Lübecker Enchiridion von 1545 gedruckt und ging u.a. ins Hamburger Gesangbuch von 1558 über. Wenige Jahrzehnte später erhob sich ein zweiter Warner, ein unbekannter Dichter, der in einem mitreissenden »Geistlick leedt der christen yn Lyfflandt wedder den Moschowiter» seine Landsleute leidenschaftlich beschwor, von Glaubensträgheit und weltlicher Ueppigkeit abzulassen und den Blick auf die Gefahr zu richten, die als eine Zuchtrute Gottes über dem Lande drohe:

Tho dy allein yn dusser nodt
wy, dyne kynder, ropen.
Vp dy, du gnaden rike godt,
steit vnse trost vnd höpen.
Du willest in dem torne dyn
der gnaden yo indechtig syn
vnd vns nicht ghar vorderuen! . . .

Also ock ytzt kum vns tho stür,
de wy sitten in sorgen,
dat wy würden vam schwert vnde fuer

vmbracht hüden edder morgen.
Den yamer, den wy hebben gesehn
an man vnd wyff, an kynder klein,
lath yo nich wedder kamen! . . .[1]

Mit diesem erschütternden Lied, das 1567 als erstes der zehn Gesänge des Nachtrags zum Liederanhang der Rigischen Gottesdienstordnung, also an besonders eindrucksvoller Stelle, im Druck erschien (auch Fürstenbergs Busslied fand hier erneut eine Statt), bricht die landeigene niederdeutsche geistliche Dichtung bedeutsam und sinnvoll ab; sie klingt mit demselben ernsten apokalyptischen Grundton aus, wie er das ein Jahrzehnt später erscheinende letzte grosse Denkmal der niederdeutschen Chronistik erfüllt, Balthasar Rüssows Livländische Chronik, und den dann in hochdeutscher Sprache wiederaufnimmt der ergreifende Livländische Totengesang von 1584, der als Mirakel aus dem Gemäuer einer von den Russen zerstörten Kirche beim Ordensschloss Rositten aus dem Munde der Toten erklingt und das Nahen des Jüngsten Tages verkündet.[2]

Die äussere Ohnmacht, die alles allein auf Gottes Gnadenhand gestellt sah und die zu so ergreifenden geistlichen Kundgebungen führte, hatte sich folgerichtig entwickelt aus dem inneren Verfall des Landes infolge des unseligen Gegeneinanders der Gewalten. Er spiegelt sich wider in der politischen Dichtung. Die Streitigkeiten des Ordens mit dem Klerus finden ihren Niederschlag in zwei Liedern, die in ihren Formeln deutlich an das historische Volkslied des Mutterlandes anklingen. In diesen beiden Liedern kommt jede der beiden streitenden Parteien zu Wort, wenn auch in grösserem zeitlichen Abstand. Das ältere stammt aus der Anhängerschaft der Geistlichkeit; es behandelt die Auseinandersetzung zwischen dem Rigaer

[1] BT S. 103 ff.
[2] BT S. 143 ff.

Erzbischof Silvester Stodewäscher und dem Ordensmeister Bernd von der Borch wegen der Eidesleistung der Rigischen Bürger (1472), deren Hinneigung zum Orden lächerlich gemacht und bedroht wird[1]:

Dat kint, dat in der wegen licht,
dat mot des noch entgelden.

Das zweite, 1556 entstandene, bisweilen ins Hochdeutsche gleitende Lied stammt aus der Parteigängerschaft des Ordens[2]; es hat die entschlossene kriegerische Bestrafung erzbischöflichen Uebermuts und Verrats durch den Ordenskoadjutor Wilhelm von Fürstenberg zum Gegenstand:

(5) Her Wylm van Forstenberch ys he genanth,
kadjotur zum herenmeyster ampt,
de ys enn kryges here
vnnde vorett enes fryenn forsten moeth —
godth geue eme gelucke vnnde ere!

Den Gegensatz zwischen Ritterschaft und Bürgern zeigt der Anfang eines Spottliedes, das 1515 auf der Revaler Gildenstube von einem übermütigen Vertreter der Ritterschaft gesungen wurde. Das Lied selbst ist nicht erhalten; der Anfang aber lässt sich leicht wiederherstellen aus der Bemerkung des Revaler Rates in einem Verteidigungsbrief an die Ritterschaft: »sze wolden de borghere uppe de koppe slan, dat bloth zolde up der straten stan».[3] In das wankende Gefüge des Deutschen Ordens selbst lässt eine weiteres politisches Lied einen Blick tun. Es ist ein vielleicht aus dem Orden selbst hervorgegangenes Spottlied auf den letzten livländischen Ordensmeister Gotthard Kettler, der den edlen Fürstenberg aus dem Amt gedrängt hatte, und nimmt in ironischer Ich-form seine persönlichen

[1] BT S. 65 f.
[2] BT S. 66 ff.
[3] BT S. 193, Nr. 1 und Anm. S. 327.

Verhältnisse, vor allem seine verbuhlten Abenteuer, sowie seine undurchsichtige politische Tätigkeit aufs Korn.[1] Das Lied, das ebenfalls bereits hochdeutsche Sprachformen einmischt, ist im Schicksalsjahr 1561 entstanden, in dem Jahr, in dem die Selbständigkeit Alt-Livlands endgültig zu Grabe getragen wurde, in dem Estland an Schweden fiel und Gotthard Kettler sich in ein weltliches Fürstentum Kurland rettete, das er polnischer Lehnshoheit unterstellte; das nächste Jahr spielte das Kernstück, das engere Livland, der polnischen Oberhoheit zu. Bald schon zeigten sich die Zeichen einer kriegerischen Auseinandersetzung zwischen den Erben — von Osten her aber ballte sich düster die Gewitterwolke, die schon einzelne Blitze entsandte und der dann alles erlag.

Die Bussstimmung, die damals die geistliche Dichtung erfüllte, war freilich keineswegs allgemein. Wie munter die Kinder dieser Welt ihr Leben zu gestalten wussten, das zeigten eindrücklichst die flackernden Bilder der Rüssowschen Chronik, vor allem in der Ausgabe von 1584. Auch das sittliche Gefüge drohte zu zerbrechen, wie das Spottlied auf Gotthard Kettler beweist. Überhaupt steigt die Zahl der gereimten Pasquille, aber wenig genug von diesen poetischen Schandversen ist erhalten. Es ist nicht eben schade drum, wie die beiden wenig delikaten Schandbriefe zweier Revaler Bürgerinnen um die Jahrhundertmitte ausweisen, die sich ihres Klatsches in poetischen Selbsthilfe entledigten und ihre Verse sich in bekannter Weise wechselseitig an die Haustüren hefteten — es blitzt etwas darin auf von dem Gegensatz zwischen Gilde und Rat; die Erhaltung dieser Verse danken wir lediglich der Tatsache, dass sie bei dem sich entspinnenden Rechtshandel als corpora delicti zu den Akten genommen wurden.[2] Neben dieser sehr weltlichen Lyrik zweier nicht eben ehrsamer Revaler Bürgersfrauen fand sich im Revaler Ratsarchiv ein sehr viel erfreu-

[1] BT S. 69 ff.
[2] BT S. 193 ff.

licheres Genrestück aus etwa derselben Zeit, ein Zeugnis wohl dafür, dass die damals regierenden Herren einen ausgesprochenen Sinn für Humor hatten. Es ist ein rührend unbeholfenes, aber überzeugendes Bittgesuch eines alten Landsknechts um eine Unterstützung, eine »rüterteringe», vor der Rückkehr in seine deutsche Heimat, das hoffentlich seine Wirkung getan hat[1]:

. . . Nu geit mj datt older ahn,
datt ick nicht alles don kann
wo nu ein junck man.
De in der joget ist wis,
im older wert he ock gris . .
De winter kumpt hir bolde ahn —
wo sta ick dan, ick olde man?
Idermans doer wert tho geslaten,
sso mot ick gan vpp der straten.
Thom lesten vinde ick wert off werdinnen.
Wat schall ick dan boginnen?
Ist dann in minem seckelin nicht,
sso kent mj de wert off werdin nicht . . .

Kleine genremässige Stücke bietet auch eine Folge von schülerhaften poetischen Neujahrswünschen des Revaler Ratsschreibers an die »sconste brut» Anneke (1508).[2] Er weiss nicht recht, was er schenken soll:

. . . Noch suluer offte golt is my im tall,
doch sun unde neuels is genoch,
dar van entfange nu dy genoch
jo myt dem sterte in dem snee,
dat so jummer drade schee.

Über seinen fromm-heiteren Betrachtungen vergisst er jedoch nicht das Weltliche und verabsäumt über der Anrufung der

[1] BT S. 158 f.
[2] BT S. 249 ff.

Heiligen nicht, beinahe allzuoft einen begehrlichen Blick auf die volle Kanne zu tun:

Dat willen wy lustlick bedrincken.
Lat vns den kolden wyn schencken!

Aus der Spätzeit des Jahrhunderts bietet ebenfalls das Revaler Stadtarchiv eine heitere strophische Dichtung von volksliedartigem Charakter mit zahlreich eingesprengten hochdeutschen Sprachformen; es ist das leichtbeschwingte Lied eines von einem hochfahrenden Mädchen abgewiesenen Freiers.[1] Aus derselben Feder stammt noch ein vorwiegend niederdeutsches kurzes, humoristisches Lob des Ehestandes, das hochdeutsche Reimworte mit niederdeutschen mischt und vielleicht ein hochdeutsche Grundlage hat.[2] Ein poetisches Seitenstück zu dem Hauptmotiv des Revaler Ratsgestühls von der Macht der Liebe, gegen die kein »krut» gewachsen ist, gibt ein Gedicht von acht vorzüglichen Strophen, das einen offensichtlich naturwissenschaftlich gut gebildeten Mann zum Verfasser hat; es fand sich gleichfalls im Revaler Archiv.[3]

Neben diesen heiteren Gelegenheitsgedichten aus Reval haben sich in Riga zwei ernstere, schlichte Liebeslieder erhalten.[4] Es sind Frauenstrophen, die einer recht frühen Zeit angehören und bedeutsam sind durch die Gestaltung eines individuellen Erlebnisses. Das eine enthält Neujahrswünsche an den fernen Geliebten, das zweite, von grosser Schönheit, gestaltet ergreifend die Klage einer Verlassenen:

(3) Ik heddes eme nycht getruwet,
dat he myr hedde gedan.
Syn vntruwe sich vornuet.

[1] BT S. 171 f.
[2] BT S. 61.
[3] BT S. 172 f.
[4] BT S. 167 f., Nr. 2 und 3.

Wer vp den losen buwet,
den plegedz so to gan.

Mit synen losen worden
gaf he myr guden wan,
des he doch nycht en mente.
Ich moes mich van em wenden.
He mocht doch orleff han . . .

Geben diese weltlichen Gedichte in ihrem teilweise genrehaften Charakter einen schmalen Ausschnitt aus dem menschlichen Umkreis des livländischen Bürgertums, so breitet sich die ganze beschauliche Bürgerlichkeit der Gildebrüder des 15. und 16. Jahrhunderts in den Schafferversen der Revaler Schwarzhäuptergesellschaft und der Revaler Grossen Gilde vor uns aus.[1] Sie bilden ein Schatzkästlein niederdeutscher Spruchweisheit mit ihren bald demütigen, bald realistisch kühnen, ihren fromm aufblickenden oder irdisch lehrhaften, vergänglichkeitsdüstern oder lebensbejahenden, um den Lauf der Welt wissenden Reimen. Das meiste ist gemeinniederdeutsche, ja gemeingängige Gnomik, aber einige Zuversichtliche haben doch auch einen eigenen kurzen Sinnspruch gewagt, wie dieser und jener Revaler Ratsschreiber in den Protokollen.

Mit den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhundert schwindet, wie bereits ausgeführt, die niederdeutsche Sprache aus dem öffentlichen Gebrauch und zieht sich in das Haus und die Familie zurück, ganz wie in der alten Heimat. Und ähnlich wie dort tritt sie in der Folgezeit nur noch in Gelegenheitsschöpfungen vertraut-heiterer Artung an die literarische Oberfläche, so in verschiedenen Gedichten auf bürgerliche Hochzeiten in Riga und Mitau zwischen 1651 und 1791.[2] Dabei ver-

[1] BT S. 212 ff.

[2] Walter Mitzka, Studien zum baltischen Deutsch. Marburg 1923, S. 55 ff. = Deutsche Dialektgeographie Heft XVII.

dient die Feststellung Beachtung, dass — jedenfalls im Rahmen des wenigen Bewahrten — die Nuptialia des 17. Jahrhundert bis 1703 fast ausschliesslich von livländischen Verfassern herrühren[1], während die Hochzeitscarmina des 18. ausschliesslich auswärtige niederdeutsche Freunde zu Verfassern haben. Dieser Sachverhalt legt den Schluss nahe, dass sich die niederdeutsche Mundart wenigstens der städtischen Bevölkerung seit dem frühen 18. Jahrhundert in einem entschiedenen Rückgang befand. Dass sie im letzten Drittel des 17. Jahrhunderts (und sicher noch weit darüber hinaus) auch in Adelskreisen auf dem Lande noch lebendig war, das zeigen zwei kraftgesättigte humoristische Dichtungen des ersten livländischen Landrats Gustav von Mengden, Obersten der Livländischen Adelsfahne und schwedischen Generalmajors, der im übrigen als Dichter bezeichnenderweise hochdeutscher geistlicher Lieder und als Komponist hervorgetreten ist.[2] In dem ersten seiner niederdeutschen Gedichte,einer launigen Strophenepistel, die er 1671 in Stockholm verfasste, lädt er seinen ebenfalls in der schwedischen Hauptstadt weilenden Freund und Landsmann Hermann von Vietinghoff auf eine Schüssel saurer Grütze nach Väterart, wobei er sich über die alamodischen Gerichte in Schweden lustig macht:[3]

(6) Ick mag nicht de Schlekerien,
Da de Junkers vel von schrien,
Dat hefft wedder Klack noch Schmack.
Wenn man von de Fransche Kocken
Hefft ein Dusin ingeschlocken,
So krigt man de dünne Kack.

[1] Ausnahme: Hochzeit Struckmann-Helmersen, Riga 1656. Verf. war ein Mecklenburger. S. Conrad Borchling und Bruno Claussen, Niederdeutsche Bibliographie Bd. II, Neumünster 1931—1936, Nr. 3450.

[2] Joh. Kirschfeld, Der Dichter und Komponist Gustav von Mengden, in den Abhandlungen der Herder-Gesellschaft und des Herder-Instituts zu Riga Bd. 7, 1939, S. 49—63.

[3] Mitzka a.a.O S. 69 f.

Ick lew ene gude Schinken,
Da man lustig kann up drinken,
Un hold von de gode Worst,
De mit Kniflock ist gespicket
Und mi in den Magen drücket.
Darna kreg ick goden Dorst . . .

Die zweite, etwa 1680 entstandene Dichtung Mengdens ist eine in der Geschichte des Landes berühmt gewordene politische Reimpaarsatire auf die schwedische Güterreduktions-Kommission, in der er fünf Beamte dieser Kommission als »Fief Düwelskinder» gröblich abkonterfeite und dem allgemeinen Hohn preisgab[1]; fast wäre sie ihm gefährlich geworden!

Diese Gelegenheitsgedichte des 17. Jahrhunderts aus bürgerlicher und adliger Feder sind die letzten literarischen Zeugnisse des livländischen Plattdeutsch. Im 18. Jahrhundert kommt der häuslich-nachbarliche, gemütliche Gebrauch des Plattdeutschen mehr und mehr in Abnahme und erlischt dann gegen Ende des Jahrhunderts völlig. Gegen 1800 ist es auch als Mundart völlig ausgestorben. Die Gründe dafür liegen klar auf der Hand: einmal wurde das Plattdeutsche, nachdem durch den Zusammenbruch der Hansa die Bedingungen für eine einheitliche niederdeutsche Schriftsprache zerstört waren, durch die Einführung der hochdeutschen Schriftsprache in Kanzlei, Kirche und Gericht von obenher aus der Oeffentlichkeit verdrängt und sodann durch die zweite grosse Einwanderungswelle vornehmlich mitteldeutscher Hofmeister, Theologen und Juristen in der Schwedenzeit und nach dem Nordischen Kriege auch von innenher zermürbt. Das Fehlen einer mundartbewahrenden deutschen Bauernbevölkerung hat den Prozess noch beschleunigt, ja überhaupt erst so restlos möglich gemacht. Eine entscheidende Rolle in diesem Prozess hat schliesslich die hohe Entwicklung der geistigen Kultur im alten Mut-

[1] Friedrich Konrad Gadebusch, Livländische Bibliothek II, Riga 1777, S. 239—245.

terland gespielt. Im übrigen war der Anschluss an die hochdeutsche Sprache der einzige Weg zur Behauptung der kulturellen Sonderständigkeit unter einer fremden Herrschaft und inmitten so verschiedener Völker. Erst dadurch war es den Deutschbalten ermöglicht, den lebendigen geistigen Zusammenhang mit der alten Heimat zu bewahren und ihr Deutschtum in einer ebenso scharf ausgeprägten wie ruhmvollen Weise zu entwickeln.

Als nach dem grossen Vorbild der Alemannischen Gedichte Johann Peter Hebels ein deutscher Dialekt nach dem andern in den grossen Chor der Mundarten einstimmt, da muss Livland freilich schweigen. Denn die halbdeutschen Gedichte, in denen deutschbaltische Versschmiede des 19. Jahrhunderts die Mischsprache der indigenen Bauern, Handwerker und Fuhrknechte einfangen, sind keine Schösslinge hochdeutscher Mundart; diese ergötzlichen Gedichte sind zwar sprachwissenschaftlich sehr interessant, aber als Dichtungen nicht eben von hohem Rang und erfüllen ihren Zweck mit der gemütvollen Erheiterung vor allem der Zuhörer. Zwar erschien noch 1853, bezeichnenderweise unmittelbar nach der Veröffentlichung von Klaus Groths »Quickborn», in Dorpat eine Sammlung »Plattdeutscher Gedichte» aus dem Nachlass des 1844 verstorbenen Dorpater Pädagogen Martin Asmuss, die zwei Jahre später noch eine zweite Auflage erlebten[1] (ein Zeichen wohl dafür, man sich in Livland noch warm der alten Sprache und ihrer Gemütswerte erinnerte) — aber sie wurden nicht in Dorpat gedruckt, sondern, merkwürdig genug, in dem obersächsischen Düben zwischen Wittenberg und Torgau. Diese wirklich schönen und gefühlsechten Gedichte haben ihre Wurzeln jedoch nicht im Lande — sagt Asmuss doch selbst in den einleitenden Versen

Mien söte Modersprak, siet langen Jahren
Vernem mien Ohr von di keen Spell —

[1] Karl Goedeke, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Zweite Auflage Bd. VII, Dresden 1900, S. 505 f.

es sind von wehmütigem Humor erfüllte Lieder der Erinnerung an die Lübecker Heimat, die Asmuss schon als Siebzehnjähriger verlassen hatte. Mit Livland haben sie nichts zu tun. Ihre literarische Anregung ging von Hebel aus, wie »Dat Leed von de Trawe» zeigt, die als »rennliche Deern» in niederdeutschen Daktylen dahinhüpft wie des »Feldberg lieblichi Tochter», das Schwarzwaldflüsschen die »Wiese», in den Hexametern Hebels; den menschlichen Anstoss gab die Sehnsucht des Dichters nach dem heimatlichen Lübeck, und in die Vergänglichkeit des eigenen Lebens ragt das hohe Bild der Domkirche kraftvoll hinein:

Hüt noch steit he, de Dom, in Düster von Eeken un Böken;
Ehrfurcht füllt mi dat Hart, wenn ick den Riesen mi denk!
Karl de Grote is Stoff, und Stoff is Hinrich de Löwe;
Awer de Kark steit noch fast; awer de Böm' sünd noch grön!

Wenn diese Gedichte, Balladen und Episteln, auch in keinem innern Zusammenhang mit Livland stehen, so ist es doch ein überraschend sinnvoller Zug, dass diese letzten in Livland entstandenen niederdeutschen Verse mit *dem* Grundton schliessen, der die Geschichte des Landes und vornehmlich die der Stadt Dorpat so lange begleitet hat, mit dem Grundton

Lübeck

LITERATUR

Reinhard Wittram, Geschichte der baltischen Deutschen. Stuttgart und Berlin 1939.

Wolfgang Stammler, Geschichte der niederdeutschen Literatur. Leipzig-Berlin 1920 = Aus Natur und Geisteswelt Nr. 815.

Hermann Jellinghaus, Geschichte der mittelniederdeutschen Literatur. Dritte, verbesserte Auflage. Berlin und Leipzig 1925 = Grundriss der Germanischen Philologie 7.

Conrad Borchling, Einleitung in die Sammlung »Tausend Jahre Plattdeutsch», hgg. von Conrad Borchling und Hermann Quistorf. Hamburg 1927.

A. Behrsing (Hrsgb.), *A. Favre*, *O. Greiffenhagen* und *A. Knöpfer* (Mitarb.), Grundriss einer Geschichte der baltischen Dichtung. Leipzig 1928 = Quellen und Studien zur Geschichte des Grenz- und Auslandsdeutschtums Bd. 6.

Oskar Masing, Dichtung und Literatur (der Deutschbalten): Handwörterbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums Bd. II, Breslau 1936, S. 234—236.

Lutz Mackensen, Baltische Texte der Frühzeit. Riga 1936 = Abhandlungen der Herder-Gesellschaft und des Herder-Instituts zu Riga, 5. Bd., Nr. 8 (in den Anm. zitiert als *BT*).

Göttingen

Kurt Schreinert

EINIGE LEHNWÖRTER

1. Finn. *hoska*, *hoski* usw.

Elias Lönnrot erwähnt in seinem Werk Suomalais-Ruotsalainen Sanakirja u. a. folgendes Wort mit vielen mundartlichen Formen: *hoska*, *hoske*, *hoski*, *hospi*, *höski*, *huoske*, *huoski*, *vuoksi* 'lästfyllnad (af läder l. näfver) hos skomakare'. Im Supplement des Wörterbuchs kommen dazu noch *hosti* und *hösky* in derselben Bedeutung vor. Schon Christfrid Gananders nennt in seiner Arbeit Nytt Finskt Lexicon (1786) die offenbar südösterbottnische Form *hosket* (*-keen*) 'sko skapare, hos skomakare af läder; calceaminis aptatio', und daher stammt bei Gustaf Renvall (Suomalainen Sana-Kirja I, 1823) *hosket* (*-een*) max. pl. *hoskeet* 'fartus sutorum ex corio, quo calceus formatur; Oberfüllung der Schuhmacherleiste'.

Wie manche andere Fachausdrücke der Handwerker ist auch dieses Wort fremden Ursprungs. Sein Original ist augenscheinlich im Schwedischen zu finden. In den schwedischen Mundarten in Finnland erscheint es in folgenden Formen und

Bedeutungen: (Herman Vendell, Ordbok över de östsvenska dialekterna) *hysko* (Helsinge, Sibbo, Pärnå usw.) 'sista fyllningen av läder på lästen', *huasko* (Kimito) 'vristkil av läder', *hösk* (Helsinge, Pyttis), *hösk* (Pargas, Helsinge, Pyttis) id., *höskä* (Pargas) 'läderbit till ifyllning på lästen', *höyskär* (Nagu) id., (V. E. V. Wessman, Samling av ord ur östsvenska folkmål) *høsk* (Petalax) 'vristfyllning av gamla läderbitar ovanpå lästen'. In Schweden kommen u. a. die folgenden Formen vor: (J. E. Rietz, Svenskt dialekt-lexikon) *hysk*, *hysken* (Blekinge, Skåne), *hysk* (Småland, Gotland), *hösk* (Södermanland, Västerbotten), *hysker* pl. (Östergötland) 'vristkil af läder; hopfästade skinnlappar att lägga på skomakarelästen', nach welchen Rietz auch finn. *hoskeh* id. erwähnt. — In einigen norwegischen Dialekten lautet das entsprechende Wort *husk*, *hysk* 'Hülse; Lederstück zur Ausfüllung auf einer Schuhleiste', in verschiedenen dänischen Mundarten *hysken*, *høsken* 'elendes Haus; Futteral; Lederlappen auf Leisten'.

Das Wort der skandinavischen Sprachen ist wie bekannt seinerseits ein Lehnwort aus dem mittelniederdeutschen *hûs(e)ken* 'kleines Haus; Kerngehäuse' (neund. *hüschen*, *hûsken* 'kleines Haus; Futteral; Abort', Deminutiv zu *hûs* usw. Vgl. z. B. H. S. Falk-Alf Torp, Norw.-dän. etym. wörterb. 434, Alf Torp, Nynorsk etym. ordb. 230, Elof Hellquist, Svensk etym. ordb.[2] 372). — Ungefähr denselben Weg, aus demselben Ausgangspunkt hervorgegangen wie das behandelte Wort, hat bekanntlich finn. (Lönnr.) *hyysikkä* 'koja; afträde, latrin', *hyyskä* 'gammalt dåligt och litet hybble, backstuga; afträde, latrin' genommen (< schw. dial. *hystju*, aschw. *hysikke*, ält. dän. *hysken* 'Abort' < mnd. *hûs(e)ken* usw., vgl. nhd. *Häuschen*). Jenes gehört der Terminologie der Schuhmacher, dieses dem allgemeineren Sprachgebrauch an.

2. Finn. *piisata*

Den schwedischen Ursprung dieses Wortes haben natürlich schon die Verfasser der älteren Wörterbücher erkannt. Ganan-

DER erklärt (Lexicon II 373 b): *piisaa* (Sveth. originis) 'förslår —sufficit', *Ej se pijsaa* 'det förslår ej, räcker ej til', *Ej taida pijsata* 'det lärer ej spisa', *Ejkö wähempi pijsaa* 'spisar ej mindre'. RENVALL erwähnt auch das schwedische Original (Sana-Kirja II 65, 1826): *piisaan, -ata* (Sv. spisa) 'sufficio, sufficiens sum; zureichen, hinlänglich seyn', *ei piisaa minullen* 'haud sufficit mihi'. Und auch Elias Lönnrot spricht diesen Tatbestand klar aus (Suomalais-Ruotsalainen Sanakirja II 200). Später erklärt auch T. E. KARSTEN, dass das Verb *piisata* aus dem Schwedischen komme (Folkmålsstudier X, S. 383).

Das entsprechende Wort erscheint auch im Estnischen: nach F. WIEDEMANN-J. HURT, Ehstnisch-deutsches Wörterbuch, ist *piisata* 'hinreichen, ausreichen, verschlagen', *piisada* 'ausreichen'. Das Wort ist mundartlich analogisch in die Wechselreihe *sk* ~ *s* (z. B. *kosk* ~ Gen. Sing. *kose* 'Wasserfall', *laisk* ~ Gen. Sing. *laisa* 'faul', *kask* ~ Gen. Sing. *kase* 'Birke') eingereiht worden, sodass man im einen Dialekt z. B. sagt *ei piiska temale vastu* 'man kann es mit ihm nicht aufnehmen', im einen anderen dagegen erwartungsgemäss z. B. *ei see mees piisa minu ees* 'dieser Mann ist mir nicht gewachsen'. In dem eben erwähnten Wörterbuch tritt dementsprechend auch das Stichwort *pīskama* auf. Ebenso verhält es sich z. B. mit der Entsprechung des finnischen *kuusi* 'Fichte, Tanne', die demgemäss im Estnischen *kuusk* (Gen. *kuuse*) lautet.

Der Ursprung des finnischen wie des estnischen Wortes ist natürlich das schwedische *spisa*, das neben der Bedeutung 'speisen, essen' auch den Sinn von 'ausreichen, genügen' hat, u. a. in den schwedischen Dialekten von Uusimaa (s. z. B. V. E. V. WESSMANN, Samling av ord ur östsvenska folkmål S. 299) und früher auch in der schwedischen Gemeinsprache (vgl. HELLQUIST, Svensk etym. ordb.[2] s. *spisa*, z. B. O. v. Dalin: »hvad spisar en korf till en Västgöthe?»); ebenso verhält es sich im Norwegischen mit dem Verb *spissa*. Die zweifache Bedeutung wird begreiflich, wenn man bedenkt,

dass das Wort *spisa* im Altschwedischen 'förse med spis el. proviant, proviantera; gifva såsom spis, utskifta el. lämna (lifsmedel åt), utspisa' (Söderwall) bedeutete und *spíza* im späteren Altnorwegischen etwa dasselbe 'forsyne med Levnetsmidler; ogsaa forsyne i Alm.'. Und im Mittelniederdeutschen, woher das Wort in die nordischen Sprachen gekommen ist, hat das entsprechende Wort ebenfalls dieselben Bedeutungen: *spisen* 'mit Speise versehen; beköstigen; verproviantieren; von Speisen : sättigen, nähren' usw. Die Bedeutungsentwicklung ist also hier offensichtlich gewesen 'mit Lebensmitteln versehen, beköstigen' > 'ausreichend Nahrung geben, ernähren' > 'sättigen, satt machen (Speise)' > 'ausreichen (Speise)' > '(allgemein) ausreichen'. Nur in der zuletzt erwähnten Bedeutung ist das Wort ins Finnische und Estnische entlehnt, ebenso in der schwedisch-lappischen Form *spisset* 'hinreichen' (s. J. K. Qvigstad, Nordische Lehnwörter im Lappischen S. 315; der Ausdruck *piset* id. derselben Sprache dürfte am ehesten aus dem Finnischen stammen).

Bekanntlich ist das in Rede stehende Verb der germanischen Sprachen eine denominale Ableitung aus folgendem Wort: schw. *spis*, mnd. *spîse*, ahd. *spîsa*, nhd. *Speise* usw., also aus einem Substantiv, dessen Ursprung das mlat. *spēsa*, *spensa* 'Kosten, Auslage', ursprünglichere Form *expensa* (vom Verb *expendere* 'ausgeben', eig. 'auswägen'), gewesen ist. Sowohl lautlich als auch bedeutungsmässig sind also die finnischen, estnischen und lappischen Wörter schon verhältnismässig weit von diesem Ursprung entfernt.

3. Finn. *vahla*

Schon Daniel Juslenius (Suomalaisen Sana-Lugun Coetus, 1745) erwähnt das Substantiv *vahla* 'sputum mucosum, drägl' und seitdem findet man es in den wichtigsten lexikalischen Quellen, immer gleichlautend übersetzt: (Gan.) 'drägel, sputum mucosum', (Renv.) 'spuma; Schaum', (Lönnr.) 'dregel,

skum, fradga (vahto)'. In den späteren quellen erscheint auch das Verb *vahlata* (Gan.) 'slår ifrån ena kärilet i det andra, at det skummar, fradgas', (Renv.) 'spumo, schäumen; it. spumam moveo, Schaum erregen', (Lönnr.) 'dregla, skumma, fradga sig'. Aus den heutigen Dialekten scheint das Wort nicht aufgezeichnet zu sein, wenn nicht folgendes Verb aus Satakunta es im übertragenen Sinne vertritt: (Kauvatsa, Kokemäki, Nakkila, Ahlainen) *vahlata* 'schwatzen, klatschen, überflüssiges Zeug reden, lügen'. Jedenfalls erscheint auch hier ein aus dem Westen gekommenes Lehnwort. Im Schwedischen begegnet folgende vielgestaltige Wortgruppe: (Rietz) *vapla* (Helsingland), *vappel*, *vappla* (Västerbotten), *vabla* (Uppland) 'seg spottklump', *snor-vapla* (Helsingland) 'snorkluns', *spyt-vaffel* (Västerbotten), *spyt-vafflä* (Gotland) 'spottklimp, spottkluns', *vapla* (Helsingland) 'spotta stora klumpar', *vaplär* (Åland) 'rucklare; smutsare', das mit dem dänischen *vable* 'Wasserbläschen', älter *vabbel*, *vaabel* id., *væple* 'Schleim', ags. *wapol* 'Blase' u. ä. Wörtern in Verbindung gebracht wird (s. z. B. Hellquist, Svensk etym. ordb.[2], s. *vapla*, Falk-Torp, Norw.-dän. etym. Wörterb., s. *vable*). Der schwedischen inlautenden Verbindung *pl*, *bl*, *ffl* entspricht im Finnischen *hl* in gleicher Weise wie dem skandinavischen *bbl*, *bl*, *fl* in *tuhlata* (vgl. aschw. *dobbla*, *dobla*, *dubla* 'spela tärning, spela hasardspel i allmh.', an. *dufl* 'Glückspiel, Würfelspiel', norw. *dubbla* 'ødsle, forøde' usw., s. Martti Rapola, Virittäjä 1926 S. 121—122). — Anders, kaum richtig, über *vahla* T. E. Karsten Arkiv för Nordisk Filologi *22*, S. 179, Folkmålsstudier X, S. 580, T. I. Itkonen Journal de la Société Finno-ougrienne XXXII, 3, Nr. 526.

4. Estn. *vabl*

In Virittäjä 1919, S. 110—111, habe ich dargelegt, dass finn. dial. *vaklat* (Hailuoto, Simo), *selkävaklot* (Ii) 'Trockengestell für Schleppnetze, Stangen zum Trocknen der Netze'

aus dem Schwedischen stammt, wo in einigen Dialekten *vagel, vagle, vagla, vaglo* 'stång, liten bjelke; stång, tillhuggen för att bära eller draga med; tvärstång; sittstång för höns' usw. bedeutet. Dem ist hinzuzufügen, dass das Wort auch im Estnischen, im Dialekt von Ösel, vorzukommen scheint. Nach Wiedemann-Hurts Wörterbuch begegnet dort *vabl*, Pl. *vablid* 'Stangen, auf welchen die Netze trocknen'. Obwohl das schwedische Wort in einigen Dialekten (z. B. in Halland) auch in der Form *vable* auftritt, kann doch das estnische *bl*, anstelle eines möglichen *kl* oder *gl*, wohl am ehesten so erklärt werden, dass das estnische *vabl* volksetymologisch in Verbindung gebracht wird mit dem aus demselben Dialekt stammenden *vabu*, das die gleiche Bedeutung hat (= estn. Gemeinsprache *vabe*, Pl. *vabed*, finn. *vapeet* usw.).

Es ist interessant zu beobachten, dass das Wort in den weit voneinander entfernten österbottnischen Dialekten und dem estnischen Dialekt von Ösel vollständig dieselbe Bedeutung hat, obwohl das schwedische Wort im allgemeinen 'Stange, Sitzstange für Hühner' bedeutet. Vielleicht deutet dieser Umstand darauf hin, dass auch in schwedischen Dialekten früher die Bedeutung 'Trockengestell für Netze oder Schleppnetze' vorgekommen ist, denn das finnische und das estnische Wort sind bestimmt getrennt voneinander übernommen worden.

5. Finn. *torpa, torppa, torppu*

In Elias Lönnrots Wörterbuch werden die Wörter *torpa* 'vallhjonens vägkostpåse (torppasäkki)', *paimenen t.*, und *torppasäkki* = 'pääsäkki; fodersäck; vägkostpåse (som vallhjon bära vid band öfver axeln); påse med tobak, som talmannen för till förlofningskalas' erwähnt. In den für die Wörterbuchstiftung gesammelten Angaben begegnet *torppa, torppapussi, torppasäkki, torppu, torppusäkki* in der Bedeutung 'ein dem Pferde um den Kopf zuhängender Hafersack; Proviantsack des Hirten'

allgemein auf der Karelischen Landenge, weiter auch anderswo in karelischen Dialekten bis Joensuu sowie in Süd-Savo. Den während der Werbezeremonien anzubietenden Tabak hat der Brautwerber in einem *torppasäkki* mitgebracht, wenigstens in Süd-Karelien, s. z. B. Johannes Häyhä, Kuvaelmia Itä-Suomalaisten vanhoista tavoista, Naimistavat (Beschreibungen der alten ostfinnischen Sitten, Hochzeitssitten) S. 16. In den Kirchspielen Vehkalahti und Kymi kennt man die längere Form *torpuska*, in Vehkalahti bedeutet sie 'Hafersack des Pferdes', in Kymi 'Proviantsack'.

Auch im Olonetzischen begegnet das Wort. In der Umgegend der Stadt Aunus, im Dialekt von Njekkula und Riipuskala ist *torp̀ŭ* (Gen. *torpan*) 'Hafersack (wurde dem Pferd ums Maul gebunden)' (Aufzeichnung von E. V. Ahtia). Aus dem Wepsischen erwähnen M. M. Hämäläinen und F. A. Andrejev in dem kleinen Wörterbuch Vepsa-venähine vajehnik das Wort *torb* 'торба'. Und schliesslich kommt es auch im Estnischen vor. Das Wörterbuch von Wiedemann-Hurt enthält das Wort *torp* (Gen. *torba*) 'Kopfsack der Pferde (worin ihnen der Hafer vorgegeben wird)' und gibt als Erscheinungsgebiet an »Pernauscher Kreis Livlands mit revalestnischer Sprache»; offensichtlich eine Ableitung dieses Wortes ist das Verb *torbutada* 'pflegen, auffüttern', *oma pead t.* 'sich es wohl sein lassen'. Aus dem Estnischen ist das Wort auch in die schwedischen Dialekte Estlands gekommen, wo es *torp* lautet und 'matsäckskorg' (Nuckö), 'brödpåse' (Wichterpal), bedeutet, s. A. O. Freudenthal-H. A. Vendell, Ordbok öfver estländsk-svenska dialekterna S. 235, Ralf Saxén, Finska lånord i östsvenska dialekterna S. 76, 231, 267, V. E. V. Wessman, Samling av ord ur östsvenska folkmål II S. 438.

Lönnrot hat in seinem Wörterbuch an das Ende des *torpa*-Artikels in Klammern »тóрда» gesetzt, was bedeutet, dass er das Wort für russischen Ursprungs hält. Bestimmt sind sowohl das finnische *torpa*, *torppa*, *torppu* als auch die entsprechenden Wörter des Olonetzischen, Wepsischen und Est-

nischen aus dem Russischen gekommen, aber bei Lönnrot ist in dem russischen Wort ein Druckfehler. Das russische Original der betr. Wörter lautet *мóрба* und bedeutet z. B. laut J. Pawlowskys Russisch-Deutschem Wörterbuch u. a. 'der Hafer-, Futtersack (für Pferde); (Süd- u. Westrussl.) der Sack, die Tasche (Reisetasche)'; und seine ursprünglichen oder entlehnten Entsprechungen in anderen slawischen, baltischen, türkischen u. a. Sprachen werden z. B. in Franz Miklosichs Werk Etymologisches wörterbuch der slavischen sprachen, S. 359 aufgezählt. Der Ausdruck *torpuska* in Vehkalahti und Kymi dürfte das russischen Deminutiv *мóрбочка* 'das Täschelchen' oder **морбушка* vertreten, das freilich wenigstens die üblichsten Wörterbuchquellen nicht kennen.

6. Weps. *hoû̯k*

In seiner Arbeit Lõunavepsa häälik-ajalugu (Südwepsische Lautgeschichte), § 296 b, führt Lauri Kettunen das südwepsische Wort *hoû̯k* 'Oberschenkel' zögernd auf die frühere Form **holkka* zurück und vergleicht ebenso zögernd das wepsische Wort mit den finnischen Ausdrücken *hölkkä-ravi* (gelinder Trab) und *holkkua* 'röras af och an . .' sowie, wohl zunächst mit Hinblick auf die Bedeutung, mit der karelischen Redensart *hüppäû̯ roâ̯giah*, olon. *roâ̯giê̯du î̯uô̯ksoû̯* (trabt), wo *roâ̯gia* ursprünglich 'Glied, Bein' bedeutet. Dasselbe Wort begegnet wenigstens zwei Mal in Kettunens Werk Vepsän murteiden lauseopillinen tutkimus (Syntaktische Untersuchung der wepsischen Dialekte), S. 265 (*täî̯ ujel'*) *hoû̯kadmu* '(die Laus kroch) den Oberschenkel entlang', 344 (*jäлe̜ лaŋksin*) *hūкaлe̜* '(ich fiel aufs Eis) auf (meine) Hüfte'; das erste Beispiel ist süd-, das zweite mittelwepsisch.

Wenn auch die Vergleiche mit den finnischen, karelischen und olonetzischen Ausdrücken irreführend sind, hat der Verfasser doch sicherlich recht, wenn er annimmt, dass das wepsische Wort auf eine frühere Form **holkka* zurückgeht. Die

genaue Entsprechung des wepsischen *hoǫk*, *hūk* 'Oberschenkel, Hüfte' erscheint in den lüdischen Dialekten in der Form *holʲk* Pl. *-ad* 'die Hälfte des Hinteren', *holkkелū*, *χouklū* 'Beckenknochen', und im Karelischen, im Dialekt von Uhtua (Jyväälahti), in der Form *holkka* 'Hüfte, Hüftbein'. Juho Kujola hat in seinem Lyydiläismurteiden sanakirja (Wörterbuch der lüdischen Dialekte, S. 74) den Ursprung des lüdischen Wortes sicher in der richtigen Richtung gesucht, wenn er es mit dem russ. *хóлка* vergleicht. Vorsichtshalber hat er hinter seine vergleichende Gegenüberstellung ein Fragezeichen gesetzt; die allgemeine Bedeutung des russischen Wortes 'Widerrist' hat ihn wahrscheinlich an dieser Gegenüberstellung zweifeln lassen. Das russische Wort scheint jedoch auch andere Bedeutungen zu haben. Das grosse Dialektwörterbuch von Daľ-Baudouin de Courtenay bringt, allerdings auch mit Fragezeichen, die Angabe, dass *холка* im Dialekt um Archangelsk 'Schulterstück des Schafes und allgemein auch anderer Tiere' («баранья лопатка? [и вообще у всякаго животнаго. арх. Оп.») bedeutet und in Sibirien 'Oberschenkel, Hüfte, Lende eines Tieres' («ляжка, бедро животнаго?»).

Wenn wir alle oben angeführten Belege nebeneinander stellen, können wir ohne Bedenken sagen, dass sich alle oben erwähnten Zweifel als unnötig erweisen, die von Kettunen ebenso wie die von Kujola oder Daľ-Baudouin de Courtenay. Das wepsische *hoǫk*, *hūk* und das lüdische *holʲk*, *holkkɛ-*, das karelische *holkka* 'Oberschenkel, Hüfte, Becken usw.' vertreten alle eine ältere Form *holkka*, deren Original das russische Wort *холка* ist, und das russische Wort hat ebenfalls die Bedeutung 'Oberschenkel, Hüfte, Lende' gehabt, sogar bestimmt auch anderswo als in Sibirien, nämlich auf der europäischen Seite jedenfalls im ehemaligen Olonetzischen Gouvernement. — Eine Rückentlehnung aus dem Wepsischen ist wohl russ. dial. («Ҡоштугское общ. Вытегорскаго уѣзда») *хóўка* 'холка, ляшка' (Kulikovskij).

Y. H. Toivonen

DAS VERHÄLTNIS DES CLAUS CRANC ZU NIKOLAUS VON LYRA

Das Übersetzungswerk des Claus Cranc (Cr) enthält Texte verschiedener Qualität: erstens eine 180 Verse umfassende poetische Vorrede, zweitens die prosaischen Vorreden zu den betreffenden biblischen Büchern teils nach Hieronymus, teils nach Nikolaus von Lyra, drittens den eigentlichen Bibeltext, den Hauptteil des ganzen Werkes, und schliesslich die »Uzlegunge», d.h. Auslegungen, die sich an die Visionen des Propheten Hesekiel anschliessen. Soweit diese verschiedenen Teile im Hinblick auf ihre Entstehungsart betrachtet werden, müssen sie deutlich auseinandergehalten werden. Die poetische Vorrede ist wohl eigene Dichtung, dagegen die prosaischen Vorreden und der Bibeltext sind getreue Übersetzungen, die »Uzlegunge» wiederum beruhen zwar auf Lyra, stellen aber im ganzen keine eigentliche und direkte Übersetzung dar. Weil bei ihrer Abfassung also wesentlich andere Erwägungen massgebend gewesen sind als im Hauptteil des Werkes, sind sie geeignet, das Bild des Prophetenübersetzers und besonders sein Verhältnis zu Lyra von einer neuen Seite her zu beleuchten. Daher lohnt es sich, die »Uzlegunge» einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Nikolaus von Lyra, ein französischer Franziskaner und ausgezeichneter Theologe des Spätmittelalters, hat einen fortlaufenden Kommentar zur Bibel verfasst, der in den folgenden Jahrhunderten hochgeschätzt war und später mehrere Male gedruckt wurde. Mit seinem Werk, das übrigens auch Luther benutzt hat, vertritt er die Ansicht vom vierfachen Schriftsinn, ist aber bestrebt, den Schriftsinn zu erheben. Doch scheint auch er noch in hohem Grade im Bann der alten Tradition zu stehen, so phantastisch und gekünstelt kommen seine Erklärungen dem heutigen Leser vor. Dieser Kommentar hat Cr bei der Abfassung seiner Uzlegungen als Quelle gedient.

Interessant ist nun die Art und Weise, wie Cr seine Quelle benutzt. Wie ich in meiner Abhandlung über die Übersetzungstechnik des Claus Cranc S. 27 f. in aller Kürze nachgewiesen habe, beschränkt sich der Einfluss, den Lyra auf Cr bei der Übersetzung der Prophetenbücher ausgeübt hat, auf sehr weniges. Aus der Spärlichkeit der Spuren, die die Kommentare bei Cr im Bibeltext selbst hinterlassen haben, sieht man, dass Cr das Gotteswort von unechten Bestandteilen rein halten wollte und dass er den Erklärungswerken nicht so grossen Wert beigelegt hat wie der Heiligen Schrift, obgleich er wenigstens den Lyra wohl fortlaufend zur Hand gehabt hat. Eine ähnliche Stellung zu diesem bekundet sich in den Uzlegungen, sie tritt hier nur viel deutlicher in die Erscheinung. Die Behandlung der lateinischen Vorlage ist hier derart frei, dass man nur stellenweise von eigentlicher Übersetzung sprechen kann. Auf das Ganze gesehen sind diese Auslegungen eine recht freie, verkürzte Bearbeitung der lateinischen Vorlage. Dabei ist das Ausmass der Verkürzung nicht gleichmässig; es finden sich neben Abschnitten recht genauer Übersetzung solche, die wesentlich dasselbe besagen wie die Vorlage, aber bedeutend kürzer, weiter andere, in denen grössere Teile ausgeschaltet sind, und schliesslich sind lange Abschnitte völlig übergangen worden. Andererseits erlaubt Cr es sich dann und wann, etwas auf eigene Faust hinzuzufügen.

Den Uzlegungen sind zur Veranschaulichung mehrere Zeichnungen beigefügt worden, die auch in Ziesemers Edition abgedruckt sind. Auch hierbei folgt Cr seiner Quelle: die Zeichnungen stammen offenbar aus Lyras Kommentar, obgleich nicht alle Zeichnungen genau dieselben sind, wie in dem von mir benutzten Exemplar des Lyraschen Werkes (in der Universitätsbibliothek Helsinki, gedruckt in Venedig 1588). In den Texten dagegen, die diese Abbildungen erklären, macht sich Cr in sehr hohem Grade frei von Lyras Erläuterungen. Seine Selbständigkeit in diesem Teil ist tatsächlich so gross, dass es schwer fällt, Vergleichungen vorzunehmen. Die Kennt-

nisse, die offenbar von Lyra stammen, haben bei Cr einen gründlichen Umwandlungsprozess durchgemacht.

Dass Cr in den ersten Uzlegungen seiner Quelle viel näher steht als in den späteren, ja in jenen stellenweise direkt übersetzt, während er sich in diesen recht weit von Lyra entfernt, kann kaum so aufgefasst werden, als hätte sich seine Stellung im Laufe der Arbeit grundsätzlich geändert. Es ist vielmehr anzunehmen, dass er das in den ersten Uzlegungen Dargebrachte schon bei Lyra in einer Form vorfand, die mit nur kleinen Abänderungen seinen Zwecken genügte. Die ersten der Uzlegungen geben nämlich eine sozusagen historische Übersicht über die verschiedenen Auslegungen, und diese konnte sowieso nicht wesentlich abgeändert werden, sondern da war gewisse Genauigkeit durch den Stoff geradezu geboten. Bei den Erklärungen zu den Zeichnungen dagegen wird sich Cr in die Ausführungen Lyras eingelesen und das so erworbene Wissen nur in dem Ausmasse angewandt haben, wie es ihm nötig erschien; daher die Gelegenheit zu grösserer äusserlicher Freiheit, die Cr hier, wie so oft sonst, benutzt.

Es ist nicht meine Absicht, den in Frage stehenden Text einer fortlaufenden eingehenden Betrachtung zu unterziehen, auch bei solchen Abschnitten nicht, die es ermöglichten, sondern ich möchte an Hand weniger ausgewählten Proben Cranc Arbeitsweise, Grundsätze und Ziele erhellen. Die Proben müssen dabei auf Abschnitte beschränkt bleiben, in denen Cr eine so enge Fühlung zu Lyra bewahrt, dass Textvergleichungen möglich sind.

Für den Prophetenübersetzer Cr ist es charakteristisch, dass er sich an den Wortlaut der Vorlage nicht bindet; er wählt vielmehr gelegentlich ganz andere Ausdrucksweisen, ohne dabei dem Sinn der Darstellung untreu zu werden. Dasselbe lässt sich hier feststellen, vgl. 254,10 (= Ziesemers Edition Seite 254, Zeile 10) *Et sunt tres modi dicendi = und dy teilin sich in dry.* Vgl. ferner die später hier angeführten Proben.

Mit dieser Eigenschaft verbindet sich seine Fähigkeit, mit

wenigen Worten viel zu sagen. Diese Neigung, sich kurz zu fassen, macht sich in den Uzlegungen immer wieder geltend, vielmals ohne dass sich Cr deshalb zu Auslassungen genötigt sieht, vgl. 258, 34 *Post expositionem portarum procedendum est ad expositionem gazophylaciorum, que supra describuntur esse circa . . .* = *Nach den phortin volgin dy tresilkamirn. dy stundin . . .*; 263, 34 (*et in hoc spacio erat triplex murus*) *vnus exterior, secundus medius, et tertius interior* = (*dirre plan hat dri muren,*) *eine in der anderen.*

Ungefähr denselben Linien folgt Cr, wenn auch kühner, an Stellen, wo er schon etwas inhaltlich Wesentliches auslässt. Was dabei mit aufgenommen wird, was wegfallen muss, lässt sich nicht ganz allgemein sagen. Statt solches zu versuchen greife ich einige kennzeichnende Fälle heraus.

Sehr genaue, aber entbehrliche Mass- und Zahlerklärungen werden nicht angeführt, vgl. 253, 8—9, wo Cr nur kurz konstatiert: *und daz messeror was zu dem minstin czehen vuze lang, also daz tusunt messeror machin zwu mylin*, während Lyra sehr lange Ausführungen bringt.

Viele andere (kürzere oder längere) entbehrliche Angaben oder Wendungen lässt Cr ebenfalls aus, vgl. 252, 13—14 *Dicit etiam Iosephus antiquitatis Iudaice libro 15. quod Herodes Ascalonita rex Iudee, cuius tempore natus fuit Christus, fecit edificia magna, et sumptuosa ad fortificationem ciuitatis et decorem templi. Dicit etiam quod ad altitudinem templi addidit sexaginta cubitos* = *ouch schribit Josephus, daz Herodes, undir deme Cristus geborin wart, den tempil sechczig elin hochir machte wen er vor was;* 257, 6f. *Asia, Aphrica et Europa, ex quibus ingressi sunt ecclesiam multi per susceptionem fidei et sacramentorum, et ingrediuntur de presenti, et ingredientur de futuro* = *Asya, Affrica und Europa, von den vil lute in den geloubin getretin syn unde tretin huytistagis.*

Sehr oft unterlässt Cr die Erwähnung der angeführten Bibelstelle, vgl. 257, 45 *Dovon spricht David: in vrede . . .* (Lyra: *ps. IIII*).

Bei Cr fehlen manchmal von Lyra zitierte Bibelstellen, besonders solche, deren Zugehörigkeit zu dem betreffenden Zusammenhang fraglich oder gar falsch ist, vgl. 256, 43 f. *Super istum autem montem fundatur ecclesia sicut ipse dicit Mat. 16. c. Super hanc petram edificabo ecclesiam meam, id est super me = uf dysin berg ist gegruntvestit unde gebuet dy cristinheit.* (Es handelt sich hier um den Stein, späteren Berg, der Dan. 2,34. 35 erwähnt wird. Darauf können die Worte Matth. 16,18 wohl nicht bezogen werden.)

Stellen, die bei Lyra das schon Gesagte nochmals darlegen, fasst Cr meistens verkürzend zusammen, wobei er auch einiges auslässt, vgl. 262, 32 ff. *Quantum ad principes autem dicitur in textu, quod faciant iudicium et iustitiam in populo. per quod designatur, quod ad hoc tenentur principes Christiani plus quam principes tempore veteris testamenti, quia totus ille status fuit figuralis respectu novi testamenti sicut dicitur. i.ad Cor. 10.c Omnia in figura contingebant illis. Figura autem deficit à perfectione illius rei cuius est figura, propter quod principes Christiani debent esse multo perfectiores, quam principes Iudeorum tempore veteris testamenti = und dovon steet hy geschriben in dem texte, daz dy vurstin sullin richtin und rechtis helfin dem volke. und darzu synt cristene vursten noch der vollinkominheit der nuwen e vil me vorbundin den dy vurstin der alden e, dy do nicht me was den eyn scheme der nuwen e.*

Schon aus diesen wenigen Proben wird ersichtlich geworden sein, wie sehr voneinander verschieden der Stil und die Darstellungsart der beiden Texte sind. Lyra findet offenbar Behagen an vielen Worten und breitet sich demgemäss in seinen Ausführungen mit 'wissenschaftlicher' Gründlichkeit aus. Cr stellt gewissermassen das Gegenstück dazu dar: ihm kommt es darauf an, knappe, aber verständliche Erklärungen zu geben. Daher findet man bei ihm immer wieder das Streben, nur das Wesentliche zu nehmen, das Unnötige auszulassen.

Bei einem solchen Gegensatz versteht sich ein weitgehend unabhängiges Verhältnis von selbst. Das hat dann auch zur

Folge, dass Cr gelegentlich Abänderungen vornimmt, um nicht zu sagen: Korrekturen. Dabei zeigt sich, wie verschiedentlich in seiner Prophetenübersetzung, das Logische seines Geistes, vgl. 257, 19 ff. *Per tabernacula Iacob intelligitur status vel gradus fidelium tempore legis Mosaice. per portas Sion status vel gradus fidelium tempore legis Euangelice que dicitur lex amoris: lex autem vetus lex timoris = by den budin Jacobs vornymmit man dy geloubigin der aldin e, dy do genant ist eyne e der vorchte. by den phortin Syon vornym dy geloubygin der nuwyn e, dy do ist eyne e der liebe.* Cr bringt also *eyne e der vorchte* in den logisch richtigen Zusammenhang und gibt zugleich den beiden Aussagen, die einander entsprechen, auch äusserlich die gleiche Form. 260, 19 f. *Et quoniam fides informis mortua est, nisi fuerit Charitate formata, ideo . . . = Unde sint dem male, daz der geloube ungeformit ist und tot, er ensy denne geformit und irquickit in gotlicher lyebe, hirumme so . . .* Cr setzt also das Wort *irquickit* hinzu, wohl um für *ungeformit und tot* in entsprechender Form und Ausdehnung ein Gegenstück zu bilden und zugleich die Aussage logisch zu vervollständigen. (Cr kann *fides informis et mortua est* gelesen haben; der vorstehende Wortlaut Lyras genügt strenger Logik keinesfalls.)

Ausser einzelnen Worten, die, wie im letzten Beleg, die Aussage logisch oder stilistisch vervollständigen, erlaubt sich Cr gelegentlich auch andere Zusätze. Manchmal zeigen diese sein Bemühen um Deutlichkeit und Gemeinverständlichkeit, so z.B. 258, 25 (*daz andir,*) *daz do vrede hegit,* und 258, 29 (*daz dritte,*) *daz dysin vrede hegit;* das erste Glied: *daz erste, daz do brudirlichin vrede machit* liegt nämlich schon 258,16, also so weit hinten, dass es einem schwer fallen könnte, den Zusammenhang gleich zu erfassen. Vgl. ferner 260, 33 f. (*Per quatuor autem atriola possunt intelligi quatuor virtutes cardinales*) = (*By den vyer hovelin an vyer ortirn vornimmit man vyer houbttogindin,*) *daz ist clucheit, mezekeit, sterke und gerechtikeit.*

Die angeführten Proben mögen genügen, um eine gewisse Vorstellung zu geben von der Art und Weise, wie Cr den latei-

nischen Kommentar in den Teilen seiner Uzlegungen benutzt, in denen er mit Lyra noch deutlich in Fühlung steht. In den anderen Teilen macht er sich äusserlich und auch inhaltlich noch selbständiger. Wir sehen also, dass Lyra für Cr keineswegs eine getreu zu übersetzende Vorlage bedeutet, sondern vielmehr eine Quelle, der er kritisch gegenübersteht, deren er sich bedient nach eigenen Gesichtspunkten, indem er einiges wählt und vieles weglässt je nachdem, wie es seinen Zwecken am besten zu entsprechen scheint. Äusserlich zeigt sich diese Stellung schon darin, dass er, wie oben bereits erwähnt wurde, mit einer historischen Übersicht über die verschiedenen Auslegungen anfängt, die bei Lyra erst nach den fortlaufenden, manchmal sehr ausgedehnten Textanmerkungen kommt. Ausserdem weist Cr 268, 5 f. und 268, 11 f. auf Lyra als Quelle hin, genau so wie dieser (und nach ihm Cr) auf frühere Autoritäten.

Während Lyra in seinem Kommentar eine grosse (aber in den Argumentationen heute manchmal wohl schon fragliche) Gelehrsamkeit zur Schau trägt, die Einzelheiten sehr wuchern lässt und mit reichlich herangezogenen Bibelstellen gewissermassen wissenschaftlich überzeugen will, richtet Cr sein Augenmerk auf ganz andere Dinge. Er will allem Anschein nach nicht allzu gelehrte, sondern eher leichtfassliche Erklärungen geben. Im Gegensatz zur Vielwörterei bei Lyra sucht Cr alles in die knappste sprachliche Form zu fassen. Deshalb mussten viele Einzelheiten wegfallen und so die Ausdehnung der wissenschaftlichen Beweisführung bedeutend herabgemindert werden.

Crancs freies Verhältnis zu seiner Quelle erklärt sich also zunächst aus der Verschiedenheit der Zielsetzung bei ihm und Lyra. Dass diese Freiheit einen so hohen Grad erreicht, wie es hier der Fall ist, ist darüber hinaus der Persönlichkeit Crancs zuzusprechen. Seine weitgehende Selbständigkeit bei Abänderungen und Auslassungen legen scharfe Urteilskraft und Logik an den Tag, und die Sachlichkeit seiner Denkart mutet uns oft geradezu modern an. Er ist ein kritischer und selbstsicherer Geist, der sogar einer allgemein anerkannten Auto-

rität gegenüber seine Unabhängigkeit bewahrte. Er fasste seine Uzlegunge zwar nach einer lateinischen Quelle ab, behielt sich aber die Entscheidung, wann er ihr folgte und wann er abweichend von ihr einen eigenen Weg einschlug, vor und zeigt im ganzen eine Richtung, der der heutige Leser durchaus zustimmen kann. Den Stoff seiner Uzlegungen hat Cr zwar von Lyra übernommen, seine freie Art der Behandlung gibt jedoch der Arbeit sowohl inhaltlich als auch stilistisch ein so persönliches Gepräge, dass sie zu einem grossen Teil geradezu als seine Schöpfung bezeichnet werden kann.

Erkki Valli

VON DER LYRISCHEN BEDEUTUNG DER STROPHENFORM BEI WALTHER VON DER VOGELWEIDE

Eine Formbetrachtung, die nicht die innere Bedeutung der Form und ihre gehaltbedingte Notwendigkeit zu erkennen strebt, bleibt bei den äusseren Vorfragen stehen, und wenn sie auch verdienstliche Vorarbeiten leisten kann, ist es gerade bei der Metrik so, dass selbst die richtige Rhythmisierung des Überlieferten und oft Mehrdeutigen vielfach nicht sicher zu erreichen ist, wenn man nicht allen Hinweisen folgt, die sich aus Inhalt und Gehalt ergeben. Gerade bei der Lyrik sollte sich der Zusammenhang von Form und Inhalt für alle, die ihre klanglichen Gebilde auf sich wirken lassen, in besonderer Weise aufdrängen. Denn bei aller echten Lyrik ist es so, dass der Gehalt uns schon im Klang ergreift, dass die seelische Bewegung, aus der das Lied hervorgegangen ist, schon die klangliche Gestalt bestimmt hat und aus der klanglichen Bewegung zu uns spricht. Es gilt dort, wo das Lied nur den unwillkürlichen Regungen des Herzens zu folgen scheint und doch etwas ausspricht, was in dieser Form weiterreichende symbo-

lische Bedeutung hat, und es gilt ebenso, wo der Drang des Herzens von der das Erleben meisternden und überhöhenden Kraft des Geistes gedämpft und gelenkt wird. Wohl niemand, der an neuzeitliche Dichtung denkt, wird das bestreiten. Aber auch bei den lyrischen Schöpfungen des Mittelalters, deren Schönheit wir empfinden, ist es nicht anders. Sicher ist die geistige Bewusstheit, die bestimmten Idealen eine allgültige Ausprägung geben will, dort weithin von einer Stärke, die sich über alles Einzelpersönliche erhebt und erheben will, und doch ist es nicht richtig, wenn eine dem gedanklichen Gehalt nachforschende Betrachtung darüber öfter die Stimme des Herzens verkannt oder bestritten hat, das sich von der Sehnsucht nach den höchsten Werten hat beschwingen lassen.

Denken wir an die Frühzeit des Minnesangs, an jene Lieder, die in herber Verhaltenheit ganz einfache, unveränderliche Empfindungen gestalten, schmerzliches Sehnen bei unwandelbarer Treue oder auch das Glück herzlicher Verbundenheit. Wenn die lyrische Aussage sich vielfach nur zögernd aus übervollem Herzen losringt, und der Natureingang helfen muss, dass sich das Bekenntnis löst, wenn das Persönliche in berichtender Form abgerückt oder nur im Bilde oder unpersönlicher Umschreibung angedeutet oder mit den einfachsten Worten allmenschlichen Charakters ausgesprochen wird, so kann auch die metrische Gestalt nur bei ganz schlichten Formen bleiben. Da haben wir in den beiden für uns namenlosen Liedern *Ez stuont ein frouwe alleine* (MF. 37, 4) und *Sô wol dir, sumerwunne* (MF. 37, 18) bei anspruchslosen Reimen und altertümlich anspruchslosem Versbau einfach eine Folge von paarweise gereimten Viertaktern; es hat fast etwas Sachliches, wie man die eine, altererbte Grundform durchführt. Klingender und männlich voller Ausgang sind noch als metrisch gleichwertig verwendet. Ihr Wechsel aber scheint von innen her bestimmt: eben der langsam aushallende klingende Ausgang im Anfang des ersten Liedes (*alleine*) zusammen mit der Dehnung, die in V. 3 *warte ir liebes* das Zeitwort mit 2 Hebungen heraushebt,

bringt das Verharrende immer gleichen, schmerzlich einsamen Sehnens überwältigend zum Ausdruck. Die Reimpaare treten auch inhaltlich meist als einfache Zweier neben einander; nur hin und wieder erscheint ein Dreier, der alsbald mit einem vierten Verse zum Abschluss mit dem Reimpaar aufgefüllt wird. Wahrscheinlich wurde auch die Melodie von Reimpaar zu Reimpaar wiederholt, und nur der Schlussvers, der beim 1. Liede metrisch abgehoben ist, brachte eine leichte Abwandlung, die den Abschluss bezeichnete. Es ist der ältere Stil, bei dem Glieder, die sich voll entsprechen, nebeneinander geordnet wurden, aus einem Formgefühl und -willen, den man als romanisch bezeichnet hat: er findet in der bildenden Kunst sein Gegenbild.

Der Kürenberger, der noch als Beispiel herausgegriffen sei, formt zwar eine feste Strophe, die Bausteine aber, die er verwendet, die Langzeilen aus je 2 Viertaktern, holt auch er sich offenbar mit den metrischen Freiheiten, die wir schon aus den anderen Liedern kennen, aus dem geläufigen Formenschatz des deutschen Volkes. Heusler hatte der Strophe schon den Bau zuschreiben wollen, der für den Minnesang der Blütezeit charakteristisch ist: den zweistolligen Aufgesang, in dem die Melodie sich wiederholt, und den Abgesang, der etwas Neues, eine erweiternde Abwandlung, bringt.[1] Damit würde es schon eine ziemlich kunstvolle Form sein. Indessen ist diese Deutung nicht wahrscheinlich. Jedenfalls hat man die Strophe des jüngeren Hildebrandliedes, bei der nur der Abschluss mit der Angleichung an die andern Verse das Vorbild der Nibelungen- oder Kürenbergstrophe leicht abwandelt, nicht in diese Form gebracht, sondern hat sie mit durchgehender Melodie gesungen.[2] Bei zweiteiligem Bau nach höfischer Art müsste man, wie es später immer ist, auch im Inhalt die regelmässige Durch-

[1] Deutsche Versgeschichte § 815.

[2] Vgl. Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien, 1. Bd. Dt. Volkslieder. Balladen, 1. Teil (Berlin 1935), S. 1 u. 10 ff.

führung der entsprechenden Zweiteilung erwarten, ein Überfluten dieser Gliederung wäre gerade in altertümlichem Stil besonders unwahrscheinlich. Dagegen zeigt der Blick auf die Lieder Kürenbergs, dass die Mehrzahl der Strophen keineswegs einen tiefern Einschnitt in die Mitte legt[1], vielmehr ist es bei den meisten (wie auch vielfach im Nibelungenliede) so, dass der Absatz erst nach der 3. Zeile kommt (MF. 8, 1; 8, 25; 8, 33; 9, 5; 9, 13; 9, 21; 10, 1; 10, 9). Das deutet darauf hin, dass die ersten drei Zeilen gleichgeordnet waren; es ist auch hier mit der einfachen Reihung des älteren Stils, mit dreifacher Wiederholung derselben musikalischen Periode, zu rechnen, und erst der Abschluss brachte die Abwandlung.[2] Wenn die Strophe erst bei dieser Deutung der frühen Herbheit entspricht, so erfährt man es beim Vortrag, wie die metrische Formung auch im Einzelnen die seelische Bewegung wiedergibt, wie zumal die beschwerte Hebung, die namentlich die 2. Hebung der Schlusszeile bevorzugt, immer wieder bedeutsame Worte heraushebt, Worte, an denen das Empfinden hängt.

Mit der Auflockerung des Empfindens musste auch die strophische Form sich lockern; beim Gang durch Minnesangs Frühling kann man es verfolgen, besonders schön bei Dietmar v. Eist mit seiner Mittelstellung, über den die Entwicklung doch schnell hinausging und hinausgehn musste. Die alte Herbheit wurde in ihr Gegenteil verwandelt. Die verweilende Ausbreitung und Betrachtung des Empfindens wurde zum Inhalt, und man versenkte sich in die Rätsel vielfältig gemischter oder widerstreitender Regungen und Gefühle, in denen die Wunderhaftigkeit der Minne, der gleichzeitig quälenden, versehrenden und beglückenden, erhebenden, sich offenbarte: nur darum ging es doch, das Höchste, was das Herz erfahren

---

[1] Auch bei der erweiterten Form liegt der Einschnitt nicht an fester Stelle.

[2] Das jüngere Hildebrandslied gliedert in zwei Hälften.

konnte, verherrlichend darzustellen und nach Wert und Wesen geistig zu durchdringen. Wenn in solcher Weise ein Empfindungsleben, das in aller Bewegtheit unter ständiger Selbstbeobachtung jederzeit den Adel wahren musste, zu mannigfaltiger Darstellung und gedanklicher Beleuchtung kam, so wurde damit auch für die äussere Gestalt des Liedes eine neue, weiter ausgreifende und reichere Formkunst nötig, die allen Regungen in vielfältiger Bewegung folgen konnte. Wie die romanische Dichtung für die geistige Haltung die neuen Wege wies, denen die Entwicklung doch von innen her zustrebte, so konnte sie (neben Anregungen, die von der lateinischen Lyrik kamen) auch auf dem Gebiet der Form der Führer zu den neuen Möglichkeiten werden, die man nunmehr brauchte.

Die Anlehnung ist in der Übergangszeit bekanntlich oft sehr eng, und doch holt jeder sich mit den Abwandlungen, die ihm geboten scheinen, nur die Formen, die der besonderen Aufgabe entsprechen. Mit der Annahme, dass der deutsche Dichter die Melodie seines romanischen Vorbildes unverändert übernommen habe, sollte man nach meiner Meinung sehr vorsichtig sein; der Wunsch, für unsern Minnesang etwas von den verlorenen Weisen zurückzugewinnen, darf uns dabei nicht verleiten. Sobald eine metrische Abwandlung vorliegt, muss es ausgeschlossen scheinen, dass das Lied nach derselben Melodie gesungen ist wie das romanische Vorbild, z.B. bei dem Kreuzlied Friedrichs v. Hausen MF. 47, 9, wo die Übertragung der französischen Melodie zu einer widernatürlichen Verzerrung der Verhältnisse führt.[1] Wir wissen, dass es im deutschen Minnesang verpönt war, den Ton eines Andern aufzunehmen, wenn man sich nicht in besonderer Absicht auf sein Lied beziehen wollte: so ist es wenig glaubhaft, dass der Sänger die Melodie des romanischen Minnesängers einfach übernimmt. Wir kennen heute viele Lieder, die bei metrisch gleicher

[1] Vgl. C. v. Kraus, Des Minnesangs Frühling, Untersuchungen (Leipzig 1939), 147 ff.

Form verschiedene Melodien haben; so kann man auch beim Minnesang in Fällen, die keinen metrischen Unterschied aufweisen, damit rechnen, dass der Sänger doch die Weise abgewandelt und das Lied dadurch zu seinem Eigentum gemacht hat.

Künstlerisches Schaffen, beschwingt vom Streben, das Höchste zu gestalten, was das Herz bewegt, griff die ganze Fülle von Anregungen auf, welche die provenzalische und französische Lyrik bieten konnte, und so kam die Formkunst in ständiger Erweiterung bald zu so reicher Vielgestaltigkeit und so feiner klanglicher Durchbildung, dass sie darin niemals wieder überboten wurde. Dabei zeigt in der Zeit, als die höfischen Ideale das Leben noch bewegen, jeder von den namhaften Dichtern auch im Charakter seiner Strophen sein eigenes Gesicht, in dem die geistige Persönlichkeit zum Ausdruck kommt, und die Formen nach dem Inhalt wechseln. Denken wir an den suchenden Ernst Friedrichs von Hausen, der in klar beleuchteten Gedankenschritten seine Wege sucht, und dem es gelingt, im Glauben an den Schöpfer und Leiter seine Weltverbundenheit trotz allem mit der religiösen Grundhaltung zu verbinden: wie entsprechen dem der bedächtige Schritt der Strophen, die kräftig gliedernde Weiträumigkeit und die Harmonie, die sie erreichen! Ganz anders Heinrich v. Veldeke, der im Kreis der Minnesänger solche Sonderstellung hat: die unbeschwerte Lebensfreude, die immer wieder aufklingt und Frühlingsglanz und Vogelsang mit dem Liebesglück verschmilzt, malt sich in der leichtfüssigen Bewegtheit und Reimfreudigkeit seiner Lieder. Die leidenschaftliche, oftmals aufbegehrende Glut und die Schönheitstrunkenheit Heinrichs v. Morungen ergreifen uns aus dem vielgestaltigen kraftvollen Schwung, der durch seine Strophen geht, von wiegenden, vielgliedrigen Versen bis zu weit ausschwingenden elegischen Rhythmen (etwa in den schweren Klagen *Ouwê, warumbe volge ich tumbem wâne der mich sô sêre leitet in die nôt* MF. 136, 1). Auch die Fülle klanglicher Bindungen, die bis ins Versinnere

gehen und das Lied von Anfang bis zu Ende einheitlich durchwalten, gibt Farbe und Wärme. Grossartig, wie in dem Liede MF. 137,34 *Ez ist site der nahtegal* die Auflehnung als Kern des Ganzen in dem zweihebigen *ouwê* zum Ausdruck kommt. Reinmar der Alte, der im Rahmen der hohen Minne und als ihr folgerichtigster Vollender in so mancher Weise gegensätzlich zu ihm steht, zeigt sich auch in seinem Strophenbau vollkommen anders.[1] Wenn seine Lieder fast alle nur immer neue Variationen über ein und dasselbe Grundmotiv zu bilden scheinen, als Zeugnisse schmerzlich sehnenden und doch veredelnden Aufwärtsstrebens nach einem ewig unerreichbaren Wunschbild und als Spiegelungen durchgeistigten, gedämpften, höfisch getönten Leides, so scheinen auch die Strophenformen immer wieder neue und doch nah verwandte Abwandlungen, die aus gleichen Gliedern jedesmal in anderer Weise aufgebaut sind. Wie es seiner gedanklichen Art und der elegischen Grundstimmung entspricht, liebt er die langen, ruhig aushallenden Verse, gleichmässige Vier- und Sechstakter sowie Achttakter, die in einen Drei- und Fünftakter unterteilt sind; auch Fünftakter, die er miteinander bindet, kommen mitunter vor. Monopodischer Rhythmus, wonach die Hebungen grundsätzlich gleichberechtigt sind, und der Vers sich ohne ein ausgeprägtes, zum Rhythmus gehöriges Steigen und Fallen für den Gesamteindruck auf gleicher Höhe hält, hat wesentlichen Anteil an dem ernsten, beherrschten Gang, und klingende Ausgänge, die mit beschwerter, zur Taktfüllung gedehnter Hebung und Nebenhebung auf der Endsilbe etwas Verharrendes haben, verstärken den getragen elegischen Charakter, der auf dem gleichen Ton verweilt. Zweitakter kommen nur vereinzelt vor, und gerade die Ausnahmen, wo der Rhythmus etwas lebhafter

[1] Man vgl. die übersichtliche Zusammenstellung bei C. v. Kraus, dem wir die sorgsame Formbestimmung danken, in seiner Abhandlung über Die Lieder Reimars des Alten II (Abhandl. d. Bayr. Akad. d. W. XXX, 6, München 1919), 44 ff.

ist, machen es deutlich, wie die Form mit der inneren Haltung zusammengeht. Da haben wir etwa das Lied MF. 159, 1 *Ich wirbe umb allez daz ein man ze wereltlîchen fröiden iemer haben sol.* Walthers Freudenlied 109, 1 ist offenbar vorausgegangen, wie man aus Anklängen schliessen kann [1], und Reinmar sucht den aufstrebenden Wettbewerb des Jüngeren zu überbieten und aus dem Felde zu schlagen und steigert sich, obwohl die zureichenden Grundlagen keineswegs gegeben scheinen, über seine eigentliche Art in einen Ton freudiger Zuversicht und schalkhafter Überlegenheit hinein. In jeder Strophe setzt von neuem die Bewegung ein, die sich zu allgemeiner Anerkennung zu erheben und aus der Lage noch immer unerhörten Werbens zur Gewissheit künftigen Sieges aufzuschwingen strebt, und so steigen die Rhythmen von den üblichen gleichmässig monopodischen Vier- und Sechstaktern zu dem schliessenden Paukenschlag des männlichen Zweitakters auf, in den Kampfausforderung, Entschlossenheit und sieghafte Selbstgewissheit gelegt wird. Es ist das einzige Mal, dass er einen selbständigen Zweitakter verwendet hat.

Bei Walther v. d. Vogelweide, dem die gesamte künstlerische Errungenschaft seiner Vorgänger zu Gebote stand, aber auch die mittellateinische Lyrik bedeutsame Anregungen brachte, entfaltet der Strophenbau sich in einem Reichtum und einer Vielseitigkeit, die sich grundverschiedenen Haltungen und Aufgaben anpassen können. Beginnen wir mit dem eben genannten Liede 109, 1, für das ich bei der überlieferten Strophenfolge bleibe. Zum ersten Male kann sich hier unter dem befreienden Anstoss Heinrichs v. Morungen das Eigenste Walthers vollen Ausdruck schaffen.[2] In einem für das Reich der hohen

[1] Marlene Haupt, Reimar der Alte und Walther v. d. Vogelweide (Giessener Beiträge zur dt. Philologie 58), Giessen 1938, 10 f.

[2] Vgl. K. Halbach, Walther v. d. Vogelweide u. die Dichter v. Minnesangs Frühling (Tübinger Germanist. Arbeiten 3), Stuttgart 1937, 55 f. C. v. Kraus, Walther v. d. Vogelweide, Untersuchungen (Berlin 1935), 387 ff.

Minne ganz ungewöhnlichen Freudenhymnus, der noch das jugendliche Ungestüm des ersten Durchbruchs hat, preist er weniger die Herrin, als dass er die rätselhafte Wunderhaftigkeit der Liebe verherrlicht, die ihm überwältigend aufgegangen ist. Die Freudenfülle, die nur von einem leichten Hulderweis der Herrin ausgelöst wird, drängt sich als das Beherrschende gleich in die Eingangsworte, und erst, nachdem der erste Überschwang sich Bahn gebrochen hat, kann der Grund des Freudenausbruchs jubelnd nachgetragen werden: *Ganzer fröiden wart mir nie sô wol ze muote: mirst geboten, daz ich singen muoz.* Im 2. Stollen: *sælec sî diu mir daz wol verstê ze guote! mich mant singen ir vil werder gruoz.*, schiebt sich wieder im Drang des Dankes ein preisender Ausruf ein, bei dem das Gefühlswort an die starkbetonte Spitze tritt, der Relativsatz aber, der die bestimmende Umschreibung des Subjektes bringen sollte, wandelt sich alsbald in einen hoffnungsfrohen Wunsch und wird aus einem untergeordneten Satz zur Fortführung des Gedankens, und erst dann wird Raum, um den Schluss des ersten Stollens wieder aufzunehmen und den beglückenden Grund der Freude nun deutlicher hinzustellen, aber mit einer bezeichnenden Verdichtung, die Aufforderung und Gruss zusammendrängt und ein warmes Beiwort geben muss. Im Abgesang, wo sich in ähnlicher Verschmelzung der Regungen statt der sachlichen Bezeichnung der Herrin das Liebesbekenntnis eindrängt, steigt die Bewegung ohne Unterbrechung bis zu dem Gipfel künftiger Freude an, in der die Strophe ausklingt: *diu mîn iemer hât gewalt, diu mac mir wol trûren wenden unde senden fröide manicvalt.*

Auch die andern Strophen zeigen, wie das Innere mit der Folge sich drängender Regungen alles bestimmt, und das für das Empfinden Wesentlichste gegen die Ordnungen geläufigen logischen Satzbaus den Vorrang fordert. Nehmen wir nur den Anfang der 2. Strophe: *Gît daz got daz mir noch wol an ir gelinget, seht, sô wære ich iemer mêre frô, diu mir beide herze und lîp ze fröiden twinget.* In unmittelbarem Anschluss an den Ausgang

der 1. Strophe hebt sie mit der im Herzen Wirklichkeit gewinnenden Vorstellung einer Erfüllung an, ein Ausruf, *seht*, schiebt sich vor dem Bekenntnis der daraus aufblühenden Freude ein, und die Bestimmung für das zunächst wieder mit der Selbstverständlichkeit des Liebenden ausgesprochenen »*si*» wird erst im 2. Stollen nachgeholt. Erst nachdem das Beherrschende ausgesprochen ist, wird dafür Raum, und der Satz, der nach der grammatischen Ordnung ein an den Anfang gehöriger Nebensatz wäre, erhält, indem er jetzt erst im Bewusstsein Gestalt gewinnt, seinen eigenen Inhalt, der mit der Erfahrung der zwingenden Liebesmacht etwas Neues in den Vordergrund treten lässt, und so schliesst sich auch hieran, an das zuletzt Gesagte und Erlebte, und nicht an den vorausgehenden Hauptsatz, die Fortführung der Gedankenfolge im Stollenschluss und Abgesang an. Wieder zeigt es sich an der Folge der Satzteile, die die Bestimmung für das *ê* ans Ende rückt, wie sie sich nach innern Notwendigkeiten richtet.

Aus dem den Strophenschluss beherrschenden Gefühl, dass ihn die Liebe zu dieser Frau in schwere Fesseln schlägt, erhebt sich in der 3. Strophe mit der Anrede *Süeze minne*, die einem Ausruf gleichkommt, die hoffende Bitte, die gleiche Macht möge auch den Sinn der Herrin erfassen, von der ihm schon so freundlich verheissungsvoller Gruss geworden ist, dass in Nichts sein Trauern schwinden musste: *dur ir liehten ougen schîn wart ich alsô wol enpfangen, gar zergangen was daz trûren mîn*. Statt des Folgesatzes, den man erwartet, fordert das entscheidende Erlebnis gebieterisch den Hauptsatz, und der Ausdruck des Entschwindens (nicht das *trûren*, das ja nicht mehr da ist) muss notwendig an den Anfang treten.

Unmittelbar hieran schliesst sich in der 4. Strophe (*Mich fröit iemer*) das Bekenntnis der Freude, die sein Dienst ihm trotz allem und mit der Hoffnung auf beglückende Erhörung bringen muss, und die letzte Strophe (*Minne, wunder kan dîn güete liebe machen*) erhebt sich darauf, wobei wieder das Entscheidende, der Ausdruck der Wundermacht, an die Spitze

tritt, über alles Persönliche zum Preis der Liebe in ihrer Rätselhaftigkeit, die er in der Verbindung, nein, im Einswerden von Glück und Leid erfährt. Auch das Leid, ohne das man hohe Minne einmal nicht erfahren kann, ist süss; in der Glücksstimmung dieses Liedes bildet es nur einen leichten Unterton.

Der stürmischen Bewegung, die dies Lied erfüllt, und dem Ton der Freudenfeier entspricht die strophische Form mit der klangvollen, reichen Gliederung, die den Eindruck glanzvoller Fülle gibt. Zunächst die Formel (in Übereinstimmung mit Halbach a.a.O. 55):

A I = II $\bar{\wedge}$ 6 a – | $\backsim$ 6 b $\div$: |

B III $\bar{\wedge}$ 4 α $\backsim$ | $\bar{\wedge}$ 4 β —, $\backsim$ 2 β – | $\backsim$ 4 α $\div$ |

Es sind lange Verse, überwiegend Sechstakter, und doch von ganz anderer Art als die Verse Reinmars, in denen sich das Gleichmass einer ruhig verhaltenen, elegischen Stimmung ausprägt. Hier ist die Bewegung das Bezeichnende. Ohne Auftakt wie in allen Versen setzt sie in den Stollen mit einem Starkton ein, vielfach, zumal in der 1. Strophe, die die Linie festlegt, mit einem Worte, an das sich die Fülle des Empfindens heftet. Es ist wie ein Hervorbrechen gesammelter Kraft, und diese Kraft ist so gross, dass sie einen langen Vers beansprucht und ohne Einhalten auch den 2. Stollenvers überströmt, bis sie abschwillt, um dann von neuem kraftvoll einzusetzen. Für verweilend aushallenden klingenden Ausgang ist hier keine Stelle, sondern bei weiblich vollem Ausgang fällt die Endsilbe in die Senkung, und ohne Pause schliesst sich daran die Eingangshebung des nächsten Verses an. Dabei hat die weit ausgreifende Bewegung ihren Höhepunkt am Anfang, von dem sie langsam abfällt. Ganz ähnlich zeigt die Linie sich auch im Abgesang, der in allen Strophen eine grosse zusammenhängende Periode bildet; gerade die reiche Gliederung verdeutlicht das Weitausgreifende der Bewegung, wenn sie über die einzelnen Abschnitte, die einen Abschluss bringen könnten,

immer wieder hinwegströmt. Der Ausgang bringt mit einem ungewichtigen Wort in der Schlusshebung immer eine abklingende Beruhigung.

Wir wenden uns zu einem neuen Abschnitt im Dichten Walthers, zu dem Liede 39, 1 *Uns hât der winter geschât über al* (vgl. C. v. Kraus, Untersuchungen 130 f.). Zum ersten Male gibt hier die Natur nicht bloss den stimmunglösenden Eingang eines Minneliedes wie in der Frühzeit und bei Heinrich v. Veldeke, sondern wird um ihres eigenen Wertes willen zum selbständigen Gegenstand eines lyrischen Gedichtes. Wir verstehen es aus der Natur und Haltung Walthers, der nach der in Reinmar gipfelnden Vergeistigung wieder die Schönheit der auch von Gott erschaffenen Sinnenwelt als berechtigt anerkennt. Den Weg aber zu solcher Erweiterung des Darstellungswürdigen hat ihm die lateinische Lyrik seiner Zeit gewiesen (man vgl. das Lied *Si wunderwol gemachet wîp* 53, 25, bei dem die Beziehung ebenso deutlich ist). Die Anregung stammt offenbar von dem Liede *Cedit hiems tua durities*, Carmina Burana hg. v. A. Hilka u. O. Schumann I 2 (Heidelberg 1941), Nr. 135 (Schmeller Nr. 98); bei inhaltlichen Beziehungen hat es ganz dieselbe metrische Form. Bei Walther aber hat die Anregung etwas ganz Anderes, Neues wachgerufen. Im lateinischen Liede ist der Winter nur im Rückblick der 1. Strophe der Frühlingsherrlichkeit gegenübergestellt. Aus Walthers Lied dagegen spricht nur die Sehnsucht, die in winterlicher Öde das Verlangen nach dem Frühling übermächtig werden lässt und sich alsbald in ein Hoffnungsbild verdichtet; in der 2. Strophe setzt die seelische Bewegung noch einmal von neuem ein und hat nun die Kraft gewonnen, um weiter bis zu freudiger Gewissheit der Frühlingsherrlichkeit zu führen, der der Sieg über den Winter (nach volkstümlicher Vorstellungsweise) werden muss. Diese Bewegung eben kommt in der rhythmischen Formung wunderbar zum Ausdruck. Es ist eins der wenigen Gedichte Walthers in Daktylen, offenbar echten Daktylen, wie sie das Lateinische gern verwandte, und hat schon dadurch

wie durch die Durchführung eines Reimes in der ganzen Strophe eine Sonderstellung. Fünf gleichgebaute Verse, Verse von monopodischem Charakter, die nicht zum Versschluss hin abfallen, sondern mit gleichbleibender Kraft durchfalten, folgen in der Strophe aufeinander, fünfmal setzt die Bewegung in gleicher Weise ein und mündet in den gleichen Reimklang; darin, wie die gleiche Linie hier einmal ums andere aufgenommen und ohne nachzulassen durchgeführt wird, und wie immer wieder der Abschluss hinausgeschoben wird, der doch nichts Anderes bringt, malt sich die seelische Bewegung, die ohne zu ermüden in gleichbleibender Weise einem unerreichbaren Ziele zustrebt. Man beachte noch die klangliche Abtönung, die für den Eindruck so zur einheitlichen Stimmung beiträgt, wie die 1. Strophe mit den Tonsilben überwiegend auf die *a*-Laute gestellt ist (daneben *i*-, *ei*- und *e*-Laute), und in der 2. Strophe dann die *a*-Laute von den *i*- und *ei*-Lauten weit übertroffen werden. Endlich ist noch auf den Verssprung im Wunschsatz der 1. Strophe hinzuweisen: *sæhe ich die megde an der strâze den bal werfen! sô kæme uns der vogele schal.* Gerade an diesem Hinüberziehen der Bewegung, die am Zeilenabschluss nicht zum Ziel und zur Ruhe kommen kann, sondern sich noch in die nächste Zeile hinüberschwingt, malt sich das ungestillt ausgreifende Sehnen. Vielleicht ist es verstandesmässig nicht so leicht zu fassen, und doch ist es in deutscher Dichtung vielfach zu beobachten, wie ein solches die Regel überschreitendes Überziehen der Pause zur Gebärde des Sehnens werden kann. Man nehme als Beispiel nur aus dem Wolframschen Tschionatulander Str. 117:

Ich hân nâch liebem friunde vil âbende al mîn schouwen,
ûz venstern über heide, ûf strâze unde gein den liehten ouwen
gar verlorn: er kom et mir ze selten.

Auch an neuzeitlicher Dichtung kann man es verfolgen, vgl. K. May, Faust II. Teil. In der Sprachform gedeutet (Berlin 1936), 194.

Wenn hier im einseitigen Auskosten des Neuentdeckten die Natur allein zum Thema wurde (wie 53, 25 die Schönheit der sinnlichen Gestalt), und die Entfaltung des Menschenlebens nur die bedeutsamen Hintergrundfarben gibt, so hat Walther weiterhin Maienschönheit und Minne zum Doppelbild verbunden; volles Leben lag für ihn nur im harmonischen Zusammenklingen von Geistigem und Sinnlichem. Da haben wir das wunderbare Lied 51, 13, das zum Frühlingstanz auf blumiger Aue geschaffen scheint und dazu aufruft: *Muget ir schouwen waz dem meien wunders ist beschert?* Das beglückende Erlebnis des Frühlings klingt uns daraus entgegen, das Wunder, wie er alles neu belebt. Wie Bäume, blühende Fluren und Vögel werden auch die Menschen, selbst die Geistlichen innerlich verwandelt und verjüngt, und so wird der Sang zur mitreissenden Aufforderung, sich dieser Freudenbewegung einzufügen.

Jeder wird es empfinden, wie die Beschwingtheit neu erblühender Lebenslust aus der klanglichen Gestalt des Liedes spricht und ihm die bezaubernde Anmut gibt. Um die Wirkung zu verstehen, fassen wir rasch den Strophenbau ins Auge, wobei wir die Frage nach dem Verhältnis zum Lateinischen hier nicht zu erörtern brauchen.[1] Die Formel gibt die erste Hilfe:

$$\begin{array}{ll} \text{A I} = \text{II} & \overline{\wedge}\ 4\,\text{a} - \mid \backsim 4\,\text{b} \div : \mid \\ \text{B III} & \overline{\wedge}\ 4\,\alpha \div \mid \overline{\wedge}\ 4\,\beta - \mid \\ \text{IV} & \backsim 4\,\beta - \mid \backsim 4\,\alpha \mp \mid \end{array}$$

Leichtfüssige Bewegtheit spricht aus allem. Sämtliche Verse setzen lebhaft ohne Auftakt ein. Die Stollen des Aufgesangs bauen sich aus einem weiblich vollen und einem männlich stumpfen Viertakter auf. Die Bewegung, die vom unbeschwerten Schluss des 1. Stollenverses ohne Pause zum 2. Verse überspringt, hält erst am Stollenabschluss ein (wo der 4. Takt

[1] Vgl. C. v. Kraus a.a.O. 180 ff.

pausiert ist). Der Abgesang, zweiteilig, bringt erst, wie wir das von manchen Liedern kennen, die Umkehrung des Aufgesangsstollens, einen Spiegelstollen nach dem Ausdruck von W. Fischer[1], und kehrt dann zu der ursprünglichen Form zurück. Eben diese Linie über die leichte Abwandlung zur Aufnahme des Alten gibt der rhythmischen Form den besonderen Reiz. Dabei hat die Umkehrung, die Vorwegnahme des stumpfen Verses, bei dem die letzte Hebung in eine Pause fällt, die Folge, dass ein Einschnitt in die Mitte des Spiegelstollens fällt; in sämtlichen 6 Strophen steht dieser Vers darum mit einem selbständigen Satz für sich allein. Die starke Gliederung gibt der Strophe die Lebendigkeit; man glaubt, die Phasen der Tanzbewegung zu spüren. Dabei haben wir das, was den Rhythmen erst den eigenen Charakter gibt, noch gar nicht herausgehoben. Die weiblichen Viertakter sind dipodisch. Fast in allen Versen liegt die Hauptbetonung auf der 2. und dann wieder auf der 4. Hebung, und so haben wir im Rhythmus eine lebhaft in die Ohren fallende Untergliederung in zwei sich voll entsprechende Hälften, ein zweimaliges Aufsteigen vom Einsatz bis zur 2. Hebung mit kurzem Abfall in der Endsilbe, und diese Zweigliederung wird in zahlreichen Versen wie z.B. gerade in der Anfangsstrophe auch durch eine entsprechende Zweiteilung im Satzbau (*seht an pfaffen, seht an leien; dû bist kurzer, ich bin langer*) so kräftig ausgeprägt, dass man die Zweiteilung mit der Wiederholung derselben rhythmischen Figur als das Gewollte erkennt und — auch ohne die Hilfe der uns fehlenden Melodie — unwillkürlich durchführt. Erst diese Untergliederung der vollen Verse in Zweitakter, die sich völlig gleichen, gibt der Strophe die heitere Bewegtheit, in der wir die leichten Rhythmen des Maientanzes wiederfinden.

Die Lieder 39, 1 und 51, 13 mit den ballspielenden Mädchen und dem ungezwungenen Frühlingsreigen stossen aus dem Höfischen ins Allgemeinmenschliche vor, und wir treten damit

[1] Der stollige Strophenbau im Minnesang, Göttingen 1932.

in den Kreis, den Walther in Auflehnung gegen die auf unerfülltes Sehnen beschränkte hohe Minne neu erobert hat. Nicht im adligen Geschlecht, in Glanz und Reichtum und allen Sonderwerten der höfischen, oft so kühl gemessenen Gesellschaft findet er das Ausschlaggebende, sondern einzig in dem Allmenschlichen warmherziger reiner Weiblichkeit, die an keinen Stand gebunden ist. So entstehen Lieder wie 49, 25 *Herzeliebez frouwelîn*, die bei einem Mädchen, dem alle äussern Güter der vornehmen Herrin mit ihrer strahlenden Schönheit abgehen, doch das Köstlichste verwirklicht finden können und in der Verbundenheit von Herz zu Herzen zum Reichtum echter Liebe kommen. Wie er allen höfischen Glanz als bedeutungslos beiseite schiebt, so verzichtet er hier auf der Höhe seines Schaffens auch auf alle Mittel glänzender und geistvoller Wortkunst, die dem Minnesänger zur Verfügung standen. Wo alles nur um Wert und Glück einfacher, echter Menschlichkeit und herzlicher Nähe kreist, sind ihm auch nur die schlichtesten Worte und Wendungen möglich, die wie von selber aus dem Herzen zu kommen scheinen: die menschlichen Grundempfindungen und -gedanken lassen sich darin am unmittelbarsten und tiefsten sagen. So aber ist auch für die strophische Form nur die grösste Schlichtheit möglich. Er baut sie aus einfachen Viertaktern auf, wie sie dem deutschen Volk seit alter Zeit, vor allen höfischen Errungenschaften, geläufig waren, und nimmt mit zwei gleichgebauten Versen für den Stollen des Aufgesangs die schlichteste Form, die möglich ist; die erweiternde Abwandlung, die der Abgesang erfordert, wird durch einen abschliessenden Achttakter gewonnen. Die Verse sind, wie es der ruhig festen Haltung gemäss ist, männlich voll und bewegen sich im ebenen Gang gleichwertiger Hebungen; Aufgesangsstollen und Abgesang setzen ohne Auftakt kräftig ein, während der 2. Vers sich jeweils mit Auftakt anschliesst; so läuft die Bewegung in der musikalischen Periode ruhig fort. Die ausgeglichene Harmonie wird nirgends unterbrochen. Klarheit, Schlichtheit und ruhige Sicherheit klingen so in metrischer Gestalt, Ausdrucksweise und Gehalt zusammen

und geben dem Liede die ergreifende, zum Herzen sprechende Wahrhaftigkeit. Es ist die überlegene Einfachheit, die der grosse Dichter sich erringt.

In ihrer Tiefe und Echtheit haben die Verse etwas Überzeitliches. Dennoch war es eine Stufe, über die Walther wieder hinausgeschritten ist. Im Hinblick auf das Leben, das es zu meistern galt, hatte die Lösung, die hier gegeben war, doch etwas Unvollkommenes, denn um sie zu finden, hatte er ja aus dem eigenen gesellschaftlichen Kreise hinaustreten müssen, in dem er durch Geburt und Aufgabe seine Stelle hatte, und dem sein Dichten gültige Wege weisen sollte. Dem Glied der höfischen Gesellschaft konnte solche Liebe nicht zur krafterhöhenden Anfeuerung für die Verwirklichung der höfischen Ideale werden, wie es der Sinn der Hohen Minne war. So kann man es verstehen, dass Walther hiermit keine wirkliche Nachfolge gefunden hat, und dass er selber sich weiterhin wieder von der Niederen Minne abgewandt und um einen Mittelweg der Ebenen Minne gerungen hat; er sollte die Erhebung durch die Hohe Minne mit dem beglückenden Zusammenfinden der Niederen Minne verbinden. Das Hinunter und das Zuhochhinauf erscheinen beide als Masslosigkeiten, als Hinaustreten aus dem Ordo. Das geistige Ringen um diese neue Wendung erscheint in dem Liede 46, 32 *Aller werdekeit ein füegerinne, daz sît ir zewâre, frouwe Mâze.* In schwerer gedanklicher Auseinandersetzung, die zu der weit ausgreifenden strophischen Form mit den langen Versen führt, will er sich die rechte Bahn gewinnen und weiss sich doch durch eine neue Herzenslockung gefährdet, es ist ein echtes Kämpfen um die innere Klärung und die rechte Selbstbeherrschung, und dem entsprechen die gleichmässig dahinschreitenden Rhythmen und die dämpfend stilisierenden, zweihebig beschwerten klingenden Ausgänge (*Mâzè*). Zum Schluss der Strophe, der beide Male nach der schweren Gedanklichkeit in reizvollem Gegenspiel das Persönliche vorklingen lässt, werden die Verse kürzer und leichter.

In besonders schöner Form sind die Ideale, zu denen Walther

sich bekennt, in dem Liede 45, 37 *Sô die bluomen ûz dem grase dringent* gestaltet, über das H. Brinkmann kürzlich gut gehandelt hat.[1] Die strophische Form, dem eben besprochenen Liede nah verwandt, lässt sich wohl in folgende Formel fassen:

A I = II $\bar{\wedge}$ 6 a $\smile$ | $\bar{\wedge}$ 6 b $\smile$ | — 6 c $\div$: |
B II — 4 α — | $\div$ 6 α $\smile$ |
III — 4 β $\smile$ | — 4 w $\smile$ | — 4 β $\smile$ |

Dass wir in den Aufgesangsstollen (wie wir es auch beim vorigen Liede getan haben) klingende Sechstakter mit Schlusshebung auf der Endsilbe anzusetzen haben und keine Fünftakter (die an sich schon seltener sind) mit weiblich vollem Ausgang, lässt der Auftakt, für den sonst kein Raum wäre, im abschliessenden 3. Stollenvers annehmen, und dieser ist danach als unterfüllter Sechstakter (mit pausiertem Schlusstakt) zu nehmen. Da Vier- und Fünftakter, so viel wir sehen, nicht miteinander gebunden werden, ist in der ersten musikalischen Periode des Abgesangs, wie das gelegentlich vorkommt, offenbar weiblich voller Ausgang (unbeschwerte Endsilbe) mit klingendem Ausgang (Hebung auf der Endsilbe) gepaart, und in der Verwendung des klingenden Ausgangs an dieser Stelle statt des weiblich vollen liegt der einzige Unterschied von dem vorbesprochenen Liede.

In langsam ausholender, ruhiger Betrachtung, der wieder die gleichmässigen, langen Verse zugehören, würdigt und bejaht der Dichter die Schönheit dieser Welt, in der wir schon einen Abglanz der himmlischen Herrlichkeit zu spüren glauben. Mit jener Ganzheit vollen Lebens, in der er sich von den Einseitigkeiten Anderer abhebt, wenden seine Augen und sein Herz sich auf Natur und Menschenleben, auf Sinnenschönheit und geistigen Adel, die im harmonischen Zusammenklingen die grosse Ordnung verwirklichen. Wenn er ähnlich wie im Liede 51, 13 in der Maienpracht das junge Leben findet, das alle

[1] Ein ritterliches Credo. Wirkendes Wort 1 (Düsseldorf 1950/1), Heft 3, S. 145 ff.

Kraft hineinzusetzen scheint, das Beste zu vollbringen, so stellt er dem in der 2. Strophe die höfische Herrin in ihrer vor jeder Störung bewahrten Schönheit und ihrem adligen Anstand gegenüber: wo jenes Lied von ländlich freiem, wenn auch nicht zügellosem Maientanz die leichtbewegten Rhythmen hatte, da fordert die höfische Dämpfung, in der erst die vollkommene, geordnete Schönheit liegt, hier den feierlich gemessenen Gang monopodischer Verse und gedehnter klingender Ausgänge. Die Gegeneinanderordnung der beiden Strophen mit ihren Bildern (denen in der 3. der Aufruf zur Entscheidung folgt) wird auch durch die Form noch besonders herausgehoben: die beiden Verse, die innerhalb der Strophe vor dem letzten Viertakter reimlos, als Waisen, eingeschoben sind, finden (als sogenannte Körner) in der Gegenstrophe (nicht aber in der 3.) ihren Reim. Der leichtere Gang im Abgesang, insbesondere in den drei letzten Versen, entspricht auch hier wieder, wie Brinkmann dargelegt hat, dem Inhalt: wenn der Aufgesang von dem schönen Bilde handelt, das sich den Augen bietet, so drängt der Schluss der Strophe zur persönlichen Entscheidung: die Sicherheit, in die sie ausläuft, und zumal die scherzhaft überraschende Schlusswendung des Liedes in ihrer Entschlossenheit ist nur bei männlichem Ausgang möglich.

Das persönliche Bekenntnis ist hier nur der wirkungsvolle Gipfel im allgültigen Preis der höfischen Frau. Ein charakteristisches Beispiel dafür, in welcher Weise der reife Walther das innere Verhältnis des Minnewerbenden zur Herrin auf eine neue Ebene zu stellen suchte, bietet wohl das Lied 85, 34 *Frouwe'n lât iuch niht verdriezen mîner rede, ob si gefüege sî*, das allerdings ein gut Teil älter sein mag, nach C. v. Kraus unmittelbar vor dem Preislied 56, 14 *Ir sult sprechen willekomen* vom Herbst 1203 entstanden wäre. Das Ideal edler höfischer Harmonie, das schon in den ersten Worten aufklingt, bestimmt den Ton. Es ist ein Lied der Hohen Minne, die um Erhörung wirbt, in einer Umgestaltung aber, durch die sie sich dem Wesen und Streben Walthers anschmiegt. Der Ab-

stand, der sonst die Herrin in schmerzlich unerreichbarer Höhe vom Werbenden abrückt, weicht hier dem menschlichen Miteinander. Ohne dass der Adel ihres Wesens irgendwie gemindert würde, tritt sie mit ihm auf die gleiche Ebene und gesellt sich ihm in freundlichem Gespräch. Wie Walther es schon in seinem ersten Aufbegehren gegen Reinmar ausgesprochen hat (111, 23), gehört zum Inbegriff echter Weiblichkeit für ihn die freundliche Anteilnahme, die aus warmem Herzen kommt, und nicht minder die Bescheidenheit, die sich sagt, dass menschliches Streben nur ein Versuch ist, sich der Verwirklichung des Ziels zu nähern. Die Herrin, die das Herz des Sängers hier gewinnt, nimmt für sich keine Vorzüge in Anspruch. Sie will nichts Anderes und Besseres sein, sie möchte sich nur innerlich vervollkommnen und erbittet sich dafür die Hilfe des Mannes. Aus allen ihren Worten spricht freundliches Empfinden, und so kleidet sie ihre Ablehnung in die Form der Bitte und schliesst mit einem versöhnenden Scherz. Aber auch die Äusserungen des Mannes gehen von den Formen innerlich durchwärmten geselligen Umgangs aus. Schon das *minneclîche lop* der 1. Strophe wirkt nicht wie das Bekenntnis einer eingewurzelten, verzehrenden Leidenschaft, sondern gibt sich nur wie die Äusserung einer leichten Neigung, die sich bei der Begegnung mit der Herrin eben entzündet, rasch belebt und bis zum Wagnis der höchsten Bitte aufsteigt. Der Hohen Minne ist es sonst eine selbstverständliche, längst feststehende Tatsache und notwendige Voraussetzung, dass die Herrin der Inbegriff der *güete* ist. Hier aber ist es, als ob der Dichter ihr zum ersten Male näher tritt. Der Anblick ihrer Schönheit weckt in ihm Hoffnung und Glauben, dass die *güete* der *wolgetæne* entsprechen wird: erst in dem Gespräch, das hiermit anhebt, erschliesst sich ihm ihr Wesen, und erfährt er die beglückende Bestätigung. Wir scheinen die Empfindungen im Augenblick des Entstehens und der Entfaltung zu erleben, und die Werbung in Str. 3 ist wie eine Eingebung, die erst von den vorausgehenden Worten ausgelöst wird, ein Glücks-

gedanke, der in rascher Steigerung der Gefühle auftaucht, und eben darum, weil die Bitte als unvermutete Wendung im freundschaftlichen Gespräch auftritt, wird sie in dichterisch dämpfende Form gekleidet und gibt sich gleichsam als Vorschlag, dem die stürmische Dringlichkeit genommen ist. Da hält die Abweisung sich auf gleicher Linie und meidet das Verletzende. Mit der Einkleidung in ein scherzendes Wortspiel lenkt sie in die Bahnen freundschaftlischer Unterredung höfischen Stils zurück. So nimmt die Werbung in der Fortführung den gleichen Ton scherzend geistreicher Unterhaltung auf, und eben weil sich beide so zusammenfinden in dem Willen, die Harmonie der freundschaftlichen Bindung nicht durch einen Ausbruch der Leidenschaft zu gefährden, können sich schliesslich ihre Stimmen in einer Strophe, im Auf- und Abgesang, verbinden. Es ist der symbolische Ausdruck für den Einklang, der so weit über Reinmar hinausführt: die Herrin wird *frouwe* und *friundîn* zugleich, wie das Lied 63,8 es ausspricht, und er ihr *friunt* und *(rede)geselle;* das Wort, das in der Frühzeit des Minnesangs die Zusammengehörigkeit bezeichnete, erhält bei Walther wieder seinen Platz. Das Liebeswerben fügt sich in die Formen eines schönen, humordurchwärmten Spiels, das den ganzen Reiz der Anmut trägt. Wo sich bei Heinrich v. Morungen die Leidenschaft in glück- und schmerzdurchwogten Klängen hebt, erkämpft und wahrt sich Walther die freie, heitere Gelassenheit, die am Schönen und Edeln freudig Anteil nimmt.

Diesem Charakter entspricht die Strophenform, und gerade die rhythmisch-klangliche Gestaltung gibt dem Liede bei kräftiger Gliederung viel von dem Eindruck leichter, lebhafter und doch harmonisch ausgeglichener Bewegung. Es mag gut sein, sie erst mit der Formel klarzustellen:

A I = II $\bar{\wedge}$ 4 a — | $\backsim$ 6 b $\div$: |
B II $\bar{\wedge}$ 4 β $\backsim$ | $\bar{\wedge}$ 4 α — |
III $\backsim$ 4 α — | $\backsim$ 6 β $\div$ |

Alle Verse setzen ohne Auftakt ein, schon damit wird die kräftige Bewegung festgelegt. Es sind Vier- und Sechstakter, hier aber haben die schweren zweihebig klingenden Ausgänge, die etwas so Getragenes haben, keine Stelle, sondern der weiblich volle Ausgang ist ganz leicht, an die tonlose Senkungssilbe, in die der Vers ausläuft, schliesst sich unmittelbar die Eingangshebung des nächsten Verses an. So erhalten wir eine durchlaufende Bewegung. Die Stollen werden mit der Pausierung des letzten Taktes von einander abgesetzt, womit die gedankliche Gliederung übereinstimmt. Der Abgesang hebt zuerst mit einem Spiegelstollen an, wenn man den Ausdruck trotz der Abwandlung brauchen darf, er setzt den männlichen Vers voran. Natürlich ist für dies Gedicht der stumpfe Vers mit Pausierung des 6. Taktes an dieser Stelle nicht zu brauchen. Heinrich v. Morungen hatte in diesem Fall, um die Innenpause im Stollen zu vermeiden, den stumpfen Vers (mit 5 sprachlich ausgeprägten Hebungen) zum vollen Verse (mit 6 sprachlich ausgeprägten Hebungen) aufgefüllt (*der mich sô sêre leitet in die nôt*, aber *doch wart ir varwe liljen wîz und rôsen rôt* im Liede 136, 1). Walther greift zu dem umgekehrten Mittel und verkürzt den Vers zu einem männlich vollen Vierheber, und eben diese Verkürzung, welche die Pause umgeht, wirkt als eine Beschleunigung und damit als eine Belebung der Bewegung. An den weiblichen Ausgang des 2. Verses schliessen sich dann die folgenden, die in harmonischem Abschluss zur Form des Aufgesangsstollens zurückkehren, unmittelbar an; so geht die Bewegung ohne Einhalten durch den vierversigen Abgesang hindurch und klingt im stumpfen Schlussvers aus, so wie im Gehalt des Liedes nach der Vorbereitung in den beiden Aufgesangsstollen mit dem Abgesang jeweils eine neue, weiter ausgreifende Gedankenreihe einsetzt, die sich zur Höhe des innerlich Gewichtigsten oder Entscheidenden erhebt: dieser Bedeutung entsprechen Kraft und Mass der Bewegung.

Wir könnten das Zusammenklingen von Gehalt und Form auch bei andern Liedern feststellen, in denen die Hohe Minne

einen neuen Klang erhalten hat. Wir könnten auch die andern Gebiete von Walthers Lyrik ins Auge fassen. Da haben wir etwa in der Spruchdichtung, deren Formen ruhiger, gemessener sind, den Reichston (8, 4 ff.), wo der suchenden Einkehr, die um die allgültigen Grundlagen des Lebens ringt, die weit ausgreifende und doch ganz schlicht und ernst gehaltene Form entspricht; bei gleichmässigem Wechsel von viertaktig klingenden und vollen Reimpaaren baut sie sich wohl aus zwei Aufgesangsstollen zu 8 Versen und einem Abgesang auf, der sich nur im Abschluss durch die vor dem letzten Verse eingeschobene Waise abhebt. Oder wir könnten das Lied 87, 1 *Nieman kan mit gerten* nehmen, das anscheinend für die Jugend aus dem anerkannten Schatz der Lebensweisheit einfache erzieherische Lehren gibt und mit der einfachen und doch so reizvollen Form des Palindroms in volkstümlicher Weise Nachdruck und Einprägsamkeit erreicht. Oder wir haben den 1. Philippston: feierlich und gemessen, mit langen, gleichmässig getragenen Versen, erklingen die Strophen, die den König im Glanz der Krone verherrlichen oder den langsam schreitenden Aufzug der Magdeburger Weihnachtsfeier vergegenwärtigen (18, 29 ff.). Das Kreuzlied *Vil süeze wære minne* 76, 22 setzt immer wieder mit den gleichen empfindungsschweren Rhythmen ein, die auch im Strophenschluss nichts Abweichendes bringen, sondern zu neuem Aufnehmen der gleichen Bewegung aufzufordern scheinen; es schwingt darin, wie ich es früher einmal ausgesprochen habe, etwas vom seelischen Rhythmus eines langen, gleichartigen Wanderns einem Ziel entgegen, das doch immer in weiter Ferne bleibt: immer wieder holen Mut und Wille sich aus den gleichen Hoffnungen neu belebende, vorwärts treibende Kraft. In der Elegie *Ouwê, war sint verswunden* (124, 1) wiederum hallen die Langzeilen mit klingender Zäsur und stumpfem Ausgang in weit ausschwingenden, schweren Wellen hin und lassen doch, da sie den Ritter zur rettenden Tat aufrufen, in lyrischer Umwandlung etwas von den heldischen Rhythmen des Nibelungenlie-

des anklingen, wie es C. v. Kraus gezeigt hat: alles, was der Dichter will bis zu dem abschliessenden Aufschwung hin, ist schon in den Klängen zu spüren.

So scheinen die Lieder Walthers unerschöpflich in dem stimmungweckenden Reichtum ihrer Klänge und geben ein beredtes Zeugnis, wie die Kunst der Blütezeit bei allgültigen Zielen und geistiger Durchleuchtung im Herzen des Dichtenden gegründet ist. In der späteren Zeit, der langsam der innere Schwung verloren ging, zog wohl bei der künstlerischen Formung des lyrischen Gedichts handwerkliches Können, das sein Bestes zeigen wollte, mehr und mehr die Führung an sich, und doch soll man auch dort vorsichtig damit sein, die Form ohne ernste Prüfung nur als etwas Äusserliches zu nehmen. Auch bei Konrad von Würzburg, der ein so bewusster Formkünstler war, unterscheiden sich nicht bloss Spruch- und Minnedichtung ihrem Charakter entsprechend in der Formgebung, sondern man erkennt auch schnell, wie etwa die leicht bewegten Rhythmen der freudigen Frühlingsminnelieder den schwereren Winterliedern fehlen: auch Konrad hat noch das Gefühl für den Ausdruckswert des Klangs gehabt.

Marburg an der Lahn

Ludwig Wolff

BESPRECHUNGEN

Victor Grove, *The Language Bar.* London, Routledge & Kegan Paul, Ltd., 1950. 160 pages. Price 12/6 net.

Why are *Paradise Lost* and *Paradise Regained* unexplored, if not unknown, regions to the English reader? Why does one never find the man in the street engrossed in the columns of *The Times*? Why would the Englishman not remain in possession of the field in a spelling competition between an Englishman and, let us say, a Spaniard of the same educational standard in their respective languages?

The answer to all these questions will be found in Victor Grove's fascinating book »The Language Bar». There is no doubt that the English-speaking peoples are faced with a language problem of their own because it is far more difficult for an English person to learn English than, for instance, it is for a German to learn German. The English-speaking person has to contend with two main difficulties: a poly-lingual vocabulary of great variety and complexity, and a highly simplified grammar which demands a good deal of ingenuity and intelligence. If he does not know a Romance language and, therefore, does not understand the meaning of a great many of the roots, he is almost bound to fall a prey to inexactness and confusion.

Purists have advocated the removal of all foreign elements, demanding a pure Anglo-Saxon vocabulary. But the indivisibility of the English vocabulary can be borne out most irrefutably by an analysis of *Basic English*. The etymological analysis of C. K. Ogden's basic list shows that 489 of its 850 words are of foreign extraction.

It is true that the heterogeneous character of the English tongue has its great advantages. Shakespeare reached an unsurpassed peak in world literature, but the question arises whether he could have attained the same degree of eminence in a language of a more limited scope.

But the majority of English people have no Latin, Greek or French. This state of things erects a barrier more effective than wealth and status between the cultured minority and the uninstructed majority. Hence the terms »high-brow» and »low-brow» which have no exact psychological and linguistic counterpart in other European languages. Dr. Grove sees the only solution in a classical education. The problem is fundamentally limited to word knowledge. In the early stages of teaching English, a start should be made with concrete words which are easily grasped by small children. Thus, in the course of instruction of the meaning of *-culus*, English *-cle*, *mus*, *musculus* (*mouse*, *muscle*) are suitable words. There is no need for a detailed study of philology if the teacher has a clear understanding of the historical, sociological, and psychological background of language in general, and of the English language in particular.

Once a higher standard of the teaching of English has been achieved, the great gulf of English civilization will be largely bridged. As Dr. Grove puts it: »If we want to give a deeper

meaning to democracy, we must see to it that *all* have opportunity to share that civilization in all its aspects and manifestations.»

We can agree with Dr. Grove that his suggestions may sound Utopian, but nevertheless the book makes charming reading for a philologist as well as for a layman. From the Scandinavian point of view it is interesting to note that he is versed not only in classical but also in Scandinavian languages, although the spelling of some Swedish words is rather obsolete. Credit is given to the People's Colleges of Scandinavia, »the powerful vanguard of adult education in Europe».

To sum up: the book is a most illuminating discussion of the unique character of the English language and would deserve to be included in the syllabus of our universities.

EERO ALANNE

J. SVENNUNG, *L'évolution de la préposition italienne* da *à partir de* de ab *dans le latin*. Archivum Latinitatis Medii Aevi (Bulletin du Cange), tome XXI, pp. 55 -85. Bruxelles, 1951.

M. Svennung, auquel les romanistes doivent la suppression de bien des astérisques ayant figuré devant des étymologies incertaines fondées plutôt sur la spéculation que sur le dépouillement systématique des textes bas-latins, revient dans le présent article sur la question de l'origine de *da* italien. Il expose brièvement les autres étymologies proposées, à savoir *de ad, unde ad, ubi ad* et le *dat* osque, pour s'associer aux partisans de *de ab*. De ce fait, il rejette aussi l'idée d'une origine double de *da*, qui représenterait tantôt *de ab*, tantôt *de ad*. M. Svennung ne mentionne pas le nouveau *Dizionario Etimologico Italiano*, par MM. Battisti et Alessio, Florence 1951. Les auteurs, considérant l'étymologie *de ab* comme assurée, n'en enregistrent aucune autre. C'est précisément l'étymologie dont M. Svennung entend démontrer le bien-fondé. M. Svennung ne mentionne pas non plus le *Prontuario Etimologico della Lingua Italiana*, paru à Turin en 1950 (Migliorini et Duro), selon lequel *da* < *de ab*, mais »in qualche significato lat. *de ad*.»

Or, bien que l'origine de *da* italien puisse être considérée

comme suffisamment éclaircie, l'article de M. Svennung est loin d'être inutile. Il constitue une histoire de cette préposition, propre à dissiper les derniers doutes. M. Svennung présente un nombre considérable d'attestations bas-latines de *da* depuis le septième siècle et réfute définitivement l'affirmation de Meyer-Lübke, selon lequel il n'existerait pas en latin »de combinaison pléonastique avec deux prépositions synonymes (ou presque synonymes).» En réalité, les accumulations comme *ad in*, *ad prope*, *de ex*, *dex*, *ab a*, *de ab*, *dab*, *d'av*, *dab-a*, *daa* prouvent précisément le contraire. Pour expliquer la chute de l'*e* proclitique, dans *de ab*, M. Svennung signale un cas analogue: *dea Syria* > *Dasyr*. On pourrait ajouter d'autres exemples comme *davanti* < *de-ab-ante* qui, sémantiquement, se rapproche plus de la préposition *da*. Bien des faits parlent en faveur de *de ab*. Les exemples de la confusion entre *a*(*b*) et *a*(*d*) étant fréquents depuis la *Mulomedicina Chironis* et bien qu'on rencontre, comme il est naturel, plus souvent *ad* pour *ab* que l'inverse, la graphie *de ad* est très peu attestée.

M. Svennung est convaincu que toutes les fonctions de *da* italien peuvent être ramenées à celles de *ab* latin. Il réfute donc la supposition de M. Sävborg qu'il y aurait eu confusion entre *ad* et *ab* aboutissant tous deux à *a*. Selon M. Svennung plusieurs expressions latines qui indiquent à l'origine la direction »d'où», peuvent prendre le sens presque opposé »vers quel côté, vers où.» Ainsi *hac*, *illac*, *hinc*, *dextra*, *sinistra*, *a latere*, etc. C'est en partant de ces emplois latins qu'il veut expliquer la fonction de la préposition italienne *da* dans les contextes comme *andate dal principe*.

Da lié à un substantif (*bicchiere da vino*, *abitazione da uomini*) peut »être interprété non seulement dans un sens final, . . ., mais aussi comme transcrivant un mot composé.» Ainsi dans le premier exemple (*b. da vino*) *da* aurait une signification partitive, dans le second (*a. da uomini*) une signification possessive. Or la question n'est pas aussi simple que le semble supposer M. Svennung, car *da* peut aussi précéder un infinitif, pour exprimer la possibilité ou la finalité: *macchina da cucire*, *non è un libro da leggere*, *tabacco da fumare*, *una casa da vendere*, *non ho niente da fare*, *abbiamo da lavorare*, exemples que je cite d'après M. Rohlfs, *Historische Grammatik der italienischen Sprache*, II, p. 541 (parue en 1949).

D'autre part, les exemples latins, allégués par M. Svennung à l'appui de sa thèse, représentent à proprement parler des

adverbes ou des locutions toutes faites. Le bond à faire reste considérable, pour en arriver à la finalité ou à la direction »où l'on va». Si les expressions du type *sinistra*, etc., ne s'expliquent pas en partant de l'*ablativus viae*, elles peuvent être analogues à fr. *près de moi*, ce qui s'explique »près, en partant de moi», tandis que l'italien peut dire indifféremment *presso a* ou *di*.

Cependant les langues romanes nous offrent des exemples de la transmission des fonctions d'une préposition à une autre qui lui ressemble phonétiquement. En fr. *en le* > *ou* > zéro. Or *ou*, disparaissant, lègue une partie de ses fonctions à *au* < *à le*, dont le domaine est ainsi considérablement élargi.

De même en ancien français, selon Godefroy et Tobler-Lommatzsch, la préposition *a* est souvent précédée ou suivie d'une autre préposition. Il en résulte des combinaisons comme *de. . . a, por. . . a, por a, sans a* qui ressemblent bien à un *de ad* qui a pu avoir une influence sur l'évolution sémantique de *da* en italien.

Ainsi, tout en reconnaissant les mérites certains de l'article exceptionnellement bien documenté de M. Svennung, il sera difficile de le suivre jusqu'au bout. En attendant une étude exhaustive sur les faits italiens, on sera forcé d'admettre la possibilité d'une confusion des deux *a* — *a* de *ab* et *a* de *ad* –, pour expliquer les fonctions de *da*.

Reino Hakamies

Sir Gawain and the Carl of Carlisle in Two Versions, edited by Auvo Kurvinen (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 71, 2). Helsinki, 1951. 229 pages.

One morning King Arthur went hunting with Ironside and a large company of other knights, and they killed a large number of deer. Sir Gawain, Sir Kay, and Bishop Baldwin, in their eagerness, went too far from the others and found themselves surrounded by mist. They had to choose between spending the night in the forest or riding to the nearby castle owned by a giant known as the Carl of Carlisle. Strange things were told about this castle: few of the people who went there had escaped alive. The three knights, however, decided to ride to this ominous place. The porter, who let them in, warned them about the Carl. On entering the hall, the three men were greeted by the bellowing and roaring of the Carl's four »whelps», a bull,

a boar, a lion, and a bear; at the Carl's command, however, these at once crept under the table.

The visitors found their host to be an extremely ugly, wide-mouthed and grey-bearded giant, whom Gawain, however, greeted courteously.

The wine was brought in in a huge cup of gold. While everyone was drinking, the guests went out one by one to see their horses. The Bishop, who went out first, found the Carl's horse standing beside his own and drove it out. But the Carl had also come out and gave the Bishop such a blow that he fell to the ground. Sir Kay, who came out next, treated the Carl's horse in a like manner, and he, too, was hit by the Carl so that he fell down. When, in his turn, Gawain went out to see that his horse was all right and saw the Carl's horse standing in rain, he covered it with his green mantle. The Carl, who watched him unnoticed, thanked him for his courtesy.

The guests were then invited to go to supper, and Kay was placed beside the Carl's beautiful wife. Later in the evening, the Carl's daughter, even more beautiful, entertained the company by playing the harp and by singing of love and Arthur's feats. Gawain was told by the Carl to take a spear and to thrust it right into his (the Carl's) face. Gawain obeyed, but the giant lowered his head, and the spear struck the stone wall behind him and broke to pieces. After the supper, the Bishop and Kay retired, but Gawain was taken into the Carl's room, where he was asked to take his host's wife, who was lying in bed, in his arms and kiss her. This he did, with some eagerness. The Carl promised to give him a lady twice as beautiful; — this was his daughter, with whom he allowed Gawain to spend the night. In the morning Gawain went to mass, but when, after mass, he prepared to leave the castle, the Carl asked him to stay for dinner.

After dinner, the Carl took Gawain into a room and gave him a sword, and asked him to strike off his head. After much hesitation Gawain consented to do so. The Carl's head was struck off, and Gawain found him transformed into a man of his own height. The man thanked Gawain for his disenchantment, for he had been an ordinary man transformed into an ugly giant. The only way to set him free from the spell was to have his head cut off by a knight of the Round Table. The enchantment had taken place a long time ago, and since then everyone who came to the castle and did not obey the Carl's

orders had been killed. The only man who had proved to be courteous and obedient was Gawain. The Carl then showed Gawain a room with cartloads of dead men's bones. He had killed them all by the help of his »whelps»; he now promised that there would be no one killed in this way after his disenchantment.

Before leaving the castle, Gawain was married to the Carl's daughter by Bishop Baldwin, and the visitors received rich presents from their host. They rode away with the young lady, and the Carl sent with them an invitation to King Arthur to come and dine with him the following day. Arthur accepted the invitation and rode to the Carl's castle with a magnificent company. He was received with music at the castle gate. The Carl had prepared a sumptuous feast for his royal guest. The King was so pleased that he dubbed the Carl knight and gave him Carlisle as a fief, and made him a knight of the Round Table. The Carl built a splendid abbey in Carlisle in honour of the Blessed Virgin.

This is a brief outline of the story told in the Middle English romance of *Sir Gawain and the Carl of Carlisle*, one of the minor romances of the Gawain group. It survives in two versions, both of which have come down to us in rather a mutilated state. One of these, which Miss Auvo Kurvinen, the latest editor of the romance, chooses to call version *A*, is a poem of 660 lines arranged in twelve-line tail-rhyme stanzas. It is preserved in MS. Porkington 10, which dates from the second half of the fifteenth century. The other version, version *B*, a poem of 500 lines rhyming in couplets, is preserved in the Percy Folio Manuscript (British Museum Addit. MS. 27,879), dating from about 1650. Both versions were printed by Sir Frederic Madden in his collection of Gawain romances (Bannatyne Club, 1839), a volume which is now accessible to few scholars. Version *B* was printed subsequently by Francis J. Child, *English and Scottish Ballads*, I (1857), and by J. W. Hales and F. J. Furnivall in *Bishop Percy's Folio Manuscript*, III (1868). In 1947, Robert W. Ackerman rendered a useful service to the students of the Arthurian cycle by publishing the *A*-text from photostats. It was clear, however, that only an edition which provided a parallel text of the two extant versions, accompanied by a glossary and a systematic discussion of the literary background and of the relations of the two versions, could give a fully satisfactory basis for the study of the romance.

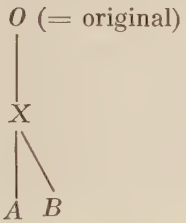
There seems to be little doubt, therefore, that Dr. Kurvinen's parallel-text edition with its very full introduction, notes, and glossary will be welcomed by Arthurian scholars. One of the most useful features in it is the paraphrase of the story at the beginning of the book (pp. 18—24), in which the passages related in the same way in both versions are printed in italics, while the variants are given in the roman type in brackets.

The description of the Porkington manuscript and its dialect occupies pp. 26—32. Dr. Kurvinen is preparing a detailed description of this interesting collection of Middle English poetry for the *Neuphilologische Mitteilungen*, to replace Madden's good but out-of-date account of it. In Dr. Kurvinen's discussion of the language of the Porkington manuscript a few details of minor importance seem to call for comment. The editor finds that in one of the hands the characteristic doubling of consonants often takes place before an unstressed ending; yet the doubling also occurs when the normally unstressed ending takes on a stress on account of its position as the last syllable of the line (e.g., *ettand* 303, *corttessye* 193). As to the retention of OE. *ā* as *a*, the editor says that this occurs mainly in rhyme and quotes no instances outside rhyme (*larde* 167, for example, might have been worth recording). The editor also omits the interesting spelling *gloryis* 370 for *gloryus*. The dialectal criteria in the Porkington copy suggest that it was written out in the south-west Midlands, while Dr. Kurvinen in inclined to ascribe the original of version *A* to the northern dialectal area.

The Percy Folio Manuscript copy of version *B*, the only extant copy of this version, is too late to contain much of linguistic interest. The editor finds (p. 56) that the 2nd person sing. pres. ind. regularly ends in *-st*. *Thou ruleth* 118 and *thou sitteth* 192 may be due to carelessness, as the editor suggests, but they might also be hypercorrect forms for *rules* and *sittes*. On p. 61, in the discussion of OE. *y*, no reference is made to the rhyme *abuy: thereby* 263—4 and *abuy: were I* 311—12. — Dr. Kurvinen accepts Furnivall's opinion that the Percy Folio Manuscript comes from Lancashire, while the scanty evidence provided by the rhymes seems to point to the North as the area in which the *B*-version was first composed.

The statement on p. 56 that the rhythm of version *B* appears to be based on stress is superfluous and is probably to be ascribed to absent-mindedness on the editor's part.

Chapter IV of the Introduction, dealing with the interrelation and relative authority of the two versions, is one of the best in the book. From the close verbal resemblance between the versions Dr. Kurvinen concludes that they go back to the same version, which, however, can hardly be the original one. The manuscript relations may be illustrated by the following diagram —



Dr. Kurvinen's reasoning is convincing, though, like so many editors of early texts, she appears to have a slight tendency to confuse the conceptions »version» and »manuscript». Neither is the logic of the statement that »being preserved in the older manuscript, [version] *A* cannot be derived from *B*» (p. 65) free from objection because there may well have been other manuscript copies, now lost, of version *B*. But if the editor is right in assuming (p. 63) that the *B*-version was composed about A.D. 1500 at the earliest, it is evident that *A* cannot be based on *B*.

G. L. Kittredge (*A Study of Gawain and the Green Knight*, pp. 301—2) expressed the opinion that the original version was composed in couplet-form, of which the Percy Folio text (= *B*) is a poor copy, and that the Porkington text (= *A*) is a working-over of that original into a tail-rhyme poem. Dr. Kurvinen, on pp. 66—70 of her edition, brings forth fairly conclusive evidence that the immediate original of both *A* and *B* (= *X*) was a tail-rhyme poem. Whether the original version *O* was composed in tail-rhyme or couplet form is not possible to say. The reason why the *B*-version was composed in couplets is, Dr. Kurvinen suggests, probably due to the fact that tail-rhyme stanza was no longer in fashion as a romance stanza at the time when this version was made.

Somewhat less satisfactory than the discussion of the mutual relations of the two existing versions is the next chapter, which deals with the sources of the story. There is a useful survey of earlier studies relating to this question, and Dr. Kurvinen

makes a brave attempt to solve some of the problems connected with the story. A detailed analysis of the various folklore elements of the romance shows how difficult the problems concerning the story are. It is possible that the intensive research carried out in many countries on Arthurian romances will throw some new light on the Carl of Carlisle story, too, though it does not seem that very much more could be done with the material available at the present. It is particularly to be hoped that the study of the sources and analogues promised by Prof. Ackerman in the introduction to his edition will appear one day. — Dr. Kurvinen does not believe, as Gaston Paris and Kittredge did, that the story of the Carl of Carlisle goes back to a French source. She finds that such an assumption is based on thin evidence and expresses herself in favour of an English origin for the story. She thinks that it first appeared somewhere in Cumberland.

Both extant versions are full of textual cruces. Dr. Kurvinen finds that *A* is somewhat more reliable, particularly because it preserves the more original tail-rhyme form, and therefore uses it as the basic text of her edition. The division of the *A*-version into stanzas (in the manuscript, there is no division into stanzas) is now for the first time made to follow the distribution of the rhymes. The *A*-version is printed on the left page, the *B*-version on the right, the result being a reliable and readable edition. In the establishment of the text Dr. Kurvinen is in some respects a little too conservative. In her Notes she suggests many good emendations, but even the obvious ones are not noted in the text itself. Thus, for example, for the line

Kny3ttus kene fast they rane (103)

she suggests the emendation

Kenettus kene fast they rane

in her Notes, but leaves the line unaltered in the text.

It is just possible that *A lyttyll her ner honde* (141) is to be read *A syttyth* (= he lives) *her ner honde*. In line 285, *This to lyttyll a cope for me*, the editor interprets *this* as a contraction of *this is*, which it may be, but it is equally possible that the scribe omitted the word *is* by mistake. Line 428 seems to me

to be too long; omission of the first two words (*Uher ys*) would make it better. Line 655 is obviously corrupt; the passage runs thus in the manuscript —

> A ryche abbey þe carle gan make
> To synge and rede for Goddis sake
> In wurschip of oure Lady.
> In the towne of mery Carelyle
> He lete hit bylde stronge and wele,
> Hit is a byschoppis see.
> *And þeryn monkys gray*
> To rede and synge tille domysday,
> As men tolde hit me,
> For the men þat he had slayne, iwis, ...

Line 655 is perhaps to be corrected into *And þeryn .x. monkys for ay* (cf. 549 and *B* 423). Line 655 seems to constitute a natural continuation to line 651, lines 652—4 being possibly a sort of intercalation.

The notes to the texts (pp. 160—191) are good and instructive on the whole. A few comments may, however, be made on this part of the book —

40. The emendation of *Vyttryan* into *fytz Uryan* does not necessarily increase the number of stresses, as stated by the editor.

113. In the note on this line the editor identifies *lond* with *laund* 'a glade, an open space in the wood' without hesitation, in the glossary with hesitation. It is clear that *lond* here stands for *laund* 'a glade'. Lines 113—14 are to be compared with lines 595—6 of *Sir Degrevant* —

> Under a lynd or thei lente,
> By a launde syde.

114. To the quotation from *Guy of Warwick* may be added the quotation from *Sir Degrevant* (see comment on note 113 above).

159. This note is to be deleted because it is quite clear that the line means 'And make his house bare'.

203. *The kyngus keyis* is a phrase hitherto known only from Scott's *Redgauntlet* (*NED.*, *Key* 1 *b*). It is useful to have another instance of this very interesting phrase.

376—7. A corrupt rhyme not mentioned by the editor in her Notes. Is this rhyme to be corrected into *melle* : *spelle*?

B 343—4. In the *Corrigenda* the editor corrects the last word of line 344 in *B*, *thee*, into *there*. The note on *B* 343—4 is therefore out of place and is to be deleted, and in the glossary the question marks and the word »corrupt» are to be struck out in the entry *infare*.

649ff. Delete this note (see above, p. 371).

Glossary

mouth. Could the phrase *meryly with mouthe* (62) be taken to mean 'with a merry countenance'?

tell. The past participle *itolde* (96) is perhaps to be taken as an attribute to the noun *knyȝttus* in the sense of 'chosen' or 'esteemed'.

*

Dr. Kurvinen has asked me to add to my notes four textual emendations suggested by Dr. Mabel Day. They are printed here with Dr. Day's permission.

126. I think that *Herbrow þey wolde þey hade* is a possible original.

426. For *That* read *The*.

B 113. I do not understand this line: *fare* by itself cannot mean 'prosper'. Can the line mean 'If I arrive there'?

259. *hyȝtht* cannot be an adjective. Probably *of* or *on* has dropped out.

Tauno F. Mustanoja

Vittore Branca, *Prima diffusione del Decamerone*. (Studi di filologia italiana Bullettino dell' Accademia della Crusca, Volume VIII, Firenze, G. C. Sansoni, 1950, pp. 29—413).

Maria Sampoli-Simonelli, *Il Decameron. Problemi e discussioni di critica testuale* (Annali della Scuola Normale superiore di Pisa). 1949.

Vittore Branca, connu déjà comme auteur de nombreuses études sur la littérature de la Renaissance italienne et notamment comme éditeur de l'*Amorosa visione* et du *Décaméron* de

Boccace, vient de publier une étude très documentée sur les circonstances dans lesquelles eut lieu la première diffusion manuscrite du Décaméron.

Cette étude constitue un travail préparatoire à l'histoire interne de la tradition manuscrite du chef-d'œuvre, promise par l'auteur à la fin de son article. La même étude est annoncée par M^me^ Sampoli-Simonelli à la fin d'un travail également préparatoire dont on trouve un compte rendu plus bas.

Avant d'arriver au sujet indiqué par le titre de son travail, M. Branca traite du mode et de la date de la composition du Décaméron. Selon la théorie généralement admise par les critiques, le Décaméron n'a pas été composé tout d'une haleine. Qu'il me soit permis de répéter les mots d'Henri Hauvette, dans sa biographie bien connue de Boccace, p. 208: »Si la réalisation du chef-d'œuvre appartient à la maturité de Boccace, l'éclosion en a été préparée de longue main. Le moment où ces matériaux lentement accumulés prirent corps et s'organisèrent fut sans doute celui où l'auteur s'avisa de réunir par un lien ces récits dispersés, de les grouper en recherchant entre eux des similitudes ou des contrastes, de façon à les présenter en pleine valeur, c'est-à-dire le moment où il conçut le cadre qui donne l'unité à son œuvre. Or ce cadre porte une date, celle de la peste de 1348, qui en a fourni le motif initial. . . . Il semble qu'avant de tourner ses pensées vers de plus graves sujets, il ait tenu à évoquer toute cette comédie sentimentale et bouffonne, dont s'était divertie sa jeunesse rieuse».

Quant à la nouvelle orientation du poète vers »de plus graves sujets», elle aurait commencé en l'année 1353 qui est généralement considérée comme la date à laquelle le Décaméron fut achevé.

De même, on admet généralement que Boccace n'attendit pas l'achèvement de son livre pour en laisser circuler quelques fragments. Le plaidoyer qui sert d'introduction à la quatrième journée répond directement aux critiques provoquées par la lecture des nouvelles contenues dans les trois premières journées.

M. Branca soumet ces opinions courantes à une nouvelle critique. Il constate d'abord que le *terminus ante quem* généralement admis (1353) se base d'une part sur une pure hypothèse présentée en 1583 par Salviati dans ses *Avvertimenti della lingua italiana* et d'autre part sur quelques informations plus on moins vagues contenues dans le *Corbaccio*, œuvre généralement considérée comme la dernière que Boccace ait écrite en

langue vulgaire. M. Branca veut, de sa part, reporter la date à laquelle le Décaméron avait été achevé à l'année 1351. A l'appui de sa nouvelle thèse il peut en effet présenter quelques preuves ou raisonnements intéressants.

1. En avril 1351 eut lieu à Padoue la célèbre rencontre de Boccace avec Pétrarque qui, pour ainsi dire, bouleversa l'âme juvénile du narrateur. Sa nouvelle conception sur son rôle de poète ne se reflète pas seulement dans sa correspondance, mais tout notamment dans sa XII[e] églogue, où Aristeus (= Boccace) renie son passé littéraire et déclare à Calliope (= Pétrarque?) s'être voué à la haute poésie latine:

> Caliopes: Non ego te vidi pridem vulgare canentem
> in triviis carmen, misero plaudente popello?
> Aristeus: Vidisti, fateor. Non omnibus omnia semper
> sunt animo. Puero carmen vulgare placebat . . .

Comme on sait d'autre part qu'en 1351 Boccace a commencé à s'occuper de quelques-uns de ses œuvres les plus importantes en langue latine, il est difficile de penser que, simultanément, il aurait écrit ces histoires destinées au public illettré, si aristocratiquement — »misero plaudente popello» — dédaigné.

2. Dans la neuvième nouvelle de la cinquième journée Boccace parle de Coppo di Borghese, mort à la fin de 1352 ou au début de 1353, comme d'une personne encore vivante.

3. Le ton railleur sinon hostile dont le poète parle dans le Décaméron des habitants de Venise et de ceux de Certaldo est peu compatible avec ce que l'on sait des contacts qu'il eut avec ces villes après 1351.

4. Il y a dans l'œuvre de Pétrarque quelques passages qui, peut-être, pourraient donner lieu à supposer que Boccace aurait montré le Décaméron à son illustre ami à l'occasion de leur rencontre à Padoue en 1351.

Comme on le voit — et M. Branca le reconnaît du reste lui-même — les preuves positives absolument décisives manquent.

La fameuse XII[e] églogue, par ex., prouve bien une conversion morale et littéraire chez son auteur, mais les raisonnements chronologiques les plus subtils fondés sur elle se heurtent à beaucoup de difficultés, dont la plus grande est sans doute la date de ce poème, aussi incertaine que celle du Décaméron. Personnellement, je ne puis non plus attacher beaucoup d'importance au témoignage de Coppo di Borghese Domenichi dans

la nouvelle V, 9 du Décaméron. Les moyens me manquent de contrôler si l'auteur du Décaméron a suivi ou non un système lorsqu'il met dans la bouche de ses dix porte-paroles poétiques des histoires ayant trait à des personnes contemporaines réelles, mais il semble naturel que ces personnes doivent être considérées mortes ou vivantes en 1348 et non pas à la date où l'ouvrage fut composé. C'est seulement dans les introductions aux différentes journées qu'en principe il est permis d'entendre la voix directe de l'auteur lui-même. Cette remarque s'applique notamment — comme le reconnaît M. Branca dans sa note 27, p. 45 — aux paroles de Fiammetta dans la nouvelle V, 9: »Dovete adunque sapere che Coppo di Borghese, il qual fu nella nostra città *e forse ancora è* uomo di reverenda e di grande autorità *ne' dì nostri*», où le doute (»e forse ancora è ne' dì nostri») est destiné à exprimer l'incertitude complète des interlocuteurs réunis à Fiesole vis-à-vis de ce qui se passait dans la ville de Florence dévastée par la peste.

En traitant de la date du Décaméron, M. Branca effleure aussi, p. 37, le problème constitué par celle du *Corbaccio*, le dernier ouvrage en langue vulgaire écrit par Boccace. Il rejette la date généralement admise pour ce dernier (1354 ou 1355) sans, toutefois, discuter le problème plus en détail.

Comme je l'ai indiqué plus haut, il n'est pas passé inaperçu aux critiques antérieurs que d'une part la composition des différentes nouvelles du Décaméron s'échelonne sur un intervalle beaucoup plus long que celle de la composition définitive de l'œuvre et que, d'autre part, du moins certaines nouvelles des trois prémières journées ont été connues du public avant l'achèvement de l'ouvrage dans son ensemble.

L'existence d'une diffusion séparée des nouvelles des trois premières journées a été, il est vrai, mise en doute dans deux études relativement récentes.[1] M. Branca présente de nouvelles preuves plausibles d'une diffusion séparée du début de l'œuvre avant la rédaction définitive. En voici les plus intéressantes:

1. Quelques manuscrits, notamment le ms. 156 de l'Accademia dei Concordi de Rovigo et le ms lat. 9893 du Vatican, reflètent une tradition manuscrite limitée seulement aux trois premières journées.[2]

[1] C. S. Singleton, *On meaning in the Decameron*, »Italica», XXI, 1944, et G. Billanovich, *Restauri boccacceschi*, Roma, 1945.

[2] Il ne ressort pas de la description donnée p. 107 du ms. R. 61

2. La préface du Décaméron semble porter une trace de la première rédaction. L'auteur y déclare: »Intendo di raccontare cento novelle . . . raccontate in diece giorni da una onesta brigata di sette donne e di tre giovani . . . *e alcune canzonette dalle predette donne cantate* a lor diletto», mais à partir de la quatrième journée ce ne sont plus seulement les femmes qui présentent ces chansonnettes.

En parlant du mode de rédaction du Décaméron M. Branca réussit à jeter une nouvelle lumière sur le problème souvent discuté que constituent les mots contenus dans l'introduction à la quatrième journée: ». . . novellette . . . le quali non solamente in fiorentin volgare e in prosa scritte per me sono e *senza titolo*». Les mots »senza titolo» ne pourraient avoir leur acception moderne, car on sait que le livre portait le titre »Comincia il libro chiamato *Decameron*, cognominato *Principe Galeotto*». Les critiques antérieurs ont interprété les deux derniers mots tantôt »sans nom d'auteur» (Deputati e Gaspary), tantôt »sans dédicace» (Salviati, Landau, Hauvette), tantôt «inscription initiale, contenant le nom du dédicataire et de l'auteur» (Shaw). M. Branca cite notamment un passage du *Comento di Dante* de Boccace, dans lequel le sens des mots *sine titulo* est expliqué par Boccace lui-même. Celui-ci y dit en parlant du *Liber amorum* d'Ovide: ». . . puossi dire similmente *sine titulo* perciò che d'alcuna materia continuata, della quale si possa intitolare, non favella, ma alquanti versi d'una a alquanti d'un'altra, e così possiamo dir di pezzi, dicendo, procede.» Je crois qu'après cette trouvaille il ne peut plus subsister aucun doute sur le sens de ces mots dans le Décaméron.

M. Branca donne ensuite la description de 80 manuscrits reproduisant intégralement ou partiellement le texte du Décaméron, publie quelques petits documents manuscrits mettant en lumière les milieux dans lesquels le livre a trouvé des lecteurs passionnés déjà pendant la vie du poète et présente finalement sur les voies et les modes de la première diffusion de l'ouvrage des observations provoquées par l'étude des documents. Ceux qui ont étudié la correspondance intime entre Boccace et ses amis lettrés, notamment Pétrarque, ont été

---

de la Biblioteca Vallicelliana comment ce dernier reflèterait la diffusion partielle.

frappés du silence pour ainsi dire complet qui, à première vue, semble y envelopper le chef-d'œuvre du narrateur. M. Branca souligne avec raison que Pétrarque n'a pas seule ment contribué directement à la renommée européenne de Boccace par sa traduction latine — unique dans l'œuvre de Pétrarque — de la nouvelle de Griselidis mais que la dernière lettre »sénile» de Pétrarque, écrite probablement au début de l'année 1373, témoigne d'un intérêt rien moins que passager pour l'ensemble de l'ouvrage de son ami.

Deux autres documents, l'un provenant de la plume d'un lecteur florentin passionné du Décaméron et écrit probablement en 1354, l'autre constitué par une lettre écrite en 1360 par Francesco Buondelmonti, neveu de Niccolò Acciaiuoli, grand sénéchal du royaume de Naples, mettent en évidence le succès et la popularité dont jouissait le Décaméron notamment dans les milieux »extralittéraires» de l'époque, constitués par la haute bourgeoisie et les grands marchands d'origine florentine.

L'étude de M. Branca qui touche au plus vif des problèmes se rattachant à la biographie de Boccace et à l'histoire de son œuvre, nous fait attendre avec impatience la suite promise.

*

* *

Les principales éditions modernes du Décaméron de Boccace, à partir de celle de 1761, reproduisent plus ou moins fidèlement le célèbre manuscrit exécuté en 1384 par Francesco d'Amaretto Mannelli, soi-disant ami de Boccace, et conservé actuellement dans la Bibliothèque Laurentienne de Florence. Telle, par ex., l'édition donnée par Ignazio Moutier (1827), celle de Pietro Fanfani (1857) et celle reproduite dans la *Bibliotheca Romanica* de Strasbourg. Ce n'est que l'édition de F. Massera contenue dans les *Scrittori d'Italia* (1927) qui se fonde sur le manuscrit également célèbre de Berlin (Hamilton 90).[1]

La grande réputation du manuscrit de Mannelli est due à une notice erronée contenue dans l'opuscule *De la lingua che si parla e scrive in Firenze* de G. B. Gelli et F. F.Giambullari,

[1] Quant à l'édition la plus récente, celle de Vittore Branca annoncée par l'éditeur Le Monnier à Florence en 1951, nous n'avons pas encore pu l'avoir entre les mains.

Firenze 1551 [1], ainsi que par le rapport donné en 1573 par la commission des érudits florentins constituée en vue d'établir le texte critique de ce chef-d'œuvre de la Renaissance italienne.[2] Ce rapport mit en circulation la légende selon laquelle le manuscrit en question serait copié sur l'original de Boccace. Ce sont les mêmes »deputati» qui, les premiers, ont fait allusion à l'existence de deux ou de plusieurs versions du Décaméron dues à l'auteur lui-même. Cette dernière thèse a été développée et approfondie sérieusement par M. Barbi dans son ouvrage *La nuova filologia e l'edizione dei nostri scrittori da Dante al Manzoni*, Florence, 1938, et tout récemment par M^me^ Maria Sampoli-Simonelli dans sa petite étude richement documentée et écrite avec toute la compétence désirable.

M^me^ Sampoli-Simonelli commence son étude par réfuter d'une façon convaincante une nouvelle thèse sensationnelle présentée en 1948 par M. A. Chiari [3], selon laquelle le manuscrit-base de l'édition de F. Massera mentionnée tout à l'heure aurait été executé de la main de Boccace. La partie polémique du travail de M^me^ S.-S., si convaincante soit-elle, est quelque peu gratuite, car Oskar Hecker, dans sa thèse *Die Berliner Decameron und ihr Verhältnis zum Codice Mannelli*, Berlin, 1892, avait déjà prouvé que le manuscrit florentin était postérieur à celui de Berlin. Mais M^me^ S.-S. ne se contente pas de la polémique. Par une étude philologique laborieuse et par une analyse pénétrante du style elle arrive à relever dans les nouvelles de Boccace une quantité considérable de détails servant à jeter de la lumière sur la méthode de travail du maître de la nouvelle et sur l'évolution progressive du style de son chef-d'œuvre reflétée par la tradition manuscrite. C'est en effet par de continuelles retouches opérées par l'écrivain lui-même, inlassablement préoccupé par des scrupules d'ordre stylistique, qu'est née la rédaction »vulgate» du Décaméron, représentée surtout par trois manuscrits précieux, ceux de Berlin et de Florence mentionnés plus haut et celui de la Bibliothèque Nationale de

[1] Cf. Vittore Branca, *La prima diffusione del Decameron*, p. 18, note 62, dans Studi di filologia italiana, vol. VIII, Firenze, 1950.

[2] *Annotazioni e discorsi sopra alcuni luoghi del Decameron di messer Giovanni Boccacci, fatte dai molto magnifici Signori Deputati da loro Altezza serenissima sopra la correttione di esso Boccaccio*, stampato l'anno 1573, Fiorenza, Giunti, 1574.

[3] A. Chiari, *Un autografo del Boccaccio?* (*La Fiera letteraria*, n° 27, 1948).

Paris, fonds italien 482. De ces trois manuscrits ce serait le parisien qui, selon M^me^ Sampoli-Simonelli, se trouverait le plus près de l'original, tandis que le »Mannelli» représenterait une copie directe du manuscrit de Berlin. Par cette étude le prestige quelque peu surfait du »Mannelli» se trouve, une fois de plus, réduit à ses justes proportions. Ce fait est important pour l'étude d'un autre ouvrage de Boccace dont nous sommes en train de préparer une édition critique. Nous voulons dire le *Corbaccio*, reproduit, e.a., par le même Mannelli.

Mais, pour revenir au texte du Décaméron, M^me^ S.-S. a découvert, dans le développement aboutissant peu à peu à la rédaction considérée comme »définitive» par Boccace lui-même et représentée par les trois manuscrits mentionnés plus haut, trois phases antérieures et successives, représentées à leur tour, respectivement, par trois manuscrits du XV^e^ siècle, conservés dans la Bibliothèque Laurentienne, à savoir les mss. 42—4, 90 sup. 106/2 et 42—6. Sur la base de ces constatations préliminaires M^me^ S.-S. croit pouvoir répartir toute la tradition manuscrite du Décaméron entre quatre grandes familles, ce qui permettrait plus tard de mettre en pleine lumière l'évolution du style du grand précurseur de la nouvelle contemporaine.

Tauno Nurmela

Erik Erämetsä, *A Study of the Word 'Sentimental' and of Other Linguistic Characteristics of Eighteenth Century Sentimentalism in England.* Diss. Helsinki University 1951. (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 74,1). 168 pp.

Mr. Erämetsä's book is an interesting contribution to the study of the vocabulary of Sentimentalism in England. The most important result of his research is his revaluation of the sense development of the keyword *sentimental* and its derivatives.

In an introductory chapter the writer deals with some general features of the eighteenth century background. He refers to the characteristics of the Age of Enlightenment, such as the predominance of reason, the prevailing optimism and cheerfulness as well as the trend of didacticism and morality.

He points out the importance of the doctrine of the fundamental goodness of Man, the principle of sympathy and the function of feeling. He then traces the change from dominant *reason* to dominant *feeling*, showing how in the »head-and-heart complex» the latter, the *heart*, gradually came to predominate, until the feeling-element eventually degenerated into a kind of sentimentalism.

Against this background the writer proceeds to his main object, the study of the semantic development of the adjective *sentimental*. This section is the most interesting in his thesis and contains the writer's most valuable findings. A careful and in most cases correct[1] analysis of all the known early instances of *sentimental* in 18th century literature and dictionaries — Mr. Erämetsä is able to add some early instances not recorded elsewhere — leads him to a conception of the sense development of the word which differs materially from the account given in the NED and generally accepted by scholars. He proves conclusively that the word was originally connected with the thought-element in the word *sentiment*, the meaning of which is defined as »thought», »opinion», »judgment», in early dictionaries. Accordingly, *sentimental* as a derivative of *sentiment* used in this sense, was originally employed in the meanings »of opinion», »of thought», »capable of thought», »sensible», »appealing to the mind», from which it developed the senses »moral», »morally virtuous». These early significations are all unrecorded in the article on the word in the NED. It was, according to Mr. Erämetsä, only with the general change of mental attitude in the middle of the 18th century, when gradually the preponderance of reason gave way to that of feeling, that *sentimental* appears in new connotations — formerly thought to be the original ones — which connect it with refined feeling and tender emotion, the current senses of the word. Mr. Erämetsä is able to demonstrate that the new »coloured» connotations of *sentimental* owe their existence and great popularity to a large extent to Sterne and his use of the word in *Sentimental Journey*, and he plausibly links up Sterne's new use with his sojourn

[1] In Sterne's letter of February 21, 1767, quoted on p. 47, *sentimental* seems to me to retain the original meaning »full of thought and reflection».

in France at the time he was engaged on writing his book. In other words, Sterne derived the adjective, which was an English formation, from French *sentiment* in the current French sense »tender feeling», »emotion».

It might be argued that in establishing this fact — and one is inclined to accept this explanation — Mr. Erämetsä has in a way defeated his own purpose as set out in the introductory chapter: the sense development of *sentimental* is, according to the above explanation, not due to the change of attitude to the two elements in the head-and-heart complex, but to Sterne's individual use of the word in a new meaning. On the other hand, the general acceptance of the word in the Sternean connotation is no doubt to be explained as a result of the preponderance of feeling in the latter part of the 18th century. Mr. Erämetsä has, however, neglected to study the semantic development of the basic word *sentiment*, except for the earliest periods of its use: it seems natural that this word, too, should have undergone a series of changes that are reflected in the derivative. Often *sentimental* could be rendered by phrases like »full of sentiment», »producing sentiment», and the main thing then is what is implied by the word *sentiment*. Moreover, one would have liked Mr. Erämetsä to go even further than this, to a study of the meanings of the French word *sentiment* and their relation to the senses found in English. As it is, the French influence on English Sentimentalism in its various aspects has been left almost completely out of account, and this will no doubt be felt as a defect in Mr. Erämetsä's study.

The chapter on Sentimental Comedy and Sentimental Literature proves the importance of linguistic study in clarifying notions of literary history. Through an analysis of the characteristics of the so-called sentimental comedy the writer is able to show that it was really synonymous with »moral comedy». In the section on sentimental literature he points out that the confusion often found in the use of literary terminology is due to the fact that the meanings of *sentimental* and *sentimentalism* have not always been properly understood by historians of literature. Thus sentimental literature, when applied to Richardson and Fielding, means something quite different from Sterne's sentimentalism. The writer defines this difference very lucidly on p. 70.

The latter part of the book gives a collection of sentimental words and clichés and stylistic devices in senti-

mental literature, which are very characteristic and illustrate in an illuminating way how the spirit of the age was reflected in the language. The material brought together by Mr. Erämetsä is on the whole a relevant illustration of the main features of Sentimentalism as presented by him in the early chapters. It must be pointed out, however, that some of the stylistic devices are not characteristic of Sentimentalism alone and should have been sifted out. Among instances of hyperbole the writer mentions the abundant use of numerals in emotional phrases like »a thousand million of thanks», »a million of pities», but he also records such everyday phrases as »I held it for ten minutes», »I sought five minutes for a card», and »I wept for two minutes incessantly». Some of the emotional plurals too should have been excluded from his list (e.g. *anxieties*, *censures*, *doubts*, *fears*, *transports*, *triumphs*, *tumults*).

In an appendix Mr. Erämetsä submits a new and plausible account of the sense development of *sentimental* in accordance with the findings of his research.

A number of language mistakes and misprints (over fifty) seem to indicate that the writer was in a hurry over his proofreading.

O. R. Reuter

Henrik Abrahams, *Études phonétiques sur les tendances évolutives des occlusives germaniques*. Dissertation. Aarhus, Universitetsforlaget, 1949. 241 S.

Es gibt kaum eine zweite Gruppe von Lautveränderungen, die vom sprachwissenschaftlich-phonetischen Standpunkt so viel Beachtung gefunden hätte wie der Lautwandel, den man germanische Lautverschiebung zu nennen pflegt. Neuerdings wieder ist eine Untersuchung erschienen, die in dieses wichtige Problem Licht zu bringen sucht.

Der Verfasser der *Études phonétiques* legt zu Anfang die grundsätzlichen Gesichtspunkte dar, von denen er bei der Untersuchung ausging. Im Sinne der strukturellen Linguistik hat der Verf. die Auffassung, dass, wenn zwei analoge Veränderungserscheinungen in zwei verschiedenen Sprachen sich nicht in identischer Weise manifestieren, dies ein Zeichen dafür ist, dass die Ursachen dieser Entwicklung nicht identisch sind. Oder mit anderen Worten: Zwei gleichartige Veränderungsten-

denzen in zwei verschiedenen Sprachsystemen treten dann nicht gleichartig in Erscheinung, wenn diese Verschiedenheit vor allen Dingen in der linguistischen Struktur liegt.

Da die experimentalphonetische Forschung sich nur auf eine jetzt lebende Sprachform richten kann, erhebt sich die Frage, ob man den Mechanismus der Lautveränderungen früherer Zeiten durch die Erforschung einer heutigen Sprache oder Sprachgruppe beleuchten kann. Der Verfasser stellt sich in dieser Frage im Sinne der sog. französischen Schule auf einen durchaus positiven Standpunkt und bekennt sich seinerseits zu dem Theorem: *les »lois» phonétiques sont générales.* Dem steht die vorsichtigere Betrachtungsweise gegenüber, dass nur diejenige Sprache untersucht werden sollte, die in einem möglichst nahen Verwandtschaftsverhältnis zu der Sprache oder den Sprachen steht, aus denen diese Veränderungserscheinungen entstanden sind. Der Verfasser getraut sich jedoch keineswegs, seine Behauptung dadurch zu beweisen, dass er z.B. die heutige französische oder italienische Sprache zum Gegenstand seiner phonetischen Versuche macht, sondern er führt seine experimentalphonetischen Untersuchungen an Artikulationserscheinungen einer heutigen germanischen Sprache, dem Dänischen, durch. Gleichzeitig deutet er darauf hin, dass die durch solche Methoden erzielten Ergebnisse auch in den Augen derjenigen Forscher Geltung hätten, die mit den mechanistischen Theoremen der französischen Schule nicht einverstanden sein können. Meiner Meinung nach besteht in der Betrachtungsweise der französischen Schule ein gewisser Widerspruch. Man betont zwar energisch die Verschiedenheit der Struktur der verschiedenen Sprachen, beachtet aber nicht ihre phonetisch-artikulatorische Eigenart. Vielleicht darf ich diesen Punkt mit einem kleinen Beispiel beleuchten.

Wenn wir das in Schweden und das in Finnland gesprochene Schwedisch miteinander vergleichen, so stellen wir fest, dass es in ihren Sprachformen kaum eine strukturelle Verschiedenheit gibt. Dagegen sind sie in ihrem phonetisch-artikulatorischen Bau in so grossem Masse verschieden, dass es nicht besonders gerechtfertigt wäre, in dem Finnland-Schwedischen phonetische Erscheinungen zu suchen, die die Entstehung der Veränderung irgendeines germanischen Lautes beleuchten. Das Finnland-Schwedische ist ja vom Finnischen in lautlicher Hinsicht sehr stark infiziert. Die Momente, auf die bei der Bestimmung der phonetisch-artikulatorischen Eigenart zu achten ist,

sind vor allem die Artikulationsbasis, die Intonation, Grad und Form der Zentralisation der Akzentuierung, die rhythmische Sprachgestalt der Rede und der Umfang der mittleren Tonhöhenbewegung. Um bei demselben Sprachbeispiel zu bleiben: das Reichsschwedische liegt im Vergleich zum Finnland-Schwedischen der Artikulationsbasis nach merklich weiter vorn, der Intonation und Akzentuation nach ist es lebhafter und vielgestaltiger, in der Phrasierung bevorzugt es grössere rhythmische Ganzheiten und der Umfang seiner Tonhöhenbewegung ist im Durchschnitt eine Quart oder eine Quint grösser.

Was die Wahl des Dänischen zum hauptsächlichen Untersuchungsfeld des in Frage kommenden Forschungszieles angeht, so halte ich sie für die beste. Das Dänische erfüllt in vieler Hinsicht vorbildlich auch die lautlichen Ansprüche, die meiner Meinung nach an die Sprachformen gestellt werden müssen, welche das typisch Germanische vertreten. Ist doch das dänische Sprachgebiet ringsum von germanischen Sprachen umgeben, sodass ungermanische Einflüsse äusserst gering gewesen sind.

In der Dissertation wird versucht, durch Erforschung der Realisation der Klusile des Dänischen in die Erscheinungen der germanischen Lautverschiebung Licht zu bringen und ganz besonders in die T e n d e n z e n, die auf den Vorgang der Verschiebungen eingewirkt haben.

Die Kymographie und Palatographie waren die Methoden, die der Verfasser bei der Beschaffung des experimentalphonetischen Materials angewandt hat. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass er in Paris unter der Leitung von Fouché und Millet begonnen hat, das Material für seine Untersuchung zu sammeln, und die Arbeit im phonetischen Institut der Universität Aarhus fortgesetzt hat.

In dem Kapitel »Mutations consonantiques dans les langues germaniques» wird die germanische Lautverschiebung vom lautgeschichtlichen Gesichtspunkt her sehr ins einzelne gehend behandelt. Die Veränderungserscheinungen der urgermanischen Lautverschiebung formuliert der Verfasser folgendermassen:

1. Veränderungserscheinung: Ie. stimmhaftem Aspiraten entspricht urgerm. stimmhafte Frikative: *bh, dh, gh* > *b̥, ð*, g.
2. Veränderungserscheinung: Ie. stimmlosem Aspiraten od. Klusil entspricht urgerm. stimmlose Frikative: *ph, th, kh* od. *p, t, k* > *f, þ, χ*.

3. Veränderungserscheinung: Ie. stimmhaftem Klusil entspricht urgerm. stimmloser Klusil: *b, d, g* > *p, t, k*.

Zu diesem spontanen Lautwandel kommt noch die dem Vernerschen Gesetz entsprechende Veränderung, die die Entwicklung der indoeuropäischen Klusile zu stimmhaften Frikativen des Urgerm. in dem Fall, dass sie zwischen Vokalen oder Sonanten liegen, betrifft, wobei jedoch die von Meillet erwähnte Einschränkung zu beachten ist, dass diese Erscheinung nur in der ersten oder zweiten Silbe des Wortes auftritt.

Die in der althochdeutschen Lautverschiebung auftretenden drei Veränderungserscheinungen werden in der Arbeit kurz folgendermassen formuliert: Im Ahd. gibt es klare Beispiele für die Entwicklung der Frikative zu Klusilen. Ziemlich allgemein, aber mundartlich in verschiedenem Masse auftretend, ist der Wandel der stimmlosen Klusile zu Affrikaten oder Frikativen, je nach der Stellung der Silben. Weniger allgemein, nur beschränkt auf südlichere Dialekte, ist die Entwicklung der stimmhaften Klusile zu stimmlosen. Schliesslich scheint es, dass bei den beiden zuletzt genannten Veränderungen zuerst die Labiale an der Entwicklung teilgenommen haben. Danach haben sich die Dentale an sie angeschlossen und zuletzt die Palatale (= Velare).

Der Verfasser hält es für wichtig, die Frage zu berühren, ob zwischen den verschiedenen Veränderungserscheinungen des ganzen Verschiebungskomplexes irgend etwas Gemeinsames vorhanden ist, bevor er die eigentliche Untersuchung auf phonetischer Grundlage beginnt. Nachdem er festgestellt hat, dass die meisten Forscher auf dem Standpunkt stehen, dass es da etwas Gemeinsames gibt, stellt er seinerseits seine Auffassung dar, dass man eine wechselseitige Verbindung der Lautverschiebungen noch nicht für eine bewiesene Tatsache halten könne.

Bei den Erklärungsversuchen der germanischen Lautverschiebung hat man sich auf solche Dinge konzentriert wie die Beobachtung des Atemdruckes, der Muskelspannungsverhältnisse und der Stellung der Stimmlippen. Nach Dr. Abrahams kann keines dieser Momente der Schlüssel für die endgültige Lösung der Frage sein. Seiner Meinung nach kann man höchstens aus der Stellung der Stimmlippen schliessen, mit der Lautverschiebung habe etwas gemeinsam die phonetische Beobachtung, dass bei den Lauten *p, t, k* in den romanischen,

slavischen und den meisten indoeurop. Sprachen ein Verschluss der Stimmlippen vorhanden ist, dagegen nicht in den germanischen Sprachen.

Die Untersuchung der germanischen Lehnwörter des Finnischen scheint zu zeigen, dass zu der Zeit, als die ersten Lehnwörter dieser Art ins Finnische kamen, die germanischen Klusile aspiriert waren, und dass auch später hinzugekommene Lehnwörter auf dieselbe Eigenschaft hinweisen. Z.B. urgerm. *upo-* entspricht finn. *uppo*, ebenso entspricht urgerm. *kōkhan* finn. *kuokka*, aber z.B. finn. *apara* 'Hefe' stammt erst aus der Zeit, als der Wandel *p, t, k,* > *f, þ, χ* (resp. *ƀ, ð,* g) schon stattgefunden hatte; vgl. germ. *abara* und isl., afr. (S. 48).

Der Ausgangspunkt für die Entwicklung *b, d, g* > *p, t, k* ist im Urgerm. und im Ahd. ein stimmhafter Klusil gewesen, der nicht aspiriert gewesen ist. Dagegen zeigen die germ. Lehnwörter des Finnischen die Annahme als möglich, dass die nach der erwähnten Veränderung entstandenen Klusile aspiriert gewesen sind.

Der Verfasser weist ferner auf die phonetische Tatsache hin, dass es in allen Dialekten der germanischen Sprachen Aspiraten gibt, was seiner Meinung nach für die Aspiriertheit der Klusile auch älterer Sprachepochen spricht.

Die Veränderung der stimmhaften Klusile und der stimmlosen wird auf sehr verschiedene Weise erklärt. Die Erforschung der früheren germ. Sprachepochen gibt keinen Fingerzeig dafür, wie die Entsonorierung der Klusile vor sich gegangen ist, und ob es darin mehrere Stufen gab.

Man kann nicht mit Sicherheit sagen, welches die phonetische Qualität der Laute gewesen ist, von denen die Lautverschiebung *bh, dh, gh* > *b, ð,* g ihren Ausgang genommen hat. Nach der Meinung des Verfassers kann es sich 1) um aspirierte stimmhafte Klusile nach Art des Sanskr. handeln, 2) um stimmhafte Affrikate und 3) um stimmhafte Frikative. Die erste von den drei Möglichkeiten hält er jedoch für die wahrscheinlichste.

Die phonetischen Begründungen durch das Vernersche Gesetz sind nach der Meinung des Verf. nicht ausreichend. Eine Reihe Fragen ist unklar geblieben:

1) Hat die Entwicklung vom stimmlosen Laut zum stimmhaften früher stattgefunden als die Entwicklung vom Verschlusslaut zum Engelaut?

2) Stand der veränderte Konsonant am Anfang oder am Ende der Silbe?

3) Was für eine Art des Akzentes hat die Tendenz zur Beharrung des intervokalischen Konsonanten hervorgerufen?

4) Sind in anderen Sprachen Parallelerscheinungen zu beobachten?

Auf diese Fragen kann man auch aus der neuesten Literatur keine definitive Antwort finden.

Im Dänischen, aus dem Dr. A. phonetische Hinweise auf die Lösung der fraglichen Probleme zu finden sucht, beginnt nach der Meinung einiger Forscher gerade eine neue Lautverschiebung. Der Verfasser untersucht die drei Klusilgruppen des Dänischen sowohl unter dem Gesichtspunkt der Eigenartikulation wie auch des kombinatorischen Einflusses. So richtet er denn auch seine Aufmerksamkeit auf folgende Eigenschaften der Lautbildung: die Artikulationsstelle und -Art, die Stimmhaftigkeit, ferner die Intensität und Dauer.

Auf Grund des Kymogramm- und Palatogrammmaterials gelangt der Verf. zu einer Reihe Schlussfolgerungen, die schon früher bekannte phonetische Tatbestände bestätigen. Aber andererseits macht er auch mehrere neue Beobachtungen. Eine solche ist die, die den germanischen Intensitätsakzent betrifft. Nach der bisherigen Auffassung ist die eigentliche Anfangsstelle des Intensitätsakzentes der Anfang des Vokals der betonten Silbe gewesen, der Verfasser aber zeigt, dass er schon in dem *am Anfang der Silbe stehenden Konsonanten beginnt*. Die Akzentwelle dauert weiter an oder, wie der Verf. wörtlich sagt — der Akzent behält seine Kraft noch über den die Silbe tragenden Vokal hinaus, sogar noch über die Silbe hinaus, die in Ruhe, d. h. in unbetonter Stellung ist. Ferner macht er die Beobachtung, dass der einfache Konsonant, vor dem ein langer Vokal steht, verhältnismässig lang und so imstande ist, den Assimilationstendenzen seitens des Vokales zu widerstehen. Wenn dagegen der vorhergehende Vokal kurz ist, ist auch der Konsonant kurz und unterliegt dem Einfluss des Vokals. Es sei erwähnt, dass es sich im Finnischen und den nahe verwandten Sprachen in den Quantitätsverhältnissen ganz umgekehrt verhält.

Ferner glaubt der Verfasser, dass der in der Aspiration in Erscheinung tretende Unterschied, den einige Forscher mit dem Fachausdruck »behaucht» und »beblasen» bezeichneten,

auf Grund seines Materials für die Erklärung der Lautverschiebung keine wesentliche Bedeutung hat, denn es handelt sich nur um einen bestimmten Gradunterschied der Stärke der Aspiration, um denselben, der auch in allen anderen Klusilrealisationen auftritt.

Im Dänischen kann man einen solchen Frikativtyp beobachten, der aus einem Klusil entstanden ist, der aber noch alle drei den Artikulationsstadien (Implosion, Okklusion und Explosion) entsprechenden Phasen enthält. Nach der Meinung von Dr. A. stützt diese Beobachtung die Hypothese, dass im Althochdeutschen die gleiche Entwicklung stattgefunden hat wie im heutigen Dänischen (S. 100 und 113).

Der Verfasser trägt auch noch die kühn anmutende Behauptung vor, dass dieselbe Tendenz, die im Dänischen zur Veränderung der Klusile zu Frikativen geführt hat, in verschiedenen Graden überall in den germanischen Dialekten aufgetreten sei und dass deshalb die Entwicklung im Urgermanischen und Althochdeutschen dieselbe gewesen ist. Dagegen kann man nach Dr. A. die Abweichungen, die in diesen beiden zeitlich verschiedenen Lautverschiebungen sichtbar werden, durch die strukturellen Abweichungen erklären.

Der Verfasser hat beobachtet, dass die Veränderung der Mediaklusile zu stimmlosen Tenues im Dänischen in der Weise stattgefunden hat, dass die Enge der Stimmlippen offener geworden ist, mit andern Worten, die Stimmlippen haben sich während des Mundverschlusses voneinander entfernt. Auf Grund des dänischen Materials wird weiterhin die Folgerung gezogen, dass die germanischen Veränderungen *p, t, k* > *f, þ, h* und *b, d, g* > *p, t, k* gleichzeitig haben geschehen können.

Trotz dieser Ergebnisse, deren Wert nicht in jeder Hinsicht unbestritten ist, versichert der Verfasser bescheiden, dass er sich bei der Suche nach den Ursachen der Lautveränderungen dauernd in unklaren Fragen bewegt habe. Der Behauptung, dass die durch die Lautverschiebung beeinflussten Faktoren sowohl phonetisch wie linguistisch waren, kann man natürlich zustimmen. Aber grundsätzlich liegt die Schwierigkeit darin, wie man diese verschiedenen Faktoren in Übereinstimmung bringen und in den Rahmen einer brauchbaren Methode einordnen kann.

Antti Sovijärvi

M. L. Wagner, *La lingua sarda. Storia, spirito e forma.* Berne, Francke, s.d. 416 pages.

Gerhard Rohlfs, *Historische Grammatik der italienischen Sprache und ihrer Mundarten.* Band I: *Lautlehre.* Band II: *Formenlehre und Syntax.* Berne, Francke, 1949. 548 et 586 pages.

Walther v. Wartburg, *Die Ausgliederung der romanischen Sprachräume.* Berne, Francke, 1950. X + 158 pages et 18 cartes hors texte. (Bibliotheca Romanica, Manualia et Commentationes, III, V et VIII.)

Voilà trois ouvrages que présente la *Bibliotheca Romanica* de Berne à peu près simultanément, et qui marquent dans le domaine auquel elle s'intéresse. Le nom des auteurs est une garantie: ils ont mis en œuvre les données historiques aussi bien que celles des recherches synchroniques. On sait que M. v. Wartburg, en particulier, n'a cessé d'insister sur le profit à tirer de la coordination des deux plans d'études et de la mettre en pratique. Il n'est pas sans intérêt d'examiner la synthèse que représente son livre récent par rapport aux résultats fournis par MM. Rohlfs et Wagner qui exposent les faits linguistiques italiens et sardes.

L'*Ausgliederung der romanischen Sprachräume* est le développement et la mise au point d'un article paru en 1936. Depuis cette date bien des matériaux divers sont venus renouveler la discussion: c'est pourquoi l'auteur a senti la nécessité de reprendre l'examen des problèmes et de donner ainsi une sorte d'étude préparative pour une »urromanische Grammatik» ou une »frühromanische Sprachgeschichte», desideratum urgent de notre science (*Vorwort*). Il reprend notamment sa thèse bien connue concernant la division romane, celle de l'action prédominante des facteurs ethniques et sociaux. Ces faits sont répartis, en raison de leur chronologie, sur trois chapitres: 1. »Alte regionale Differenzierungen innerhalb des lateinischen Sprachraums», c'est-à-dire substrats agissant sur le latin dès une période relativement reculée et sans conséquence pour la dislocation de la Romania: traitement cacuminal de *ll* en Italie méridionale, Sicile et Sardaigne (substrat méditerranéen), aspiration de sourdes intervocaliques en toscan (substrat étrusque?), assimilation de *mb* > *mm*, *nd* > *nn*, etc., en Latium et Italie méridionale (substrat osque) et le substrat ibérique res-

ponsable de *f-* > *h-* en espagnol; 2. »Das Auseinanderbrechen der lateinischen Einheit», qui traite des phénomènes amorçant la scission du latin: la divergence relative au traitement de *-s* et des sourdes intervocaliques, les développements attribués à l'influence gauloise de *kt* > *χt* et *u* > *ü;* enfin, 3. »Die Auswirkung der germanischen Invasion» ou »superstrats» qui auraient causé la division du gallo-roman. Cette manière de voir, qui admet l'intervention d'un maximum de facteurs ethniques, est partagée par certains linguistes (italiens surtout) tandis que d'autres se montrent plus réservés. M. Rohlfs est de ces derniers. Il rejette, en l'espèce, la théorie de l'influence étrusque pour expliquer l'aspiration toscane (*la hasa*, etc.), en faisant observer qu'il s'agit d'un changement relativement tardif et du reste analogue à la mutation consonantique du haut allemand (*o. c.*, I, p. 323 sq.). Quant au problème de *u* > *ü* intéressant la Gaule et la Haute-Italie, les avis des deux savants ne diffèrent pas moins. Ici non plus, M. R. ne tient pas le substrat pour prouvé, au contraire »vieles spricht entschieden dagegen und für jüngeres Alter des Wandels» (*ibid.*, p. 103). M. v. W. se met en devoir de réfuter une à une les objections faites à ce sujet par M. Rohlfs et d'autres; il fait valoir, en particulier, que l'on n'avait pas tenu compte des degrés intermédiaires entre *u* et *ü*, ni des régressions qui se constatent dans des parlers de Haute-Italie ignorant aujourd'hui le timbre palatal de cette voyelle (*o. c.* p. 36—51). Pour lui, la tendance à la palatalisation est bien un héritage celtique, mais elle ne s'est pas imposée avec une force égale sur toute la vaste région habitée autrefois par les Celtes, se trouvant, de plus, tantôt entravée, tantôt accélérée par les consonnes voisines. Mais il admet que c'est là une question »die sich wohl immer nur mehr oder weniger wahrscheinlich wird machen lassen»(p. 36).

La thèse sociale se rapporte aux sorts divers de *-s*: l'Italie et la Roumanie continueraient une tendance populaire avec *-s* caduc, tandis qu'en Gaule, Ibérie et même en Sardaigne l'école et l'administration auraient répandu une forme plus littéraire du latin en restituant l'*-s* (p. 20—26; polémique contre M. Wagner, qui, s'appuyant sur des données lexicologiques, s'oppose depuis quelque temps à la théorie de »Verwaltungslatein» pour la Sardaigne, encore dans *La lingua sarda*, p. 64). Encore pourrait-on se laisser convaincre par les arguments de M. v. W., n'était le témoignage des documents linguistiques, les matériaux épigraphiques attestant une persistance assez

constante de *-s* dans le latin parlé.[1] Est-il d'ailleurs exact de dire que »der Osten (c.-à-d. l'italien et le roumain) hat bekanntlich keine Spur des *-s* behalten» (*Ausgliederung*, p. 21)? Même si l'on fait abstraction des îlots de Lucanie qui conservent *-s* (*ibid.*, p. 31, note), les parlers toscans eux-mêmes semblent révéler par certains indices une phase antérieure avec l'*s* final. Aussi M. Rohlfs conclut-il que »der Schwund des *s* im italienischen Raum geht also keineswegs auf vulgärlateinische Zeit zurück, sondern er dürfte erst im Laufe des Mittelalters sich verallgemeinert haben» (*o. c.*, I, p. 497).

Si, d'un côté, l'italien péninsulaire et le roumain se séparent d'avec l'ouest de la Romania par d'importantes particularités (chute de *-s*, pluriels en *-e*, *-i*, maintien de sourdes intervocaliques), d'un autre côté d'intéressants parallèles viennent relier l'une et l'autre section. Telle est la diphtongaison en français et en italien, déterminée par la position accentuée l i b r e de la voyelle.[2] Il est vrai qu'en italien, la »toscanità» de *ie* et *uo* a été contestée par M. Rohlfs qui y voit »so etwas wie eine literarische Modeströmung» tandis que *ę* et *ǫ* dans toute position seraient la prononciation originaire du toscan (*o. c.*, I, p. 157; voir les objections de M. v. W., *Ausgliederung*, p. 118 sq.). Parallélisme dû à l'analogie de conditions historiques et ethniques dans les deux régions, savoir l'influence germanique, francique et lombarde respectivement? Seulement, tandis que le »superstrat» francique a eu pour effet la division du gallo-roman le long de la Loire approximativement, en Italie, par

---

[1] Voir Carola Proskauer, *Das auslautende* s *auf den lateinischen Inschriften*, p. 51, et mon *Latin vulgaire des inscriptions pompéiennes*, p. 136 sqq.

[2] Pour l'effacement des oppositions quantitatives, point de départ de l'allongement et, partant, de la diphtongaison, M. v. W. s'en tient au *terminus ad quem* donné par le grammairien Servius qui atteste, vers 400, la confusion de *ae* et *e*. J'ai montré dans mon *Latin vulg. des inscriptions pompéiennes*, p. 40, que, pour le moins dans le parler rustique de la Campanie, *ae* était devenu monophtongue dès avant 79 et que, de plus, il se confondait avec *ĕ*, l'opposition de timbre l'emportant donc sur l'opposition de quantité (vue adoptée par G. Devoto, *Storia della lingua di Roma*, p. 208, auquel renvoie M. v. W., p. 14, note). En tout cas, même si l'on écarte les matériaux pompéiens comme amorces localement circonscrites (dues à l'influence osque?), il est légitime de poser que dès le 3e siècle au plus tard, où apparaissent le cursus et la versification rythmiques, l'opposition quantitative est abolie.

contre, les Lombards auraient exercé une action de nivellement à cheval sur la frontière linguistique que constitue la ligne La Spezia-Rimini entre l'ouest et l'est de la Romania. On sait que la théorie d'une »période germanique» que soutient M. v. W. n'a pas été sans rencontrer d'opposition. Dans la nouvelle synthèse, il la reprend avec énergie, tout en atténuant ses termes: »Es liegt daher nahe, zu schliessen, dass die besonders kräftige Längung der Vokale in freier Silbe auf die Rechnung fränkischen Einflusses zu setzen ist» (o. c., p. 86; cf. *Entstehung der romanischen Völker*, p. 129 sq., et *Évolution et structure de la langue française*, p. 63).

L'exposé de *Ausgliederung*, etc., est illustré de 18 cartes linguistiques qui en font un complément de grande utilité.

En composant la première grammaire historique de l'italien – celle de Meyer-Lübke n'étant qu'une esquisse, aujourd'hui vieillie — M. Rohlfs a exploité largement les données de l'Atlas linguistique de l'Italie par Jaberg et Jud, ainsi que ses relevés personnels relatifs surtout aux parlers du sud. En effet, les recherches dialectologiques lui ont facilité »die bisher so schwierige Orientierung über die Abgrenzung gewisser sprachlicher Erscheinungen, über die Beziehungen zwischen diesem und jenem Phänomen, über die Wirkung der sprachlichen Kräfte in den einzelnen mundartlichen Räumen» (*Vorwort*, p. 8). M. R. a pu éclairer, sinon toujours trancher, d'anciennes controverses portant sur l'origine et l'étendue des tendances divergentes propres à l'italien. Nous avons mentionné plus haut le problème des diphtongues, sur lequel les avis des savants sont partagés. Quant aux intervocaliques sonores (dans *caso*, *bisogno*, *misero*, etc., *strada*, *povero*, *lago*, etc.), M. R. les attribue — d'accord avec Pieri et Bartoli et à l'encontre de Merlo et Bottiglioni — à une influence savante (I, p. 338—345). De même, c'est tantôt la provenance nordique, tantôt l'hypercorrection qui explique le traitement anomal du groupe occlusive et yod dans *mezzo*, *razzo*, *mozzo* (en face de *poggio*, *raggio*, etc.), *cominciare*, *cacciare*, *goccia* (en face de *lenza*, *nozze*, *pezzo;* p. 153—5, 477—480). La position par rapport au ton que faisait intervenir Meyer-Lübke, n'y semble être pour rien.

La 2e partie, dont le gros est consacré à la morphologie, renferme en outre quelques chapitres de syntaxe nominale et verbale. Des questions débattues telle que l'histoire des formes du pluriel italien y sont traitées sous un jour nouveau. Les

désinences menacées, après la chute de *-s*, étaient *-as* et *-os* qui dès lors se confondaient avec les finales du singulier. Aussi n'y a-t-il pas de trace de *-os* dans les parlers d'Italie; c'est le nom. *-i* qui l'emporte. Par ailleurs, la langue ne cède qu'à son corps défendant: il y a concurrence entre *le capre* (illae capraе) et *la capra* (illas capras, ancien nom. pl. populaire répandu en Italie et en Gaule [1]), ce dernier connu des parlers de Lunigiana, Garfagnana et autres, et qui est à distinguer du pluriel collectif *le ossa* (§ 363). De même, les pluriels étymologiques *cane*, *chiave* (canes, claves) livrent bataille, sur de nombreux points, aux formes analogiques *cani*, *chiavi* amenées par *galli*, *orti*, etc., et surtout *le mano* (illae manus) vis-à-vis de *le mani* (§ 362—366).

Je me permets d'ajouter quelques remarques de détail. 406. »Steigerung durch Präfixe und Suffixe»: ajouter *ri-*, dans *ripieno*. — II, p. 122, ligne 2 d'en bas: »hinter beliebigem Anlaut», lire »h. b. Auslaut». — § 481. »Reflexiver Ausdruck im Sinne des Passivs»: A propos du verbe au singulier dans *si lava i piatti*, *si vende i giornali*, etc., il importe que le verbe soit antéposé, ayant donc une valeur 'rubrique': *si lava: i piatti*, *si vende: i giornali;* de même en espagnol, p. ex. *Se convoca a los lectores de español* [2]. Il me semble qu'on peut faire intervenir le même facteur pour les cas latins de passif au singulier se rapportant à un »sujet» au pluriel, p. ex. *faciatur. si tibi videtur, et triclinia* (Pétrone, 71, 10; voir E. Löstedt, *Philologischer Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae*, p. 290 sqq.). § 566. »Flexion der starken Perfecta»: »Im Vulgärlat. wurde in der dritten Person des Plurals der Ton der Endung auf die Stammsilbe zurückgezogen: dixérunt > díxerunt...»: C'est au contraire dixerunt (à côté de dixére) qui est le plus ancien, témoin la prosodie de Plaute et les formes synco-

---

[1] Ce nominatif n'a rien à voir avec la tendance du latin populaire à substituer l'accusatif au nominatif; voir en dernier lieu Dag Norberg, *Syntaktische Forschungen auf dem Gebiete des Spätlateins und des früheren Mittelalters*, Uppsala, 1943, p. 27 sqq.

[2] Sven Kärde, *Quelques manières d'exprimer l'idée d'un sujet indéterminé ou général en espagnol* (Thèse d'Uppsala, 1943), p. 107 sqq., constate qu'en espagnol les phrases du type *se vende las casas*, considérées du reste comme peu correctes par les grammairiens, deviennent plus fréquentes à partir du moment où apparaît la construction avec un régime désignant une personne: *se admira a este hombre* (dès le XVI[e] siècle).

pées *dedro*, etc., dans les inscriptions archaïques (voir A. Ernout, *Morphologie historique du latin*, 298). – II, p. 434, l. 12: »Dativ», lire »Ablativ». — § 707. »Der Dativ mit dem Infinitiv»: à propos du tour *lascia parlare a me*, se reporter, plutôt qu'à H. F. Muller, *Origine et histoire de la préposition* à *dans les locutions de 'faire faire quelque chose à quelqu'un'*, à Dag Norberg, »*Faire faire quelque chose à quelqu'un*». *Recherches sur l'origine latine de la construction romane*, Uppsala, 1943. — § 723 »Das Partizipium des Präsens»: Y a-t-il lieu de ranger ici les constructions absolues *previo accordo, salvo errore, pago il mondo*, et les expliquer »aus der Unterdrückung des Verbums *essere*» (*'essendo il mondo soddisfatto'*, etc.)?

Personne n'était certes mieux qualifié que M. M. L. Wagner pour exposer »l'histoire, l'esprit et la forme» du sarde, domaine qu'il étudie depuis quarante ans et dont il a donné déjà plusieurs belles monographies. Son intérêt particulier porte sur la lexicologie, à laquelle est consacrée à peu près la moitié de la *Lingua sarda*. La phonétique, la morphologie et la syntaxe sont traitées de manière succincte mais lumineuse, la syntaxe devant faire l'objet d'un volume spécial en préparation. Un chapitre est consacré aux dialectes sardes, un autre à la langue de la poésie. Le tout fait nettement ressortir la particularité de ce »parlare romanzo arcaico e con proprie spiccate caratteristiche», et qu'il faut considérer comme une langue »per il fatto stesso che la lingua sarda non è confondibile con nessun'altra» (p. 58—59), bien qu'il ne corresponde à aucune unité politique et culturelle. Aussi faut-il se garder de le qualifier, dans l'ensemble de la Romania, de »zone grise» car si, par sa phonétique, il se rapproche des parlers méridionaux d'Italie, d'autre part la structure générale du sarde possède toutes les caractéristiques du groupe occidental. Les vicissitudes historiques de l'île ont laissé dans la langue, surtout dans le vocabulaire, des empreintes successives comme les cernes d'un arbre: sur le fond latin, mêlé de substrats indigènes, se sont superposés des éléments puniques, hispano-catalans et italiens, cette dernière influence se faisant sentir plus particulièrement dans la syntaxe. Le caractère conservateur du sarde apparaît d'ailleurs aussi dans la syntaxe; la notion partitive s'exprime avec la préposition *de*, sans article, ce qui rappelle la construction de l'ancien français (p.ex. *Et altre par la maison de vin boivent; Flor et Blanchefleur*, 1348).

Seulement, le sarde, d'accord avec l'ibéro-roman, restreint ce tour aux noms désignant l'eau et les vivres (p. 372).[1]

Si l'on devait former un vœu, ce serait de voir la prochaine édition de ce beau livre munie de cartes permettant une plus facile orientation au lecteur qui n'a pas eu la même occasion que l'enquêteur de parcourir les montagnes sardes.

VEIKKO VÄÄNÄNEN

FREDI CHIAPPELLI, *Studi sul linguaggio del Machiavelli* (Biblioteca del Saggiatore diretta da Giorgio Pasquali, 7). Firenze, Le Monnier, 1952, pp. 136.

Nella sua lezione inaugurale come titolare delle cattedre di letteratura italiana alle Università di Neuchâtel e di Lausanne, pubblicata l'anno passato (*Langage traditionnel et langage personnel dans la poésie italienne contemporaine*, Université de Neuchâtel, 1951), l'autore aveva trattato il problema più interessante del linguaggio poetico di oggi, e cioè il contrasto che l'esigenza di modi espressivi personali presenta con gli schemi linguistici di una tradizione così lunga e complessa come quella italiana.

Questo secondo lavoro studia un problema dello stesso tipo nel linguaggio del *Principe:* l'urto della tendenza trattatistica e di quella artistica. Precede un'ampia e rigorosa indagine sul materiale linguistico usato dal Machiavelli, che risulta attinto da latinismi e da fiorentinismi. Se lessicalmente il linguaggio machiavelliano è assai sorvegliato, non si può dire altrettanto dal punto di vista morfologico, perché non solo esso accoglie senza controllo la morfologia spontanea del fiorentino, ma vi si possono perfino individuare, promiscuamente, forme di strati sociali diversi.

La tendenza trattatistica, tecnificatrice, per la prima volta scientifica in senso moderno, è seguita nei significati dati alle parole che esprimono i fenomeni principali della vita politica, come anche nei costrutti in cui esse vengono adoperate. Si vedano ad esempio le parole di importanza fondamentale: *ruinare*, *spegnere*, *stato*. La struttura tecnica che si viene così formando, è completata da una tendenza stilistica, determinata

[1] M. Wagner rapproche des exemples latins tirés de la Vulgate; renvoyer à Löfstedt, *Philologischer Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae*, p. 106.

da impulsi soggettivi: artistici, oratori, morali. E' il guizzante giuoco interno, così profondamente suggestivo, dello stile machiavelliano.

A pag. 18—19 si deve osservare che le parole del Machiavelli nell'ultimo capitolo del *Principe:* ». . . a ciascuno pare di sapere», si riferiscono ai capi, non ai soldati. Lo scarso rendimento collettivo di questi ultimi, sempre secondo il Machiavelli, ha una causa soltanto, la »debolezza de' capi». Non ricorrerei perciò ad un calcolo rigidamente matematico, di perdite del valore individuale per neutralizzazioni di varia natura. La frase: ». . . ma, come si viene agli eserciti, non compariscono», significa che non arrivano a mettere in luce le loro buone qualità. Si tratta di una attuazione mancata, non di una perdita.

Roberto Wis

EINGESANDTE LITERATUR

Lejeune, Rita, *Recherches sur le thème: les Chansons de Geste et l'Histoire.* (Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège, fasc. CVIII.). 1948. 255 pages. Prix: 100 francs belges.

Lerch, Eugen, *Französische Sprachgeschichte.* Referat über Neuerscheinungen (R.-L. Wagner, A. Dauzat, R. Grandsaignes d'Hauterive, Eva Torné Hammar, G. Brandt, H. Nilsson-Ehle, Elsa Landin, L. Flydal, G. Gougenheim). Sonderdruck aus Romanistisches Jahrbuch II. Band. Hamburg. 1949.

Lévy, Paul, *La langue allemande en France, pénétration et diffusion des origines à nos jours.* I: *Des origines à 1830.* Lyon, Ed. IAC, rue Victor-Lagrange. VI—335 pages.

Lewent, Kurt, *Old Provençal 'saig' (Hangman) and Two Poems on Jongleurs by Cerveri de Girona.* Reprinted from Modern Language Quarterly, Bol. 7, No. 4, December, 1946, p. 411—444.

—»— *Lo Vers de la Terra de Preste Johan by Cerveri de Girona.* (Reprinted from Romance Philology, II (1948). p. 32 p.

Lindqvist, Karl-Gunnar, *Studies on the Local Sense of the Prepositions 'in', 'at', 'on', and 'to'.* (Studies in English, XX.) Lund, Gleerup, 1950. 429 p. Price: 19 Swed. Cr.

Lombard, Alf, *Den franska konjunktionen 'pour pas que'.* (Moderna Språk, XLII (1948), S. 179—80.

—»— *Les expressions roumaines employées pour traduire l'idée de 'faire' + infinitif.* Reprinted from Studia Neophilologica, Vol. XXI (1948—49), p. 47—58.

López-Picó, Josep M., *Filolegs i Poetes.* Discurs legit en la XI festa anual de l'Institut. Extret de Discursos i Memòries de l'Institut d'Estudis Catalans. 7 p. Barcelona, 1938.

Lundquist, Eva Rodhe, *La mode et son vocabulaire. Quelques termes de la mode féminine au moyen âge suivis dans leur évolution sémantique.* Thèse de Göteborg, Wettergren & Kerber, 1950. 190 pages. Prix 9 cour. suéd.

Maçãs, Delmira, *A Formação da Gíria Estudantil:* I. *Os Fenómenos Linguísticos.* II. *A Vida. Estudantil e a Gíria.* III. *Considerações Finais.* Separata do n° 83 da Revista de Portugal, p. 102—116. Lisboa.

—»— *A Gíria dos Estudantes de Coimbra.* Separata do Boletim de Filologia, IX (1949), p. 356—368. Lisboa.

—»— *As Designações das Perturbações Mentais em Português.* Miscelânea . . . á Memória de F. A. Coelho, II (1950), p. 12—32. Lisboa.

Maler, Bertil, *Synonymes romans de l'interrogatif 'qualis'.* (Studia Romanica Holmensia, II.) Stockholm, 1949. 124 p.

Malmberg, Bertil, *Etudes sur la phonétique de l'espagnol parlé en Argentine.* (Lunds universitets årsskrift, N. F. Avd. 1, Bd. 45, Nr. 7.) 1950. 290 pages. Prix 15 cour. suéd.

—»— *Kort lärobok i fonetik.* Lund, Gleerup, 1949. 188 S.

Marty, Anton, Nachgelassene Schriften, Neuausgabe von Otto Funke: *Satz und Wort*, 93 S. Preis: Schw. Fr. 6.80; *Über Wert und Methode einer allgemeinen beschreibenden Bedeutungslehre.* III S. Preis: Schw. Fr. 7.80. Bern, A. Francke, 1950.

Mélanges de philologie romane et de littérature médiévale offerts à Ernest Hoepffner (Publications de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg, fasc. 113.) Paris, Société d'édition Les Belles Lettres, 1949. XII—390 pages. Prix: 1.100 fr.

Merbury, Charles, *'Proverbi vulgari'.* Edited, with an Introduction and Notes by Charles Speroni. (University of California Publications in Modern Philology, Vol. 28, No 3, pp. 63—157). 1946.

Mohrmann, Christine, *L'organisation et l'activité du comité international permanent de linguistes* (Publications du secrétariat général). Utrecht-Bruxelles, Spectrum, 1949. 41 pages.

Müller, Ewald, u. Jakobsson, M. A., *Deutsch für ältere Anfänger*, I—II. Helsingfors, Söderström & Co., 1949. 211 - 111 S.

Müller Günther, *Kleine Goethebiographie.* Bonn, Universitäts-Verlag, 1947. 304 S.

Muñoz Sendino, José, *La Escala de Mahoma.* Traduccóin

del árabe al castellano, latin e francés, ordenada por Alfonso X el Sabio. Edición, introducción y notas. Madrid, Ministerio de Asuntos Exteriores, 1949. XXVIII—563 p. in-4.

Musée neuchâtelois, 1950, extrait: *Jules Jeanjaquet, historien et philologue.* Bauer, Eddy, *L'œuvre historique.* Schüle, E., *Jules Jeanjaquet et la Glossaire des patois de la Suisse romande.* Jeanjaquet, Jules, *La disparition du patois neuchâtelois.* Neuchâtel, 1950. 11 p. et un portrait.

Nurmela, Tauno, *Manuel de français commercial à l'usage des Finlandais.* Helsinki, Otava, 1949. 204 pages.

Olsson, Bror, *Swedish Erudite Name-Forms.* (Bulletin de la Société Royale des Lettres de Lund 1948—1949, I.) Lund, Gleerup, 1949. 14 p.

Orr, John, *The Impact of French upon English.* The Taylorian Lecture 1948. Oxford, The Clarendon Press. 27 p. in-16.

—»— *Linguistic Geography as a Corrective to Etymology.* Transactions of the Philological Society, 1948, p. 81—91.

Oxnevad, Reidar, *Finland i norsk litteratur. En bibliografi.* Oslo, Gyldendal Norsk forlag, 1950. 55 S.

Petriconi, Hellmuth, *Spanisch-amerikanische Romane der Gegenwart.* Hamburger Romanistische Studien, B. Ibero-Amerikanische Reihe, B. 21. 63 S.

Pofinceanu, Ion, *Rumanische Elementargrammatik mit Übungstexten.* Halle (Saale), M. Niemeyer, 1950. 132 S. Preis: RM. 5. 50.

Raith, Josef, *Untersuchungen zum englischen Aspekt.* I. Teil: *Grundsätzliches. Altenglisch.* München, Max Hueber, 1951. 116 S. Preis: D. M. 5.40.

Riba, Carles, *Els Poetes i la Llengua comuna.* Discurs llegit en la IX festa anual de l'Institut. Extret de Discursos i Memòries de l'Institut d'Estudis Catalans. 12 p. Barcelona, 1938.

de Riquer, Martín, *En torno a 'Arondeta de ton chantar m'azir'.* Boletín de la Real Academia de Buenas Letras de Barcelona, 1949, p. 199—228.

Rohlfs, Gerhard, *Historische Grammatik der italienischen Sprache und ihrer Mundarten,* B. II: *Formenlehre und Syntax.* Erster Teil. Bern, A. Francke, 1949. 586 S. Preis: Schw. Fr. 28.50, Leinen Fr. 33.

Ross, Alan, S. C., *The Essentials of Anglo-Saxon Grammar.* Cambridge, W. Heffer & Sons Ltd., 1948. 19 p. 2/6 net.

—»— *Tables for Old English Sound-changes.* Cambridge, W. Heffer & Sons Ltd., 1951. 10 p. + 5 tables. 4s. net.

Rytkönen, Ahti, *Äänenjäljittely ja pikkulasten jokeltelu*

sanastoa luovana tekijänä eräiden esimerkkien valossa (mit deutschem Referat). Acta Academiae Paedagogicae Jyväskyläensis, V. 1949. 73 S.

Schaar, Claes, *Notes on Thomas Usk's Testament of Love.* (Lunds Universitets Årsskrift N. F. Afd. 1. Bd. Nr. 46 2.) 1950. 46 p.

Schisbye, Knud, *Engelsk synonymik på grammatisk grundlag.* (Foreningen till unge handelsmaends uddannelse, Handelshøjskolen i København.) København, Einar Harcks forlag, 1950.

Schüle, E., *Borne et bornage en Suisse romande.* Extrait du Folklore suisse, Bulletin de la Société suisse des traditions populaires, 33e année, 1943, 7 pages.

Schutz, A. H., *Old Provençal 'nozol'.* (Modern Language Notes, November, 1949, p. 468—470.)

Sievers, Eduard Brunner, Karl, *Altenglische Grammatik* (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte, hrsg. von Karl Helm, A, Hauptreihe, Nr. 3). Zweite, revidierte Auflage. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1951. 468 Seiten.

Sponde, le sieur Jean de —, *Stances et sonnets de la Mort.* Texte établi par Alan M. Boase. Collection Chimères, n:o 3. Paris, Librairie Joseph Corti, 1947. 36 p. in-16.

Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala Förhandlingar, jan. 1946 — dec. 1948. (Recueil de travaux publiés par l'Université d'Uppsala, 1948: 13.) Uppsala, A.-B. Lundequistska Bokhandeln. VII—160 S.

Straka, Georges, *Système des voyelles du français moderne.* Bulletin de la Faculté des Lettres de Strasbourg, 1950. 43 pages.

Studier i modern språkvetenskap utgivna av Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm. Stockholm Studies in Modern Philology, Vol. XVII. Volume dedicated to Arvid Gabrielson. Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1949. 247 p. Price 10 Swedish Kr.

Sundby, Bertil, *The Dialect and Provenance of the Middle English Poem »The Owl and the Nightingale»;* a linguistic study (Lund Studies in English, ed. by O. Arngart, XVIII). Lund, C. W. K. Gleerup, and Copenhagen, Ejnar Munksgaard, 1950. 218 p. 12 Sw. Crowns.

Thuresson, Bertil, *Middle English Occupational Terms.* (Lund Studies in English, XIX.) Lund, Gleerup, 1950.

Tilander, Gunnar, *Vieux français 'la hart', 'a la hart'.* (Reprinted from Studia Neophilologica, XVII—XXI, p. 131—140).

—»— *Nouveaux manuscrits de 'Modus'* (Estudios dedicados a Menendez Pidal. Tirada aparte — Tomo I.) p. 157—163.) Madrid, 1950.

Tilander, G., *L'étymologie de portugais 'fecho', 'fechar' élucidée par la construction des serrures primitives.* Reprinted from Studia Neophilologica, Vol. XX (1950), p. 1—13.

—»— *Slå vantarna i bordet, lägga vantarna på, handskepenningar.* (Nysvenska studier 1949, S. 36 –42.) — [Cet article fournit de nouveaux témoignages, surtout suédois et anglais, d'un usage dont le même auteur a traité dans un article des *Studia Neophilologica*, XX, *Origine et évolution de* gant *et* mitaine *'pourboire'*.]

Travaux du Cercle linguistique de Copenhague, IV: G. Bech, *Das semantische System der deutschen Modalverba;* H. Sten, *Le nombre grammatical.* 60 pages. — V: *Recherches structurales, . . . publiées à l'occasion du cinquantenaire de M. Louis Hjelmslev.* Nordisk Sprog- og Kulturforlag, 1949. 307 pages.

Ullmann, E. de, *L'art de la transposition dans la poésie de Théophile Gautier.* Le Français Moderne, XV (1947), p. 265—86.

Ullmann, Stephen de, *Anglicisms in French.* Reprinted from PMLA, LXII (1947), p. 1153—1177.

Walberg, E., *Remarques sur une lettre de saint Guillaume, abbé de Saint-Thomas-du-Paraclet* (Æbelholt). (Tirage à part de Classica et Mediævalia), Revue danoise de philologie et d'histoire, IX, 1948, p. 231—245.

Wartburg, Walther von, *Die Ausgliederung der romanischen Sprachräume.* (Bibliotheca Romanica.) Bern, A. Francke, 1950. X—158 S. mit 18 Kartenbeilagen. Preis: Schw. Fr. 13.80.

Westermann, Diedrich, *Sprachbeziehungen und Sprachverwandschaft in Afrika.* (Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Philos.-hist. Klasse, 1948, Nr. 1. 1949. 27 S.

Wis, Roberto, *Il Pappo e il Dindi.* Prime letture italiane. Helsinki, Istituto di Cultura Italiana in Finlandia, 1950. 56 p.

Yearbook of the New Society of Letters at Lund, 1946: Pipping, Rolf, *Om några grundtankar i Ferdinand de Saussures föreläsningar över allmän språkvetenskap.* 12 p. — 1947: Axelson, Bertil, *Ultrakonservativ textkritik.* Zusammenfassung, 47 p. — Dahlberg, Torsten, *Das moselfränkische Rosengartenfragment der Landesbibliothek Dessau,* p. 89—136. — Malmberg, Bertil, *Till frågan om språkets systemkaraktär.* Résumé. 27 p.

Zink, Georges, *Les légendes héroïques de Dietrich et d'Ermrich dans les littératures germaniques.* (Bibl. de la Soc. des études germaniques, III.) Lyon, IAC, 1950. XI—298 p.

VÍGA-GLUMR'S EQUIVOCAL OATH

In the Icelandic family-sagas (*Íslendinga sögur*) there occur at least two examples of the so-called »equivocal oath» (Icel. *tvíræður eiður*), that is, an oath solemnly sworn but with wording that in one way or another permits of, or encourages, an interpretation contrary to the facts of the situation in question.[1]

The most discussed instance is that in the concluding part of *Grettis saga* (chs 87—90), generally known as *Spesar þáttr*[2], where Spes[3], a distinguished lady of Constantinople (*Garðs-*

[1] Such oaths are rather wide-spread in folk-tradition and folk-literature. For orienting bibliographies see Gertrude Schoepperle, *Tristan and Isolde*, etc. I (Frankfurt/Main — London 1913), p. 225, nn. 3—4, p. 226, nn. 1—2; *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*, II (Berlin, 1929—30), coll. 667—70, § 16 (»Eid-Täuschung») with bibliography at end of col. 670; Stith Thompson, *Motif-Index of Folk-Literature*, IV (Bloomington, Ind. — Helsinki, 1934), 414, § K 1513 (»The wife's equivocal oath») and the special reference to tale-type No. 1418 in Antti Aarne, *The Types of the Folk-Tale* (Helsinki, 1928), p. 174 (»The Equivocal Oath»).

The equivocal oath is merely part of a large system of equivocations for which see Thompson, *loc.cit.*, p. 495, § K 2310 (»Deception by equivocation»).

[2] See Heinz Dehmer, *Primitives Erzählungsgut in den Íslendinga Sögur* (Leipzig, 1927), pp. 114—16, and pp. 139—40 for notes 610—17; E. Ó. Sveinsson, *Verzeichnis isländischer Märchenvarianten*, etc. (»Folklore Fellows Communications», Vol. XXVIII[2], No. 83, Helsinki, 1929), Introduction, p. xxi, classified on p. 154 under Aarne's type No. 1418; Guðni Jónsson, *Grettis saga Ásmundarsonar*, etc. (»Hið íslenzka Fornritafélag», Vol. VII, Rvík, 1936), Introduction, p. lvi; and Jan de Vries, *Altnordische Literaturgeschichte*, II (Berlin, 1942), 406, § 270.

[3] This word seems to be nothing but Lat. *spes*, f., »hope», used as a personal feminine name. Not so used in antiquity except as the name of a divinity Spes, it is, however, used as a term of personal endearment as Plautus, — »*o spes mea, o mea vita, o mea voluptas* (*Stichus*, 4, 2, 5) and is applied to hopeful children (cp. Engl. »young hopeful», »white hope»). From the latter use a person-

húsfreyja), enters into an adulterous relationship with Grettir's brother, Þorsteinn drómundr, at that time serving in the Varangian Guard. On the way to a church where she was to swear her innocence (ch. 89), Spes contrives to be carried across a slough by Þorsteinn disguised as a beggar. He carries her across but at the end slips and drops her in the mud on the opposite bank, at the same time falling and laying his muddy hand on her bare thigh above her knee. Thus in the church she is able to swear:

> at engum manni hefi ek gull gefit ok af engum manni hefi ek saurgazk líkamliga, útan af bónda mínum ok þeim vándum stafkarli, er tók sinni saurugri hendi á lær mér, er ek var borin yfir díkit í dag
>
> that to no man have I given gold and by no man have I been defiled in a bodily way except by my husband and by that wretched beggar who put his dirty hand on my thigh when I was carried across the ditch today.[1]

On reflection, those present became suspicious and viewed the oath as somehow defective or partly suppressed, as indeed it was, and remarked that learned people must have composed the Latin (here Greek?) wording (*myndi hafa diktat*) for her. As has been pointed out many times, Spes's oath and the setting of the same stands in some close relation to a corresponding episode in the Tristan legend. It is of interest to compare Îsôt's equivocal oath in the supreme medieval version of the story, the *Tristan* of Gottfried of Strassburg in Alsace, ll. 15,628—33:

> iuwer iegelîch der siht nu wol,
> daz ich daz niht verrihten kan,
> daz âne Marken nie kein man

---

al name for a daughter of whom one hoped much could easily and naturally develop. The modern English name Hope, like Faith and Charity, looks back to St Paul's words in I *Corinthians* 13: »And now abideth faith, hope, charity, these three.»

[1] Guðni Jónsson, *ed.cit.*, p. 284, and *idem* in the edition *Íslendinga sögur*, VI »Húnvetninga sögur I» (Rvík, 1947), p. 288.

an mînen arm kæme
noch daz nie man genæme
sîn leger an mîner sîten.

now each of you sees clearly that I can*not* arrange it so that apart from Mark any man may ever come into my arm(s) or ever may take his couch by my side [*subauditur:* inasmuch as this pilgrim has held me in his arms].

This statement was made after Isolde had been carried by her lover Tristan, disguised as a pilgrim, from a ship to the shore.[1]

In certain ways more interesting and more clever than Spes's oath with its international affiliations is an equivocal oath of a very different sort once made by the famous tenth-century Icelander Glúmr Eyjólfsson. Marking a turning point for the worse in Glúmr's life, his equivocation has been noted by many if not all commentators on the saga [2], though it does not seem to have been fully expounded.[3] That some such exposition would not belabor the obvious seems clear from the fact that the wording of the oath deceived and somewhat puzzled the Icelanders who first heard it.

At a certain point in the saga (ch. 23) a number of men from Espihóll in Eyjafjöður were killed in a fight at which

---

[1] On this passage and the entire episode see Wolfgang Golther, *Tristan und Isolde*, etc. (Leipzig, 1907), esp. pp. 53—54 (»Der zweideutige Eid») and Schoepperle, *loc. cit. supra.* For an English version compounded of Old-French and Old-Norwegian sources see Roger S. Loomis, *The Romance of Tristram and Ysolt* (rev. ed., New York, 1931), pp. 163—67.

[2] E.g., Sir Wm A. Craigie, *The Icelandic Sagas* (Cambridge, Eng., 1913), p. 43; Gabriel Turville-Petre, *Víga-Glúms saga* (Oxford, 1940), Introd., p.x, though no comment on p. 80 where one might expect something of the sort in so elegant an edition; Jan de Vries, *op.cit.*, II, 392, § 265.

[3] Two explanations are given in R. Cleasby — G. Vigfússon, *An Icelandic-English Dictionary* (Oxford, 1876), (1) under »*-a* or *-at* or *-t*», p. 3, col. 1, ll. 13—19, and (2) under »*at*», p. 26, col. 2, § 4. But these explanations do not seem to me full enough.

Glúmr was present and in which he took part; among those killed was Þorvaldr krókr, though not by Glúmr who did kill, however, one Þorvaldr tasaldi.[1] Later Glúmr's relatives arrange at the Althing that he should swear an oath in three temples in Eyjafjörður, possibly dedicated to Freyr [2], to the effect that he did not kill Þorvaldr krókr of Espihóll. The Althing dissolved and the time of the district assembly or leet arrived. The men, including Glúmr, come first to the temple in Djúpidalr, nowadays Stóridalur, subsequently to Gnúpafell and to Munkaþverá. Glúmr takes the altar-ring or *stallahringr* [3] and swears as follows:

Ek nefni Ásgrím í vætti, annan Gizur i þat vætti, at ek vinn hofseið at baugi, ok segi ek þat Æsi, at

ek var'k-at þar ok vá'k-at þar
ok rauð'k-at þar
odd ok egg,

er Þorvaldr krókr fekk bana. Líti nú á eið, þeir er spekimenn eru ok við eru staddir.[4]

---

[1] Turville-Petre, *ed.cit.*, p. 40, ll. 22—25; Guðni Jónsson in *Íslendinga sögur*, VIII »Eyjafirðinga sögur og Skagfirðinga» (Rvík, 1947), p. 69.

[2] Otherwise, why was Freyr subsequently so angry at Glúmr and appeared to work against him? See the very end of this paper.

[3] On which object see my paper »On the Old-Germanic Altar- or Oath-Ring (*Stallahringr*)», *Acta Philologica Scandinavica*, XX (1950), 277—93, esp. p. 282 for the present passage. In the present paper I have made some revisions in the earlier translation.

[4] Turville-Petre, p. 44, l. 35— p. 45, l, 13; Guðni Jónsson, *ed.cit.*, p. 76. I have printed the central part of the oath in accordance with a happy suggestion made to me in a letter of 13 July 1949 by Felix Genzmer of Tübingen from which I quote in translation the relevant portion:

»The equivocal oath of Víga-Glúmr is partly composed in verse, a point not made clear in the editions and translations. It is a mixture of prose and verse as quite often occurs in a legal utterance composed in elevated style, *inter alia* in the truce-making formulas (*tryggða-mál*). In the oath the verses look thus [as printed above]. This gives exactly the same picture as at the beginning of

The punctuation »*'k-at*« in the oath proper and the rendering of the same in the translation below accords with the immediate sense which Glúmr wished to convey to Þórarin and his fellows:

I name Ásgrímr as witness, second, Gizurr as witness to it, that I am swearing a sacred oath (lith. temple-oath) on a ring and declare this to the Ass (here Freyr?) [1]

that I was not there and I did not commit murder there
and I did not redden there
spear-point and sword-blade,

on the occasion when Þorvaldr received his death. Let those who are clever men and are present give thought to the oath.

Þórarin and his people took no real exception to the wording of this oath and evidently did not see the latent *double entendre*, though they did remark that they had never heard an oath put in this way (*kváðusk eigi fyrri þann veg heyrt hafa at orði kveðit*), perhaps having in mind the curiously hinting caveat at the end.

Later in the year (Turville-Petre, p. 45, ll. 9 ff.) comes the sequel. Þórarin runs into Þorvarðr and his company and Þor-

---

the magic formula in the Second Merseburg Charm [ll. 10—11]. In both cases we have first a long line with double alliteration, then as a third element an adjoined short line which is attached to the long line by parallelism in verbal repetition [*at þar*] at the end of the verses [anaphoric end-rhyme]. Here, however, only the second, weaker ictus [*þar*] has accented alliteration, lacking in the first ictus [*rauð*]. Finally a self-alliterating [*o-e*] short line is added on. One can translate the lines:

dass dannimmer ich hielt und dannimmer ich hieb
und dannimmer ich rötete
Schneide und Schwert,

where 'dannimmer' can be taken as 'dann immer' or as 'dann nimmer.'» I only wish I possessed Professor Genzmer's great skill as a translator of Old Icelandic that I, too, might be able to carry the ambiguity of the Icelandic over into my English translation.

[1] See n. 2, above, p. 404, and the end of this paper.

varðr asks whether Glúmr swore his oath properly; Þórarin answers that they had not found fault with it. Þórarin must have repeated the words of the oath for Þorvarðr's benefit — though this does not appear in the saga —, for the latter at once remarks that it is extraordinary that intelligent people should so have missed the point. He has known people, he goes on to say, who have confessed to murder, but he has never known of a man personally to have sworn to having killed a person, as Glúmr did in the three temples. To let Þórarin continue in his own words, including his slightly revised wording of the oath in indirect discourse:

> hversu mátti hann meirr at kveða en segja, at hann vægi þar at ok væri þar ok ryði þar at odd ok egg, er Þorvaldr krókr fell á Hrísateigi, þótt hann leidi eigi svá sem tíðast er.
>
> how could he (do) more, so to speak, than say that he had committed murder there [with *þar at* vs. *-at þar* above] and had been there and had reddened there spear-point and sword blade, when Þorvaldr krókr fell at Hrísateigur, though he did not make his statement in the most usual manner possible.

In direct discourse the metrical part of the oath as Þorvarðr thought of it would have run:

> ek vá'k þar at ok var'k þar at
> ok rauð'k þar at
> odd and egg.

In short the trick, as it were, turns mainly on whether one says *at þar* or *þar at*. There neither is nor can be any ambiguity if the word-order *þar at* »thereat» »there» is used, since the negative enclitic *-at* (or *-a* or *-t*) must either immediately follow the verb (e.g. *mat þú vill-at*, *Háv.* 114,4) or be separated from it by no more than *'k*, reduced form of *ek* (e.g., *Loka ek kvev'k-a*, *Lk* 18,1).[1] Had Glúmr not wished to equivocate or

[1] Plentiful examples in Eduard Sievers, »Zur nordischen Verbalnegation», *Indogermanische Forschungen*, XXXI (1912—13), 337—47.

resort to *double entendre* but had been willing to commit outright perjury, he needed only, as Cleasby-Vigfússon suggest under »*-a* or *-at* or *-t*» (*cit. supra*), to have inserted an independent *ek* between the *-at*'s and the *þar*'s, yielding:

Var'k-at ek þar ok vá'k-at ek þar
ok rauð'k-at ek þar,

with the unambiguous meaning: »I was not there and I did not commit murder there and I did not redden there, etc.» As he did word it, however, in the first clause the *at* can be taken either as the enclitic negative (as Glúmr intended that it should be) or as the preposition *at*, construed with *vera* to form the legal phrase *vera at* »to be guilty» (as Cleasby-Vigfússon point out under »*at*,» *cit. supra*), whereby the facts of the case are truly stated. In the next two clauses the facts are correctly stated by taking *at* with *þar*, with *at þar* understood as *þar at* »thereat» »there.» Though such an inversion is most unusual, this is the way Glúmr obviously planned *at þar* to be understood and Þórarin and his men accepted it in the face of Glúmr's caveat.

There is one final feature in this episode that may be commented upon, namely, Freyr's angry reception of Glúmr in a dream that the latter had at home after the events centering on his equivocal oath; this is coupled with Glúmr's feeling that thereafter he was in Freyr's bad graces, the whole marking a turning point for the worse in Glúmr's career (ch. 26, Turville-Petre, p. 45, l. 33—p. 46, l. 5). Though the saga says nothing about this, and it is quite possible that the saga-man did not understand the underlying tradition, it would seem likely, as suggested on p. 404, n. 2, above, that the equivocal oath was taken in temples dedicated to Freyr and that the offended god is to be viewed as responsible for Glúmr's subsequent bad luck. I have no specific evidence for this belief, but I feel that the following general statement in the *Handwörterbuch des deutschen*

Aberglaubens (col. 670, *cit. supra*), based on parallel equivocations in German popular belief, may be much to the point:

Ordinarily the equivocator does not come off unscathed. The devil, to whom he has delivered himself as a result of his equivocal oath, enters the picture in one way or another and brings down ruin upon him [the equivocator].

Harvard University

Francis P. Magoun, Jr.

BESPRECHUNGEN

Henri Focillon, *Le peintre des Miracles Nostre Dame.* Quarante miniatures photographiées par Pierre Devinoy. Paris, Paul Hartmann, 1950. 47 pages et 20 planches in-4.

On aurait aimé être averti dès le titre que les Miracles dont il s'agit sont ceux qu'a racontés en vers français Gautier de Coinci dans le premier tiers du XIII[e] siècle et que les miniatures reproduites forment un choix de celles qui ornent le célèbre manuscrit du Grand Séminaire de Soissons qui, après diverses péripéties, est récemment parvenu à la Bibliothèque Nationale, où il porte actuellement la cote 24.541 des nouvelles acquisitions françaises. La publication est posthume: Henri Focillon est mort à New York en 1942. Le texte qu'on lit en tête du livre avait été achevé en 1939. L'auteur y esquisse d'abord le caractère de la poésie mariale, puis l'esprit qui a animé le peintre, pour s'occuper ensuite surtout de cette question essentielle: quelle est la place de l'artiste dans la peinture de la première moitié du XIV[e] siècle? Le nom qui alors vient en premier lieu à l'esprit du critique est celui de Jehan Pucele [1], le premier peintre français dont on sache quelque chose de plus que le nom. S'agit-il de lui? Il y a des ressemblances, en premier lieu la maîtrise. Mais un examen attentif révèle de sensibles différences et il ne semble pas possible de trouver des données qui permettent d'accepter ou de rejeter

[1] Dans cette même revue (XII, 1910, p. 25) j'ai résumé, à propos d'un livre de Henry Martin, ce qu'on sait de ce prédécesseur.

une attribution. H. F. ne pensait pas qu'on pût retrouver la marque de Jehan Pucele dans l'exécution des Miracles. »En l'absence d'un texte concluant, nous restons dans le domaine des probabilités.»

Sous la direction du regretté Henri Focillon, un collaborateur resté anonyme a rédigé la table du manuscrit, les notes et les descriptions des peintures. Celles-ci surtout révèlent le familier de l'art médiéval. Mais il est moins familier avec la langue. Dans une note un peu inquiétante (p. 30) il annonce que l'édition de l'abbé Poquet [dont il faut se méfier] lui a »beaucoup servi». Heureusement, il n'y a pas grand mal, sauf que l'anonyme s'est trop fié aux lectures de l'abbé Poquet. Comme exemple on pourrait citer la légende de la miniature XV: *Du moine qui onques ne fist* (sic) *as Heures de Nostre Dame*, ce qui a embarrassé l'auteur de la table (voir p. 38, sa tentative d'analyse) et qui en effet ne donne aucun sens: c'est *sist* et non *fist* que porte le manuscrit. Dans ce conte pieux, il est dit que le prieur de l'abbaye de saint Sauveur de Pavie ne voulait jamais *s'asseoir* en disant les Heures de Notre Dame. J'en ai publié dans cette revue même (XXXI, 1930, p. 75) un texte meilleur, celui du manuscrit de Blois, qui porte cette rubrique très claire: *Del moine qui ne voloit seoir quant il disoit les ores Nostre Dame.* Diverses autres légendes aussi, mises au bas des reproductions, présentent des fautes, surtout un mélange de formes anciennes et modernes. Mais ce sont là de petits inconvénients qui ne diminuent pas les mérites de cette belle publication qui honore la maison d'édition qui l'a fait paraître et, pour plus d'une raison, mérite la plus large diffusion.

Arthur Långfors

Friedrich Gennrich, *Simon d'Authie, ein pikardischer Sänger des XIII. Jahrhunderts.* Sonderdruck aus der Zeitschrift für romanische Philologie, B. 67 (Festschrift E. Lommatzsch), p. 49—104. Tübingen, Niemeyer, 1951.

»Il existe un village d'Authie, tout près de la ville de Doullens, en Picardie; et dans l'ancien obituaire de l'église d'Amiens on lit cette mention que nous ont conservée les notes de dom Grenier: Mense novembris obiit magister Simo de Alteia,

vir litteratissimus, hujus ecclesiae canonicus. C'était donc un chanoine d'Amiens, originaire de Picardie . . .»[1] En dehors de cette mention, on le rencontre dans des documents qui s'échelonnent de 1222 à 1232. Il figure quatre fois comme avocat de l'abbaye de Saint-Vaast contre les échevins d'Arras.[2]

M. Gennrich republie treize pièces lyriques attribuées à ce Simon d'Authie. Elles avaient déjà été imprimées dans diverses publications (notamment, on en peut lire la presque totalité dans les *Trouvères artésiens* de Dinaux). Ce sont neuf chansons d'amour assez agréablement versifiées, une chanson satirique (Raynaud 665) et trois jeux-partis où Simon a pour partenaires Gilles [le Vinier] (R. 572), Hue le Maronnier (R. 1818) et encore une fois Hue (R. 289) qui selon toute probabilité est le même Maronnier.

M. Gennrich, musicologue célèbre, s'occupe surtout de sa spécialité. La musique est donnée en notation moderne. Le texte poétique n'est pas commenté. On le lit d'ailleurs avec facilité, les manuscrits étant d'une correction suffisante. Comme j'ai moi-même pris part, avec mon maître Jeanroy, à l'établissement du *Recueil général des jeux-partis* et à celui des *Chansons satiriques* de la collection de M. Roques, je n'ai presque rien à dire sur les pièces qui ne sont pas des chansons d'amour. Quant à celles-ci, je me permettrai d'ajouter aux indications de M. Gennrich quelques renseignements d'ordre bibliographique et de rectifier certaines légères erreurs dues sans doute pour la plupart à des fautes d'impression.

I (Raynaud 1460), ajouter aux éditions celle de G. S. Trébutien, *Raoul de Ferrières* (1847), pièce n° X. — II (R. 487), dans le ms. *C* la pièce n'est pas anonyme: il y a la rubrique *Gachies d'Aipinas* (c.-à-d. Gautier d'Epinal). Ajouter aux éditions: Brakelmann, *Les plus anciens chansonniers*, I, 9, et Lindelöf et Wallensköld, *G. d'Epinal* (dans *Mém. de la Soc. néophilologique de Helsinki*, III, 1902, p. 303). V. 13, lire *contraliant* et ponctuer ainsi les v. 15—18:

Mais se par son plaisir
Ne me fait resjoïr
Pitiés bone eüree,
N'i a fors del morir.

[1] Paulin Paris, *Hist. litt. de la France*, XXIII (1856), p. 758.
[2] A. Guesnon, *Recherches biographiques sur les trouvères artésiens*, dans *Bull. historique et philologique du Comité des travaux historiques et scientifiques* (Paris, 1894), p. 447 (p. 8 du tirage à part).

V. 39, *les chavie*, l. *l'eschavie*. — III (R. 1415) v. 31, l. *espeneïr*, — V (R. 623), v. 28 *tous tiens* probablement faute d'impression pour *tous biens* (Dinaux a *tous bien*). — VII (R. 183) Simultanément avec l'édition de M. G. a paru celle de Holger Petersen Dyggve, *Gace Brulé*, n° *1 (dans *Mém. de la Société néophilologique de Helsinki*, XVI, 1951). — VIII (R. 1802), v. 10, il manque une syllabe, lire avec *M: en tot mon vivant*. — IX (R. 665), faute d'impression, lire sous la rubrique *Dipl.-Abdruck:* Archiv 42, 308 (Hs *C);* — XII (R. 289), v. 45, un mot est tombé, lire *de vraie amour espris*. — XIII (R. 1818), v. 58, *atroit*, faute d'impression pour *aroit* — P. 55 et 57, au lieu de *Sauval*, l. *Sauvale* ou *Sawale*.

Arthur Långfors

Jean Boutière et A.-H. Schutz, *Biographies des troubadours*. Textes provençaux des XIII^e^ et XIV^e^ siècles, avec une introduction et des notes. Bibliothèque Méridionale, I^re^ série, tome XXVII. Toulouse, Privat; Paris, Didier, 1950. XXXII—451 pages.

Les *vidas* et les *razos* sont dues au désir des jongleurs d'ajouter aux chansons des renseignements propres à piquer la curiosité du public lorsqu'elle commençait à languir. Les textes qui nous sont parvenus sont au nombre de 225 environ et concernent 101 troubadours. Ce que le commentateur y raconte sur le troubadour et les personnages que celui-ci fait figurer dans sa chanson est souvent fantaisiste et se fonde sur une interprétation arbitraire des textes. Mais il y a »par ailleurs la présence, dans certaines vies, de renseignements d'une exactitude et d'une précision étonnantes sur les lieux où naquirent et vécurent certains troubadours, informations que seul était en état de donner un jongleur ayant parcouru lui-même le pays» (p. XIV). Faire le départ entre le réel et le fictif a été pendant un siècle une des tâches les plus importantes des provençalistes. Depuis Rochegude et Raynouard, on s'est occupé activement de la critique de ces documents. On sait gré aux nouveaux éditeurs d'avoir jugé à sa vraie valeur la remarquable édition de Raynouard. D'autre part, ils ont montré que celle de Chabaneau (1885), qu'on a si assidûment consultée, a joui d'une réputation en grande partie imméritée. Tous les lecteurs des *Vies des troubadours* de Chabaneau ont nécessairement constaté que tout au moins la graphie des manuscrits a été retouchée d'après des

principes qui n'apparaissent pas clairement. Mais l'arbitraire ne s'arrête pas là. MM. B. et S. ont révélé que Chabaneau a annoncé qu'il notera »avec soin», »pour chaque vie comme pour chaque *razo*, ce qui se trouve dans tel ou tel manuscrit»; mais il n'a donné ces précisions qu'exceptionnellement et de façon très incomplète et souvent inexacte. C'est que, au lieu de se rapporter toujours aux originaux, Chabaneau a très largement puisé — et sans jamais l'indiquer — dans les textes de Raynouard, qu'il a tout simplement reproduits en se bornant à introduire quelques changements dans la graphie. Cependant appartiennent en propre à Chabaneau de nombreux éclaircissements utiles sur les personnes et sur les lieux, fournis dans les notes et ailleurs. Dans ces conditions il était nécessaire de refaire complètement l'ouvrage, ce qu'ont fait MM. B. et S. avec un dévouement et une exactitude admirables. La collection de textes est précédée d'une brève introduction (caractère, genèse et valeur des vies, réalité et fiction, manuscrits et éditions, etc.) et suivie de notes d'une richesse extraordinaire (p. 337—428)[1] où les nouveaux éditeurs n'oublient pas de signaler ce qu'ils doivent à ceux qui ont préparé le terrain pour eux. Un index des pièces citées et commentées dans les *vidas* et les *razos* et un index des noms propres terminent cet ouvrage dédié à M. Alfred Jeanroy, doyen et maître des provençalistes. Il marque une nouvelle étape dans les études provençales.[2]

Arthur Långfors

Martín De Riquer, *Obras completas del Trovador Cerverí de Girona.* Texto, traducción y comentarios. Barcelona, Instituto español de Estudios Mediterráneos, 1947. Pp. XIII + 390 and VIII plates.

[1] Le livre de S. Santangelo, *Dante e i trovatori provenzali* (Catane, 1921), dont j'ai rendu compte dans *Romania*, XLVIII, 1922, p. 476—77, aurait peut-être mérité une mention. On y trouve tout au moins quelques remarques utiles sur la filiation des chansonniers.

[2] Précédant d'un an seulement la belle publication de MM. Boutière et Schutz, l'article de M. Aimo Sakari, *Azalais de Porcairagues, le joglar de Raimbaud d'Orange* (*Neuphilologische Mitteilungen*, L, 1949, p. 23—43, 56—87 et 174—198), n'a pas pu être mis à profit par eux. Je crois que M. S. a prouvé qu'il ne s'agit pas de Porcaraigues (Gard) mais de Portiragnes (non Portiragues), cant. de Béziers, Hérault. Voir Boutière et Schutz, p. 345, Jeanroy, *Trouvadours*, I, 341, et Sakari, p. 25, 27 et 37.

Under No. 434 of his list of troubadours[1]), Bartsch gave 16 pieces as belonging to Cerveri de Girona. These were all the poems of the Catalan troubadour known at that time, all of them in MSS. *C* and *R*, and all of them published by Milá y Fontanals[2]) in what may be called a readable text[3]). Four years after the publication of Bartsch's *Grundriss*, Milá[4] gave a description of the so-called MS. *Sg*, owned at that time by Don Pablo Gil y Gil of Saragossa [5]. This MS. added no less than 97 [6] lyrical poems till then unknown to the *bagage littéraire* of Cerveri de Girona. To the 16 poems listed by Bartsch and the 97 of MS. *Sg* we have to add one which has come down to us in another Catalan MS. [7]. This totals up to 114 lyrical poems, a number reached by none of the other troubadours.

Milà's publication did not bear fruit immediately. So far as I know, the first to tap this source of unusual richness was Max Kleinert. In a doctor's thesis submitted to the University of Halle [8] in 1890, he published Cerveri's four *pastorelas*. This remained a lonely feat for a long time to come. In 1912 Pompeu Fabre published P.—C. 434a, 25 in his Catalan grammar[9], J. Massó Torrents offered four poems in his Repertori [10], after having edited two of Cerveri's *planhs* in 1909 [11], and Amédée Pagès edited the *dansas* [12] of our troubadour.

It was not before 1936 that a new impulse was given to a wider study of Cerveri's poems. In that year, Francesco A.

---

[1] *Grundriss zur Geschichte der provenzalischen Literatur*, Elberfeld 1872.

[2] *De los Trovadores en España*, Barcelona 1861.

[3] Some of these poems had previously been published by Raynouard, Rochegude and Bartsch.

[4] *Rev. des langues rom.* 10 (1876), 225 ff.

[5] Since 1910 in Barcelona, Biblioteca de Catalunya No. 146. For further literature see Pillet-Carstens, *Bibliographie der Troubadours*, Halle 1933 pp. XXI—XXII.

[6] Ugolini (see p. 414 n. 1) p. 546 says 96; he probably counted Nos. 97 and 98 of the edition under review as one, which they really are.

[7] *Ve. Ag.* 1; see P.—C. (Pillet—Carstens) 434 a, 6 a.

[8] *Vier bisher ungedruckte Pastorelen des Troubadours Serveri von Girona.*

[9] *Gramática de la lenga catalana*, Barcelona 1912, p. 337.

[10] *Repertori de l'antiga literatura catalana. La Poesía*, vol. I, Barcelona 1932.

[11] *Estudis Universitaris Catalans* III.

[12] *La »dansa» provençale et les »goigs» en Catalogne.* Homenatge a Antoni Rubi i Lluch I, Barcelona 1936, pp. 201—224.

Ugolini reproduced in an exact copy that part of MS. *Sg* which contains Cerveri's poems [1]. The first to profit by this important publication was the indefatigable editor of troubadour poetry A. Kolsen. In vol. 27 of the *Biblioteca dell' »Archivum Romanicum»* (1939) and several articles [2] he offered the critical texts of more than thirty of Cerveri's poems. Scholars such as Jeanroy and Salverda de Grave made these publications the object of more or less extensive remarks [3], while the present reviewer followed Kolsen's example by publishing six of Cerveri's poems [4] without knowing that in the meantime the book under review was being prepared and published by Professor Martín de Riquer.

He brought to his task one quality that seemed to predestinate him to become the editor of Cerveri's work. Catalan born, he knows the language which was also Cerveri's mother-tongue and which shows so great affinities to that used by the troubadours on the other side of the Pyrenees. Moreover, living in Barcelona, he was able to check at any time the texts of Cerveri's poems on the MS. itself (which he did with great care), and a profound knowledge of Catalan history and its sources, so easily accessible to him, added to the advantage in which he was in comparison to any possible editor. A rich activity in the Provençal field, inspired by a true scholarly enthusiasm, preceded, accompanied and followed the edition. In the *Boletín de la Real Academia de Buenas Letras de Barcelona* of the years 1944 and 1945 he published 51 of Cerveri's poems, and 20 additional in the *Publicaciones de la Universidad de Barcelona* of 1946. In 1944 appeared a treatise on *Las albas provenzales* [5], in 1946 an article *Aspectos de la lírica de Cerverí*

---

[1] *Il canzoniere inedito di Cerverì di Girona* in »Memorie della R. Accademia Nazionale dei Lincei. Classe di Scienze morali, storiche e filologiche». Anno 333, Serie VI, vol. V, fasc. VI, pp. 513—683.

[2] *Neuphil. Mitteil.* 39, *Studi medievali n.* s. XI and XIV.

[3] Jeanroy, *Rom.* 65 (1939), 241—45 and *Arch. Rom.* 23 (1939), 11—21, Salverda de Grave, *Neophilologus* 25, 60—63 (apparently unknown to the editor). My own remarks on the same subject, accepted for publication by the *Arch. Rom.*, became a war victim; they were never published and the MS. seems lost.

[4] *Ann. du Midi* 51 (1939), 285—94; *Rom. Review* 37 (1946), 3—19; *Mod. Lang. Quarterly* VII (1946), 411—444; *Romance Philology* II (1948), 1—32; *Traditio* VI (1948), 163—185.

[5] »Entregas de poesia», Barcelona

de Girona[1], in 1948 the first volume of an anthology of troubadour lyrics[2] with a literary introduction of over 60 pages[3]. Among recent articles which the author kindly made available to me, I want to point to at least one[4], stimulating and brilliantly written, in which he claims that Cerveri de Girona was not at all from Gerona, but from Cervera, and identical with Guillem de Cervera, author of famous *Coblas Proverbials*, written in the Catalan language[5].

The task of editing Cerveri's poems was by no means an easy one. The 114 lyrical poems comprise about 800 more verses than the *Chanson de Roland*. To these we have to add the 1318 lines of five non-stanzaic poems which form the Nos. 115—119 of the edition[6]. Nearly all of Cerveri's works are preserved in only one manuscript. This, it is true, saves the editor the trouble of comparing manuscripts and making his choice from among them of the one that he thinks apt to form his base. On the other hand, no helpful suggestions can come from other manuscripts in case of corrupted or hard-to-understand passages. And there are many of them in Cerveri's poems, caused either by the negligence of the scribe or the queerness of Cerveri's thought, which is often enough expressed in insufficiently clear terms.

Cerveri's lyrical production is not only enormous, but also of great diversity of themes. There are all the traditional literary genres, such as *cansos*, *vers*, *sirventes*, *planhs*, *baladas*, *dansas*, *pastorelas*, *albas*, *descorts*, *estampidas*[7], and it is according to

[1] *Anales del Instituto de Estudios Gerundenses* I, pp. 1—54.

[2] *La Lírica de los Trovadores*, tome I, Poetas del siglo XII, Barcelona, Escuela de Filología, 1948.

[3] *The Resumen de literatura trovadoresca*, Barcelona 1948, is I presume a reprint of that introduction.

[4] *La Personalidad del Trovador Cerverí* in *Boletín* etc. XXIII (1950), pp. 91—107.

[5] Published by A. Thomas, *Rom.* XV, 25—108.

[6] No. 115: *Maldit Bendit*, a satire against women together with a praise of love; No. 116: *La Faula del Rosinyol*, a political allegory; No. 117: *Oracio de Tot Dia*, a prayer in verse; No. 118: *Sermo*, a sermon on the theme *Surgens Ihesus mane*; No. 119, a humorous *Testament* in which Cerveri bequeathes all kinds of objects to a great number of persons, mostly of the upper classes, whom he allegedly had met in his life, expressing his dislike for, or love of them.

[7] It is amazing that there is not a single *tenso* or *partimen* among Cerveri's poems. In the work of Guiraut Riquier, Cerveri's Provençal contemporary, we find quite a few of them. Perhaps the social conditions in Catalonia did not favor them.

these names that M. de Riquer has arranged his edition. But what is new is that a great number of titles of Cerveri's poems, especially those marked *vers*, show qualifications which point to the contents of the poem, such as *Lo vers de la lengua*, *Lo vers dels plazens e dels vilas*, *Lo vers de paradis e d'infern*, etc. [1] In some cases we even find no allusion to traditional genres at all, but real titles, such as *espingadura*, *gelosesca*, *peguesca*, *libel*, *acuyndamen*, *desiransa* [2]. We are witnessing here the dissolution of an old tradition and the rise of a more modern and more individual use of titles for lyrical poems.

In presenting Cerveri's poems to the reader M. de Riquer follows a well-established routine for each of them: text, translation, notes, with a bibliographical and metrical [3] introduction and — this is a commendable novelty — a short characterization of its contents, ideas and literary affinities. If these characterizations resemble each other in many cases, it is not always the editor's fault; Cerveri likes to repeat certain ideas and themes again and again. In some cases, however, those arguments might have been a little more explicit. This is true e.g. of No. 29. It would have been more helpful if the editor had explained the seemingly so incoherent train of thought of this difficult poem than to advance an hypothesis, not too convincing in itself, concerning the poet's attitude towards the widow of his protector, the Viscount of Cardona. No. 31 starts with the description of a strange funeral procession. The introduction does not indicate whom they are going to bury,[4] nor is there any mention of the fact that stanzas IV and V constitude a violet diatribe, full of irony, against the clergy.

The purpose of *translations* in troubadour editions is to help the reader to understand the original text, which they have to follow as closely as possible without, however, violating the style of the language into which the text is being translated. By no means do they claim to reproduce the poetical effect

---

[1] The only earlier case of such a procedure is, so far as I know, that of Marcabru's crusade song known as the *vers del lavador*.

[2] In our opinion, *desiransa* is not a »género poético», but an individual title.

[3] The editor does not indicate whether the form of a poem has been invented by the author or borrowed from another troubadour. The latter case seems rather rare with Cerveri.

[4] We think that the dead body is that of *Vergonha* killed by the *ric croy vil* (see stanza II).

of the original [1]. The editor's translations generally follow these lines. There is, however, sometimes a tendency to add to them certain words, generally put in parentheses, for which the original does not offer any basis. Such additions may be helpful or even necessary in certain cases; in other cases, however, they seem rather to distort the sense of a passage. Take No. 11, 61—21. A shepherdess says:

> Segner, caus' es desguiada
> per forç' ab cutx' autreyada [2],

which is rendered by: »Señor, es cosa desusada [y] concedida por fuerza y con precipitación.» The [y] changes the syntax and the sense of the two verses in that it makes the two participles coordinate qualifiers of *causa*. But it is only *autreyada* that has this syntactical function, and the construction of the sentence is this: *Causa per forç ' ab cutx ' autreyada es desguiada*, which means: Something that is forcibly granted in a state of grief is unseemly.

Such an [y] of dubious value is rather frequently found in the translations, but other, stronger words, too. No. 25, ll. 58—60 run thus:

> Si · us avia dreit seria,
> 58 dona, per que · us preyaria,
> c'amia us vis un dia [3]
> 60 si com vezer vos volria.

Translation: »Justo sería que os tuviera, señora, porque os imploraría; porque un día os vi amiga [mia] como quisiera veros [siempre].» The sense is different from what the additional [mia] and [siempre] suggest. The *que* (*c'* in the text) of l. 59 is not »porque» but »that» dependent on *preyaria* [4] and introducing

---

[1] The editor himself says (p. VIII): »Nunca he pretendido hacer una traducción que tenga valor por sí sola».

[2] Quoted by Levy, *S.W.B.* II, 53 s.v. *desguizat* No. 1 »ungehörig»

[3] In the first part of l. 59 a syllable is missing; there should be three syllables as in l. 51 (*Si·us avia*). So we have to read *que, amia, . . .* Furthermore, the following *us* is, unlike Spanish *os*, an enclitic form without syllable value and should be connected with *amia* through the well-known dot above the line (*que, amia, ·us vis . . .*) in spite of the caesura and the internal rhyme.

[4] This verb causes the subjunctive *vis*; the »vi» of the translation presupposes a *vi* in the Provençal text and means »I saw».

an object clause: »It would be just if I possessed you, lady, therefore I would like to ask you that, o beloved, I might see you one day as I would wish to see you». This is a veiled, but far-reaching desire of the lover, which is prepared by ll. 43—44 of the poem and the first of the above-quoted lines.

Sometimes the parenthetic additions are still more extensive. Ll. 33—34 of No. 23:

> Deus, tan gran cuyndia ab pretz co · us poc dar,
> per ausir tot dia la gen ab gardar!

are translated thus: »¡Dios!; con tanta delicadeza con mérito como pudo llegar a daros, [y vos, a cambio], todo el día [1] [os dedicáis] a matar a la gente con la mirada!» The construction of the sentence is much simpler than the translation with its two big insertions makes us believe. It is one of those numerous cases where the interrogative word (here *co*) is not placed at the beginning of the question, and *Deus* is not a vocative, but the subject of the sentence [2]. »How could God give you so much gracefulness and [3] worth in order constantly to torture people by looking at you!»

Even translations may sometimes not be sufficient for the correct understanding of a text; there will always be certain things that require *explanatory notes* [4]. Generally, the editor's notes are plentiful and pertinent. He is at his best where he has to deal with the history and geography of the Iberian peninsula. We only point to the indentification of Catalan place-names, about 30 in number, which occur in No. 11, ll. 11—23, the explanation of the heraldic allusions in No. 38, ll. 21—23, which is really illuminating, and the note on *Pina* (No. 47, 15), which sheds a new light on a passage of the *Chanson de Roland* (l. 199). We already mentioned that Cerveri does not always succeed in presenting his thought in a sufficiently clear wording. The editor was well aware that he had to give special explanations in such cases [5]. We would have liked to

---

[1] Here *tot dia* can hardly be »todo el día».

[2] *Deus* cannot be a vocative first and then be supplied as the subject to the same sentence.

[3] The preposition *ab* is often synonymous with *et*.

[4] See Tobler, *Gröber's Grundriss* I², 354.

[5] See Nos. 21 st. IV, 29 IV, 49 II and IV, 95 III and IV, 105 st. V, etc.

see more of them. Let us take No. 43. st. I—III[1]. In stanza I the poet wishes the lady might hate him and want him to be dead. People then would ask him for the reason of this strange attitude. Stanza II gives the answer:

> Eu o dezir tot per atretal guiza
> con l'esperver azira lo moscart,
> car es tan paucs, ten lo per trop auzart,
> e vol l'aucir can n'a fait a sa guiza,
> mas el li fug tan can pot luyn, no pres[2].

It seems that the poet compares the lady with a sparrow-hawk and himself with a mosquito. The noble bird (the lady) hates the mosquito (the poet) because the insect is too audacious compared to its smallness (i.e. the poet's insignificance). The hawk wants to kill it after having dealt with it as he pleases (i.e. tortured it, as the lady tortures her lover). But the mosquito escapes. This turn of the simile comes as a surprise, annihilating it completely, because it is death, not escape, that the poet longs for. And, amazingly enough, in stanza III the poet stresses that he does not want to flee, because, far from the lady, he could have no part in the joy that emanates from her. He prefers to stay and die, if his death pleases her. Everybody will feel the inconsistency of this simile. Should we blame the poet for it? Or should we not rather attribute this »inconsistency» to medieval thinking in general which did not refrain from indulging in what has been called »Bilderflucht» and »Bildermischung»[3]?

Another case in which the editor owed us an explanatory note in addition to his translation is we think that of No. 31, which we already mentioned as containing an ironic praise of the clergy. Stanza V says of the priests:

---

[1] Since there is no note, we do not know whether the interpretation which we are going to give is in accordance with the way the editor understood the passage; nor are we too sure of having really seized the sense the poet intended to give this part of the poem.

[2] The editor's translation: »Deseo que ello sea del mismo modo que el gavilán odia al mosquito, que, siendo tan pequeño, lo tiene por demasiado atrevido, y lo quiere matar cuando ha hecho lo que le ha venido en gana; pero él, en cuanto puede, se le escapa lejos, no cerca».

[3] Spitzer, *Essays in Historical Semantics*, New York [1948], pp. 83 and 120—121.

Ges no fan obra d'enfan
ne · ns mostren ço en sermo
qu'il desfan, ans sens afan
fan ço don Deus lo[s] somo;
que fan part lur oraço
tres partz del lor per razo:
l'una a paubres tot l'an,
l'autr'a Deu servir dousan,
e l'altr'a ops dins mayso.

Ll. 37—40 do not offer any particular difficulty [1]. But how have we to understand ll. 41—45? The translation renders them thus: »porque dividen sus oraciones en tres partes de un modo proporcionado para lo suyo: una para los pobres todo el año, otra para servir al dulce Dios, y otra para necesidades de su casa.» The reader would certainly like to know why the priests should divide their sermons into three parts, and what those strange parts have to do with a sermon. The editor does not give the explanation. In fact, what the poet wanted to say is quite different. In the first place, the translation does not take care of *part* in l. 41. This is not the noun, as in l. 42, but the preposition meaning »beyond, besides, in addition to», and *part lor oraço* is »besides their sermon.» Second, *del lor per razo* (l. 42) is no syntactical unit; *del lor* belongs to *tres partz*, and *tres partz del lor* means »(they make) three parts of (what is) theirs (of what they own).» Third, the remaining *per razo* is a well-known adverbial phrase with manifold meanings which Stroński has made the subject of an extensive study [2]. We think that Stroński's No 3c »comme il convient» would best fit the context. Finally, instead of *dousan*, which is a conjecture of the editor, we keep the reading of the M.S. which has *donlan*. This is *don l'an* »from whom (i.e. God) they have it (i.e. what they own).» So we translate ll. 41—45: »For, in addition to their sermon, they make, as it befits them, three parts of what they own all the year round: one for the poor, another for the service of God from whom they have it, and a third for the use in the

[1] We do not know whether »deshacen» by wich *desfan* (l. 39) is rendered in the translation is quite correct. *Desfaire* is here simply the negation of *faire*, i. e. »not to do, omit to do.». The priests do not preach in their sermons what they fail to do themselves.

[2] *Le Troubadour Folquet de Marseille*, Cracow 1910, pp. 219—22.

house.»[1] [2] This interpretation is corroborated by a passage from F. X. Wernz, S. J., *Jus Decretalium III*, Rome 1901, p. 158:

De administratione bonorum ecclesiasticorum. . . . . Quae administratio Episcopi omnium bonorum ecclesiasticorum ex antiquissimo tempore ea ratione facta est, ut retenta massa communi v.g. Romae et in Italia omnes reditus in quattuor partes distribuerentur scl. pro Episcopo, pro clero, pro pauperibus, pro ecclesia. In Hispania et Gallia omissa parte pauperibus destinata solummodo tripartitio habuit locum, ed haud raro soli Episcopo dimidia pars adiudicabatur non neglectis pauperibus, quibus alio modo consultum est.[3]

In the foregoing discussion we already touched problems of *textual criticism*. The texts being naturally the essential part of this first volume of the edition, we should like to offer some more remarks concerning them. We are presenting them, not

---

[1] What does Cerveri mean by the »house»? Did he think of the dwelling of a secular priest, or the order to which the priest belongs? For the latter sense we refer to Raynouard, *Lex. Rom.* IV, 148 and the following passage of the biography of the Monk of Montaudon: *E·ill cavalier e·ill baron si·l traissen de la morgia e feiren li gran honor e deiron li so que·ill plac ni lor demandet; et el portava tot a Montaudon al sieu priorat.* (Boutière—Schutz, *Biographies des Troubadours*, Toulouse, 1950, pp. 215—16).

[2] We do not want to drop this matter without at least mentioning a last case where the absence of notes will be especially and keenly felt. In 1892, Levy had reviewed Kleinert's edition of Cerveri's four *pastorelas* (Litbl. XIII, 91—8). The editor, of course, knew of Levy's remarks. But much to our surprise and to the prejudice of his text, he disregarded a number of Levy's suggestions. Not to accept them was the editor's right. But a scholar of Levy's caliber at least deserved a refutation. So the text of No 13, stanza IV, appears in the interpretation which Kleinert had given it and which does not do justice to the Provençal text: Ll. 85—89 of the same poem were also understood quite differently by Levy. He referred to, and accepted, an ingenious emendation made by Antoine Thomas (*Ann. du Midi* III, 140), which seems to have escaped the present editor's attention. It would have been tempting to explain Levy's interpretation but for the space it would take to do so. Moreover the data are there for everybody to form his own opinion.

[3] I owe the above reference to Father Anselm Strittmatter O.S.B., now in Rome, to whom I am herewith expressing my deepest gratitude for his great kindness already shown to me on a previous occasion. He adds: »Evidently, there was a divergence of usage in the legislation on this subject . . . It is obvious what the traditional legislation was, and still more, what its spirit was».

by following the numerical order in which the poems appear in the edition [1], but uniting them in certain groups according to the nature of the corrections we have to suggest.

1. The editors of Old Provençal texts all but universally [2] use the dot above the line to separate an enclitic word from the preceding one under whose accent it has lost its syllabic nature [3]. The edition under review shows a certain confusion between the apostrophe and the dot, with an underlying lack of distinction between enclitic and proclitic words. In *que l'auzira* (8,7) the *l'* = *lo* is proclitic; *lo* would have been reduced to *l* also in case the preceding word had been *car* (with a consonant at the end). The apostrophe would therefore seem to be the only mark admissible here, but the editor spells this word-group *que· l auzira* [4]. On the other hand, he puts the apostrophe where the dot should be used: *da'm ço que. . .* (2,12) instead of *da·m ço que. . .* [5]). Again in cases of aphesis we find the dot instead of the apostrophe: *e femna·s leu cambiada* (11,55) where we should expect *femna's*, because *s* is *es* »is» [6]. According to what has been said above (p. 422 n. 2) about *el mon*, we understand *que·l mon* (22,7) to be »whom the world», the context, however, shows that it means »who *in* the world», so it should read:

---

[1] But for two or three exceptions, our references are taken from the first 47 pieces of the edition.

[2] Among recent editors of Provençal texts Brunel in his edition of »Jaufre» is the only one, as far as I know, who does not avail himself of this simple and extremely helpful diacritical mark.

[3] Only in cases where the definite article forms a phonological unity with one of the most common prepositions (*a*, *de*, *e*(*n*), *per*), one generally does not put the dot: *dels baros* (37,31), *al rey* (44, 34) *pel fyll* (61,34), *el mon* (11,34). In this way one can easily distinguish *el mon* »in the world» from *e·l mon* »and the world» and both of them from *e'l mon* = *e en lo mon* »and in the world». For other prepositions the general rule stays: *entre·ls seus* (96,12), *entre·ls fis* (48,21).

[4] Other examples: *e·l enfans* instead of *e l'enfans* (2,30; 6,22), *qui·m a* instead of *qui m'a* (9,4), *e·l honrar* instead of *e l'honrar* (4,20), *qui·m auci* instead of *qui m'auci* (9,14), etc.

[5] Similarly: *e fare 't, si m'en sols* (2,21) instead of *e fare·t, e a'm falxa* instead of *e a·m falxa* (8,8), *e valgra'm mays* instead of *valgra·m mays* (9,21), *e dezia'l la nina* instead of *dezia·l* (12,6), *la'm rendatz* instead of *la·m rendatz* (41,41).

[6] Correct form given by Ugolini, *l.c.* p 549 note 4. Furthermore: *una dona.n l'erbatge* instead of *'n* (= *en* »in») (13,72), *si·m breu* instead of *si'm* (= *em* for *en*) *breu* (22,18), *si·l mon* instead of *si'l* (= *el* = *en lo*) *mon* (28,50), *qui·s pros* instead of *qui's* (= *es*) *pros* (37,22).

qu'el mon. Sometimes the diacritical mark is missing altogether, especially in cases where the remembrance of the Spanish article *el* seems to have guided the editor. So *el pastor* (13, 41 and 73) is not »the shepherd», but *e·l pastor* »and the shepherd»; likewise *el coms* (37,17) should be *e·l coms*, *el Rey* (55,38) *is e·l Rey* [1], *el bos Raymon* (37,22) *should* be *e·l bos Raymon* [2].

2. Thinking that Cerveri might have used *el* where he should have said *lo* means to impute a morphological mistake to him We want to defend him against this reproach, in the case of *el* as well as some others which we are going to mention. No 22, l. 22: *Ja no·m n'iray, si tot mortz me desfiza* is translated by: »Jamás me marcharé, aunque la muerte me aniquile. »Evidently the editor derives *desfiza* from *desfaire* »to destroy», but the subjunctive of the present tense of this verb is *desfasa*, and the subjunctive after *si tot* is quite unusual. *Desfiza* is the indicative of the present tense of *desfizar*, which means »to defy» [3]. L. 52 of the same poem has been given this form: *Que j'ay viscut sens cor cinc ans o sis.* Since *j'* is not the Provençal form of the personal pronoun of the first person, we have to read, without changing the MS: *Que.i ay viscut.* In the third *estampida* (No. 26), which offers the greatest difficulties to the understanding, we find the following sentence (ll. 5—7): *Mas si no seguia tan man ne deman, Mal m'en* [4] *mouria*, translated by: »Peró si no obedeciera tantas órdenes y peticiones, moriría de mala manera.» So *mouria* is supposed to pertain to *morir* [5]; but the conditional of this verb is *morria*, and *mouria* is rather to be derived from *mover* (*moure*). *Moure mal* means »to cause evil, to do harm» [6]. »He (Love) or it (the poet's disobedience) would cause me trouble.» In 25, 5—8 Cerveri says, using that well-known concept of the poet's heart stolen by a glance of the lady:

---

[1] The *e* introduces here, as often, a main clause following its subordinate clause.

[2] The apostrophe should be used in cases such as: *del Enfan* (50,40) or *del an* (110,1), where *de l'Enfan* and *de l'an* seem preferable.

[3] Kolsen rendered it correctly by »Trotz bieten»; we think »to challenge» or »to threaten» would be still more appropriate.

[4] The text has *me'n*.

[5] Kolsen made the same mistake in his edition of the poem.

[6] Cp. Raynouard, *Lex. Rom.* IV, 277 »causer, exciter, susciter» and the example: *Non movas trebayll ni nauza.*

Dona, ·l vostr' esgars es layre,
que ·l cor me saub del cors trayre
tan gen e vas vos atrayre
c'om re no pot meylls sofrayre.

The last line is rendered thus: »que es imposible sofrir nada mejor». But *sofrayre* is no Provençal infinitive, which is *sofrir(e)*, and would anybody use the verb »to suffer» with reference to something good? The solution is simple. We have to read *so frayre* »his brother». The lady drew towards her the poet's heart so gently that nobody can more gently draw towards him his own brother. [1]

3. In the last-discussed example we obtained what we think to be the correct interpretation by arranging the letters of the text differently from the way the scribe had done it. Let us apply the same remedy to the following passage (No. 37, l. 34):

Ez enaxi ve·us [2] tot lo mon malmes,
que d'ambas partz la sal dan e no-fes [3].

Translation: »Ved, pues, así todo el mundo corrompido, pues, de ambas partes dan la sal y deslealtad.» The editor's note (p. 108) says that he does not understand *la sal dan*. Chaytor's explanation of these words [4] is unacceptable. We think *la sal* is *l'asal* (= *l'asalh*) from *asalhir* »to attack» and *dan* the noun (*damnum*), probably meaning »sin» here. The world, says the poet, is attacked from all (litterally »both») sides by sin and unfaithfulness.

In the following passage the opportunity of correcting the text by the same means is even offered twice (No: 28, 39 ff.). The poet speaks of himself in the third person, calling himself

---

[1] This idea of the love due to a brother, used for a comparison, may be a remembrance of Arnaut Daniel, who says in his sestina (Appel, *Chrest.* 26, 33—34):

Qu'ilh m'es de joy tors e palais e cambra,
e non am tan fraire, paren ni oncle.

[2] Text: *veus*.

[3] Text: *no fes*.

[4] *Mod. Lang. Rev.* 43 (1948), 278. He claims that *dar la sal* means »to give holy water taken from the stoup at the entrance to a church». The barons, adversaries of James the Conqueror, he thinks, »will exchange holy water with one another, an act which, in their case, is no pledge of faith».

est las (»this unhappy one»). But for all his humility he boasts of being able to spread the lady's fame by his praise:

40 . . . c'ab laus l'enança.
Say [1] qu'en [2] despleya
gen e·l son pleya
42 entre·ls bos a ss'onrança [2];
e par que·l deya,
44 pus no so drey a
d'amar, dar benenança.

Kolsen as well as M. de Riquer tried in vain to explain a) *e·l son pleya* (l. 41) and b) *no so drey a* (l. 44). Ad a) Both editors see in *son* the noun meaning »melody», translating *e·l son pleya* by »and guides his song» (Kolsen) and »y acuerda la tonada» (M. de Riquer). But *plegar* does not mean either »to guide» or »to tune». The MS has *els onpleya*. This is *e·ls* (i. e. the eulogies, *laus* v. 39) *onpleya*, the latter standing for *ompleya* from *omplegar*, variant of *emplegar* = French *employer*. *Omplegar* is to *emplegar* what *omplir* is to *emplir* »to fill». We likewise find *romaner*, *domandar* beside *remaner* and *demandar* [3]. — Ad b) Both scholars are unanimous in interpreting this passage: »Although he has no right to love [her]» (Kolsen), »ya que no tiene derecho a amar» (M. de Riquer). Neither of them seems to have taken offence at the order of words, by which the negation *no* would be separated from its verb *a* by an object consisting of a noun and a possessive pronoun (*so drey*). And what about the sense? Why should the poet not have a right to love in general or to love this lady in particular? Here again we group the letters differently from the way the editors did it, reading: *pus no sodreya d'amar*. We see in *sodreya* the third person of the present tense of *sodreyar* standing for *sordeyar* »to grow worse» with a metathesis of *r* and *d*. The *r* was especially

[1] The editor sees in *say* the first person of *saber*. This is hardly possible, the poet speaking of himself, as already pointed out, in the third person throughout the stanza. *Say* is the adverb meaning »here» and belongs to *enança* (l. 39). The period after *enança* is to be cancelled.

[2] Text: *que·n* and *s'onrança*.

[3] See Appel, *Prov. Lautlehre*, Leipzig, 1918, p. 42 and Schultz—Gora, *Prov. Elementarbuch*, Heidelberg, 1936, § 47. The latter deals only with *omplir*, and the explanation he gives fits this verb alone.

subject to a frequent change of place within a word, a phenomenon of which Appel gives numerous examples in his Lautlehre [1] and which was well-known to the authors of the *Leys d'Amors* [2]. To sum up, we translate the above passage: ». . . who (i.e. *est las*, the poet) enhances her worth here with eulogies which he gently divulges about her and which he applies among the good people; and it seems that, if he does not deteriorate in his love, she should give him happiness.»

4. The procedure used in the foregoing examples with reference to a word-group may successfully be applied also to the elements of a single word, even a single letter. It is a well-known fact that where several downstrokes follow each other in a word a misreading can easily ensue [3]. Here a different arrangement of those downstrokes often helps to find the word which the author had meant to use. The beginning of estampida II (No. 25) offers two examples to illustrate this rule:

Si com midons es belayre
del mon, [tot] om [n']es ju[t] gayre,
leys laix Deus tantz plazers fayre
qu'el [4] braz la teyn'ans de gayre.

Translation: »Como mi señora es la más hermosa del mundo — todos son jueces de ello —, déjele Dios hacerme tal placer que la tenga en brazos antes de non mucho.» In a note [5] we are referred to No. 73, 32. Here we find:

Mas Deus lor a donat tant bo seynor
que·ls guardara d'infern, al meu juyaire.

---

[1] § 63, pp. 94—5; see also Schultz—Gora, *Elementarbuch* § 65 and Suwe, *La Vida de Sant Honorat* I, Uppsala, 1943, p. XCIX.

[2] In Anglade's edition, Toulouse, 1919, p. 103: »*Methatezit* son cant una letra o una sillaba es translatada d'un loc en autre; quar adoncs es aqui una figura appelada *methatezis* que transporta sillaba o letra d'un loc ad autre en diverses lox de la dictio, coma *palaura* per *paraula*, *craba* per *cabra*, *cramba* per *cambra*, *atersi* per *atresi*, et enayssi d'autres granre».

[3] See Tobler, *Gr. Gr. I*², p. 348.

[4] Text: *que·l braz*. According to the common spelling this would mean »that the arm» (see above section No. 1).

[5] P. 71. Here it says: »No hay duda que *jutgayre* significa 'juez'. So far, so good. *Jutgayre* could indeed be the nominative of *jutgador*, or better *jutjador*, listed in Levy's *Pet. Dict.* But the further explanation that *jutjaire* is »*jutge* con la terminación *aire* que exige la rima» will hardly satisfy anybody.

But how could *juyaire* in this passage mean the same as in 25,2? And yet, the two words are identical, only on a different basis from that which the editor had in mind. The *iu-* at the beginning are in both cases to be read as *ui-*or *vi-*, and in both cases we have to do with the word which generally has the form *vejaire*, but appears also as *vegaire*, *vegeyre*, *vigayre*[1]. Among the various phrases of which the word forms an element we are interested in two: *vejaire m'es* (or: *m'es vejaire*) »it seems to me» and *a mon* (*al mieu*) *vejaire*» in my opinion»[2]. This interpretation eliminates the heavy changes which the editor made to the text of 25,2, which is clear the way the MS. offers it:

Si com midons es belayre
del mon, o m'o es vigayre; . . .

». . ., or (at least) it seems to me so, . . .»

The second specimen of interchangeable downstrokes occurs in l. 3 of our passage. Here the editor put *leys* in the text, while the MS. has *lun*. This is no doubt to be read *lim* = *li·m*, which makes excellent sense. There is only the question whether we have to translate: »God may cause *her* to do *me* so much pleasure that. . .» or »God may let *me* do *her* so much pleasure that. . . .» The plural *tantz plazers* would seem to speak in favor of the second of the two possible interpretations.

5. The discussion in section 4 already dealt wih the delicate question of textual changes. Here the editor's attitude does not seem to me consistent enough. While in many cases he follows his MS. with utmost fidelity[3], one is under the impression that in others he abandons the reading of the MS. before exhausting all other possibilities. Let us examine No. 37, ll. 17—19. A rebellion of the nobles against the king is on the point of breaking out. The Viscount of Cardona, says the poet in l. 14, *no segra l rey*,

E·l[4] coms d'Urgel dizon qu'es coratyos
de sas postatz demandar donazos.
Veyrem veyatz e brizatz mans penos. . . .

[1] Levy, *S.W.B.* VIII, 609.
[2] *L.c.* 610, Nos 7 and 11 respectively.
[3] He does not seem to take offence at clashing inflectional discrepancies such as: *can vey rics croy* (38,31), *de totz affar* (40,26), *al pus prezatz* (41,44), *car tuit an mays perdutz* (39,13), *c'anc no·m pagey de manjar dessalatz* (41,21), etc.
[4] Text: *El* (see section 1).

Translation: »Y dicen que el conde de Urgel está decidido a exigir la donación de sus dominios. Veremos pronto muchos pendones rasgados. . . .» What does this mean? Either the Count owns his domains, in this case he need not claim them as a present; or he does not own the domains, in this case he cannot expect to have them given to him as a present. It is not believable that the poet wanted to make such contradictory statement. Indeed, he did not. The MS has *don arsos* instead of *donazos*, which is a conjecture of the editor, and that makes excellent sense. We put a comma before *don* and read:

. . . . . , don arzos
veyrem veyatz [1] e brizatz mans penos. . .

». . . so that we shall see stirrups emptied and many a pennon broken. . . » This is one of those rather stereotype battle-descriptions, an example of which — it is from Bertran de Born — the editor himself quotes in his note (p. 108), apparently without realizing that the word *arzos* occurs there, too, and even forms the rhyme as in our passage. [2]

A change made in the original text, however slight it may be, can easily distort the sense completely. Take No. 36, ll. 33—35. In this poem, Cerveri, like other troubadours [3], exhorts the sovereigns of Europe to unite against Charles of Anjou in order to free the Infante Enrique of Castile, whom he has kept prisoner since 1268. The fifth stanza is addressed to the Infante Pedro of Aragon:

---

[1] The editor evidently sees in *veyatz*, which he renders by »pronto», a variant form of *viatz* »quickly». It is no doubt = *voyatz*, *vojatz* from *vojar* »to empty». No other evidence seems to exist with *-ei-* in the first syllable. We therefore think that the *-ey-* is the seribe's mistake caused by the preceding *veyrem*. — For *vojar arsos* see Levy, *S.W.B.* VIII, 814 No 3.

[2] We are not quite sure what *de sas postatz demandar* really means. It all depends on the sense of *postatz* = *podestatz*. The definition given in the note, which is reproduced, without indication of the source, from the »Diccionario Aguiló», is not very helpful. Since our passage hints at an imminent war and *demandar* has also the sense of »to summon, to call for service», *sas postatz* may well mean »his powers», i.e. »his troops», like the substantivized infinitive *poder*, which resembles *postat* sementically in various other respects. (see Levy, *S.W.B.* VI, 410.)

[3] See the editor's introduction to No. 36.

Nostr' Enfans, car sab affans
34 sofrir, c'anc hom meyls no·ls soffric
an[s] ac tans que·l meyls estans
36 tremble . . . .

Translation: »Nuestro Infante, que sabe soportar penas, pus nunca nadie las sufrió mejor, antes bien tuvo tantas que el más firme temblaría . . . « Could *tremble* (l. 36), which is the subjunctive of the present tense, be rendered by »temblaría«, which is the conditional? Even if so, what does l. 35 really mean? At best it could be a — completely superfluous — explanation of l. 34. It was absolutely unnecessary to abandon the reading of the manuscript, which has *an ab tans*. This makes excellent sense: »Our Infante . . . may march (*an* subjunctive of *anar*) with so many (sc. troops) as to make the most steadfast one tremble.«

Sure enough, there are cases where a correction of the original text proves necessary. No. 2, 18 is one of them, because the missing of a syllable shows that the text is corrupt and made incomprehensible by it. It occurs in a poem in which the author woos a girl in a popular, rather realistic, not to say vulgar style. These are ll. 18—20 in the form the editor presents them:

18 Bon' ombra si t'agra da[da]!
Fe que deus a tos fylols,
20 da'm una douç' abraçada.

The emendation is skilful from the paleographic point of view. But does it really help to understand the text? The editor renders l. 18 as follows: »¡Ojalá te hubiese dado buen cobijo!» What does this really mean, and how could the Provençal text form the basis for that translation? This is what the manuscript offers in l. 18:

Bos ombra sit agrada . . .

Since *ombra* is of the feminine gender, *bos* cannot be correct, and it is here, we think, that the scribe made his mistake. We should like to correct the line to:

Bo[n'e]s ombra: si t'agrada
— fe que deus a tos fylols —
da m'[1] una douç'abraçada!

[1] This should be the spelling, not *da'm*, because the *e* of *me* was not dropped between *da* and *me*, but elided before *una*.

»Pleasant (or: favorable?) is the shade: if it pleases you — by the faith you owe to your godchildren — give me a sweet hug!» For this interpretation we refer to the recent book of Ernst Robert Curtius[1], who speaks of the *locus amoenus* and the importance of the »shade» for love scenes in the open air. Another passage from one of Cerveri's poems is apt to corroborate our opinion. In Pastorela III (No 13, ll. 65 — 66) the shepherdess, accusing the shepherd of unfaithfulness, says:

»Seyner», dix la toz', »antan
m'espozet dins l'ombratge»[2].

6. While we cannot approve of all the textual changes the editor made, there are other passages where he failed to see the necessity of correcting the manuscript. Stanza VI of No. 31 is a diatribe against the *joglars*. They will tell lies, he says, »for less than a lemon»

E tenran lo rey per pro
e del be diran mal pro.

»E tendran al rey por excelente y dirán mucho bien del mal.» Is praising the king to tell a lie? If so, Cerveri was a liar all his life. And on what grounds is the king introduced here at all? The two lines are symmetrical in sense and wording. The second line is clear. Since the *pro* of the first line has its counterpart in the *mal* of the second, the latter's *be* must have its counterpart in the first line. We think it is hidden in *lo rey*. Dropping the *-y* we obtain *lo re*, or, with another arrangement of the letters, *l'ore*. The word is generally spelt *orre*[3] and means

[1] *Europäische Literatur und Lateinisches Mittelalter*, Bern, 1948, p. 193, 200 ff.

[2] The above text differs from that of the edition. We have adopted Kleinert's reading, which certainly is the correct one and quoted by Levy, *SWB* III, 276, *espozar* No. 3 »beschlafen» (*Pet. Dict.* »coucher avec»). The verb occurs with the same meaning in the *partimen* between P. de Montalbert and Gaucelm P.—C. 350,1 (ed. Kolsen, *Neuph. Mitt.* 39,153) l. 7. Kolsen interprets differently; but see Jeanroy *Rom* 65,106.

[3] Among the examples given by Levy, *SWB* V, 525—26, there are at least two where the word is spelt with one *r* only.

It is easy to see how a scribe could change *lore* to the more familiar *lo rey*. It is even possible that no change of the original text is necessary and that a noun *orrei*, which would be postverbal to *orrejar* existed; cp. *malavei* to *malavejar*, *deslei* to *desleiar*, *autrei* to *autrejar*, *barrei* to *barrejar*, *castei* to *castejar* (for *castigar*).

»horrible, infamous». What is infamous those *joglars* consider to be meritorious, and they say much bad of what is good.

Another example of the same kind. The *cobla esparsa* No 17 deals with promising and giving, a question often discussed by the troubadours. Ll. 7—8 run thus:

> Qu' entre·ls francs vertaders cortes
> n'ay egals dos datz e promes.

The translation »Porque entre los verdaderos liberales corteses, dádiva dada y [dádiva] prometida es lo mismo» renders the sense of the passage correctly. But how can *n'ay* (*egals*) mean »is (the same)», *ay* being »I have», not »is», and *n'* having nothing to be referred to? Kolsen reads *n'a·y*, which is not helpful either. There can hardly be any doubt that *nay* has to be changed to *uay* = *vay* (3rd person of the present tense of *anar*), a correction (*n* to *u* or *u* to *n*) required so frequently in Provençal texts that it is superfluous to give examples for it [1]. The phrase *anar egal(s)*, it is true, is not in the dictionaries, but occurs also in Giraut de Bornelh P.—C. 242, 72 (ed. Kolsen No. 27) l. 60, a passage misunderstood by Kolsen, but correctly explained by Jeanroy, who renders *anar egal(s)* by »marcher du même pas» [2]. It is only by the change suggested above that M. de Riquer's translation appears justified.

7. In this last section we are going to discuss two passages which have not received an adequate interpretation, because the editor failed to recognize the real nature of their syntactical constructions.

We first take the six lines that form the burden of the *retroencha* (No. 27):

> Pero si tot me suy falenz
> e nochalenz,
> lais temps passar;
> no so fals, camjanz ne volvenz,
> qu'em tart temenz
> per meylls cutxar.

Translation: »Pero aunque soy descuidado e indiferente, dejo pasar el tiempo; no soy falso, mudable ni voluble, porque

[1] See Tobler, *Gr. Gr. I*², 348.
[2] See Kolsen's edition vol. II, p. 59.

titubeamos para apresurarnos mejor». This translation contrasts the indifferent mind of the poet with the fact that he lets time go by. Is there really a contrast between these two things, is it not rather natural to see a negligent person waste his time? We therefore hold that the comma after *nochalenz* (l. 12) should be cancelled and a comma substituted for the semicolon at the end of l. 13. Thus *no so fals* (l. 14), which is without syntactical connection with what precedes, starts the apodosis, the main clause which follows its subordinate clause *si tot me suy* etc. (l. 11). We translate: »But although I am inefficient and negligently let time pass, I am not false, fickle or unfaithful». A word more for ll. 15—16. The translation »titubeamos» neglects either *temenz* or *tart*, and *em temenz*, which the editor evidently thinks to belong together, constitutes a grammatical mistake in that it should be *em temen*. Moreover there is no reason whatever why in l. 15 a »we» should appear while in ll. 11—14 the poet speaks of himself as »I». We do not hesitate to read *que·m tart temenz*, where *tart* is first person of the present tense of *tardar*, and to translate: »... for I cautiously tarry in order better to speed up (eventually)».

The second passage to be discussed here is taken from No. 80, ll. 29—33:

[Le] reys deu regir sa via
30 e regnar
el regne, si qu'esters nom no segria;
32 c'autre no pot dreçar qui s'i desvia
ne mi de ço que·l fas gen[s] chastiar.

Translation: »El rey debe regir su vida y reinar el reino, porque de otro modo no se conformaría con su nombre; porque otro [que no sea el rey] no puede enderezar al que en su reino se desencamina, ni en modo alguno corregirme en lo que hago por el». Kolsen, who first edited this poem critically, misunderstood the whole passage. For the last two lines Jeanroy, reviewing Kolsen's edition, gave the correct interpretation (*Rom.* 65, 245) by rendering them as follows: »Celui qui se détourne du bon chemin ne peut guider autrui, ni, en bonne justice, me blâmer de ce qu'il fait lui-même». These words, Jeanroy adds, are nothing but a variant of one of the »Disticha Catonis.» Cerveri repeatedly makes use of this idea[1], which

[1] Cp. my edition of *The »Pistola» of Cerveri de Girona* in *Traditio* VI (1948) pp. 161 ff, particularly footnote 48 and pp. 184—5.

is a commonplace with Provençae moralists. In a note (p. 228) M. de Riquer quotes Jeanroy's translation without commenting on it or realizing that it is the only one possible, which, moreover, does not have recourse to any changes in the original text [1].

The general maxim expressed in ll. 32—33 is preceded in ll. 29—31 by a special case which is apt to illustrate it. It is the case of the king, not an individual king, but the king as a class. Therefore the [*Le*], which, by the way, should be [*Lo*], is no good choice to supply the syllable missing in l. 29. For as a class name, *Reys* should not be accompanied by the definite article [2]. We suggest to read [*di*]*regir* or possibly *deregir*. [3] The introduction of the compound instead of the simple verb would not affect the sense of ll. 29—30 at all. The difficulty lies in l. 31. The text offered by the editor cannot be correct for the simple reason that it destroys the metrical structure of this decasyllabic verse. Its caesura has to lie after the fourth, not after the third syllable, i.e. after, not before *si*. The words *el regne si* belong together; they are to be understood as *e·l regn' e si*. A king, says the poet, has to control the realm as well as himself; for otherwise he would not follow, not be in accordance with the intrinsic nature [4] of a king. With ll. 29—31 interpreted this way, we can say that, here at least, Cerveri has succeeded in giving, in the 5 lines quoted above, a sensible and clear thought an adequate and simple expression.

*

---

[1] We have to restore *fay* (instead of *fas*) and *gen* (instead of *gens*) l. 33 and to read *qu'el fay gen*, while in l. 32 *si* is to be substituted for *s'i*, there being no noun an *i* could reasonably be referred to.

[2] See Schultz—Gora, *Provenzalisches Elementarbuch*, Heidelberg, 1936. § 165.

[3] In a kind of *homoeoteleuton* (see Vinaver in »Studies presented to Professor M. K. Pope» = Pubs. of the University of Manchester CCLVIII (1939), p. 355), the scribe's eye may have gone back to the preceding *deu* and then skipped the *de-* of *deregir*. The verb *dirigir* is not listed in Levy's dictionaries, but Raynouard has it (*Lex. Rom.* V, 64). On the other hand, Levy offers *dirigidor* (*S.W.B.* II, 249), which could not have been formed without the existence of *dirigir*.

[4] *Nom* can frequently be defined as »nature, essence, essential quality or qualities». See our note, *Romance Philology* II (1948), p. 22.

We have to break off here, our remarks having considerably exceeded the space of a review anyhow. From the very start we pointed to difficulties which the editor faced in establishing the texts of Cerveri's poems. So it is small wonder that he should not have succeeded in solving all the problems involved. To clear up some of them has been the aim of this review, which, we hope, will be helpful to the author in preparing the second volume of his edition. Scholars in various fields, historians, literary critics, philologists, will be looking forward to its publication. The task of writing it will certainly not be an easy one.

KURT LEWENT

DOROTHY WHITELOCK, *The Audience of 'Beowulf'*. Oxford, Clarendon Press, 1951. 111 pages. 10/6 net.

Miss Whitelock appears to have acquired a rare familiarity with life and conditions in Anglo-Saxon England.[1] Her little book, which consists of three lectures given before the University of London in 1950, seems to me to be a very useful contribution to *Beowulf* studies. The author's approach to the subject is indicated in the title of her book. By trying to find out what effect the poet hoped to produce on his public, she carries out a critical reconsideration of a number of earlier opinions concerning the poem. There has been and there will always be a good deal of speculation about many of the central problems (it is difficult not to be speculative about *Beowulf*), and many theories have accumulated. Miss Whitelock calls attention to this and shows that many of the accepted views concerning *Beowulf* are based on little more than mere hypotheses. She argues, for example, that there is no valid reason for assuming that the epic cannot be later than the age of Bede, i.e., that it cannot be later than the middle of the eighth century. In reasoning against this assumption she points out, among other things, that the poet was addressing a Christian audience, men whose knowledge of the Christian religion and biblical expressions was remarkable and by no

[1] She has just published a good general account of the period under the title *The Beginnings of English Society* (Vol. II of the *Pelican History of England*; Harmondsworth, Middlesex, 1952; 256 pages).

means superficial. Although all England had been converted to Christianity by A. D. 700, it must have taken some time before the new religion took root and ordinary lay people could be assumed to understand subtle allusions to biblical events. And Miss Whitelock does not believe that descriptions of heathen burial rites are necessarily to be taken as signs of a very early date. She thinks that »before so Christian a poet and so Christian an audience can take pleasure in detailed accounts of heathen burial rites, those rites must be so far in the past as to have lost much of their association with other, more obnoxious, heathen ceremonies». Neither does Miss Whitelock believe that references to the blood-feud are of much use for dating the poem since vengeance by the family of the murdered person was the only way in which Anglo-Saxon law dealt with homicide until after the Norman Conquest; there are several statements made in the course of the ninth and tenth centuries which show that the attitude of the Church to the blood-feud was not altogether condemnatory. Calling attention also to some other weak points in the reasoning of those who believe that the poem cannot be later than the age of Bede, Miss Whitelock finds that there is nothing to prevent the epic from being attributed to the second half of the eighth century — a period of which, in fact, very little is known.

Another question which the author thinks worth reconsideration is that of the provenance of the poem. *Beowulf* is generally believed to be of Anglian origin because its language contains some Anglian features. Referring to the well-known fact that features characteristic of a given dialect can occur outside the area in which this dialect is spoken, Miss Whitelock finds it advisable to refrain from assigning the poem to a certain part of the country merely on linguistic grounds, particularly since »it would be unsafe to argue that any part of England was in the eighth century insufficiently advanced in intellectual attainments for a sophisticated poem like *Beowulf* to have been composed there and appreciated». She doubts whether Prof. R. Girvan's statement that 680—700 was the period when Northumbria was at the height of its greatness both politically and artistically[1] carries much weight for the dating of *Beowulf*; — and she also doubts whether the poem

[1] *Beowulf and the Seventh Century*, p. 25.

is to be assigned to Northumbria at all. It might equally well have been composed in Mercia, for example. Though records relating to Mercia are remarkably scanty, it is known that, politically, Mercia was the leading kingdom of England in the eighth century and in direct contact with the court of Charlemagne. In 1892, J. Earle[1] suggested that *Beowulf* was composed at the court of Offa the Great (757—96). Miss Whitelock, though she does not accept the evidence brought forward by Earle, is inclined to look upon his view as a »possible and attractive hypothesis».

The problem concerning some of the contents of the *Beowulf* manuscript referred to on pp. 50 sqq. of *The Audience of 'Beowulf'* is intriguing indeed. The author of the *Liber Monstrorum* (a Latin compilation of stories dealing with monsters), who mentions Hygelac, at the beginning of his work, as the only Germanic hero, appears to have drawn for other monsters largely on two other literary products, a letter supposed to have been written by Alexander to Aristotle and a work known under the title *The Marvels of the East*. Considering the reference to Hygelac in *Beowulf* it is worthy of note that Old English versions of both the *Letter of Alexander to Aristotle* and of *The Marvels of the East* immediately precede *Beowulf* in the manuscript and are written in the same hand as the first part of the epic. The reference to Hygelac in the *Liber Monstrorum* does not appear to be derived solely from *Beowulf*. What is the mysterious link that seems to bring all these works into relationship with one another? Will there ever be any satisfactory answer to this question?

Apropos of Hygelac, Miss Whitelock (pp. 47 sqq.) attaches far more importance than earlier scholars have done to Antoine Thomas's suggestion that the exemplar of the newly discovered Leyden manuscript of the *Liber Monstrorum* was written in England and that the work itself is of English and not of Frankish origin.[2] If the *Liber Monstrorum* can really be taken as an English work, it shows that the story of Hygelac was known in England quite apart from *Beowulf*, and this implies that the poet's audience had some previous knowledge of the Geatish as well as Danish kings.

---

[1] *The Deeds of Beowulf*, pp. lxxv-c.

[2] *Archivum Latinitatis Medii Ævi* (Bulletin du Cange), Paris, 1925, pp. 232—45.

On pp. 6 sqq. a curious fact is discussed — already noted by earlier scholars —, that the biblical references in *Beowulf* are confined to events of the Old Testament. It is, of course, quite impossible to assume that the audience of the poet was familiar only with the Old Testament, considering the subordinate position of the Old Testament to the New in the mind of the medieval man. Miss Whitelock very aptly refers, among other things, to the information supplied by Bede that Benedict Biscop brought from Rome to the churches of Wearmouth and Jarrow pictures for the instruction of those who could not read, and that among those first chosen were pictures from the gospels and the Apocalypse. The Apocalypse appears to have had a particularly strong appeal to the medieval imagination, and I have to admit that the obvious parallelism between *Beowulf* and some parts of the Book of Revelation has always seemed to me worth serious consideration. Did the Christian author of the epic find the Apocalypse a source of inspiration for telling the old pagan tale? In the Apocalypse, war against the Beast is a prominent feature, and Beowulf, as Prof. Malone, for example, puts it, »fights as the champion of mankind against monstrous embodiments of the forces of evil».[1] Besides, such expressions used for Grendel and the dragon as *ealdgewinna* (*hostis antiquus*, a medieval rendering of *serpens antiquus*) and *helle hæfta* (*captivus inferni*) are originally applied to the Beast of the Apocalypse. They are perhaps not to be looked upon, in this particular case, as mere formulae of Christian poetry.

As I said, it is difficult to avoid being speculative about *Beowulf*.

Tauno F. Mustanoja

Historie van der vorstoringe der stat Troye. Ein mittelniederdeutsches Volksbuch. Textausgabe mit einer sprachlichen Einleitung von Gunvor Krogerus. Akad. Abhandlung. (Societas Scientiarum Fennica, Commentationes Humanarum Litterarum, XVII, 2.) Helsingfors, 1951. 229 Seiten und 2 Faksimiles.

Den Untersuchungsgegenstand dieser Dissertation bilden zwei mnd. Frühdrucke über den Trojanischen Krieg; der eine

[1] *English Studies*, XXIX, 1948, p. 165.

ist in Lübeck etwa 1478, der andere in Magdeburg 1494 erschienen. Der Ausgabe liegt der sprachlich etwas mehr mundartlich gefärbte Magdeburger Druck zu Grunde, daneben sind aber die abweichenden Lesarten des Lübecker Druckes in reichlichem Masse berücksichtigt worden. In der Einleitung wird zuerst über die Überlieferung und die Quellen der nd. Übersetzung berichtet. Es wird nachgewiesen, dass die beiden nahe übereinstimmenden Texte direkt und nicht, wie man früher vermutet hat, durch die Vermittlung hochdeutscher Fassungen auf eine lateinische Vorlage zurückgehen, und zwar auf die vom 12. Jh. stammende 'Historia Trojana' des Guido de Columnis. Die Drucke werden eingehend mit ihrer lateinischen Vorlage, mit mehreren hd. Übersetzungen desselben Werkes und zuletzt miteinander verglichen. Dann folgt ein Kapitel über die Sprache der Drucke, in dem besonders die Eigenheiten des Magdeburger Textes hervorgehoben werden. In dem Magdeburger Druck macht sich ein deutlicher, wenn auch kein starker elbostfälischer (ich würde allerdings eher sagen hd.) Einfluss bemerkbar. Ergänzungsweise wird der sprachlichen Darstellung eine Liste einiger bisher nicht gebuchten Wörter und Wortbildungen beigefügt.

Der Hauptwert der Untersuchung besteht m. E. in der mit Sorgfalt und guter Kenntnis des Mnd. ausgeführten Textausgabe. Ihre Benutzung erleichtern zahlreiche Konjekturen und Anmerkungen zu schwierigen oder verderbten Stellen. Der hergestellte Text macht einen zuverlässigen Eindruck und die Zahl der noch unerklärt gebliebenen Stellen ist nicht gross.

Auch die Einleitung über die Überlieferung und die Sprache bringt interessante und nützliche Beobachtungen. Als besonders reich dürfen die Ergebnisse allerdings nicht bezeichnet werden. Dies beruht aber zum grossen Teil darauf, dass die Texte, namentlich in sprachlicher Beziehung, auffallend wenig ergiebig sind, viel unergiebiger, als von vornherein zu erwarten war.

Der Arbeit haften aber auch einige Mängel an, die den Gesamteindruck einigermassen herabsetzen. Der Aufbau und die Darstellung weisen hie und da Unebenheiten und Inkonsequenzen auf; so z. B. S. 11 ff. bei der Beschreibung der hd. Fassungen; ferner S. 24 ff., wo ungeschickter Weise bei der inhaltlichen Vergleichung der nd. Texte auch schon ihre Orthographie behandelt wird, statt sie später im Zusammenhang mit der Sprache zu behandeln. Oberflächlich und etwas schülerhaft wirkt die Einstellung der Verfasserin in der Gegen-

überstellung der nd. Übersetzung mit dem lateinischen Original. Sie begnügt sich eigentlich mit einer blossen Aufzählung der Auslassangen bzw. Zusätze des nd. Übersetzers, wo sie doch durch die Betrachtung seiner ganzen Übersetzungstechnik (etwa wie in den von ihr erwähnten Untersuchungen von Siggelkow und Kilian, Nd. Jb. 55, 40 ff. bzw. 62, 16 ff. geschehen ist) auch viel für die Sprache Wichtiges gewonnen hätte. Überhaupt hätte sie in ihrer sprachlichen Untersuchung nach grösserer Vollständigkeit streben sollen. Es ist sehr verdienstlich, dass sie darin auch die gleichzeitigen Magdeburger Urkunden herangezogen hat. Es wäre aber methodisch richtig gewesen, wenn sie ausserdem auch einige derzeitige Druckerzeugnisse der betreffenden Magdeburger Druckerei berücksichtigt hätte (vgl. Borchling-Claussen, Nd. Bibliographie, Register). Ich habe von diesen die Auszüge aus dem Volksbuch 'Van Alexander deme graven van Metze' (von 1500), die Joh. Bolte in Nd. Jb. 42, 60 ff. herausgegeben hat, durchgesehen. Ausser den konsequent gebrauchten Pronominalformen *öme*, *öne*, *öre* usw. hat dieser Text allerdings keine der elbostfälischen oder hd. Merkmale, die bei Krogerus S. 46 ff. behandelt worden sind.

An Versehen und störenden Druckfehlern sind mir folgende aufgefallen:

S. 24, Mitte: Bernadustypen lies Bernardus —.
» 26, Z. 2 v.o.: *gerne* gehört eigentlich nicht in diesen Zusammenhang. Ebenda wäre hinzuzufügen, dass für tonlanges *e* auch *ey* geschrieben wird: *vorbeyden* (1. Pl. Prät.) 90, 33.
» 27, Mitte: die den beiden Texten zugeschriebenen Formen *opp* bzw. *oppe* sind nicht zu belegen.
» 45, I, 5: Es fehlen Beispiele für *ee*; vgl. *seege* 'Sieg', *seede* 'Sitte' u. a.
» 48, Mitte: füge hinzu *nyemant* 81, 8.
» 50 unten: *verlust* gehört nicht hierher.

In der grammatischen Darstellung vermisst man die Erwähnung von Formen wie *ronde* 116, 14, *ronden* 166, 28 (statt *randen* oder *renden*), *ouerwunnenden* 206, 12. 130, 28 *apenden* 90, 14 (mit *nd* statt *nn*) u. a. dgl. Auch auf die auffallend häufige Vermengung des Dativs mit dem Akkusativ (z. B. 76, 15. 78, 29. 93, 35. 109, 8 u. a.) hätte man aufmerksam machen können.

S. 69 unten zu erwähnen die interessante bei Grunewald fehlende Form *vrîede* 'Freierei' 160, 5.
» 78, 1 Anm. a lies *Lü vruwe*.
» 79, 11 lies *Francus*.
» 93, 15 *dar wy* in *dat wy* zu berichtigen.
» 105, 4 *Dart* lies *Dat*.

S. 106, 12 in *ouerwunnende* die Einklammerung des *n* unnötig.
» 108, 4 *beslten*, lies *beslaten*.
» 186, 8 *vnde de greken* etc. Die Anmerkung 194 erklärt die Stelle nicht. Wahrscheinlich ist durch einen Druckfehler eine Konjunktion ausgelassen worden.
» 194, 8 *clagade*, lies *clagede*.
» 224 unter Ehrismann auch LG II, 2, 1 hinzuzufügen (S. 97 ff.).

Durch die hervorgehobenen Mängel und geäusserten Wünsche werden die Ergebnisse der Untersuchung jedoch nicht wesentlich beeinträchtigt. Die Ausgabe nebst Einleitung ist ein willkommener Beitrag zur mnd. Forschung.

Pekka Katara

Max Vasmer, *Russisches etymologisches Wörterbuch* (Indogermanische Bibliothek, herausgegeben von Hans Krahe. II. Reihe: Wörterbücher), Heidelberg, Carl Winter Universitätsverlag, 1950—1951, Lieferungen 1—5 (Vorwort, vorläufiges Abkürzungsverzeichnis und Text von *A* bis *дыдор*), XL + 384 Seiten.

Das Fehlen eines vollständigen, wissenschaftlichen Ansprüchen genügenden etymologischen Wörterbuches der russischen Sprache wurde von allen Wortforschern sehr schmerzlich empfunden und man greift mit Freude und Spannung nach dem neuen Werk. Im alten St. Petersburg aufgewachsen, mit der russischen Kultur und mit sämtlichen Nachbarsprachen des Russischen vertraut und mit einem ganz ausgeprägten Sinn für das Etymologisieren ausgestattet, hat Vasmer die denkbar besten Voraussetzungen, seine Arbeit zu einem glücklichen Abschluss zu bringen. Soweit es sich nach den ersten fünf Lieferungen urteilen lässt, ist seine Auswahl des Materials, besonders die Aufnahme vieler interessanten Orts- und Personennamen, gelungen zu nennen. Die relativ grosse Anzahl seltener und dialektischer Wörter ist wohl darauf zurückzuführen, dass sie als griechische, finnische, türkische u. a. Lehnwörter von Spezialforschern (z. T. von Vasmer selbst) eingehend behandelt worden sind und meist interessante, verlockend klare Etymologien besitzen, während gerade die allergewöhnlichsten Wörter, wie etwa *двигать* 'bewegen', häufig etymologisch unklar bleiben. Überraschend gross ist die Zahl solcher »unklaren« Stichwörter unter den Tier- und Pflanzennamen. Etwas den

»Deutschen Vogelnamen» von Suolahti ähnliches liegt ja bekanntlich fürs Slavische nicht vor und in einem knapp gehaltenen etymologischen Wörterbuch kann man neue Deutungen nicht ausführlich begründen; um so kritischer müssen daher die bereits vorhandenen gesiebt werden. Man wird auch Vasmer meist recht geben, wenn er lieber eine zweifelhafte Erklärung verwirft und ein Wort als »unklar» bezeichnet, als dass er Unsicheres für sicher gelten lässt. An den von ihm fixierten Etymologien wird kaum gerüttelt werden können, man wird aber für die nächste Auflage seines Wörterbuches recht viel nach menschlichem Ermessen Sicheres nachtragen müssen. Folgendes ist mir beim Durchlesen des bereits erschienenen Teiles aufgefallen:

абáбок 'Art Pilz', von V. als »dunkel» bezeichnet, ist mit *обáбок* der *o*-Mundarten und mit tsch. *obabka* 'Pilz' identisch, die zu *o* + *baba* 'Baumstumpf' gehören, wie z. B. der Pilzname *опёнок* zu russ. *o* + *пень* 'Baumstumpf' gehört. Dazu wohl auch der Familienname *Обаб* z. B. bei Vsevolod Ivanov im »Panzerzug Nr. 14—69». — *байковый язык* 'Gaunersprache' dürfte eher zu *байка* 'Wollstoff, Fries, Flaus' als zu *байка* 'Märchen' gehören; vgl. *суконный язык* 'schwerfällige, unbeholfene, Kanzeleisprache' zu *сукно* 'Tuch'.

In *бендю́г(а)*, *биндю́г(а)*, *биндига* 1) 'Hebebaum', 2) 2) 'Wendebaum, mit dem eine Mühle gedreht wird', 3) 'Querbalken', 4) 'Art Frachtwagen', Pl. *бендю́ги* 'Schlitten zum Fortschaffen von Stroh' sind offenbar mehrere Wörter zusammengefallen, die nicht alle auf mhd. *bindinge* 'Band, Verbindung' oder auf nhd. *Bindwagen* zurückgeführt werden können. Die Bed. 'Wendebaum' und die Tatsache, dass es im Poln. neben *binduga* auch ein *winduga* 'Vorrichtung zum Aufstapeln geflösster Balken' gibt, macht es wahrscheinlich, dass sowohl eine durchs Poln. vermittelte Entlehnung aus mhd. *bindinge*, **bindunge*, **windunge* als auch direkte Übernahme des nhd. *Bindwagen* stattgefunden hat.

Bei *блак* 'Art Pech, Teer' könnte vielleicht an Zusammenhang (Entlehnung ?) mit nd. *blāk* 'Lampenruss', *blāken* 'schwelen, Russ erzeugen' gedacht werden?

бриль 'Art Hut' < poln. *bryl* 'Strohhut' < ital. *ombrello* 'Schirm' ist höchst wahrscheinlich mit *брыль* 'Hutrand, Rand, Saum' identisch, aber von *брыла* 'Lippe' zu trennen.

булка 'Semmel, »Rundstück»' möchte ich trotz allem als Lehnwort aus poln. *bułka*, *buła* < lat. *bulla* betrachten.

Bei *вокзал* 'Bahnhof' muss nunmehr der interessante Artikel von L. Tesnière: »Les antécédents du nom russe de la gare» berücksichtigt werden (Revue des Études Slaves XXVII), der anscheinend genau gleichzeitig mit der 3. Lieferung des Wörterbuches erschienen ist und von Vasmer nicht mehr benutzt werden konnte. — *галты́рь* 'rillenförmige Verzierung am Fensterrahmen' stammt natürlich nicht, wie Vasmer ganz richtig sagt, aus nhd. *Halter* (von Gardinen). Es ist mit *голте́ль*, *голты́ль* 'Hohlkehle, Art Hobel für Rillen' identisch, die Vasmer ganz richtig aus ndl. *holkeel* oder nhd. *Hohlkehle* erklärt. Daneben gibt es noch andere Varianten des Wortes: *галте́ль*, *го́лькель*.

Das heute kaum mehr bekannte *гевáльдигер* 'Offizier der Polizeiabteilung des Heeres' stammt wegen des *-d-* kaum aus nhd. *Gewaltiger*, sondern aus schwed. *gevaldiger*, das in der Bed. 'Gefangenentransporteur' noch um die Jahrhundertwende gebräuchlich war.

Eine historische Akzentlehre der russ. Sprache ist noch nicht geschrieben worden. Wie wichtig sie für die Lehnwortforschung wäre, ersieht man aus den Bemerkungen Vasmers, *автóбус* und *áрест* müssten wegen der Betonung auf poln. Vermittlung beruhen. Diese Betonung der vorletzten Silbe ist aber ganz jung und beruht auf innerrussischer Entwicklung. Das vermutlich direkt aus d. *Arrest* entlehnte *арéст* war noch im 19. Jh. die einzig übliche Form; der Akzent wurde dann in der Umgangssprache zurückgezogen, wie etwa in *áист* 'Storch' < *аúст*, und das Paroxytonon ist heute auch in die Schriftsprache eingedrungen. — Bei *автóбус* lässt sich poln. Einfluss allerdings nicht ganz von der Hand weisen. Als um das J. 1910 herum in Petersburg die ersten Autobusse erschienen, sagten alle Gebildeten *автобýс*, wie auch jetzt noch ältere Emigranten sagen. Während des ersten Weltkrieges und besonders in der Zeit des Kriegskommunismus kam das Paroxytonon auf; zu gleicher Zeit wimmelte es aber in Petersburg von Flüchtlingen aus den westlichen Teilen des Reiches, hauptsächlich von Polen und polnisch sprechenden Juden.

Die bisher erschienenen Lieferungen enthalten schätzungsweise ca. 4 500 Stichwörter, von denen vielleicht einige hundert »dunkel» bleiben. Wenn ich an einem Dutzend Stichwörter etwas auszusetzen habe, kann man es nicht einmal als sogenannten Schönheitsfehler betrachten. Allerdings stehen die umstrittensten Wörter, diejenigen auf *х-* und *ш-*, erst ganz

am Ende des Alphabets. Im Laufe von zwei Jahren hat Vasmer von den 29 Buchstaben, mit denen russ. Wörter anlauten können, fünf zu Ende behandelt. Nach menschlichem Ermessen können wir also etwa für das Jahr 1962 den Abschluss seines Werkes erwarten, das, wenn es mit der bisherigen Sorgfalt fortgeführt werden kann, ein Monumentum aere perennius bilden wird.

V. Kiparsky

EINGESANDTE LITERATUR

Ahlborn, Gunnar, *Realias plats i fransk språkundervisning.* Särtryck ur L. M. S. årsredogörelse 1950. S. 29—58.

Åhnebrink, Lars, *The Beginnings of Naturalism in American Fiction.* (Essays and Studies of American Language and Literature, IX.) Upsala, 1950. XI—505 pages. Sw. Crs. 17.50 ($ 3.50).

Äktenskapets femton fröjder (Les XV Joies de Mariage). Översättning från franskan av Holger Petersen Dyggve. Helsingfors, Söderström & Co., 1951. 179 S.

Almqvist, Kurt, *Poésies du troubadour Guilhem Adémar,* publiées avec introduction, traduction, notes et glossaire. Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1951. 272 p.

Aragon, *Hugo, poète réaliste.* Paris, Editions Sociales, 1952. 62 pages. Fr. 70. —

Åsdahl Holmberg, Märta, *Studien zu den niederdeutschen Handwerkebezeichnungen des Mittelalters. Leder- und Holzhandwerker* (Lunder germanistische Forschungen hrsg. von E. Rooth, 24). Lund, Gleerup; Kopenhagen, Munksgaard, 1950. 279 S. u. Übersichtskarte. Schw. Kr. 18.

Atti dell'Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti, tomo CIX, Classe di scienze morali e lettere. Venezia, 1951. 248 p.

Auerbach, Erich, *Vier Untersuchungen zur Geschichte der französischen Bildung.* Bern, A. Francke Verlag, 1951. 127 S. S. Fr. 8.80.

Baedke, Walter (ed.), *Hrafnkels saga freysgoða,* hrsg. mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar (Altnordische Textbibliothek, Neue Folge hrsg. von Walter Baedke, No. 1). Halle (Saale), Max Niemeyer, 1952. VII—107 S. 1 Karte. Geh. DM 4. —

Benoit, *Chronique des ducs de Normandie,* publiée d'après le manuscrit de Tours avec les variantes du manuscrit de Londres par Carin Fahlin. Tome I. (Bibliotheca Ekmaniana Universitatis

Regiae Upsaliensis, 56.) Uppsala, Almqvist & Wiksell; Genève, E. Droz. XI—631 p. et 4 planches. 40 cour. suéd.

Blanken, Gerard, *Les Grecs de Cargèse* (*Corse*). Recherches sur leur langue et sur leur histoire. Tome I: Partie linguistique. Leyde, A. W. Sijthoff, 1951. XIX—322 pages. Fl. 17.50.

Boléo, M. Paiva, *Notas bibliográficas.* Separata da Revista Portuguesa de Filologia, III, 1951, p. 368—535. Coimbra.

Bonarius, Gerhard, *Zum magischen Realismus bei Keats und Novalis.* Giessen, Wilhelm Schmitz Verlag, 1950. 104 S.

De Boor, Helmut, & Newald, Richard, *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart,* 5. Band: *Die deutsche Literatur vom Späthumanismus zur Empfindsamkeit 1570—1750.* München und Berlin, C. H. Beck, 1951. VII—556 S. Geh. DM 18. —, Leinen DM 22.50.

Bossuat, Robert, *La chanson de »Huges Capet«* (Romania, LXXI, 1950, p. 450—81).

—»— *Jean Gerson et la moralité »Du cœur et des cinq sens«.* Extrait des Mélanges de philologie romane et de littérature médiévale offerts à Ernest Hoepffner, p. 347—60. Paris, Les Belles Lettres, 1949.

—»— *Manuel bibliographique de la littérature française du moyen âge* (Bibliothèque Elzévirienne, Nouvelle série, études et documents). Melun, Librairie d'Argences, 1951. XXXIV—638 p.

—»— *Le théâtre scolaire au Collège de Navarre* (*XIV^e—XVII^e siècles*) (Mélanges d'histoire du moyen âge et de la Renaissance offerts à Gustave Cohen, p. 165—76. Paris, Librairie Nizet, 1950.

Brayer, Edith, *Un manuel de confession en ancien français conservé dans un manuscrit de Catane* (*Bibl. Ventimiliana, 42*). Extrait des Mélanges d'Archéologie et d'Histoire publiés par l'École Française de Rome, année 1947, p. 155—98 et 1 planche. Paris, 1948.

—»— *Notice du manuscrit Paris, Bibliothèque Nationale, fr. 1109.* Extrait des Mélanges dédiés à la mémoire de Félix Grat, t. II, p. 223—50. Paris, 1949.

Brodin, Gösta, *Agnus Castus, a Middle English Herbal* (Essays and Studies on English Language and Literature, VI). Upsala, 1950. 329 pages. Sw. Crs. 9.50 (12/—).

MITTEILUNGEN

Le Prix de La Grange attribué au Séminaire de Philologie romane de l'Université d' Helsinki

Ce prix a été fondé en faveur de la publication du texte d'un poème inédit des anciens poètes de la France. A défaut d'une œuvre inédite, le prix pourra être donné au meilleur travail sur un poème déjà publié, mais appartenant aux anciens poètes. L'attribution du prix en 1952 a été annoncée en ces termes:

Institut de France

Académie des Inscriptions et Belles-Lettres

Paris le 1er avril 1952

Le Secrétaire perpétuel de l'Académie
à Monsieur Arthur Långfors, Membre de l'Académie

Monsieur et cher Confrère,

J'ai l'honneur de vous faire connaître que l'Académie des Inscriptions et Belles-Lettres a décidé, dans sa séance du 28 mars, d'attribuer le Prix de La Grange en 1952 au Séminaire de Philologie romane de l'Université d'Helsinki qui, sous votre direction, s'est attaché à mettre en lumière les œuvres de Gautier de Coincy.

Veuillez agréer, Monsieur et cher Confrère, l'assurance de mes sentiments bien cordialement dévoués.

Alfred Merlin

*

Der ao. Professor der deutschen Philologie an der Universität Helsinki Pekka Katara ist am 28. April in Ruhestand getreten.

Abhandlungen. — Am 26. Januar 1952, Mag. Phil. Nils Erik Enkvist, Caricatures of Americans on the English Stage Prior to 1870 (Soc. Scient. Fennica, Commentationes Humanarum Litterarum, XVIII, 1). 168 pp. and 1 plate. Als Opponent von Amts wegen fungierte Prof. Dr. O. R. Reuter.

Einheimische Veröffentlichungen. — Martta Jaatinen, Die mittelniederdeutsche Übersetzung der sog. Hieronymus-Briefe nach der Lübecker Handschrift (Ms. Theol. Germ. 11) (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 65,2). Helsinki, 1950.

136 S. — V. Kiparsky, L'Histoire du Morse (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 73,3). Helsinki, 1952; pp. 54. — Emil Öhmann, Die mittelhochdeutsche Lehnprägung nach altfranzösischem Vorbild (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 68,3) Helsinki, 1951. 129 Seiten. — Veikko Väänänen, D'une fame de Laon qui estoit jugie a ardoir que Nostre Dame delivra, miracle versifié par Gautier de Coinci, édition critique (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 68.2). Helsinki, 1951. 88 pages.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Veröffentlichungen. — Eero Alanne, Besprechung von Werner Weber, Die Terminologie des Weinbaus im Kanton Zürich, in der Nordostschweiz und im Bündner Rheintal, in Zeitschrift für Mundartforschung, XX, 1951, S. 61—4. — Tauno F. Mustanoja, Besprechung von A Middle English Translation of Macer Floridus de Viribus Herbarum, ed. by Gösta Frisk, in Anglia, LXX, 1951, S. 215—7. — Ders., Besprechung von Agnus Dei, a Middle English Herbal ed. by Gösta Brodin, in Studia Neophilologica, XXIV, 1952, S. 164—7. — Emil Öhmann, Romanische Randwörter der mittelhochdeutschen Zeit im Kontinentalgermanischen, in Zeitschrift für Mundartforschung, XX, 1952, S. 92—101. — Ders. Besprechung von Ernst Schwartz, Deutsche Wortgeschichte, in Zeitschrift für Mundartforschung, XX, 1952, S. 123—4.

Ausländische Besprechungen einheimischer Veröffentlichungen. — Neuphilologische Mitteilungen, LII, 1951, Art. von Ilmari Lahti und Paul Trost bespr. von G. Gougenheim in Le Français Moderne, XIX, 1951, S. 316. — Pentti Aalto, Untersuchungen über das lateinische Gerundium und Gerundivum (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 62,3), bespr. von François Thomas in Bull. de la Soc. de Linguist. de Paris, XLVI, 1950, S. 93—4; von Alfred Ernout in Gnomon, 1950, S. 312; von J. Marouzeau in Revue des études latines, XXVII, 1950, S. 274; von Louis Deroy in L'Antiquité classique, XX, 1951, S. 222; von G. Redard in Museum Helveticum, 8, 1951; von C. A. Lynch in Language, 27, 1951, S. 379—80; von Maurice Leroy in Latomus, X, 1951, S. 370; von J. van Ooteghem in Les études classiques, 1951, S. 519; von James W. Poultney in The American Journal of Philology, LXXII, 1951, S. 210; und von H. H. Janssen in Neophilologus, XXXV, 1951, S. 253—4. — Eero Alanne, Die deutsche Weinbauterminologie in althochdeutscher und mittelhochdeutscher Zeit (Annales Acad. Scient. Fennicae, B 65,1), bespr. von Walther Mitzka in Zeitschrift für

deutsches Altertum, LXXXIII (1951), S. 94—5, und von Herbert Penzl in Language, 27, 1951, 418—9. — Y. M. Biese, Some Notes on the Origin of the Indo-European Nominative Singular (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 63,5), bespr. von G. S. Lane in Language, 27, 1951, S. 372—4. — Reino Hakamies, Étude sur l'origine et l'évolution du diminutif latin et sa survie dans les langues romanes (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 71,1), bespr. von François Thomas in Latomus, X, 1951, S. 520—1, u. von Jacques Perret in Revue des études latines, XXIX, 1952, S. 383—4. — V. Kiparsky, О колебаниях ударения в русском литературном ясыке I (Annuaire de l'Institut Finlandais d'Études Soviétiques, Supplément du n° 1, Helsinki, 1950), besprochen von B. O. Unbegaun in Revue des Études Slaves, XXVIII, Paris, 1951, S. 181; von Ronald Hingley in The Slavonic and East European Review, XXX, 1951, S. 302—304, und von Bořivoj Novák in Listy filologické, 75, 1951, 15, S. 234—236. — Erik v. Kraemer, Du clerc qui fame espousa et puis la lessa, par Gautier de Coinci (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, B 66,2), bespr. von K. Sneyders de Vogel Jr. in Neophilologus, XXXV, 1951, S. 248; von J. Bourciez in Revue des langues romanes, LXXI, 1951, S. 144; von G. Gougenheim in Le Français moderne, XIX, 1951, S. 311—13; von A. Carballo Picazo in Revista de Filología Española, XXXV, 1951, S. 363—7; von O. Jodogne in Les Lettres Romanes, VI, 1952, S. 86—7; und von F. Whitehead in The Modern Language Review, XLVII, 1952, S. 240—1. — Erich Kunze, Die deutschen Übersetzungen finnischer Schönliteratur (Annales Acad. Scient. Fennicae, B 63,3), bespr. von J. Vallinkoski in Nordisk Tidskrift för Bok- och Biblioteksväsen, 37, 1950, S. 163—4; von Vittorio Santoli in Rivista di Letterature Moderne, II, 1951, S. 394; von Hans Fromm in Deutsche Literaturzeitung, 72, 1951, Sp. 161—4; und von A. Gillies in The Modern Language Review, XLVII, 1952, S. 108. — E. O. Kuujo, Das Zehntwesen in der Erzdiösese Hamburg-Bremen bis zu seiner Privatisierung (Annales Acad. Scient. Fennicae, B 62,1), bespr. von Jacques Paquet in Le Moyen Age, LVII, 1951, S. 392—7, und von Herman Corijn in Revue Belge de Philologie et d'Histoire, XXIX, 1951, S. 634—40. — Kauko Kyyrö, Madame de Maintenon et Jean Racine (Annales Acad. Scient. Fennicae, B, 1949), bespr. von Joseph Hanse in Revue Belge de Philologie et d'Histoire, XXIX, 1951, S. 1233—35. — Ilmari Lahti, Phonétique et syntaxe paloises, avec notes lexicologiques et morphologiques (Annales Universitatis Turkuensis, 1948; 66 et 28 S.), bespr. von Jean Séguy in Annales du Midi, LXIII, 1941, S. 276. —

Tauno F. Mustanoja, Myne Awen Dere Sone (Neuphilologische Mitteilungen, 1948), bespr. von M. Delbouille in Revue Belge de Philologie et d'Histoire, XXIX, 1951, S. 881. — Ders., The Good Wife Taught her Daughter (Annales Acad. Scient. Fennicae, B LXI, 2), bespr. von N. Davis in Medium Ævum, XX, 1951, S. 60—3. — Holger Petersen Dyggve, Gace Brulé, trouvère champenois, édition des chansons et étude historique (Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki, XVI, 1951), bespr. von Albert Henry in Romania, LXXII, 1951, S. 539—40. — Arvid Rosenqvist, Der frz. Einfluss auf die mhd. Sprache in der 2. Hälfte des XIV. Jh. (Mémoires de la Société Néophilologique de Helsinki, XIV), bespr. von Friedrich Ranke in der Zeitschr. f. rom. Philol., 66, 1950, S. 218—20. — Aimo Sakari, Azalaïs de Porcairagues (Neuphil. Mitt., L), bespr. von Maurice Delbouille in Revue Belge de Philologie et d'Histoire, XXIX, 1951, S. 848. — Veikko Väänänen, Du segretain moine (Ann. Acad. Scient. Fenn., B 62,2), bespr. von R.L. Wagner in Bulletin de la Société de Linguistique de Paris, XLVI (1950), S. 97—8; von Maurice Delbouille in Revue Belge de Philologie et d'Histoire, XXIX, 1951, S. 848—49; von Percival B. Fay in Romance Philology, V, S. 236—42, und von Jacques Monfrin in Le Moyen Age, LVII, 1951, S. 158—62. — Ders., D'une fame de Laon qui estoit jugie a ardoir, miracle de Gautier de Coinci (Ann. Acad. Scient. Fenn., B 68,2), bespr. von F. Lecoy in Romania, LXXII, 1951, S. 404—5; und von John Orr in The Modern Language Review, XLVII, 1952, S. 104—5. — Erkki Valli, Zur Verfasserfrage der Königsberger Apostelgeschichte (Ann. Acad. Scient. Fennicae, B LXI, 1), bespr. von Walther Ziesemer in Zeitschrift für deutsches Altertum, LXXX, 1951, S. 94. — Eva Vilamo-Pentti, De sainte Leocade, miracle versifié par Gautier de Coinci (Ann. Acad. Scient. Fenn., B 67,2), bespr. von R.-L. Wagner in Bulletin de la Soc. de Linguistique de Paris, XLVI, 1950, S. 95—7; von U. T. Holmes, Jr., in Speculum, XXVI, 1951, S. 741—2; von F. Lecoy in Romania, LXXII, 1951, S. 400—4; von J. Bourciez in Revue des langues romanes, LXXI, S. 145, und von G. Gougenheim in Le Français Moderne, XIX, 1951, S. 313. — Lia Wainstein, L'expression du commandement dans le français actuel (Mémoires de la Société Néophilologique, XVI), bespr. von J. Bourciez in Revue des langues romanes, LXXI, 1951, S. 140—1; von Albert Henry in Revue belge de philologie et d'histoire, XXIX, 1951, S. 1373, und von Y. Le Hir in Le Français Moderne, XX, 1952, S. 69—71.

KUBLA KHAN — COLERIDGE'S FALL?

I

In *The Road to Xanadu* Livingstone Lowes came to the conclusion that 'the linked and interweaving images (of *Kubla Khan*) irresponsibly and gloriously stream, like the pulsing banners of the North. And their pageant is aimless as it is magnificent.' He was explicitedly concerned with 'what psychoanalysts call the material content of the dream',[1] and not with 'its so-called latent content — its possible symbolism of wish-fulfilment or conflict or what not'. But he was sceptical about the 'latent content' ever being discovered, since he thought that the information upon which it would have to be based had died with Coleridge, perhaps long before. In his view all interpretations were bound to be subjective and therefore valueless to the scholar. More recent scholarship, however, has tended to question this account of the poem, and a number of writers have concerned themselves with its meaning.[2]

I was first tempted to rush in where an angel had feared to tread when I detected, or thought I detected, a downward or sinking movement in *Kubla Khan*. It was not only that the River Alph flowed downwards towards the sunless sea till it sank in tumult to a lifeless ocean: I also felt that the poet himself was 'sinking' from pure impersonal vision to self-awareness; from exalted heights of contemplation, checked for a moment on the brink of a terrifying chasm, down to a level of self-realization from which the heights could only be regarded with nostalgia.

About this time, when studying the reasons why the At-

---

[1] Though according to the standard English translation of *Traumdeutung* (Dr Brill's) Freud always talks of the 'manifest content' and the 'latent content'.

[2] *English Romantic Poets — a Review of Research* (New York 1950) pp. 86—88.

lantis fable appeals so strongly to the imagination of poets and occultists, I was struck by certain superficial points of resemblance between *Kubla Khan* and Plato's description of the Atlantic island.[1] But although Coleridge had read the Timaeus, and although the geographical indications of Atlantis certainly haunted the imagination of the pre-Columbian voyagers whose fantastic accounts Coleridge ransacked for poetic material, I could not find a scrap of evidence to show that Lowes had overlooked one of the 'material sources' of *Kubla Khan*. I was left, however, with one teasing speculation. Plato seems to have 'invented' his Atlantis partly to point the moral that hedonism and oriental luxury are displeasing to the gods, who are naturally platonists: the Atlanteans sin against the platonic ideal, and they fall, their barbarous splendours engulfed by the ocean waves and their armies defeated on the shores of the Mediterranean by the 'prehistoric Greeks'. Could not *Kubla Khan*, with its alleged falling movement, also be interpreted in a moral context? Could it not be Coleridge's Fall, a dream-fable representing his conscience in the act of casting him out, spiritually and bodily, from the paradise of his opium paradise? As a Christian, and as a student of Plato and Milton, it would have been natural for Coleridge to see his own moral decline in terms of this basic ethical pattern: and it seemed reasonable to suppose that a man given to dreaming, as well as to introspection and self-accusation, would be haunted

[1] Plato's account of the enclosure of the land on which the Atlantean palace was built, of the aromatic plants, and the 'beasts of chase and game' to be found there, and of the underground springs that irrigated the country, reminded me of the description in *Samuel Purchas His Pilgrimage* that set the stage for Coleridge's dream. Plato's Atlantean city, though placed on an Atlantic island, is apparently conceived of as oriental in appearance: and the *Critias*, the late dialogue in which the theme stated in the *Timaeus* was to have been elaborated and concluded, stops abruptly at the most dramatic point, just as Zeus is 'minded to lay a judgement' on the decadent Atlanteans.

by symbols of his ambitions, his weaknesses and failures, and his desire for peace of mind and body. It was clear, moreover, that *Paradise Lost* was actually a source of the 'material content' of the dream-poem.[1]

During the war I was reminded of these speculations by a dream of my own. I was trying to compose a long poem and had to break off because the stuff would not come. Looking back at the lines I had written I was convinced — and rightly as it turned out — that they were insipid and uninspired, the result of determination rather than good luck and talent. At the time when I threw them aside I was staying in a house in Somerset, a house set in the green luxuriance of the west-country in May. One night I had a feverish dream about a man who lived alone in an idyllic cottage. Through natural indolence he neglected to prune the trees and cut the grass in his garden, with the result that the trees started to grow in through his windows and the grass sprouted from his kitchen floor. As the dream proceeded I *became* this man and the dream turned into a nightmare of being overwhelmed by grass and trees in an atmosphere of stifling dampness. But meanwhile I was conscious of trying to compose a poem about it, and I awoke with an absurd title ('the man that got growed under'), the man's name (Gaffer Duddon), and several lines and fragments of lines suggesting an ironical ballad in which the Gaffer, after struggling vainly to cut down the vegetation that filled his cottage, succeeds in cutting off his own leg with a scythe and bleeds to death.

---

[1] See *The Road to Xanadu*, Chap. XIX. Starting from the point where Lowes leaves off, Miss Maud Bodkin (*in Architypal Patterns in Poetry*, 1934, p. 90 ff) argues that *Paradise Lost* and *Kubla Khan* are related on the deepest possible level: she analyses the symbolism of the two poems according to Jung's theory of the Collective Unconscious and finds them to be classical and romantic expressions of the architypal pattern Paradise-Hades, which she traces down from Greek and Hebrew literature.

This dream reminded me of Coleridge's, not so much because it was an unconscious attempt to clothe vision spontaneously in words, but because I had a notion that its circumstantial background resembled that of *Kubla Khan*. I too was looking for peace of mind in green surroundings; I was uneasy about this because there was a war on; and I was frustrated in the attempt to write a long poem. But at the time I had no books, and it was only recently that I followed up this old idea, in the end persuading myself that there is in fact strong circumstantial evidence for putting a moral construction on *Kubla Khan*.[1]

II

The poem begins in a mood of sensuous contemplation of the Khan's pleasure-dome rising majestically and strangely to the assonance of oriental names; and the *sacred* river, assonant and consonant with the *stately* dome, is introduced at a level high above the caverns through which it flows down to the sunless sea. Here all is bright and sunny within the enclosed area of fertile ground: walls and towers provide shelter, sinuous rills run like nerves of moving light through the gardens, and the air is perfumed by incense-bearing trees. Though the plea-

[1] Returning, after many years, to *The Road to Xanadu* I discovered for the first time Robert Graves' interpretation of *Kubla Khan*, which is dismissed by Lowes in a devastating note (London 1927 Ed. pp. 593—598). Several passages in this interpretation, as quoted by Lowes, anticipate my own. But since they are too long to quote adequately, I will content myself with pointing out that Lowes' criticism of these particular passages is largely based on his belief that Coleridge was not by 1798 a confirmed opium addict. But the evidence brought forward by more recent scholarship (Mayer. H. Abrams, *The Milk of Paradise*, Harvard University Press, 1934, and R. C. Bald, *19th Century Studies*, Cornell University Studies, 1940) conclusively supports Graves, a critic whose remarkable intuition as a writer makes up for his occasional carelessness as a scholar.

sure-garden is limited and actual, the scope and timelessness of forests are implicit, and they infold sunny spots of greenery, the 'green spot of repose' which the poet *expected* to find when he took laudanum. Only three months before the composition of *Kubla Khan*, Coleridge had told his brother George: 'laudanum gives me repose, not sleep, but you know how divine that repose is, what a spot of enchantment, a green spot of fountains and flowers in the very heart of a waste of sands'.[1]

At this point the poem changes key. Coleridge modulates from the serene oriental mood of the introduction to the more personal and complex mood of his own times. 'But oh!' is the sudden accidental which anticipates the nostalgic chord — 'that deep romantic chasm'. I feel that the poet has descended involuntarily from the protected area into a landscape that has no serenity. He is now in the state of mind in which he composed *The Ancient Mariner*, *Osorio* and the first part of *Cristabel*. The Horror Novel, in which Coleridge had steeped himself during the last few years[2], seems to cast its shadow over the sunlit scene, and the holy-enchanted contrast suggests the spiritual conflict that is to become his main obsession as the poem works itself out. Nor are his senses able to continue supplying his imagination with reports of wholly agreeable experience. There is a yeasty digestive fermentation (ceaseless turmoil seething)[3], loud noise (vaulted like rebounding hail) and violent outbursts of suppressed subterranean energy (a *mi*ghty *f*ountain *m*omently was *f*orced). Perspective now begins to influence his reactions to the vision: the heights from which the dreamer gazes down into the chasm are made to seem vertiginous by the fountain forcing up huge fragments like rebounding hail. One is reminded of 'those distressful dreams

[1] Letters, LXXX.

[2] See Nethercott, *The Road to Tryermaine* (University of Chicago Press, 1939), p. 188.

[3] The variant in the Crewe MS is 'from forth this chasm with *hideous* turmoil seething' (my italics).

where we imagine ourselves falling from precipices'[1], and of the passage in *Osorio* where Ferdinand, after dreaming that he is going to fall down the chasm, recoils from its edge, telling Osorio that as a boy he

> Could have sat whole hours beside that chasm,
> Pushed in huge stones and heard them thump and
> rattle
> Against its horrid sides . . . .
> . . . . . and listened till the heavy fragments
> Sunk, with faint splash, in that groaning well.

Even at this stage I cannot agree with Mr. Meyer. H. Abrams that 'no pain phenomena occur in the poem', that *Kubla Khan* 'is a dream of pleasure only, with all the intoxication and none of the torture of opium'[2]. I beleive that Mr. Abrams, who so convincingly traced the 'pain phenomena' in *The Ancient Mariner*, has been misled by Coleridge's own recollection of the dream eighteen years afterwards, when he published it as a contrast to *The Pains of Sleep*. *The Pains of Sleep* was an attempt to recapture unpleasant sensations in conscious wording: *Kubla Khan*, if we are to believe Coleridge, was a vision spontaneously clothed in dream-words. Reading of the might y fountain momently being forced up from the chasm 'as though this world in vast thick pants were breathing' I feel an unpleasant sensation of a type common in nightmares of physical origin. I associate the line with a passage in the *Ode to the Departing Year*, a poem in which Mr Abrams finds 'evidences of opium delirium even more definite that the confusion of the structure'. Coleridge has described a horrible vision, and now comes the torture of awakening:

---

[1] Letters, LXIX.
[2] *The Milk of Paradise*, *op. cit.*, p. 47.

Wild is the tempest of my heart
And *my thick and struggling breath*
Imitates the toils of death.

The clue to this may be in Coleridge's letter to Thelwall (Nov. 19th, 1796): 'I cannot breathe through my nose, so my mouth, with thick sensual lips, is always open'. At any rate the previous use of the adjective 'thick' in connection with the struggle for breath supports my contention that by this stage in the poem the dreamer had followed the tranquil river far from its peaceful source.

And what, if anything, does the sacred river stand for? There is a case, I believe, for regarding its course as symbolic of the poet's life and creative energy running downhill, with intermittent spurts of protest against the law of gravity, to the waters of Lethe, which are at once the hope and despair of the romantic poet. Many west-country rivers occur in Coleridge's early poems. His native Otter was as closely associated with the scenery of his youth as the various rivers of paradise with the exotic landscapes he later read about in travel-books. As early as 1789 it symbolized his 'course of life', and in 1793 he tells us (*Sonnet on the River Otter*) that he can never shut his eyes 'amid the sunny ray' without seeing it. But the local river nearest to the River Alph in point of time was the little water-course in the Quantocks which Coleridge, with the Wordsworths, frequented during the autumn of 1797: its course, from the hills down to the sea, was to have been the subject of a great philosophic poem *The Brook*. And though the project was abandoned for *The Ancient Mariner*, the thought and observation which had gone into the planning of this unwritten *Prelude* must have strengthened his tendency to associate his own career with rivers. The clearest expression of this tendency is *The Wish* (1792), which gives us something like a prototype of the River Alph, its setting, course and significance, and also contains clear echoes of *Paradise Lost*, Book IV.

Lo! through the dusky silence of the groves
Through vales irriguous and through green retreats
With languid murmur creeps the placid stream
and makes its secret way.

Awhile meandering round its native fields
It rolls the playful wave and winds its flight
Then downward flowing with awakened speed
embosoms in the deep.

Thus thro' its silent tenor may my life
Smooth its meek stream by sordid wealth unclogged
Alike unconscious of forensic storms
and Glory's blood-stained palm.

This parallel suggests that the 'meandering with mazy motion', linking the River Alph with the sinuous rills of the Khan's garden, and more remotely with the placid streams of Coleridge's native landscape, ought to be contrasted with the 'awakened speed' of the sacred river as it sinks in tumult to the lifeless ocean. A river falls because of gravity, and a human life 'sinks' in accordance with a law of exhaustion: an opium addict cannot stay on the heights of his dream landscape, and once he feels himself falling, he might be expected to desire oblivion, for between the towers of the the Eternal City and the Dead Sea is the wilderness, shadeless and waterless.

But if the symbolism of the sacred river is too complex to be interpreted with any certainty, its effect on the movement of the poem seems clear enough. The river sinks *in tumult*, as though clamouring with awakened speed to embosom in the deep: and this tumult immediately suggests to the poet an alternative explanation for itself — war. As regards the 'material content' of the poem at this stage, Bruce and Purchas sufficiently account for the 'ancestral voices': they had been heard before in Abyssinia and China! But as regards the 'latent content', the effect of these voices is to sound the first note of

doom that breaks in *from the outside world* on the peace of the dreamer. In a general way I think they represent Coleridge-Kubla Khan's realization that the retreat is no longer peaceful. But as I shall try to show later, they may also indicate a feeling of guilt arising from Coleridge's consciousness of having deliberately sought escape *by illegitimate means*. At any rate it would have been natural for him at this time to associate war with escape into agreen retreat. For although his flight to the lonely farmhouse where the famous dose of laudanum produced or facilitated[1] the dream-poem was not primarily occasioned by fear of war, only a few weeks previously (April 20 th) there had been 'an alarm of imminent invasion', which had sent Coleridge up from Nether Stowey toa 'green and silent spot among the hills': There, 'his senses gradually lulled in a half sleep', he had dreamed of better worlds. Both in *Fears in Solitude* and Kubla Khan the attempt to 'preserve the soul in calmness' is spoilt by the thought of

> What uproar and what strife may now be stirring
> This way or that among these silent hills —
> Invasion, and the thunder and the shout
> And all the crash of onset.

But in *Kubla Khan* it is not so much a real war he fears as an imminent invasion of his dream-landscape — a return of the distressing conditions he was trying to escape in May 1798. Of these conditions more later. At the moment it is sufficient to add that in *Fears in Solitude* Coleridge not only fears war, but is himself a prophet of war (ll. 123—127) as retribution for the sins of his countrymen: he associates himself with their collective guilt (ll. 40—53), but expects to be called a traitor

---

[1] There is some disagreement on this point. See *English Romantic Poets — a Review of Research*, p. 87.

for admitting that the forthcoming retribution is deserved (ll. 172—175).

Ll. 29—30 of *Kubla Khan* are succeeded by an attempt to save the dream, and in a sense the dreamer, from destruction. The pleasure-dome is conjured up for the last time, exquisitely tantalizing, suspended like a mirage before his eyes. The miracle-device contrast, possibly linked with the holy-enchanted contrast already noted, seems to make the vision even more insubstantial, preparing us for its sudden disappearance and for the explanation which the rest of the poem provides.

Who is the damsel with a dulcimer? Lowes demonstrates that Coleridge borrowed her outward lineaments from Bruce's *Travels* and Aloadine's paradise in *Samuel Purchas his Pilgrimage*. But on a deeper level she is Coleridge's Muse, the spirit whose secret music had enabled him to sustain his creative power throughout *The Ancient Mariner*, but who had now deserted him half way through *Cristabel*. If only he could revive her symphony and song within him, he would regain the spiritual harmony so necessary for him as a creative artist and he would be rid of those recurring fits of depression that suspended

> What Nature gave me at my birth
> My shaping spirit of imagination.[1]

The failure to finish *Cristabel* haunted him to the end of his life, and in *Table Talk* for July 6th 1833, we have his last utterance on the subject: 'I could write as good verses now as ever I did, if I were perfectly free from vexations, and were in the old ad libitum hearing of fine music, which has a sensible effect in harmonizing my thoughts and in animating, and as it were lubricating, my inventive faculty.'

In the 1810 note to *Kubla Khan* Coleridge tells us the circumstances in which he wrote the poem. He had fled to the lonely farmhouse and there taken laudanum in order to find

[1] *Dejection: an Ode.*

relief from the mental suffering that had prevented him from finishing *Cristabel*. The suffering was mainly due to his breach with Charles Lloyd, who had just brought out a novel in which Coleridge was cruelly and unmistakably portrayed as the principal character. This is how Edmund Oliver-Coleridge is made to describe himself: 'I have at all times a strange dreaminess about me, which makes me indifferent to the future, if I can by any means fill the present with sensations — with that dreaminess I have gone on here from day to day: *if at any time thought-troubled, I have swallowed some spirits or had recourse to my laudanum.*'[1] It was the receipt of this book, published by his friend Cottle, dedicated to his friend Charles Lamb, and partly sponsored by Southey, that caused the 'nervous disquietude and misery' alluded to in the note of 1810. He had also received news, through Dorothy Wordsworth, that Lamb intended to break with him, and there are signs that his friendship with Wordsworth was already overshadowed.[2]

These circumstances I believe to be closely related to the last nineteen lines of *Kubla Khan*, where the dreamer ceases to identify himself with the Khan and suddenly becomes subjective. He has lost his paradise and his inability to regain it is first associated with the failure to sustain his vision in *Cristabel* and then with the feelings of guilt, disharmony and loneliness to which he attributes the failure. Even the power to go on dreaming his poem is failing as the effect of the laudanum wears off and as the circumstances that make composition impossible return to his consciousness in symbolic disguise. It is more than possible that Coleridge was mistaken when he stated in the 1816 note that the poem could not have been less than from two to three hundred lines. His estimate of the lenght of *Cristabel* seems to have been exaggerated in letters,[3] presum-

[1] My italics.

[2] See Hanson, *The Life of S. T. Coleridge — the Early Years* (George Allen and Unwin, 1938), p. 281.

[3] E. K. Chambers (*Samuel Taylor Coleridge*, Oxford, 1938,

ably because he wanted his friends to think that his inspiration was not failing. And how, in a dream, could he have counted unwritten lines? Freud says [1] that remarks about a dream, attempts to add logical connections between its parts after waking ('secondary elaboration') should be taken as part of the dream itself. 'I strongly suspect that our frequent complaint that although we have dreamed so much we have forgotten most of the dream, and have remembered only fragments, is explained by the immediate falling away of just these cementing thoughts . . . in most cases the interpolated thoughts can be traced to material in the dream thoughts'. I think that Freud would say that Coleridge's impression of the length of the dream-poem was due partly to the desire to prolong the 'green spot' experience, and partly to the desire to prove himself capable of composing two to three hundred lines — both, as we have seen, leading themes in the poem. My impression is that the dream ended where it had to: the effect of the laudanum was wearing off and the operations of his conscience, increasing with self-awareness, put a term to it. But this does not mean that the poem is a fragment:[2] it merely dictates the inevitable climax.

---

pp. 134—136) suggests that part of Cristabel 'remained only in Coleridge's head'. But this solution to the puzzling discrepancy between the amount of lines Coleridge claimed to have written and the amount that survive is hardly satisfactory in view of his tendency to put down anything, however fragmentary.

[1] Freud, *Interpretation* (Mod. Lib. Edition), pp. 350—351.

[2] E. H. S. Meyerstein (*Times Literary Supplement*, Aug. 1934) argued that *Kubla Khan* is a complete poem, both in structure and content. 'The content is, in fact, as complete and self-contained as a syllogism in barbara, falling, structurally into two unequal divisions — ll. 1—36 and 37—54. In the first the wonder, the 'pleasure-dome with caves of ice' is described together with its environment 'Alph the sacred river'. In the second the possibility of recreating the wonder is dwelt on, together with the ecstasy ('and all who heard') resulting on its success; in journeyman's prose: if the poet could only recall what a certain visioned Abys-

If only the music could be revived within him, he seems to say, all who *heard* would be able to share his experience and recognise his achievement as a poet: they would realise that indolence and vice were not responsible for his failure to finish poems, but the spiritual disharmony caused by their sudden frostiness and ingratitude. In other words I take 'all who heard' to refer to Lamb and Southey, whom Coleridge had reason to suspect of being poisoned against him by Lloyd, though they must have seen for themselves his 'besetting sin of sloth' and his addiction to alcohol and opiates. If he could bring the end of his quarrel with Southey into *Cristabel* (ll. 408—426), he could bring the beginning of it, with even greater topicality, into *Kubla Khan*. I have already suggested that the 'ancestral voices' represent Coleridge's guilty conscience prophesying persecution and the loss of his green retreat. And now that he has actually lost it, feelings of guilt and persecution become the main inspiration of the symbolism.

At the point where he introduces 'all who heard' I think the dreamer begins to 'realise' symbolically that he has been escaping from 'thought trouble' into an opium dream. That he had already felt guilty about such opium escapes we can fairly deduce from the letter to his parson brother quoted on p. 453. And I think he now reaches the end of his 'fall', becoming aware that he is *actually*[1] under an evil spell, a poet intoxicated rather than inspired, and that a paradise so gained is only a fools' paradise. With the vision of the damsel with a dulcimer

---

sinian girl once played and sang, *then* he could build in the air what he has described and the bystanders would say that he was a magician divinely inspired and form a ring of worship round him.'

[1] The obvious difficulty here is one of tense. If he *could* revive the music within him he *would* be able to build that dome etc. in air, and all who heart *should* see him there, and all *should* cry etc. But the ideal of musical inspiration leads immediately to the reality of inspiration through intoxication and though the tense remains conditional, the action arises from the present.

he became subjective. He now begins to see himself as the *object* of his friends' mistrust and dread, as a man bewitched and therefore to be isolated. The figure of the man with the flashing eyes and the floating hair is sharply and economically painted on the crumbling canvas of his imagination and the poem ends with a climax as logical and inevitable as that of *Dorian Gray*, when Dorian sees himself portrayed as he really is.

> And all should cry, Beware! Beware!
> His flashing eyes his floating hair,
> Weave a circle round him thrice
> And close your eyes with holy dread,
> For he on honey-dew hath fed
> And drunk the milk of paradise.

'Music loud and long' had a negative, as well as a positive virtue for Coleridge. Cristabel, warned by a horrible vision in her rest

> had vowed with music loud
> To clear yon wood from thing unblest

and it is possible that this association underlies the transition from the idea of true inspiration ('all who heard should see them there') to that of intoxication and enchantment ('all who heard should cry Beware!'). If this is so, I think 'weave a circle round him thrice' is an injunction to the enchanter's public to isolate him, and 'holy dread' implies fear of the unholy rather than religious awe. Lowes thought that the flashing eyes and floating hair came from the description of the Abyssinian king in Bruce's *Travels*, and the honey-dew and milk from Aloadine's paradise in Purchas. No doubt these were in fact sources. and in passing it is worth remarking that *in their context* the Abyssinian king with the flashing eyes and the floating hair is a sinister figure, and the young men who consume milk and honey are 'the fools that thought themselves in para-

dise indeed'. But Miss Elizabeth Schneider[1], following Mr. E. H. W. Meyerstein's interpretation of the last part of the poem[2], shows that the primary source is more likely to have been the famous passage from Plato's *Ion* describing the lyric poet as 'inspired and possessed' and as out of his mind'. This, as she points out, is the 'ancient conventional description of the poet with his 'eye in a fine frenzy rolling'. She quotes the whole passage, summarizing its significance in these words: 'Coleridge's inspiration, music, holiness inspiring awe, milk and honey — all are there, as well as 'gardens and dells (or'glens' as is sometimes given) faintly suggesting the beginning of *Kubla Khan*.'[3] Miss Schneider is surely right that Coleridge in *Kubla Khan does* see himself as the Dionysian poet, and the passage from the *Ion* most probably contributed much to the symbolic clothing of his feelings. But I think she fails to see the importance of 'Beware! Beware', and therefore fails to understand that at this moment the possession that Coleridge longs for coincides with a feeling of guilt about the source of his inspiration. In other words the 'fine frenzy' that Plato's lyric poet gets from the gods is recognized by Coleridge in this case as coming from the devil. He knew Plato's 'gorgeous nonsense'[3] well enough to wonder, with the modern commentators,[4] whether this passage was not meant to be ironic.

But here again, since we are dealing with the 'latent' rather than the 'material' content of *Kubla Khan*, we must turn to Coleridge's previous poems and to the biographical facts. I have already mentioned the 'vast thick pants' as a possible 'pain phenomenon'. On Mr Abrams' own showing the flashing eyes of the man with floating hair would seem to come into this category, as a mild version of the 'curse of the eye', which

---

[1] *Publications of the Modern Language Association*, 1945.

[2] See footnote on p. 460.

[3] Letters, LXX.

[4] See Platon, *Œuvres Complètes* (Paris 1931), Tome V—I[ère] Partie, pp. 14—17.

he finds to be part of the stock-in-trade of sinister figures in opium dreams. But here Mr Abrams seems to be prevented from drawing a logical conclusion by his theory that *Kubla Khan* is a dream of pleasure only — 'that rare thing' in the experience of opium addicts who are also addicted to writing. In another passage from *The Ode to the Departing Year* — a cancelled one in the Gutch notebook — occur these lines:

> Seized in sore travail and portentous birth
> (Her eyeballs flashing a pernicious glare)
> Sick nature travails.

Though this ode was composed eighteen months before *Kubla Khan*, parts of it seem clearly attributable to opium, it contains references to thick breathing and flashing eyes, and the circumstances of its composition were somewhat similar. Coleridge completed it only after several weeks of mental and physical suffering, which had driven him to opium and prevented him from writing poetry. The parallel of course proves nothing. But it does, I think, bring the poet in *Kubla Khan* more into line with the *Ancient Mariner* and all the tribe of the bright-eyed possessed since Milton's Satan. Here, under the symbolism, sick nature was also struggling to give birth, and though we are only told that the eyes flashed, I feel that the 'pernicious glare' can be inferred. After all it would have been only natural for Coleridge to see himself as he imagined that Lloyd saw him at this time — as a 'ci-devant angel in a flaming San Benito — the whole ground of the garment a dark brimstone and plenty of little devils flourished out in black'[1]. In the letter to Lamb from which this quotation comes, he talks of himself as a fallen angel sut believes himself to be nothing of the sort. But in the last lines of *Kubla Khan* the irony is reversed: he *sees* himself as the inspired poet, but *believes* himself to be

[1] Letters, LXXXV.

cast out from paradise and from the angelic company of his peers. It is a case of

> Desire with loathing strangely mixed
> On wild or hateful objects fixed
> For all seemed guilt, remorse or woe.[1]

I have argued, on circumstantial evidence, that *Kubla Khan* is a symbolic account of Coleridge's attempt to regain a lost paradise of spiritual harmony and creative vision, and that the attempt ended, because the means of making it was also the means of frustrating it, in his being cast down into the pit of depression that he was to describe, four years later, in *Dejection: An Ode.* If I am right, we have a poetic paradox far stranger than any described by Cleanth Brooks in *The Well-Wrought Urn:* the paradox is that this magical and apparently pleasureable dream-fragment is also a finished record of Coleridge's twofold failure to be the artist and the moral character he wished to be. To feel that these related failures are the true theme of *Kubla Khan* does not destroy the magic: it deepens our experience of reading the poem by arousing a sense of pity and sympathy, and by suggesting the tragedy that is often latent in poems apparently unaware of their origin in disease and suffering.[2] Behind the music and the marvellous vision is

---

[1] *The Pains of Sleep.*

[2] On the last two lines of *Kubla Khan* there is an interesting comment in Frans G. Bengtsson's essay *A Drink from the Well* which has never, so far as I am aware, been seriously considered. I translate from the Swedish in *Litteratörer och Militärer.* (Stockholm 1938): 'The honeydew with which the poet nourished himself on this particular occasion is known to have been laudanum or some similar opiate. Now if it is true that milk is a powerful palliative against opium-reaction, the two substances have a greatly strengthened harmony in these lines, and a glass of milk may well have seemed heavenly to the tortured poet.' I have been assured by a pharmacologist at present lecturing in Helsinki University

the terror of its fading and the moral dilemma of all romantics who are forced to chose between sustaining their vision by means of alcohol or opiates, and facing the flatness of everyday life without inspiration, in the hope of finding 'strength in what remains behind'.

James Bramwell

DIE MITTELNIEDERLÄNDISCHEN ÜBERSETZUNGEN DER DIALOGE GREGORS DES GROSSEN

In den *Neuphilologischen Mitteilungen* LIII (1952), 83, hat Dr. Martta Jaatinen, allerdings unbeabsichtigt, meine ausführlichen brieflichen Mitteilungen über die Handschriften der mittelniederländischen Übersetzung der Dialoge Gregors des Grossen so ungenau und unvollständig wiedergegeben, dass ich zu meinem Bedauern wahrheitshalber nicht umhin kann, Ihre Wiedergabe zu berichtigen und zu ergänzen.

Die Dialoge Gregors wurden zweimal vollständig ins Mittelniederländische übersetzt.[1] Die *erste* Übersetzung, welche im

---

that milk is in fact a powerful palliative in such cases, though medical science in the 18th century would hardly have known the chemical explanation. If we suppose that Coleridge used it as a natural remedy, then the last line, superficially so smooth and escapist, becomes doubly ironic:it represents the agony of the guilty addict as he sinks back from his fools' paradise towards reality and crapula, and at the same time the idea of alleviating it. These lines would also mark the logical climax and end of the experience from the physical point of view.

[1] Diese zwei Übersetzungen wurden schon kurz besprochen von Dr. C. G. N. de Vooys, *Middelnederlandse Legenden en Exempelen*, Groningen- 's-Gravenhage, 1926², 11—15. Alle Handschriften waren ihm aber nicht bekannt.

Jahre 1385 beendet wurde, kommt in Hs. Brüssel, Koninklijke Bibliotheek, 1805—1808 (Cat. 1303)[1], Hs. Brüssel, Koninklijke Bibliotheek, 2137—2138 (Cat. 1304) und Hs. London, British Museum, Egert. 676 vor. Eine ripuarische Umschreibung dieser ersten Übersetzung findet sich in Hs. Leiden, B. P. L., 2174.

Die *zweite* Übersetzung liegt in Hs. Arnhem, Openbare Bibliotheek, 7, Hs. Haarlem, Stadsbibliotheek, 187 D 5, Hs. Strassburg, Universitätsbibliothek, L. germ. 176, und Hs. Düsseldorf, Stadt- und Landesbibliothek, B 158, vor. Eine mittelniederdeutsche Umschreibung dieser zweiten Übersetzung findet sich in der von Dr. Martta Jaatinen ausführlich beschriebenen Hs. Oldenburg, Landesbibliothek, NR 75.[2]

Bis hierher meine Berichtigungen und Ergänzungen.

Diese beiden vollständigen mittelniederländischen Übersetzungen der Dialoge Gregors werde ich demnächst nach Hs. Brüssel, 1805—1808 und Hs. Arnhem, 7, parallel herausgeben.

---

[1] Drei Exempel wurden nach dieser Handschrift herausgegeben in *Middelnederlands Geestelijk Proza* verzameld door Dr. C. C. de Bruin en ingeleid door Prof. Dr. C. G. N. de Vooys, Zutphen, 1940, 193—195.

[2] Martta Jaatinen, *Die mittelniederdeutsche Übersetzung der sogenannten Hieronymus-Briefe. Eine sprachliche Untersuchung nebst Textausgabe*, Helsinki, 1944, 21—31. Die mittelniederdeutschen Hieronymus-Briefe sind eine mittelniederdeutsche Umschreibung der mittelniederländischen Übersetzung, von deren zahlreiche Handschriften bewahrt sind. Die älteste, leider undatierte Handschrift ist Hs. Deventer, Athenaeum-Bibliotheek, 10 V 1 (Cat. 64), welche dem Beginenhaus in Haarlem zugehört hat. Ein Probe aus der mittelniederländischen Übersetzung nach Hs. Leiden, Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde, 351, im Jahre 1428 geschrieben, findet sich in *Geert Groote. De Simonia ad Beguttas.* De Middelnederlandsche Tekst opnieuw uitgegeven met Inleiding en Aanteekeningen door Prof. Willem de Vreese, 's-Gravenhage, 1940, 85—88. Die zahlreichen Handschriften der mittelniederländischen Hieronymus-Briefe sind Dr. Martta Jaatinen in ihrer obengenannten akademischen Abhandlung leider unbekannt geblieben.

Von den übrigen mittelniederländischen Handschriften werde ich eine Kollation aufnehmen. Die ripuarische Hs. Leiden, B. P. L., 2174, und die mittelniederdeutsche Hs. Oldenburg, NR 75, werde ich nur in ihrem Verhältnis zu den mittelniederländischen Vorlagen in der Einleitung besprechen.

Die von Dr. Martta Jaatinen in den *Neuphilologischen Mitteilungen* L III (1952), 89—114 herausgegebenen *Dialogi Gregori* nach der Hs. Lübeck, Stadtbibliothek, theol. germ. 11, stehen zu den zwei obengenannten vollständigen mittelniederländischen Übersetzungen in gar keiner Beziehung. Sie bilden eine unabhängige *dritte* verkürzte Übersetzung oder vielmehr Bearbeitung des vierten Dialogs.

Ausser den obengenannten vollständigen mittelniederländischen Dialoghandschriften gibt es noch einige mittelniederländische Codices, die Dialogexzerpte enthalten, welche entweder den beiden vollständigen Übersetzungen entnommen sind oder selbständige Übersetzungen, Bearbeitungen oder Nacherzählungen gewisser »Exempel» ausmachen.

Ein solcher Codex, nl. Hs. Deventer, Athenaeum-Bibliothek, 101 F 12 (Cat. 40), enthält zwei Dialogexzerpte, von denen eines in bezug auf Dr. Martta Jaatinens Ausgabe der Lübecker *Dialogi Gregori* ausserordentlich bemerkenswert ist, weil es der dritten verkürzten Übersetzung des vierten Dialogs entnommen ist. Das obengenannte Exzerpt war mir schon seit August 1951 bekannt, aber erst nach dem Erscheinen der Lübecker *Dialogi Gregori* habe ich erkannt, dass es zu der dritten Übersetzung gehört. Dr. Martta Jaatinen hat aus der Sprachform den ostmittelniederländischen Ursprung der Lübecker *Dialogi Gregori* genügend dargelegt. Das rein ostmittelniederländische Exzerpt bestätigt auch ihre Darlegung, dass die Verkürzte Bearbeitung des vierten Dialogs in Hs. Lübeck, theol. germ. 11, in den ostniederländischen Kreisen der *Devotio Moderna* entstanden ist.

Die Hs. Deventer, 101 F 12, deren Hauptinhalt eine mittelniederländische Übersetzung des vierten Buches der *Vitae*

Patrum ist, hat der Bibliothek des Frauenklosters *Kerstekens-huis* in Deventer zugehört, wie sich aus dem Vermerk *Dit (boec) hoert den susteren in Kerstkens huus van loen toe deventer* ersehen lässt. Obschon sie leider nicht datiert ist, lässt sich doch annäherend ermitteln, wann die Handschrift geschrieben wurde. Sie muss älter als das Jahr 1470 sein, denn in diesem Jahre wurde das *Kerstekenshuis* aufgehoben und mit dem angrenzenden Frauenkloster *Brandeshuis* vereinigt.[1] Lange vor dem Jahre 1470 wird die Handschrift aber nicht entstanden sein.

Unten lasse ich das Dialogexzerpt aus Hs. Deventer, 101 F 12, fol. 173 v°a — 174 v°b, abdrucken, damit der Leser es mit dem entsprechenden Text aus der Lübecker Hs. theol. germ. 11 in den *Neuphilologischen Mitteilungen* LIII (1952), 108—109, vergleichen könne.

Sunte gregorius scriuet in dyalogo dat inder hellen is een eenvoldich vůer [dat] alle de sundaren bernt. mer niet euen seer. Want elc heuet de pine na dien dat hi heuet misdaen Ghelike dat vele lude staen onder de sonne nochtans en hebben se niet alle ghelike [173 v°b] hette. Alsoe ist oec inder hellen dat sie alle hebben een vuer mer si en bernen alle niet euen seer Dese gregorius hadde enen discipel gheheten petrus die vraghede hem eens. ende seghede. Ic woude gheerne weten. hoe dat recht wesen mach dat god de sonden doet pinen inder hellen sonder eynde de ghedaen siin inder tiit die een eynde heeft. Hier toe antworde hem Gregorius ende seide peter dine vraghe waer gůet waer dat god allene ansaghe. ende merkede an de daet vanden luden ende niet de aendachte of meninghe der harten mer omdat de quaden den die sunden doen mit enen wille. die gheen eynde en heeft Welke altoes woude sondighen. wart so dat sie altoes mochten leuen. ende dat [174 r° a] con[n]en sie inden wante dier wile dat se leuen en laten se niet of vanden sunden daer om ist ghehoerlic der gherechticheit godes

[1] Dr. Michael Schœngen, *Monasticon Batavum* II, Amsterdam, 1941, 51.

dat si nummermeer en sullen wesen sonder pinen die de wile dat se leuende siin niet en wolde[n] wesen sonder sonden Doe seghede hem peter aldus die gherechte heer en heuet ghene ghenuechten in deser wreetheit. dat hi de sunden ewelike pine. ende daer om doet he sine knechte slaen dat si hem sullen beteren van haren sunden Ende waer vmme sullen dan die quaden ewich barnen inder hellen of se niet en sullen comen tot beteringhen ¶ Sunte gregorius antworde omme dat onse here ghenadich is. so en heeft hi ghene ghenuechten inder onsaligher pinen Mer om dat [hi] gherecht is so pinicht [hi] de sunden ewelic De quade die der hellen [174 r° b] ghegheuen siin worden daer ghepiint om hore quaetheiden ende nochtan bernen sie daer tot enigher nutticheit Want als de gůeden bescouwen sullen de bliisscapen de sie ontfaen van gode ende oec der quader pinen dier sie ontgaen siin ouermids der ghenaden gods. daer van sullen se bekennen. dat se also vele te meer gode sculdich siin te danken sijnre gracien. dat se die quaden sien liden de ewighe tormenten. welker sie ontgaen siin myt siinre hulpen ¶ Hier op vraghede peter hoe die gueden in dat ewighe leuen hilich wesen moghen die vor hore viande de se sien barnen niet bidden en sullen. Want god ghesproken heeft bit vor uwe viande ¶ Hier antworde hem gregorius ende seide De goede bidden [174 v° a] vor hore viande der wilen dat se comen moghen tot beteringhen ouermits penitencien Ende waer om souden se vor hen bidden. want se niet en moghen ghewandelt worden van haren quaetheiden Ende om de selue sake en moghen se niet bidden vor den duuel die ewich verdomet is. noch vor de onghelouighe die doet siin. want si en willen niet bidden des god niet en wil horen Si en sullen gheen ontfarmhertigheit hebben ouer de verdoemden als se quiit siin van alre ghebrechcheit want si sullen toe wesen gheůoecht der gherechtigheit godes ende omme dat sie vaste cleuen anden rechten richter. So en mach hem niet gheuoghen dat iet gae buten der subtiilre [174 v° b] gherechticheit.

J. Deschamps

LE PAYS DU TROUVÈRE JEHAN D'ESQUIRI

Jehan d'Esquiri est venu à la postérité avec comme tout bagage une seule chanson: (Raynaud 560) *Joliveté et bone Amour m'enseigne*, et encore ne lui est-elle attribuée que par le seul manuscrit *T*, tandis que dans les quatre autres qui l'ont conservée (*C KNP*) elle est anonyme. A. Dinaux (*Trouvères artésiens*, 1843, p. 306) l'a publiée d'après le seul manuscrit *T*. Paulin Paris (*Hist. litt. de la France*, XXIII, 1856, p. 646—7) l'a signalée en dix lignes. L'édition diplomatique de *C* procurée par Brakelmann est de 1868 (*Arch.* de Herrig, XLIII,[1] 261). Enfin, le regretté Hans Spanke (tué au bombardment de Duisburg) en a donné une édition d'après tous les manuscrits connus (*Eine altfranzösische Liedersammlung, der anonyme Teil der Liederhandschriften* KNPX[2], 1925, pièce m° LIII, p. 105, notes, p. 373). La musique a été publiée d'après le ms. *K* (facsimilé Aubry et Jeanroy, p. 338[b]—339[b]) par F. Gennrich, *Grundriss einer Formenlehre des altfranzösischen Liedes*, p. 181, et *Troubadours, Trouvères, Minne- und Meistergesang*, Cologne, 1951, p. 36—7 (transcriptions modernes).

Du schéma métrique on ne connaît pas d'autre exemple:

a	b	*a*	b		*a*	b	*a*	b	‖	c	c	c	*a*	b
10	10	10	10		10	10	10	10	‖	4	4	4	6	10

Cinq coblas singulars, mais le couplet IV ne se trouve que dans *T NP*, le couplet V que dans *T N*. La pièce est, tout au moins dans son état actuel, médiocrement versifiée.[3] Au couplet II il n'y a que deux rimes (au lieu de trois), la rime *c* étant la même que la rime *b* (*sens* ou *sen* rimant avec *souvent*, *tant*, etc.).

---

[1] »XLII» dans la *Bibliographie* de Raynaud est une faute d'impression pour XLIII.

[2] *Romanische Bibliothek* n° 22.

[3] *Ensaigne* figure deux fois à la rime du couplet I, et encore une fois au couplet V, où il rime étrangement avec *vaillance*, etc.

Spanke le premier s'est occupé du nom d'origine de Jehan d'Esquiri (p. 373): »vielleicht stammt er von Esquirres (Pas-de-Calais.» Il est suivi de H. Petersen Dyggve (*Onomastique des trouvères*,[1] 1934, p. 152: »Peut-être Équirre, Pas-de Calais. arr. Saint-Pol, cant. Heuchin.» Cependant, selon le *Dictionnaire topographique du département du Pas-de-Calais* du comte de Loisne (1907), p. 135, le nom, au XIII[e] siècle, de l'actuel Équirre est *Scires, Schires, Eschires, Eschieres, Eskieres, Skieres, Eskires.* »Équirre, en 1789, faisait partie de la sénéchaussée de Saint-Pol . . . Son église, d'abord diocèse de Thérouanne, puis de Boulogne, doyenné de Saint-Pol . . .» Mais si l'on consulte la Table des formes anciennes à la fin du *Dictionnaire* (p. 438), on constate qu'à *Esquiri, Esquiry* correspond le moderne Écurie; p. 130 on lit ceci: »Écurie, canton d'Arras-Nord. *Esquiri* (1209), *Escuiri* (1213), *Esquiry* (1298), etc. »Écurie, en 1789, faisait partie de la gouvernance d'Arras . . . Son église paroissiale, diocèse d'Arras, doyenné d'Hénin-Liétard . . . Le chapitre d'Arras présentait à la cure.» Jehan d'Écurie est donc un petit poète arrageois. Dans le manuscrit *T*, confectionné à coup sûr à Arras même, figure (fol. 77 r°), immédiatement avant notre chanson, R. 410 (*D'Amors me vient li sens dont j'ai chanté*) de Gillebert de Berneville [2] (Pas-de-Calais, arr. Arras, cant. Beaumetz-les-Loges), et (fol. 78 r°), immédiatement après notre R. 560, R. 141 (*Entre le bos et la plaine*) de Jehan Bodel.[3] Elle est donc entourée d'œuvres de deux bons poètes arrageois des plus connus, séparés il est vrai d'un demi-siècle environ. Cette place est-elle due au hasard? C'est bien possible. Quoi qu'il en soit, Jehan d'Écurie s'y trouve entre »pays».

Arthur Långfors

---

[1] *Annales Academiae Scientiarum Fennicae*, B XXX, 1.

[2] Éd. H. Waitz, dans les Mélanges G. Gröber, 1899, n° X, p. 55.

[3] Ajouter à Raynaud que cette pièce est mentionnée dans la table de *M*, mais ne se trouve pas dans le corps du volume.

NOËL DUPIRE

in memoriam

Le 2 juin 1951, Noël Dupire mourait brusquement au Quesnoy (Nord) où il coulait les jours d'une féconde retraite. Les lecteurs de cette revue n'ont pas oublié les articles qu'il y a publiés durant ces dernières années et qui témoignent d'une érudition étendue et précise en même temps que d'une belle sagacité: *Mots picards ou wallons difficiles et rares* (1949), *Remarques complémentaires sur quelques mots* (*guerne, liaukin, winse*) (1950), un substantiel compte rendu de l'édition, procurée par M^me^ Eva Vilamo-Pentti, de *Sainte Léocade* de Gautier de Coinci (1951).

Noël Dupire était né en 1878. Il avait suivi les cours du lycée Faidherbe à Lille avant de devenir à l'université de cette ville le disciple d'Ernest Langlois à qui il garda toujours une affectueuse reconnaissance. De 1906 à 1914, il est professeur au lycée de Valenciennes. Il travaille déjà à l'édition critique des poésies de Molinet lorsque survient la guerre. Fait prisonnier à Valenciennes même, il connaît pendant quatre ans la vie ralentie des camps. Et lorsqu'il rentre en France en 1918, c'est pour trouver sa maison brûlée, ses notes détruites et sa famille cruellement meurtrie; deux de ses frères sont morts à l'ennemi et un troisième, blessé, n'est rentré du front que pour mourir.

Après un court passage au lycée Faidherbe en 1918, puis au lycée Rollin à Paris en 1919, Noël Dupire enseigne au lycée Pasteur à Neuilly; il y restera de 1920 à 1939. Dès 1921, sous l'impulsion de M. Mario Roques, il reprend ses travaux sur Molinet. *Jean Molinet; la vie, les œuvres*, *Etude critique des manuscrits et éditions des poésies de Jean Molinet* paraissent en 1932. Les trois volumes des *Faitz et ditz de Jean Molinet* sont publiés en 1936, 1937, 1939. De 1937 à 1939, Noël Dupire, agrégé de grammaire et docteur ès lettres, est chargé de faire en Sorbonne un cours d'ancien français.

Personne sans doute ne connaissait mieux, à la fois, l'ancien picard et les patois qui en sont les représentants actuels. Cette double possession des œuvres littéraires médiévales et du dialecte vivant donnait à ses avis en la matière une sûreté à laquelle on a souvent rendu hommage. Il faut regretter que la *Grammaire de l'ancien picard* et le *Glossaire de l'ancien picard* auxquels il avait consacré ses dernières années soient restés inédits. Depuis la guerre Noël Dupire avait beaucoup travaillé à une étude du Nécrologe d'Arras: le résultat de ses travaux n'a pas été publié.

C'est surtout dans la *Revue du Nord* qu'il écrivit. Mais outre celle où paraissent ces lignes, il collaborait à bon nombre d'autres publications: *Vox Romanica*, *Le moyen âge*, *Zeitschrift für Romanische Philologie*, naguère encore *Romania*, etc.

Tous ceux qui ont eu le plaisir de l'approcher gardent le souvenir d'un homme courtois, affable et bon. Ses lecteurs et ses multiples correspondants n'oublieront pas l'érudit, le critique pénétrant qui savait être ironique sans être amer.

P. Ruelle

BESPRECHUNGEN

Robert Bossuat, *Manuel bibliographique de la littérature française du moyen âge.* (Bibliothèque Elzévirienne. Nouvelle série. Études et documents.) Melun, Librairie d'Argences, 1951. XXXIV—638 pages.

L'excellent *Manuel* de M. Bossuat comprend plus de six mille articles. Il se divise en deux parties, intitulées »l'ancien français» et »le moyen français», respectivement. Voici, en abrégé, les rubriques des principaux chapitres: légendes épiques, roman courtois, poésie lyrique, littérature bourgeoise, didactique, religieuse, histoire, littérature dramatique, d'une part, et de l'autre, remaniements de la matière épique, romans courtois et romans d'aventures, la nouvelle, la poésie lyrique, Villon, rhétoriqueurs, littérature de caractère religieux, historique,

didactique (œuvres morales, écrits scientifiques et techniques), littérature dramatique, l'Humanisme en France. L'auteur enregistre, sans que les indications prétendent être exhaustives, les éditions, anciennes et modernes, puis les études qu'ont suscitées les textes, souvent aussi, mais un peu capricieusement, les comptes rendus: on en trouve qui ne sont que de simples notices sommaires, tandis que d'autres, plus substantiels, sont passés sous silence. Les comptes rendus sont d'ailleurs mentionnés beaucoup plus fréquemment dans la première partie du volume que dans l'autre. Sur les auteurs des XIV^e^ et XV^e^ siècles on trouve aussi de nombreuses notices biographiques, ce qui ne fait qu'augmenter l'utilité du *Manuel*. Il existe des travaux bibliographiques appréciables sur la littérature française du moyen âge, mais il n'y en a à coup sûr aucun qui, pour les services qu'il est appelé à rendre, soit comparable à celui de M. Bossuat. »Le premier objet d'une bibliographie, écrit M. B., doit être avant tout de fournir à celui qui l'utilise une base de départ, en lui révélant ce qui a été écrit d'essentiel sur le sujet qui l'intéresse, afin de lui éviter toute démarche inutile.» Grâce à lui, il sera dorénavant beaucoup plus facile que par le passé de s'orienter dans une matière extrêmement dispersée dans le temps et dans l'espace, ce qui contribuera, espérons-le, à gagner pour la philologie médiévale des adeptes toujours plus nombreux et plus qualifiés pour donner un nouvel essor à ces études.

La qualité essentielle d'une bibliographie, disait mon regretté maître Émile Picot, n'est pas d'être complète mais d'être exacte. Au point de vue de la correction, le livre de M. Bossuat doit satisfaire même les lecteurs les plus exigeants. Dans les remarques qui vont suivre, je ne recommanderai qu'exceptionnellement l'insertion d'articles entièrement nouveaux, mais me bornerai à réparer certains oublis dans les paragraphes existants et à redresser un petit nombre d'erreurs matérielles. Je dirai cependant que j'aurais aimé trouver, dans la bibliographie de M. B., d'une part un petit groupe de poèmes misogynes, de l'autre, certains poèmes de peu d'étendue que Ch.-V. Langlois a naguère loués pour leurs qualités littéraires. Je nomme au hasard la pathétique plainte d'une femme abandonnée (mes *Inc.*, p. 442), trois poèmes pieux publiés, d'après un ms. de Berlin, par E. Bechmann dans *ZRP*, 1889, p. 56, et le dit de la *Chantepleure* qui est dans le 3^e^ volume du *Rutebeuf* de Jubinal. Enfin, des chansonniers figurant dans la longue suite de *Person-*

nages historiques de H. Petersen Dyggve (n. 2153, *NM*) et dans *Trouvères et protecteurs de trouvères* (n. 2156, *Ann. Acad. Sc. Fennicae*) du même savant, ceux dont les chansons y sont imprimées dans leur totalité ou presque totalité auraient mérité d'être nommés à leur place dans l'ordre alphabétique, tels que n. 2334 bis le comte de la Marche (*NM*, 1942), p. 216, après Gaidifer, Garnier d'Arches (*ib.*), n. 2346 bis Gilles de Vieux-Maisons (*Ann.*), n. 2348 bis Guillaume de Ferrières, vidame de Chartres (*NM*, 1944—5), n. 2364 bis Jehan de Trie (*Ann.*), n. 2379 Pierre de Molins (*NM*, 1942), n. 2383 bis Renaut de Trie (*Ann.*), n. 2388 bis Robert de Memberoles (*Ann.*). Également, de ceux qui figurent dans mes *Mélanges* (n. 2149, *Rom.*) n. 2370 bis Oudart de Laceni (LVIII, 1932, p. 329) et n. 2338 bis Eustache le Peintre, de Reims (*ib.*, 353). Mon édition critique des *Chansons attribuées aux seigneurs de Craon* (*Mém. de la Soc. néophil. de Helsinki*, VI, 1917) a été oubliée (ajouter p. 218, n. 2366 bis).

Le présent *Manuel*, apprend-on par une note de la p.XXXIV, repose sur des dépouillements conduits jusqu'en 1948. En fait beaucoup de travaux parus ultérieurement y ont trouvé place, quand ils sont parvenus en temps utile à la connaissance de l'auteur. Des suppléments périodiques permettront de tenir à jour ce répertoire bibliographique avec la collaboration de M. Jacques Monfrin, bibliothécaire à la Bibliothèque Nationale. Voici quelques corrections dont il sera peut-être tenu compte dans un supplément prochain.

P. IX Le *Recueil des Antiquitez gauloises* de Claude Fauchet, »rééditions jusqu'en 1601», corr. 1610. — P. XXI Les *Neuphilologische Mitteilungen* de Helsinki ont commencé à paraître en 1899 (non en 1900). — P. 35, n. 329 August Becker, auteur d'une dissertation de 1913, n'est pas identique à Ph.-Aug. Becker (Table des noms d'éditeurs, p. 607, corriger 333 en 332 bis; 333 désigne Weiske, *Quellen . . . von Guill. d'Orange*). — P. 127, n. 1339 L'édition de *Florence de Rome*, par Wallensköld, ne remplace pas celle de Jubinal (*Nouv. Recueil*, I, 88). Jubinal a publié un poème différent, qui est en quatrains monorimes d'alexandrins (*Inc. Pour ce que de mal faire ne puet nul bien venir*). — P. 169, n. 1806 Corr. Ahlström (Axel). — P. 192—3 et Table, p. 595, lire *Gliglois* (non *Gligois*). — P. 212, n. 2300 Jeanroy, *Chansons pieuses du ms. fr. 12483* (non 12493). — P. 231 La rubrique »quelques fabliaux» ne convient pas à la suite de »blasons» que précède dans le ms. fr. 19152 la rubrique

De l'apostoile. J'ai signalé (*NM.*, XXXVI, 1935, p. 229—31) l'édition de Le Roux de Lincy (*Livre des proverbes*, 2e éd., II, 471). — P. 246, n. 2645 Les deux rédactions du *Mariage des sept Arts*, par Jehan le Tainturier d'Arras et un anonyme, ont été publiées par moi dans les Classiques de M. Roques, n. 31. — P. 253, n. 2699 *Enseignements* de Robert de Hô. Paul Meyer et l'éditrice, Miss Young, n'en ont connu que deux manuscrits. Une troisième copie, fragmentaire (Cambridge, Emmanuel College, 1. 4. 31), a été publiée par Tauno F. Mustanoja-Salminen dans *NM*, XLIII, 1942, p. 49—61. — P. 253, n. 2703 (bis) *Du Mesdisant*, par Perrin la Tour, titre et nom d'auteur manquent à la Table; cf. p. 333, n. 3569. — P. 291, n. 3117 *Ave Maria* de Huon le Roi de Cambrai, ajouter les deux éditions (1913 et 1925) des Classiques de M. Roques, n. 13. — P. 295, n. 3176 *Dou saint dent de Nostre Seigneur* ne pourrait être de Gautier de Coinci. Voir mes *Extraits du ms. de l'Ermitage* (1937), p. L. — P. 305, n. 3270 Saint Évroul. L'éditeur s'appelle Danne (non Daune), corr. aussi à la Table. — P. 310, n. 3331 W. Söderhjelm n'a pas publié dans les *Mém. de la Soc. néophil.*, III (1902), une Vie de saint Leu, mais bien, d'après le ms. fr. 23117, une Vie de saint Quentin en quatrains monorimes d'alexandrins que M. Bossuat a indiquée correctement sous le n. 3369. Il y a peut-être confusion avec la Vie de saint Leu, en 69 quatrains monorimes (*Inc.*, p. 200: *Le roi de paradis qui pour nous s'estendy*; mss. fr. 1555 et 1809; *Hist. litt.*, XXXIII, 361) que je crois inédite. — P. 314, n. 3372 ter Étant donné qu'on ne connaît, à l'état complet, qu'une seule Vie de saint Romain en vers français, il aurait peut-être été utile de signaler les fragments imprimés par moi, d'après le ms. fr. 12483, dans *Notices et extraits*, XXXIX, 2e partie, 1916, p. 628. — P. 328, n. 3518 On sait maintenant que l'auteur du *Tournoiement d'Enfer* est Jehan de la Chapelle, de Blois; cf. p. 323, n. 3466 (*Conte dou Barril*). — P. 333, n. 3569 *Li despisemens du cors* est sans doute du même auteur que le poème *Du Mesdisant* qui le suit immédiatement dans le manuscrit et porte la signature de Perrin la Tour; cf. p. 253, n. 2703 bis. — P. 335, n. 3595—6 Robert de l'Omme, les renvois sont inexacts, lire ainsi: *Rom.*, XLVII, 1921, p. 511—31, et L, 1924, p. 14—53. P. 365, n. 3908 est identique à 3595—6. — P. 410, n. 4293 L'article de Tauno Markkanen sur le XLVIIe *Arrêt d'Amour* de Martial d'Auvergne n'a pas paru dans le *Neophilologus* hollandais mais dans les *Neuphilologische Mitteilungen* de Helsinki. — P. 529, n. 5482,

l'article intitulé *Le Dit des Oiseaux* n'est pas de moi mais de feu J. Morawski; corriger aussi à la Table (p. 620 et 624).

Les deux tables qui, avec quelques Addenda, terminent le volume — Table des noms d'auteurs et des titres des ouvrages et Table des noms d'éditeurs et de critiques modernes[1] — sont d'une grande utilité.

ARTHUR LÅNGFORS

Sermo vulgaris latinus. Vulgärlateinisches Lesebuch, zusammengestellt von GERHARD ROHLFS. (Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen, 13. Halle, Saale, Max Niemeyer, 1951.) XI —88 pages. Prix: DM. 4.80.

I

Cette précieuse chrestomathie du latin vulgaire est un nouveau témoignage de la brillante et inlassable activité de M. Gerhard Rohlfs. Appelée à rendre des services signalés à l'enseignement universitaire, elle est d'autant plus indispensable que le recueil similaire de Slotty est épuisé depuis longtemps. A côté de textes qu'on est habitué à rencontrer dans les chrestomathies, on y trouve d'intéressants passages d'autres textes qui sont d'autant plus utiles que beaucoup d'entre ceux-ci sont d'un accès difficile. Voici un abrégé du sommaire: *Cena Trimalchionis* (l'important article de notre regretté A. H. Salonius, de 1927, est mentionné p. 1), inscriptions, poèmes épigraphiques, tablettes d'exécration, Itala

[1] Dix-neuf érudits finlandais y figurent: C. G. Estlander, Eero Ilvonen, Edw. Järnström, Oskari Kajava, Kaarle Krohn, Uno Lindelöf, Aarno Malin-Maliniemi, Tauno Markkanen, Tauno Nurmela, K. A. Nyman, Holger Petersen Dyggve, Vilho Puttonen, J. Runeberg, Torsten Söderhjelm, Werner Söderhjelm, W. O. Streng-Renkonen, Veikko Väänänen, A. Wallensköld et le signataire de ces lignes. — Je me permets de rétablir l'orthographe de quelques noms figurant dans la liste des critiques modernes: Brøndal, Lindelöf (U.), Mazzoni, Minckwitz, Mortensen (Johan), Naetebus, O'Sullivan, Reinhardstoettner, Stadtmüller, Windahl (C.-A.). Enfin, Bernhardt (sans prénom indiqué) 431 ne pourrait être identique à Adolf Bernhardt 3538, auteur d'une dissertation de 1912 (corriger à la Table, p. 608).

et Vulgate, Commodien, *Appendix Probi*, livre de cuisine d'Apicius, Probus Grammaticus, *Mulomedicina Chironis*, saint Augustin, Servius Grammaticus, Marcellus Empiricus, *Peregrinatio Egeriae* (appelée à tort *Aetheriae*), Palladius, Dioscorides Latinus, Oribase, loi salique, Anthimus, Césaire d'Arles, *Itinerarium Antonini Placentini*, *Vitae patrum*, *Compositiones Lucenses*, Grégoire de Tours, loi ripuaire, *Actus Petri cum Simone*, *Edictus Rothari*, chronique dite (à tort) de Frédégaire, *Capitulare de villis*, extraits de six glossaires, sept extraits de la *Tabula Peutingeriana*, noms de lieu dans Procope, *Cognomina*. Les chapeaux mis en tête des différentes sections rendent compte de l'état actuel des recherches sur le sujet spécial dont il s'agit, la Bibliographie (p. XI—XII) enregistre les études d'un intérêt général relatives au latin vulgaire; pour rester dans la sphère nordique, je n'en mentionne que celles de E. Löfstedt, Dag Norberg, G. Söderström, J. Svennung et V. Väänänen. Un glossaire (p. 69—80) enregistre les mots qui demandent des explications ou sont particulièrement remarquables à cause de leur caractère vulgaire. Je ne résiste pas à la tentation de citer un exemple (p. 43). Dans Césaire d'Arles 86, 15 on lit: Quando ad ecclesiam venitis, oblationes quae in altario consecrentur offerte. *Qui habet unde*, et non exhibet . . . (Rohlfs, p. 80: 'Wer Besitz hat'). C'est exactement le français actuel *Qui a de quoi . . .*

Une table des noms propres termine l'excellent petit livre de M. Rohlfs.

ARTHUR LÅNGFORS

II

Le recueil de textes latins renfermant des traits »vulgaires» que vient de publier M. Gerhard Rohlfs l'emporte sur ses devanciers (Grandgent, Diehl, Slotty, Goetzke[1]) surtout par le choix et la multiplicité des extraits. S'échelonnant sur une période de 900 ans, c'est-à-dire du I^er^ siècle de notre ère (graffiti de Pompéi, Pétrone) jusqu'aux glossaires du X^e^ siècle, les textes admis marquent les amorces successives, de plus en plus voyantes à partir des écrits chrétiens et techniques dès le III^e^ siècle, des tendances qui finissent par altérer au point de le rendre

[1] Je n'ai pu voir encore celui de Manuel C. Díaz y Díaz, *Antología del latín vulgar*, Madrid, 1950.

quasi méconnaissable le latin des chartes mérovingiennes, phase de la transition latino-romane. On saura gré à M. Rohlfs de rendre accessibles des textes qui étaient perdus dans des éditions périmées ou en tout cas épuisées. Il est aisé pour le lecteur de relever, pour prendre un exemple, le caractère relativement populaire des chapitres tirés de l'*Itala* vis-à-vis de la Vulgate dont le texte est donné en regard, ainsi Luc 19, 3—5: *Et quaerebat videre Jesum qui'sset et non p o t e b a t a turba quia d e s t a t u pusillus erat. Et antecedens a b a n t e ascendit in morum ut videret eum quia inde h a b e b a t t r a n s i r e* (Vulgate: *Et quaerebat videre Jesum quis esset et non poterat prae turba quia statura pusillus erat. Et praecurrens ascendit in arborem sycomorum ut videret illum quia inde erat transiturus*). Le genre, si l'on peut dire, que l'auteur de ces lignes eût aimé voir mieux représenté, est la poésie chrétienne, dont on ne trouve que trois courtes pièces de Commodien: quelques strophes de S. Ambroise ou de Fortunat auraient permis de constater le triomphe du nouveau rythme déterminé par les syllabes accentuées.

Voici enfin quelques remarques de détail. *Vorwort:* pour la notion de »latin vulgaire», il est renvoyé à Sittle, *Was ist Vulgärlatein?* (1890), et Löfstedt, *Syntactica* II; on pourrait ajouter Meillet, *Esquisse d'une histoire de la langue latine*, ch. X, et Christine Mohrmann, *Les formes du latin dit »vulgaire»* . . ., dans les Actes du I^er^ Congrès de la Fédération internationale des Associations d'études classiques, Paris, 1951, p. 207—219. — P. 2, Pétrone, 41, 9 *ferculu*, l. *ferculo*. — P. 10, Carmina epigraphica 9 *progredire*, l. *progredere*. — P. 47, Compositiones Lucenses, D 14 *pellis prasinis*, l. *p. prasini*. — P. 60, Gloses de Reichenau 76 *non peperit*, l. *non pepercit*. — P. 69, Index verborum: »Akk. pl. = Nom.: *duas matres, duas filias* . . .»; il s'agit de nom. pl. en *-as*, plutôt que d'acc. faisant fonction de nominatif.

Veikko Väänänen

Margit Huber-Sauter, *Zur Syntax des Imperativs im Italienischen.* (R o m a n i c a H e l v e t i c a, vol. 36.) Berne, A. Francke, 1951. XVI + 302 pages in-8.

Le titre fait penser à une étude relative à l'emploi de l'impératif en italien: il n'en est rien. S'inspirant de *La pensée et*

la langue de F. Brunot, l'auteur prend pour point de départ l'idée de l'impératif, le sémantème non le morphème. Quels sont les moyens dont dispose le sujet parlant italien, pour exprimer l'ordre, la prière, le souhait? De quelles valeurs affectives et sociales ces expressions sont-elles accompagnées? Comment ont-elles évolué au cours de l'histoire de la langue? Voilà les problèmes que l'auteur se propose d'éclairer (p. 2), en s'attaquant à un secteur important de la syntaxe italienne, domaine où pour ainsi dire tout reste à faire. Les textes dépouillés sont limités au toscan littéraire à partir de Boccace. L'étendue de certaines formules dans les parlers actuels a été vérifiée sur le *Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz.*

Une considération de principe: comment délimiter l'impératif en tant que notion injonctive? L'auteur le définit: »Er enthält die Absicht des Sprechers, den Partner zur Befolgung seines Willens oder Wunsches, seiner Worte überhaupt zu veranlassen» (p. 9). Ainsi conçu, l'impératif comprendra par ex. diverses interjections, en partie locutions adverbiales: *su, via, fuori, avanti, a noi, a tavola;* en partie phrases nominales: *attento, zitti, silenzio, coraggio.* D'autre part, il me semble que l'auteur a parfois pris pour injonction de simples énoncés de fait. A propos de »variantes affectives», sous »Verordnung und Erlass» (p. 11), est citée cette phrase des *Promessi sposi:* S. E., per la presente . . . ordina e comanda che contra li contravventori . . . si proceda da tutti li giudici ordinarii di questo Stato . . . il s'agit bien de verbes au sens d'ordonner, mais non pas d'un mode d'expression ayant ce sens. Je ne vois pas non plus comment attribuer un sens impératif à l'indicatif dans cet exemple tiré de *La signorina della quarta pagina* de Novelli: — *Signorina, pensate a quello che voi dite! — Tu non c'entri* (p. 224); selon moi, *tu non c'entri* n'est que la simple constatation d'un fait (subjectif il est vrai), 'ceci ne te regarde pas'. N'est-il pas un peu subtil de parler d'un impératif de la 1ère personne du singulier (p. 24 sqq.)? Tout au plus pourrait-on voir un impératif qu' on s'adresse à soi-même dans *lasciami andare,* etc., lorsqu'il n'y a pas d'interlocuteur. De même, peut-on qualifier d'impératif un tour tel que *lo voglio un po' consolare* (p. 170), ainsi que des emplois analogues de *intendere, pensare, credere,* etc. (p. 177 sqq.)?

On a l'impression que l'auteur a éprouvé quelque embarras à classer ses matériaux. Après un 1er chapitre sur l'idée et le

mode d'impératif, un 2e et un 3e ch. examinent les aspects et les modifications de l'impératif grammatical, admettant d'ailleurs des emplois qui sont plus ou moins dépourvus de sens injonctif (*va, andate, andiamo* 'allons donc'), les chapitres IV—V les périphrases et circonlocutions, et VI formules de politesse. L'économie adoptée n'est pas sans entraîner des incohérences, par ex. le prohibitif est traité p. 29 sq., mais le futur prohibitif ne vient qu'à la page 231. Peut-être eût-il mieux valu procéder en prenant pour base ce que l'auteur qualifie de »variantes affectives» de l'impératif: prière, ordre, souhait, etc.

Ceci dit, et ce ne sont que de légères critiques concernant la délimitation et le classement de la matière, j'ai hâte de reconnaître la richesse des matériaux rassemblés et la pénétration avec laquelle ils ont été analysés. Ainsi, nous voyons ressortir que le prohibitif de la 2e pers. sing. *non cantare* est préféré à l'impératif nié dès les plus anciens auteurs toscans, à l'encontre de ce qu'affirment certains manuels de syntaxe italienne (p. 30). Quelle est l'origine de cette formule, connue aussi de l'ancien français et du roumain? L'auteur se contente d'une hypothèse: à l'urbain *noli* de *noli cantare* se serait substitué *non;* le tour *non cantare* ne serait pas à ramener à l'infinitif en fonction affirmative d'impératif, qui est rare et fortement affectif ne se limitant du reste pas à la 2e pers. sing.[1] Ceci me semble difficile à admettre. Si *noli cantare* peut passer à *non c.*, pourquoi pas alors *nolite c.*? A moins que les recherches ultérieures ne prouvent le contraire, je ne vois pas d'inconvénient à partir de l'infinitif représentant un impératif fortement émotionnel au point de n'avoir pas le temps de s'exprimer sinon par cette forme nominale, et qui en raison de son intensité même se serait spécialisée pour la 2e pers. sing. A comparer une exclamation comme celle-ci, citée par Mme H.-S., p. 242, à propos de l'infinitif-impératif (»Verwendung des Infinitifs . . ., wenn der Sprecher im Affekt der korrekten Formulierung seiner Gedanken nicht fähig ist»): *No, mamma! Uccidimi, ammazzami, fai quello che vuoi, ma s t a c c a r m i da lui, mai, mai!* Ce n'est pas proprement un impératif nié, c'est plus fort que l'impératif: le fait même contenu dans le verbe est exécré. Toujours est-il que l'infinitif injonctif, soit positif soit nié,

[1] P. 30, note 38. Abus de notes qui remplissent presque entièrement les pages 30 et 31 et contiennent des éléments qui ne méritaient pas cette relégation.

est un tour brachylogique affectivement coloré, et dont c'est, à mon sens, méconnaître la valeur que de faire intervenir l'ellipse d'un verbe d'obligation ou de mouvement, soit en roman soit en latin[1].

Le futur apparaît la circonlocution la plus fréquente de l'impératif (p. 230 sqq.). Or des deux valeurs dont ce tour est susceptible, 'suggestive' et 'catégorique', l'italien moderne (à l'encontre du français) serait en voie de perdre la dernière, en le réduisant de plus en plus au rôle d'une formule de politesse. C'est pourquoi la Bible italienne de 1822 aurait remplacé, dans le décalogue, *non harai iddii . . .* par *non avere altri dii . . .*, etc.

Ailleurs, des expressions collatérales comportent des nuances plus fines, et c'est le mérite de Mme H.-S. de les avoir mises en évidence, par ex. les impératifs impersonnels *sia fatto, si fa, va fatto* (p. 188 sqq.)[2].

Les relevés effectués par Mme H.-S. ne laissent pas de contribuer largement à notre connaissance des moyens syntaxiques et lexicaux de l'italien dans un ordre d'idées qui »ne semble connaître pour ainsi dire pas de bornes linguistiques» (conclusions, p. 277). Les modalités en sont fortement déterminées par le degré d'affectivité qui accompagne l'énoncé. Au point de vue du latin, l'italien apporte nombre d'innovations[3] qui vont en croissant surtout dans la langue populaire d'aujourd'hui, qui d'ailleurs semble de plus en plus donner le ton depuis les cent dernières années.

Veikko Väänänen

Anna Lichtenhahn, *La storia di* ove dove onde donde di dove da dove. (Romanica Helvetica, vol. 38.) Thèse pour le doctorat de l'Université de Zurich. Berne, 1951. VIII + 158 pages in-8 et 4 cartes.

Pour rendre la notion locale, soit de séjour soit de mouvement, exprimée en français par *où*, l'italien connaît deux par-

[1] P. 240, d'accord avec Leumann-Hofmann, pour le latin.

[2] A propos de ces formules, il eût sans doute été utile d'admettre parmi les matériaux examinés deux genres de textes, à savoir les livres de lois et de cuisine.

[3] P. 282 sqq. Cependant, il convient de faire la part des calques: ainsi, un *lasciami* + inf. ne reprend-il pas la construction analogue avec lat. *sinere*, et un *badare, guardare di* + inf., lat. *cavere ne* + subjonctif?

ticules *ove* et *dove*, tandis que les équivalents de *d'où* (ancien fr. *ont* et *dont*) dans cette langue sont au nombre de quatre: *onde*, *donde*, *di donde*, *da donde*. Cette question se pose: par quels procédés les formes composées et surcomposées sont-elles arrivées à remplacer les formes simples? Quelle est l'attitude des divers aspects de la langue: langue littéraire, langue commune et dialectes, vis-à-vis des différentes formes successives ou collatérales de ces adverbes? — C'est-ce qui fait le sujet, proposé par M. J. Jud, de la thèse de Mlle Lichtenhahn, étude qui fait honneur à l'excellente série de *Romanica Helvetica*. On en apprécie surtout la riche documentation menée avec méthode et de façon à dégager nettement les faits linguistiques visés.[1] Nous suivons la bataille que livrent *ove* et *onde* aux innovations *dove* et *donde* (ce dernier encore absent des œuvres de Dante) dès le XIII^e^ siècle pour se réfugier par la suite dans la poésie ou dans des dialectes périphériques. De nouveaux concurrents de *onde*, *donde* apparaissent dans les écrits du XVI^e^ et du XVII^e^ siècle: *di dove* et *da dove*, et passagèrement, *di donde*, *da donde*. Manzoni, se croyant tenu de conformer son langage à l'usage toscan, corrige dans la nouvelle édition des *Promessi sposi* la plupart de *donde* en *di dove*. Les formes primitives *ove* et *onde* (et *donde*) semblent persister plus longtemps dans la fonction de relatif que comme interrogatifs. Quant aux doublets de signification *di dove* et *da dove* celui-là représente la forme originairement toscane adoptée par plusieurs auteurs non toscans, p. ex. par Pirandello, mais aujourd'hui, la suprématie florentine fléchissant, *da dove* commence à envahir la Toscane elle-même (p. 127—130). D'autre part, un toscanisme comme *indove* n'a jam ais réussi à pénétrer dans l'italien commun.

Les formes dialectales actuelles, relevées sur les cartes de l'Atlas linguistique de l'Italie et de la Suisse méridionale, montrent bien entendu beaucoup plus de diversité que n'en laissent apparaître les textes: d'un côté, points conservateurs (*ove*, *onde*) dans les régions insulaires et alpines, de l'autre, des formes

---

[1] A propos de lat. *ubi* accaparant aussi le sens de *quo*, je renvoie à un article passé inaperçu de mon regretté maître Oiva Joh. Tallgren(-Tuulio), *De sermone vulgari quisquiliae*, dans *Commentationes in honorem Fridolfi Gustafsson*, Helsinki, 1921. — Sans doute les cas accusatif et ablatif se sont-ils confondus en »latin vulgaire», mais prétendre que cette confusion était complète dès le 2^e^ siècle ap. J.-Chr. (p. 2) ne saurait se baser sur des faits linguistiques.

renforcées de prépositions, notamment les types *indove* et *addove*. A propos de ces derniers, il est curieux de noter que le besoin de différencier entre les idées de 'ubi' et 'quo' se fait sentir à peine sur quelques points du sarde (p. 97 sq.). Le même phénomène se constate dans des dialectes espagnols où *donde* et *adonde*, *dónde* et *adónde* sont confondus[1]. Pour exprimer le séjour, l'adverbe relatif et interrogatif des parlers siciliens et ligures est, non pas (*d*)*ove* mais (*d*)*onde*, les rejoignant à l'ibéro-roman et au roumain. Or il est peu exact de parler, comme le fait Mlle L. (p. 6, 92 et 99), de la confusion des trois notions 'ubi', 'quo' et 'unde', puisque partout 'unde' est distingué de 'ubi'-'quo'. La genèse de *unde* 'ubi' est sans doute celle qu'indique P. G. Goidànich[2]: étant donné les deux sens de *de*, celui d'éloignement et celui de renforcement (cf. bas lat.) *de foris* 'de dehors' et 'dehors'), *d e u n d e forme renforcée, de même que *d e u b i > *dove* 'où', a été ramené à *de* d'éloignement + u n d e, dont il est résulté u n d e 'où'.

Un appendice est consacré à l'étymologie de da au sens de 'chez', réfutant la théorie de G. Bertoni et d'autres qui ramènent cette préposition à u n d e + a d : en effet, Mlle L. le fait observer, les aires de *da* et de *onde* 'où' ne coïncident point en italien, de sorte qu'il faut s'en tenir à l'étymologie d e + a b (ou d e + a d). Aucune mention n'est faite de la théorie, reprise dernièrement par M. Max Niedermann (*Humanitas*, vol. II, p. 31 sq., Coïmbre, 1948), et qui ramène it. *da* et rhéto-roman *dad*, *da* à l'osque d a t 'de'.

Veikko Väänänen

Harry F. Williams, *An Index of Mediaeval Studies Published in Festschriften 1865—1946, with Special Reference to Romanic Material.* Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1951. x + 165 pages. $ 4.00.

It is a well-known fact that the level of scholarship in contributions to memorial and anniversary volumes varies a

[1] F. Hanssen, *Gramática historica de la lengua castellana*, 661. Mlle Lichtenhahn, p. 97, note, signale deux passages de Juan Valera où *donde* et *a donde* seraient employés indifféremment: ce n'est exact que dans ce sens que *donde* figure comme synonyme de *a donde*, l'inverse n'étant guère possible en castillan littéraire.

[2] *Italia dialettale*, 7, 177; Mlle L., p. 94.

great deal; yet it cannot be denied that these collections contain a wealth of important articles. Many of them have been published as special numbers of well-known series or journals and are thus easily accessible to scholars, but perhaps even more have appeared as separate publications, and it is these that are often the despair of those who try to keep up with work done in their fields. The work under review is therefore a welcome addition to the existing bibliographies of medieval studies.

Dr. Harry F. Williams is Assistant Professor of French in the University of California, Los Angeles. He is known to the readers of the *Neuphilologische Mitteilungen* as the editor of the OF. romance of *Floriant et Florete*, reviewed by Prof. Arthur Långfors in Vol. XLVIII, 1947, pp. 175—81, of this journal. The fundamental object of his bibliography, he says in the introduction to it, »is to list all material found in *Festschrift* volumes dealing with the art, customs, history, language, literature, and science of Western Europe from about the fifth century to the first years of the sixteenth.» As an OF. scholar, the author has paid special attention to Romance studies. There have been only two earlier attempts to catalogue articles published in homage volumes, viz. Camillo P. Merlino, in *Italica*, VII, 1930, pp. 4—19 and 47—51 (a bibliography of Italian homage volumes), and J. R. Marcus and A. Bilgray, *An Index to Jewish Festschriften* (mimeographic edition, Cincinnati, 1937).

Prof. Williams's bibliography lists a little more than 5,000 articles, which come from ca. 500 homage volumes. There are twelve main headings, Catalan, Celtic, English, French, German, Italian, Portuguese, Provençal, Roumanian, Scandinavian, Spanish, and Western Europe in general. Reviews of the homage volumes included are given in a special index at the end of Prof. W.'s book. There are also an Index of authors and an Index of subject matter. The arrangement of the material is handy and greatly facilitates the use of the book. As far as I can see, the reproduction of names and rubrics is even more accurate than in most works of this kind. The only slight inaccuracy I have noticed is the passé simple *manga* misspelt as *mauga* in entry No. 1821.

The bibliography is remarkably comprehensive, though the author warns his reader that there are inevitable gaps in it. The omission of many books published during the war is quite

pardonable; in these circumstances it is not surprising that a volume like *Commentationes Philologicae in Honorem Arthur Långfors* (*Annales Academiae Scientiarum Fennicae*, B L; Helsinki, 1942, 600 pp.) is not included. To supplement Prof. Williams's bibliography I enumerate the studies included in this remarkable anniversary volume: — H. Petersen Dyggve, »Trouvères et protecteurs de trouvères dans les cours seigneuriales de France» (pp. 39—247); A. Rosenqvist, »Über Wanderungen romanischer Lehnwörter im Deutschen» (pp. 249—466); H.-F. Rosenfeld, »*Glück auf!* Zur Geschichte eines Grusses» (pp. 467—89); E. Öhmann, »Der italienische Einfluss auf die deutsche Sprache bis zum Ausgang des Mittelalters» (pp. 491—505); Y. H. Toivonen, »*Vielfrass*» (pp. 507—13); V. Kiparsky, »Baltogermanica» (pp. 515—28); P. Katara, »Das französische Lehngut in den mittelniederdeutschen Denkmälern des 13. Jahrhunderts» (pp. 525—91); H. Suolahti, »Die luxemburgischen Partizipformen» (pp. 593). (The first 38 pages consist of a list of Långfors's own publications.) Another important collection omitted in the bibliography under review is *A Philological Miscellany Presented to Eilert Ekwall*, but since it has been published as two volumes of *Studia Neophilologica* (XIV, 1941—2, and XV, 1942—3, pp. 1—250), which should be available to scholars, I do not give a list of its medieval articles here. — To the reviews of the Voretzsch Festschrift, that published in *Neuphilol. Mitteilungen*, XXIX, 1928, pp. 267—9, may be added.

In the arrangement of the articles I have noticed only a couple of minor inconsistencies. H. J. Chaytor's *King Edward's Ring* (entry No. 636, p. 31) is an edition of an Anglo-Norman poem and should have been mentioned under French literature, not English. E. Walberg's *Guernes de Pont-Saint-Maxence et la »légende de Becket»* (No. 751 and 1902. 1) deals with the relations of the Anglo-Norman *Vie de saint Thomas le Martyr* and Latin lives of the saint; the cross-reference under English literature is therefore hardly needed since the other Anglo-Norman studies are entered only under French literature.

Prof. Williams proves to be a good bibliographer.

Tauno F. Mustanoja

Rossell Hope Robbins, *Secular Lyrics of the XIVth and XVth Centuries*. Oxford, Clarendon Press, 1952. lv + 331 pages. 18/— net.

Professor Robbins's important anthology brings to completion the Corpus of Middle English lyrics, religious and secular, begun by the late Carleton Brown in 1924. In 226 pages it gives the texts of 212 poems of varying lengths, 57 of which are printed for the first time in the present volume.[1] The fact that approximately 85 per cent of the poems are unique is in perfect agreement with what is known about the preservation of minor medieval poems of secular character in general. A typical example of the fortuitous survival of poems of this kind is provided by Nos. 15 to 18, exquisite little dance-songs, including

> Ich am of Irlaunde,
> ant of the holy londe
> of Irlande

and

> Maiden in the mor lay,
> in the mor lay
> sevenyght fulle, sevenight fulle.

These fourteenth-century fragments are written on a narrow strip of vellum bound as the first item in MS. Rawlinson D. 913. It is also interesting that among the relatively few secular poems which have come down to us in more than one manuscript, those printed under the general heading of »Practical Verse» appear to have had the widest manuscript circulation. The popularity of Lydgate's *Dietary*, for example, is evident from the fact that it is preserved in no less than forty-six manuscripts. Of another poem of a similar character, *The Philosophers' Stone*, there are at least twenty-four manuscript copies in existence (though most of them are later than 1500). A poem consisting of directions for bloodletting (No. 81) is preserved in 17 manuscripts and a versified introduction to a medical tract in 10.

---

[1] In addition to these, seven hitherto unpublished poems and several unpublished variants are printed in the Introduction and Notes.

In choosing texts for his anthology Prof. Robbins has accepted Brown's definition of a lyric as any short poem. It is natural that in a volume of Brown's series the principles of selection should conform with those followed in the volumes already printed. Without any intention of criticising the editor's principles in this respect — I think that his selection gives a very good cross-section of the minor poems of the period, particularly of the fifteenth century —, I have to admit that I find the use of the term »lyric» in such a very wide sense slightly disconcerting. This use agrees neither with the strict technical meaning which the term has among OF. scholars nor with the notion which it conveys to students of modern poetry. I find it a little difficult, for example, to look upon a fifteenth-century poem of six couplets on the medicinal properties of leeks (No. 80) as a lyric. I wonder whether a neutral term like »short poem» would not have been more appropriate.

But what things are called is seldom important; the important thing is what they *are*. As I said, I think that Prof. Robbins has succeeded in giving us a very representative selection of the shorter poems of late Middle English. He has, he says himself, »tried to include poems which would illustrate, irrespective of poetic merit, all the various types of Middle English secular lyrics; all lyrics outstanding either for their literary value or for the tendencies they represent . . .; the lyrics most current in Middle English . . . irrespective of their appeal as literature to the modern reader.» The poems are presented under four main headings, (a) popular songs, (b) practical verse; (c) occasional verse, and (d) courtly love lyrics. They come from 114 manuscripts. The total number of manuscripts containing shorter ME. poems, religious or secular, is approximately 450.

Prof. Robbins's classification of these 450 manuscripts into ten major groups is interesting. First, there are the miscellaneous collections compiled by mendicant friars, two Dominican and three Franciscan, which provided the majority of the poems in Brown's *English Lyrics of the Thirteenth Century*. Harley 2253 seems to be related to these friar miscellanies. Many sermons and sermon note-books contain fragments of vernacular verse, particularly the *Fasciculus Morum*, preserved in 22 manuscripts. There are also a number of mystical and devotional works, some of them associated with Richard Rolle, products of devotion to Christ and the Virgin Mary. The most important collections of poems of this kind are two related manuscripts,

Vernon and Brit. Mus. Addit. 22283. Prof. Robbins quotes a few passages to illustrate the often striking parallelism between hymns to the Virgin and secular love poems, a parallelism which has attracted the attention of many earlier scholars. A number of manuscripts contain translations of Latin hymns, some by authors known by name, such as William Herebert, James Ryman, William Shoreham, and John Audelay. Many prayers in verse are preserved in the fifteenth-century books of Hours. A rather distinctive group of manuscripts is formed by the large, well-written, often illuminated collections of formal verse, moral and religious, by Chaucer, Lydgate, or their imitators. These manuscripts were evidently often compiled at the request of some noble or rich citizen. A few of them are known to have come from John Shirley's scriptorium in London. Under the heading »Minstrel Collections», Prof. Robbins mentions three manuscripts, Sloane 2593, Eng. poet. e. 1, and St. John's Coll. Camb., which contain the principal collections of carols. Many short poems have survived in the fifteenth-century song books with musical notation, in commonplace-books belonging to a religious house or one of its members, or to a citizen, and on fly-leaves.

I am not going to attempt any evaluation of the contents of the anthology from an easthetical point of view. It will suffice to say that some of the poems printed under the heading »Popular Songs» show a charming freshness of feeling and diction and that the editor is quite right in emphasizing the poetic qualities of such a fine realistic piece as *The Blacksmiths* (No. 118). On the whole, however, comparison with the contents of Brown *English Lyrics of the Thirteenth Century* only confirms earlier observations of the general decline in the standard of ME. poetry in the fifteenth century.

The principles followed in the editing of the texts are, as far as I can see, thoroughly sound. Variant readings of other manuscripts are not given at the foot of the page but after the texts, in the Notes. This arrangement seems justified in the light of the fact that the great majority of the texts printed are unique. Whenever the text is altered, the manuscript reading is duly noted at the bottom of the page. This and the editor's obvious efforts to avoid rash emendations give the reader the agreeable impression that he has before him not only a well-chosen but also reliable edition of short poems of the late ME. period. In reading these poems I have come

across only one case in which I feel that the emendation made by Prof. Robbins is unnecessary. In the drinking song printed as No. 10, the MS. reading *vesse le bauere* is altered into *verse le b.* I should take *vesse* as an advanced AN. form of the familiar French *voici.* — The texts are not only reliable but fairly readable in spite of the fifteenth-century caprices of spelling in which the texts abound. Slight retouches, such as the application of the modern principles of the use of capital letters, would probably have been of some help to the modern reader.

A valuable feature in the Notes are the detailed bibliographical references. Many editors of ME. texts, even recent ones, do not seem to have paid sufficient attention to this aspect of textual editing.

In the following, I submit a few minor notes on the texts, notes, and glossary of Prof. Robbins's anthology. The numbers refer to poem and page.

9. 16. — *No more in can.* This is how the editor reads the line, which he takes to mean that the singer finds his cup empty. The line could also be read *no more I'n* (= *I ne*) *can*, 'I can say no more', 'words fail me'.

18. 27. — *Þe rede rose an te lilie flour.* It is interesting to note that the conventional association of roses and lilies, especially in reference to women, is also frequent in the symbolism of the Blessed Virgin (*li lis de virginité et la rose de pacience*). See, e.g., F. N. Robinson's note on line 220 of the Second Nun's Tale in his edition of Chaucer (p. 865).

22. 1. — *Al-ther-best* (also 62.2: *al-ther-most*). *Alther*, prefixed to many superlatives for purposes of intensification, is originally a (partitive) genitive plural (*aller*) of *all* and should therefore be printed as one word. It is true that according to *NED.* (*all* D 3 b), the nature of *alther* was later forgotten and the word written as *all there.* As the only ME. authority for *all there*, *NED.* quotes Utterson's edition (1817) of *Sir Gowther*, line 172: *Huntyng he loved al there best.* Yet Breul's more recent critical editions reads the line as *Hontyng lufde he aldur best* and does not give *all there* as a variant at all.

24. 14. — *Of pylgrymage.* — Should this be corrected into *on pylgrymage?*

27. — *Kyrie eleyson.* For this refrain, see Margit Sahlin, *Étude sur la carole médiévale*, diss. Upsala, 1940, particularly pp. 113—31 ('*Kyrie eleison*', *refrain dans la poésie populaire*).

33. 9. — *Do as god a nede.* The glossary enters *nede* in two

other meanings, but not in the meaning 'service', which the word has in this line. See *NED.*, *need* sb. 12. The whole phrase, *to do a god nede*, would also have been worth recording in the glossary.

33. 15. — *þer yse þe blac ys al my delyte.* I do not understand this line; should it be read as *þer y se . . .*?

44. 18. — *How iudicare cam in þe cred.* For a discussion of this phrase, see F. L. Utley, *Mediaeval Studies*, VIII, 1946, 303—9.

150. 4. — *So han y blys.* Is *han* a misprint for *hau?*

205. 5. — *Rialnesse.* This word is omitted in the glossary. The NED. (s.v. *rialness*) enters the word on the sole authority of Palsgrave (1530): Rialnesse, *royalté.*

205. 124. — *Foison.* The context seems to require the meaning 'nourishing power, nourishment' rather than 'abundance'.

Notes, p. 241 (No. 45). — *Byhalde merueylis: a mayde ys moder, Her sone her fader ys & broder . . .* These are not »unconnected biblical sentences», as they are described in the *Index* (No. 496), but attributes of the Virgin and Christ which frequently figure in medieval hymnology.

P. 268 (No. 126). — To the bibliographical references concerning medieval tombstone inscriptions may be added Thomas F. Ravenshaw, *Antiente Epitaphes (from A. D. 1250 to A. D. 1800)*, London, 1878, which includes a number of Latin, French, and English epitaphs from the Middle Ages. As the earliest epitaph in English (1370) it reproduces that of John the Smith, of Brightwell-Baldwin, Oxfordshire, which runs thus: —

Man com & se how schal alle dede be, wen þow comes bad & bare:
Noth hab ven ve away fare; all ys werines þat ve for care.
Bot þat ve do for godys luf we haue nothyng þare
Hundyr þis graue lys Johan þe smyth; god ȝif his soule heuen grit.

A rubbing of the inscription is also reproduced in facsimile. This and the many other versified English epitaphs from the medieval period printed in Ravenshaw's book are worth including in the second edition of the *Index.*

P. 290. — For *The blynde ettyth many a flye* see the *Oxford Dictionary of English Proverbs*, 2nd ed., p. 50.

Glossary. — *Dyrward* is only a spelling variant of *derworth* and ought therefore to have been entered under this word and not separately. — *Mayn* 'strength' is entered from 181. 18, but its earlier occurrence at 24. 8 has not been noted. — Although *puere* is entered from 198. 12, *pore* at 26. 16 is omitted. — On p. 312, col. 1, s.v. *on* 'one', the reference for *ene* is wrong.

Tauno F. Mustanoja

Jan Lannering, *Studies in the Prose Style of Joseph Addison* (Essays and Studies on English Language and Literature, ed. by S. B. Liljegren, IX). Diss. Upsala, 1951. Pp. 203.

The author belongs to the group of Swedish students of English working under the supervision of S. B. Liljegren, Professor Emeritus of Upsala, who up to recent years has inspired a large number of doctor's theses published in his *Essays and Studies on English Language and Literature.*

The present thesis by Mr. Lannering tackles problems that are not of the customary type. In dealing with sentence structure and some problems of diction in Joseph Addison's prose style, he keeps a constant eye on the rôle played by rhythmical features in Addison's manner of writing — a difficult as well as an interesting aspect.

In the Introduction Mr. Lannering gives an outline of his aims and his method. There are two corner-stones on which his treatment of the subject is based. First, Addison's position between Dryden and Johnson: he represents the first stage of maturity in the Neo-classical prose style, the epitome of the Neo-classical striving after order and balance. Secondly, there is Addison's debt to ancient classical tradition. He was a follower of Cicero and the Ciceronian style in contrast with the competing trend of what is called the Senecan school of style.

It is, I think, this historical aspect, present at every stage of the investigation, that so greatly contributes to the solid structure of this book. All that is put forward as typical of Addison's style is seen against the background not only of his own time but also against that of the classical Augustan age. The author, moreover, has taken the trouble to trace the use

of these two styles — drawing largely, of course, on other scholar's results — in the sixteenth and seventeenth centuries, with reference to parallel phenomina in France, which all helps the reader to follow the author's contentions and conclusions.

As his most valuable source of information Mr. Lannering gives the corrections and alterations found in Addison's manuscripts. Some use has also been made of statistical computations of certain items of style.

There are four central problems, corresponding to the four chapters into which the thesis is divided. The first chapter deals with the basic element of balanced prose, namely with parallelism in Addison's writings. The second contains an analysis of Addison's sentence structure. In the third chapter cadence, the rhythmic feature, is discussed, while the fourth deals with some problems of diction.

Parallelism, both symmetric and asymmetric, Lannering regards as one of the most conspicuous features. The explanation of this phenomenon, according to the author, is that, unlike Johnson, Addison aimed at making his prose as rhythmical as possible. The main point was not the intensifying of a given sense by doubling it — as it was with Johnson — but to ensure an easy flow of the prose. In general, Addison is seen to cultivate the aesthetic principle on which his most studiously formed prose — the discursive prose — was to rest, namely, the artistically applied richness of words, the *copia verborum* inherited from Cicero.

In the chapter on sentence structure Addison's prose texture is compared with that of the previous generation. Again, Mr. Lannering is most conscientious about the historical background. Yet, it seems as though Mr. Lannering has been infected in some measure with Addison's redundancy of words. His addiction to repeating what he has already said here becomes rather conspicuous, particularly in the paragraph dealing with complex sentences with one main clause. On the other hand, the conclusions that Mr. Lannering is able to draw are of real importance. He discerns three types of sentences: first, a hypotactic system, which he calls Addison's chief virtue. The stylistic import of this device is that the distribution of sense-content entails a spreading of emphasis from the main clause into the subordinate clauses, the main clause acting as a frame-work to secure coherence and unity. The second type has a more solid frame-work of two or more main clauses, and

the third what is described as parataxis of main clauses, said by Lannering to be the most characteristic because the most conspicuous. The author commends Addison's technique of coherence in keeping strictly to the natural order of speech. That rhythmic considerations, too, played an important part in this complex sentence structure is testified by the alterations in the manuscripts.

The last chapter, which deals with the imaginative elements in Addison's diction, is divided into two groups, the one discussing questions concerning literal diction, the other those of non-literal diction. As to the imaginative elements, Addison is found to approve them only provided they are apt, i.e., if they serve the mind of man in the quest for truth. Broadly speaking, he represents the extreme of repressed imagery in modern English prose, as before him Donne and the metaphysical school stand for the other extreme. Accordingly, the function of simile, metaphor, and allegory is almost exclusively illustrative. What Addison required of them was above all two things: that they should be apt, and that they should be agreeable.

So far, I think, Mr. Lannering has been able to penetrate very deep into the problems he set out to solve. But when he sets out to deal with the characteristics of general non-literal diction — that is, the use of adjectives, adverbs, and verbs as significant elements of Addison's prose style — his interest seems to have stopped just under the surface.

His opinion, for instance, that epithets for Addison were hardly more than conventional, non-expressive ornaments, seems to me misleading. To illustrate his contention Lannering quotes a passage consisting of 17 lines (p. 128). In these lines there are no less than 40 adjectives or adverbial adjuncts. The mere fact that such a number of adjuncts appear in so short a passage should call for an explanation. They are by no means general or common: *unspeakable, infinitely, exceedingly, prodigious, most hideous, most dissociable,* all belong in fact to the category of hyperbole, one of the main features of the new literary school, of Richardsonian sentimentalism.

Then there are a number of changes which Addison had made in his manuscripts. Thus *agreeably* stands for earlier *lovely* and *pleasing* for earlier *charming* or for earlier *gay* and, finally, *pleasing and beautiful* for earlier *bright and florid.* These alterations, Lannering says, were made partly for rhythmical

reasons, partly to change even perfectly harmless adjectives for more elegant but at the same time more general, diffusing epithets. They are, I think, rather comparable with those made by Thompson in his later versions of The Seasons, where he deleted words in favour of others that were becoming fashionable, emotionally-coloured words of the age. *Pleasing* is a very good example of a fashionable epithet.

Another point that is apparently overlooked in this investigation is the extensive use of the emotional plural as a stylistic device. This is obvious from Lannering's own examples on pages 26, 27, 33, 25, and 38, quoted to illustrate Addison's use of parallelism.

Printer's errors are few, a fact which testifies to careful proof-reading. Such amazing divisions of words as *foll-owing*, *reas-oning*, *pract-ises*, *pre-aching*, and *ty-pical* are, therefore, hardly excusable.

In the present thesis the imminent danger of getting lost in the maze of stylistic nomenclature has been successfully avoided. The author sets out to deal with what is really tangible in Joseph Addison's way of writing, leaving aside every abstract reasoning. It is a solid piece of scientific workmanship, in which the problems are clearly determined and consistently treated.

Erik Erämetsä

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

BULLETIN

DE LA SOCIÉTÉ NÉOPHILOLOGIQUE DE HELSINKI

VIERUNDFÜNFZIGSTER JAHRGANG

1953

HERAUSGEBER

ARTHUR LÅNGFORS

Professor em. der romanischen Philologie

PEKKA KATARA

Professor em. der deutschen Philologie

NEUPHILOLOGISCHER VEREIN IN HELSINKI
FINNLAND

INHALTSVERZEICHNIS

Aufsätze

Seite

Barrett, David, Totality and Determination, I: The Undetermined Noun 134
Enkvist, Nils Erik, The Functions of Magic in Milton's *Comus* 310
Gaiffier, Baudouin de, La source latine du Miracle *dou saint dent Nostre Seigneur*, attribué à Gautier de Coincy 195
Hakamies, Reino, Mots latins en *-leus* 97
—»— Trois termes de commerce: *netto, brutto, franco* 319
Kurvinen, Auvo, MS. Porkington 10, Description with Extracts 33
Lahti, Ilmari, La dénasalisation en français 1
Långfors, Arthur, Alfred Jeanroy in memoriam 193
Lindgren, Kaj B., Was ist Funktion? 305
Marchand, Hans, Notes on English Suffixation 246
Moyne, Ernest J., American Travelers in Finland 67
Nurmela, Tauno, Manuscrits et éditions du *Corbaccio* de Boccace 102
Ochs, Ernst, Elsässisch *kęlte* 244
Öhmann, Emil, Niederländische Lehnprägungen nach französischem Vorbild 144
—»— Kleine Beiträge zum deutschen Wörterbuch 149
—»— Zum sprachlichen Einfluss Italiens auf Deutschland, XIII: Administrative Ausdrücke 226
—»—Gottfried Ephraim Müller, ein Literat und Literaturkenner des 18. Jahrhunderts 237
—»— *Lauri V. Seppänen* u. *Kullervo Valtasaari*, Zur Geschichte des deutschen Suffixes *-ieren* 159
Price, Cecil, Some New Light on Chesterfield 272
Rosenfeld, Hans-Friedrich, Nd. *Buddel*, hd. *Flasche* 'Tölpel, Dummkopf', it. *Fiasco* 'Misserfolg', franz. *Bouteille* 'Fehler, Schnitzer', II 327
Seppänen, Lauri V., s. *Öhmann, E.*
Södergård, Östen, Une *Manière de parler* (Ms. Cambridge, Bibliothèque de l'Université, Ii. 6. 17) 201
Valtasaari, Kullervo, s. *Öhmann, E.*

Besprechungen

Aston, S. C., s. Year's Work.
Brown, Beatrice Dawn, Heningham, Eleanor K., & Utley,

Seite

Francis Lee, Ninth Supplement to a Manual of the Writings in Middle English, 1050—1400 (*Tauno F. Mustanoja*) 179
Brunel, Clovis, Les plus anciennes chartes en langue provençale (*Arthur Långfors*) 368
Brunet, R., Dictionnaire d'Œnologie et de Viticulture (*Eero Alanne*) 87
Brunner, Karl, Die englische Sprache: ihre geschichtliche Entwicklung (*Tauno F. Mustanoja*) 369
Constant du Hamel, publié par *C. Rostaing* (*Arthur Långfors*) 364
Delbouille, Maurice, s. *Henri d'Andeli.*
Draper, John W., The *Othello* of Shakespeare's Audience (*Cecil Price*) 181
D'une nonain ki issi de son abbeïe, publié par *Robert Guiette* (*Arthur Långfors*) 359
Ekström, Kjell, George Washington Cable: a Study of his Early Life and Work (*Walther Fischer*) 92
Fromm, Hans, Bibliographie deutscher Übersetzungen aus dem Französischen, I—V (*Emil Öhmann*) 290
Gaiffier, Baudouin de, Les sources latines d'un Miracle de Gautier de Coincy: l'apparition de Ste Léocadie à S. Ildephonse (*Arthur Långfors*) 357
Geffroi de Paris, Six Historical Poems, Written 1314—18, published by *Walter H. Storer* and *Charles A. Rochedieu* (*Arthur Långfors*) 84
Gennrich, F., Troubadours, Trouvères, Minne- und Meistergesang (*Arthur Långfors*) 176
Gryting, Loyal A. T., s. Venjance Nostre Seigneur.
Guiette, Robert, s. D'une nonain ki issi de son abbeïe.
Heningham, Eleanor K., s. *Brown, B. D.*
Henri d'Andeli, Le Lai d'Aristote, publié par *Maurice Delbouille* (*Arthur Långfors*) 82
Kuhn, Sherman M., s. *Kurath, Hans.*
Kurath, Hans, & Kuhn, Sherman M., Middle English Dictionary, Part *E*, 1 (*Tauno F. Mustanoja*) 292
Långfors, Arthur, Il cuide Dieu tenir par les piez (*P. Ruelle*) 85
Lindgren, Kaj B., Die Apokope des mhd. *-e* in seinen verschiedenen Funktionen (*Emil Öhmann*) 286
Livingston, Charles H., Le jongleur Gautier le Leu; étude sur les fabliaux (*Arthur Långfors*) 362
Lüdeke, Henry, Geschichte der amerikanischen Literatur (*Tauno F. Mustanoja*) 296

Seite
Malone, Kemp, Chapters on Chaucer (*Tauno F. Mustanoja*) .. 294
Mérimée, Prosper, Lokis, publié par *Raymond Schmittlein* (*Arthur Långfors*) 178
Moore, Arthur K., The Secular Lyric in Middle English (*Rossell Hope Robbins*) 89
Mossé, Fernand, A Handbook of Middle English, translated by *James A. Walker* (*Tauno F. Mustanoja*) 89
Nejdefors-Frisk, Sonja, George Moore's Naturalistic Prose (*A. Norman Jeffares*) 373
Olbrich, Wilhelm, Der Romanführer, I (*Erich Kunze*) 94
Quadri, Bruno, Aufgaben und Methoden der onomasiologischen Forschung (*Emil Öhmann*) 376
Rochedieu, Charles A., s. *Geffroi de Paris.*
Rohlfs, Gerhard, Romanische Philologie, II: Italienische Philologie; die sardische und rätoromanische Sprache (*Veikko Väänänen*) 81
Rostaing, C., s. Constant du Hamel.
Rozmyślanie o żywocie Pana Jezusa tzw. przemyskie. Podobizna rękopisu. Wydał i wstępem poprzedził *Stefan Vrtel-Wierczyński* (*Eino Nieminen*) 380
Schmittlein, Raymond, s. *Mérimée, Prosper.*
Setterquist, Jan, Ibsen and the Beginnings of Anglo-Irish Drama: John Millington Synge (*A. Norman Jeffares*) .. 371
Storer, Walter H., s. *Geffroi de Paris.*
Utley, Francis Lee, s. *Brown, B. D.*
Vasmer, Max, Russisches etymologisches Wörterbuch, I (*V. Kiparsky*) 377
Venjance Nostre Seigneur, The Oldest Version of the Twelfth-century Poem edited by *Loyal A. T. Gryting* (*Arthur Långfors*) 284
Vrtel-Wierczyński, Stefan, s. Rozmyślanie o żywocie Pana Jezusa.
Walker, James A., s. *Mossé, Fernand.*
Widnäs, Maria, La position de l'adjectif épithète en vieux russe (*V. Kiparsky*) 298
Year's Work in Modern Language Studies (The), XIII, 1951, edited by *S. C. Aston* (*Arthur Långfors*) 356

Eingesandte Literatur 184, 301
Mitteilungen 96, 191, 382

Helsinki 1953 Druckerei-A.G. der Finnischen Literaturgesellschaft